This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

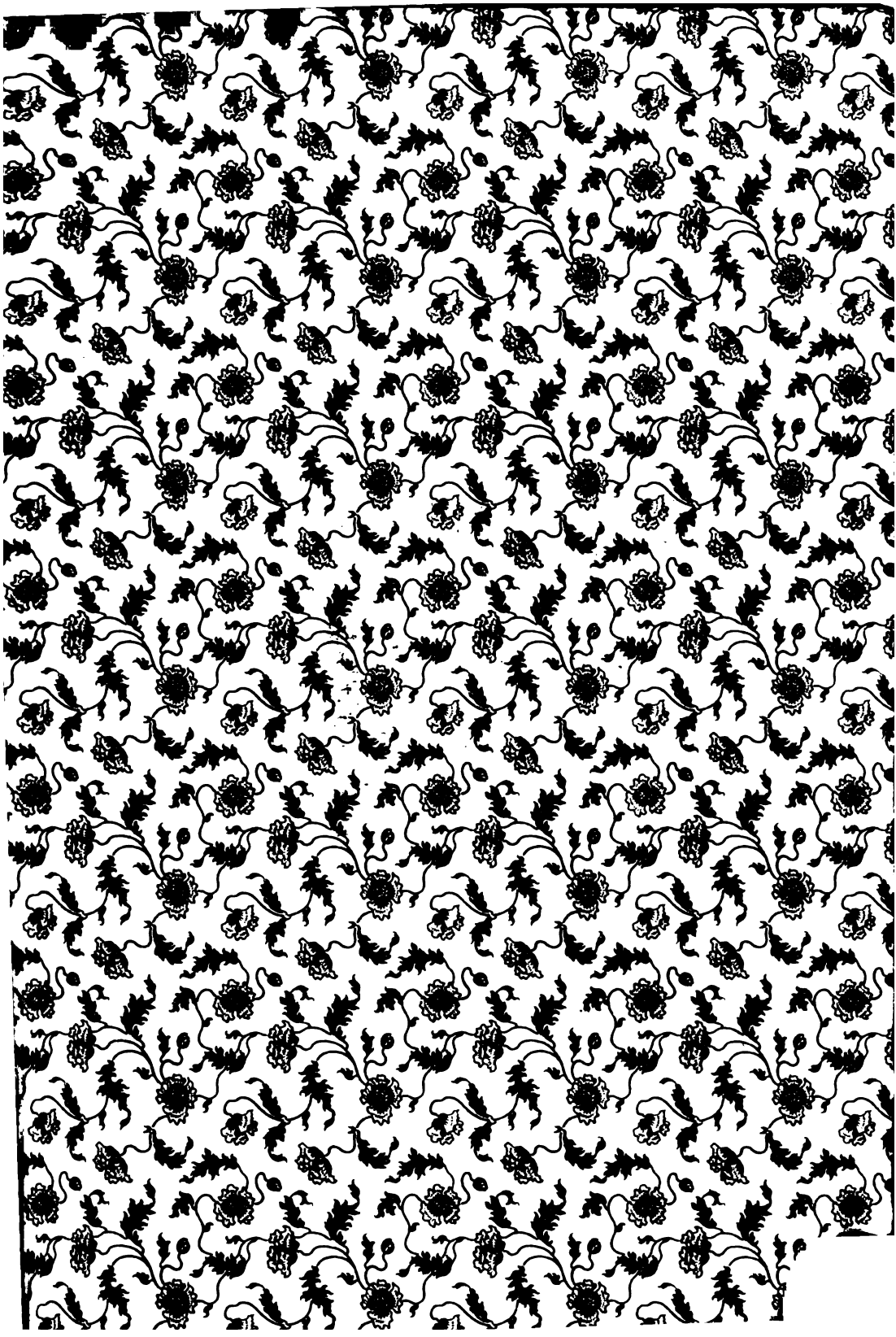
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Die Blütezeit

der

deutſchen politiſchen Lyrik

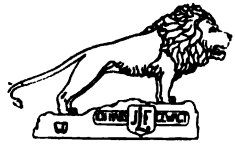
von 1840 bis 1850.

Ein Beitrag

zur deutſchen Literatur- und Nationalgeſchichte

von

Chriſtian Petzet.



München
J. F. Lehmanns Verlag
1903.

P 51
1 51 - bl

Druck von Georg D. W. Callwey, München.

German
Feldman
9-29-53
84040

Inhalt.

	Seite
I. Einleitung	1— 16
II. Der „freie deutsche Rhein“	17— 43
III. Hoffmann von Fallersleben	44— 98
IV. Franz Dingelstedt	99—128
V. Georg Herwegh	129—162
VI. Robert Prutz	163—181
VII. Ferdinand Freiligrath	182—214
VIII. Heinrich Heine	215—241
IX. Emanuel Geibel	242—259
X. Die österreichischen politischen Dichter	260—326
Anastasius Grün	263
Nikolaus Lenau	272
Karl Beck	275
Franz Grillparzer	280
J. Chr. Frhr. v. Zedlitz	285
Hermann Rollett	286
Achtundvierziger Freiheitssänger	288
Deutschböhmische Dichter	295
Deutsche Tiroler	306
Siebenbürgische Dichter	312
Andere österreichische Dichter	315
Sebastian Brunner	320
XI. Preußische Dichter	327—382
Ernst Moritz Arndt	327
Friedrich von Heyden	332
Fürst Lynar. G. F. Maßmann	336
Arnold Ruge. O. F. Gruppe	338
Wilhelm Wackernagel	339
Hermann Marggraff	343
Adolf Glaßbrenner	347
Reinhold Solger	352
Wilhelm Jordan	355
Bernhard von Lepel. Hermann Grieben	363

Seite

Bernhard Endrulat 364
Paul Heyse 367
Tagespoeten von 1848 368
Konservative Royalisten 372
XII. Schlesier . . . . . 383—406
Friedrich von Sallet 383
Titus Ulrich 386
Graf Strachwitz 389
Max Waldau 392
Rudolf von Gottschall 396
Freytag, Ring, Löwenstein u. a. m. 401
XIII. Sächsische und norddeutsche Dichter . . . . . 407—438
Sachsen 407
Thüringer 414
Niedersachsen mit Wesergebiet 423
Mecklenburger, Hamburger 427
Schleswig-Holsteiner 430
XIV. Bayern und Franken . . . . . 439—451
XV. Schwaben . . . . . 452—463
XVI. Rheinländer . . . . . 464—484
Westfalen und Rheinpreußen 464
Hessen 471
Badener 474
Elsässer 478
Schweizer 479
XVII. Ungenannte und pseudonyme Dichter, versificierte Volks- und Zeitungsstimmen . . . . . 485—499
Nachträge und Berichtigungen. 500
Gedichtanfänge und Citate 502
Namen- und Sachregister. 511

I.

Einleitung.

Das vorliegende Buch hat den Zweck, eine bisher in der Literatur nicht genügend gewürdigte Periode der deutschen politischen Lyrik zu genauerer Darstellung und zu allgemeinerem Verständnis ihrer Bedeutung für unsere nationalstaatliche Entwickelung zu bringen. Kann auch der überreiche Stoff durch unsre eingehende Darbietung nicht vollständig erschöpft werden, so wird sich doch ergeben, daß wir in dem Jahrzehnt, wo unsre beliebtesten und wirksamsten Nationallieder entstanden, wo die meisten und höchstbegabten vaterländischen Dichter sich der politischen Poesie widmeten, trotz mancher Einseitigkeiten, Mängel und Fehler, die selbst den Leistungen hervorragender Talente anhaften, eine literarische Blütezeit, zugleich aber auch ein wichtiges Stadium der geistig-sittlichen Vorbereitung und Grundlegung für den werdenden deutschen Nationalstaat zu erkennen haben. Ist nun das neue Deutsche Reich auch erst zwei Jahrzehnte später durch Staatskunst und Wehrkraft verwirklicht worden, so darf darum doch die Mitwirkung des deutschen Volksgeistes, zu dessen Trägern und Vertretern in erster Reihe die vaterländischen Dichter gehören, als wesentlicher Factor unserer nationalen Entwicklung nicht geringer eingeschätzt werden.

Bei dem regen Eifer, womit die deutsche Literatur seit Jahrzehnten nach allen Richtungen hin durchforscht wird, ist die verhältnismäßig geringere Beachtung, die der neueren politischen Lyrik zugewandt worden ist, eine auffallende Erscheinung. Indessen hat diese ziemlich naheliegende Gründe, von denen sich uns namentlich zwei aufdrängen.

Einerseits hat sich die ästhetische Theorie bei deutschen Fachgelehrten lange dagegen gesträubt, überhaupt die Berechtigung einer politischen Poesie anzuerkennen. Die Literaturgeschichte, die ja von diesem Vorwurf nicht betroffen wird, ist noch eine junge Disciplin. Sie hat die politische Lyrik zwar noch nicht ausreichend beachtet und behandelt, aber sie doch gegenüber der ästhetischen Geringschätzung in ihr prinzipielles Recht eingesetzt, indem sie nachwies, daß jener Zweig der lyrischen Poesie schon bei ver-

schiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten gepflegt worden ist und wiederholt hohe Blüte erreicht hat. Trotzdem war die ästhetische Doctrin gegen das politische Lied schwer zu besiegen.

Andererseits war auch die politische Entwickelung Deutschlands bis zum letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts wenig geeignet, dem vollen Verständnis solcher geistigen Elemente Vorschub zu leisten, die auf den Staat gerichtet sind und bei uns zur Vorbereitung und Grundlegung für den Nationalstaat dienten. Fehlten ja in dem deutschen Kernstaate Preußen bis zur Mitte des Jahrhunderts die unabweisbaren Mittel eines constitutionellen Staatslebens, während daneben der kleinstaatliche Liberalismus an der Ohnmacht der nationalen Zersplitterung seine engen Schranken fand. Solange die Politik im Leben des deutschen Volkes überhaupt eine so untergeordnete Rolle spielte, wie in der Reaktionsperiode von 1815 bis 1840, konnte auch die Poesie, „das Abbild des Lebens", keinen kernhaft politischen Charakter und keine entsprechende Geltung gewinnen. Erst wenn sich im Volke das Staats- und Freiheitsgefühl energisch regt, im Bürgertum das Streben nach verfassungsmäßigen Staatseinrichtungen, nach gesetzlich geordneter Beteiligung der Nation am öffentlichen Leben laut vernehmbar wird, kann und muß sich auch die Dichtung zum Widerhall solcher Bestrebungen machen. Aus diesem Grunde konnte noch in den Vierziger Jahren Wesen und Wert der politisch-literarischen Bewegung vielfach unterschätzt und mißverstanden werden, ja selbst noch längere Zeit, nach dem politischen Schiffbruch von 1848, in der Beurteilung der politischen Lyrik des bedeutungsvollen Jahrzehnts eine leichtfertige Oberflächlichkeit den Platz behaupten, die mit dem thatsächlichen Inhalt und Wert jener Literatur für unser nationales Leben in auffälligem Widerspruche steht.

Auf die Frage der grundsätzlichen Berechtigung der politischen Poesie hier näher einzugehen, ist wohl nicht nötig. Daß die Lyrik im Ausdruck der menschlichen Gefühle sich nicht auf Herz und Empfindung des von der bürgerlichen Gemeinschaft unberührten Individuums zu beschränken brauche, daß vielmehr der lyrische Dichter auch die Gedanken und Gesinnungen des an Volk und Vaterland, Staat und Recht, Gesellschaft und Zeitbewegung beteiligten Bürgers auszuprägen habe, ist von der Poesie von jeher erkannt und thatsächlich bewährt, schließlich auch von der ästhetischen Theorie immer mehr anerkannt worden. Auch Goethe hat sich dieser Erkenntnis trotz des viel mißbrauchten Citats: „Ein garstig Lied — pfui ein politisch Lied!" keineswegs entzogen, sie vielmehr durch eigene „Politica", sowie durch ausdrückliche Zustimmung, insbesondere zur politischen Lyrik Bérangers, bestätigt. Eine Wahrheit bestreiten zu wollen, die in der Kulturgeschichte seit den altgriechischen Zeiten feststeht, wo schon Tyrtäus

und Pindar dem politischen Liede das Bürgerrecht in der Literatur erwarben, würde heut ein aussichtsloses Unterfangen sein.

In Deutschland war das Recht des politischen Gedichtes allerdings eine Zeitlang durch Mangel an Anwendung für das allgemeine Bewußtsein in Zweifel gestellt worden. Hatte auch schon Walther von der Vogelweide in der Blütezeit des alten Reiches die politische Spruchdichtung schneidig in echt vaterländischer Gesinnung vertreten, so war doch seitdem Jahrhunderte hindurch unser Volk und Reich einer zersplitternden Ohnmacht verfallen, die den nationalen Geist in der Literatur nicht mehr zu vollwürdigem Ausdruck gelangen ließ. Nur im Volksliede lebte die politische Lyrik fort. Aus ihrem literarischen Tiefstand in jenen Jahrhunderten ragen nur Hutten und Logau als energische Anwälte mannhaften deutschen Nationalbewußtseins hervor. Erst im achtzehnten Jahrhundert, als deutsches Staatswesen auf neuzeitlicher Grundlage erstarkte und der große Preußenkönig, den alten Staufern ebenbürtig, den deutschen Namen zu neuem hohem Ansehen erhob, ward auch in der Literatur der nationale Gedanke wieder machtvoll lebendig, und Klopstock führte in die deutsche Lyrik die Ideen deutscher Vaterlands- und Freiheitsliebe zurück, die fortan unverlierbare Leitsterne unseres literarischen wie unseres politischen Lebens geblieben sind.

Mit Klopstock haben in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Ewald von Kleist, Uz, Ramler, Gleim, Schubart, in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Säculums Heinrich von Kleist, Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Uhland und Platen unsere politische Lyrik mit dichterisch wie historisch wertvollen und denkwürdigen Beiträgen bereichert. Wir begnügen uns mit diesem summarischen Ueberblick, da jene älteren Perioden unserer politischen Lyrik in mehreren Monographien, von Hoffmann von Fallersleben, R. Prutz, H. Marggraff, W. A. Passow, Carl Buchner, ausreichend dargestellt sind.

Schon im Hinblick auf die letztgenannten Dichter darf man wohl sagen, daß das vaterländische Zeitgedicht selbst gegenüber unsern humanistisch-universalen Dichterheroen noch einen Fortschritt, eine Erweiterung und Bereicherung des poetischen Kunstgebietes erreicht hat. Spielen auch in den Dramen Goethe's und Schillers, im „Götz von Berlichingen" wie im „Egmont", im „Wallenstein" wie in der „Jungfrau von Orleans", insbesondere aber in „Wilhelm Tell" die erhabenen Ideen von Vaterland und Freiheit ihre große Rolle, so müssen wir doch die volle Bewertung des deutsch-nationalen Moments im politischen Sinne bei unsern klassischen Dioskuren vermissen. Die Schuld liegt freilich daran, daß zur Zeit der Gipfelhöhe unserer Dichtung das staatliche Band des alten deutschen Reiches zerrissen, die Nation zu neuem politischen Bewußtsein noch nicht herangereift war und die

nationale Einheit fast nur auf Sprache und Literatur beruhte. In dem kleinfürstlichen Weimar von 1800 ein nationalstaatliches Ideal zu erfassen, war um so schwerer, als damals selbst auf der künftigen deutschen Reichshauptstadt nach dem der Fridericianischen Epoche gefolgten Rückschlag ein schwerer Druck lastete, unter dem nur die stärksten Preußenherzen die Hoffnung einer besseren Zukunft Deutschlands hochzuhalten vermochten. Kaum als wahrscheinliche, jedenfalls nur als ferne Zukunft konnte da der größte deutsche Dichter eine Zeit ahnen, in der es als eine Lust empfunden würde, „Deutscher mit Deutschen zu sein".

Mit den riesigen Kulturfortschritten des neunzehnten Jahrhunderts wurde auch in Deutschland das nationalstaatliche Streben zunächst durch die Literatur mächtig gefördert. Mit der in früher ungeahntem Maße erweiterten und vertieften Kenntnis und Beherrschung der Naturkräfte, mit der bis ins Wunderbare steigenden technischen und industriellen Entwickelung, mit dem immer kühner beschleunigten und fast schrankenlos ausgedehnten Verkehr, mit den tausendfachen sozialen Neubildungen und Ausgestaltungen, die der menschlichen Wohlfahrt in ihren mannigfaltigsten Bedürfnissen nach allen Verzweigungen hin zu genügen bestimmt sind, erschlossen sich nicht allein dem politischen Leben, sondern auch der Literatur nationale und Weltgebiete, die den erhabensten Geistern früherer Geschlechter noch völlig fremd waren. Während die Eisenbahnen die alten Schranken zwischen Staaten und Stämmen abschwächten, verminderten, niederlegten und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit stärkten, brachte die Philosophie Hegels den gebildeten Deutschen den Staatsbegriff und die Staatsbürgerpflicht zum Bewußtsein und Verständnis. Was Ernst Moriz Arndt schon 1813 gesungen: „Das ganze Deutschland soll es sein!" — das erschien jetzt auch dem beschränkten Horizont des Spießbürgers nicht mehr als bloße Träumerei: das deutsche Nationalgefühl gewann festen Boden und das Staatsbürgertum eine unverrückbare Grundlage im gesamten Volk und Vaterland.

In seiner patriotischen Schrift: „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung"*) hat Max Jähns darauf hingewiesen, wie sich seit den Freiheitskriegen Wissenschaft und Kunst immer mehr vaterländischen Vorwürfen zugewandt und dadurch zum Aufschwung der nationalpolitischen Poesie mitgewirkt haben. Die Geschichtsforschung beschäftigte sich jetzt mit Vorliebe mit den großen und lehrreichen Epochen der deutschen Vergangenheit: Raumer schrieb seine Geschichte der Hohenstaufen, Pertz sammelte die deutschen Geschichtsquellen; von der Romantik befruchtet, lieferte das neue Feld der Germanistik — nach Vortritt der Brüder Grimm von zahlreichen, zum Teil auch dichterisch begabten Forschern beackert — für die vaterländische Poesie wertvolle und dankbare Stoffe; die bildenden und darstellenden Künste

*) Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1896.

führten mit deutschem Gemüt durch Meißel und Stift, Griffel und Pinsel deutsche Männergestalten, heimatliche Landschaften und Denkmale, nationale Geschichtsbilder vor die Augen der Zeitgenossen; die Tonschöpfung selbst bemächtigte sich deutscher Volksweisen und deutscher Sagenstoffe — mußte da nicht auch die Poesie sich mehr und mehr mit vaterländischem Geist erfüllen, dem Dichten und Trachten, Sehnen und Streben des eigenen Volkes, der Betrachtung und Prüfung, der Besserung und Hebung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände den Mund leihen und als ihre Aufgabe erkennen, zu der neuen Entwickelung die Worte der Weihe zu sprechen?!

In der That hat denn auch die vaterländische Dichtung diese germanistische Entwickelung teilnehmend, fördernd, hebend und verklärend begleitet. Die Poesie wandte sich vielfach den altdeutschen Götter- und Heldensagen, mittelalterlichen Reichs- und Geistesfürsten, nationaldeutschem Wesen und Streben zu, und an den Pflanzstätten der höheren wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung wurde von führenden Lehrern und empfänglichen Studierenden in zurückschauender Erinnerung, idealistischer Neubelebung und Verklärung, zukunftssicherer Prophezeiung und Mahnung Alldeutschlands weltgeschichtlicher Beruf, seine Einigung, seine Macht- und Ehrenstellung wenigstens in der Poesie fest im Auge behalten. Insbesondere die akademische deutsche Burschenschaft hat, die Tradition der Arndt, Körner, Schenkendorf aus den Freiheitskriegen fortsetzend, wie durch ihren Bundesgedanken, so auch durch ihre lyrischen Dichter das Ideal der deutschen Einheit und Freiheit auch in der bundestägigen Reaktionsperiode trotz aller Verfolgungen und Unterdrückungsversuche unentwegt aufrecht erhalten und wesentlich dazu beigetragen, den national-staatlichen Bestrebungen in den höher gebildeten Volkskreisen die Wege zu bereiten und kräftigen Aufschwung zu geben. „Vaterlands Söhne, traute Genossen" schwärmten Tausende mit Follen, „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" klagten Tausende mit Binzer; sie wollten „das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich, woll'n predigen und sprechen vom heil'gen deutschen Reich."

In dem sehnsüchtigen und energischen Streben nach politischer Freiheit, nach dem modernen Nationalstaate folgte das deutsche Volk dem allgemeinen Programm der europäischen Kulturnationen im neunzehnten Jahrhundert. Zwar die staatliche Einheitsfrage war für Frankreich und England längst gelöst, aber die liberalen und sozialen Forderungen der neueren Zeit waren auch bei den vorangehenden Nationen die bewegenden Ideen der poetischen Literatur. Italien vollends, das noch ältere der führenden Kulturvölker, war in der Frage der staatlichen Einigung wie in der freiheitlichen Entwickelung in ganz ähnlicher Lage wie Deutschland. Unter solchen Umständen mußte das Vorbild der politischen Dichter Englands und Frankreichs auf unsere poetischen Chorführer

einwirken, und Lord Byron wie Robert Burns, Béranger wie Viktor Hugo haben bei Heinrich Heine und Hoffmann von Fallersleben, bei Herwegh und Freiligrath ihre Spuren hinterlassen.*) Daß später auch die dichterischen Vorkämpfer Italiens, Giusti und Leopardi, in Deutschland volle Würdigung und Sympathie gefunden haben, ist ebenso selbstverständlich. **) In der europäischen Kulturgemeinschaft haben auch slawische Freiheitssänger bei uns ein Echo gefunden. Der Wert der deutschen politischen Lyrik wird dadurch um so weniger beeinträchtigt, als unsere zeitgeschichtliche Dichtung an Vielseitigkeit wie ethischem und ästhetischem Gehalt wohl das Meiste bietet und in ihren besten Leistungen hinter denen des Auslandes nicht zurücksteht.

Welche Schattenseite der deutschen Empfänglichkeit für fremdländische Eindrücke in sachlicher Hinsicht anhaftete, hatte bis in die Dreißiger Jahre gerade unsre zeitgeschichtliche Dichtung bewiesen, die vom damaligen Mangel deutschen Bewußtseins ebenso beredtes wie beschämendes Zeugnis ablegte. Welcher Mangel an vaterländischem Selbstgefühl bekundete sich schon in der Bewunderung und Lobpreisung Napoleons, der, so groß er als Feldherr und Politiker für seine Franzosen war, dem Deutschen als Feind und Unterdrücker seines Volkes und Vaterlandes doch nimmermehr eine verehrungs- und vergötterungswürdige Gestalt sein konnte! Trotzdem gehörten die dichterischen Verherrlichungen des fremden Soldatenkaisers bis 1840 zu den Hauptthemen deutscher Zeitdichter und zu den Lieblingsliedern des deutschen Philistertums. „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'" wurde mit einer Inbrunst gesungen, als ob sichs um unsre heiligste deutsche Sehnsucht handelte, und nicht allein das Grab auf St. Helena, sondern auch das des „Königs von Rom", von deutschen Dichtern in wehmütigen Nänien gefeiert, fesselten wie nationale Heiligtümer stets aufs neue das tiefgefühlte Interesse deutscher Sangesbrüder und ihrer Zuhörer. Die menschlich schöne, politisch oft so schädliche Eigenschaft unserer Landsleute, sich für fremdes Leid und fremde Wohlfahrt mit wärmster Teilnahme hilfreich oder doch mindestens moralisch einzusetzen, kam in den Zwanziger Jahren den Griechen, in den Dreißigern den Polen, von denen beiden wir wenig Dank ernteten, noch in den Vierzigern — den Tscherkessen zu gute, deren Freiheitskämpfe unsre lebhafte Bewunderung erweckten. Deutschböhmische Dichter liberaler Richtung begannen sogar ihre poetische Laufbahn mit der Verherrlichung tschechischen Heldentums und fanden auch dafür den aufrichtigen Beifall des deutschen Lesepublikums.

Am allermeisten zu bedauern und am tiefsten beschämend war

*) Für die vergleichende Literaturgeschichte besonders wertvoll ist eine noch unvollendete Schrift von Dr. Träger, deren gedruckter Teil mir durch die gütige Vermittelung von Herrn Prof. Dr. Fr. Muncker zugänglich gemacht wurde.

**) Ueber die politische Poesie Italiens orientiert vorzüglich Paul Heyse's Einleitung zu seiner Uebersetzung Giusti's.

und ist es, daß diese Ueberschätzung und Verhimmelung fremden, uns oft feindseligen Wesens verbunden war mit schmählichen, selbstschänderischen Verunglimpfungen edelster Glieder des eigenen deutschen Volkstums. In leider nicht allzuengen Kreisen partikularistischer Autochthonen und verbissener Querköpfe ergötzte man sich im vormärzlichen Deutschland vielfach mit gehässigen Spottliedern auf unliebsame Landsleute, in Mittel- und Süddeutschland namentlich auf Preußen und auf seine „Soldateska" — das hieß doch nichts anderes als auf das damals für ganz Deutschland den Wehrdienst besorgende deutsche Volksheer, das schließlich nach ein paar Jahrzehnten das Hauptstück der ernsten Arbeit für Deutschlands Einigung, Selbständigkeit und Ehre thun mußte. Und von solchen unrühmlichen Verfehlungen haben sich sogar einige unserer sonst verständigsten und verdientesten Zeitpoeten nicht freizuhalten gewußt!

Indessen mußte das Gemeine zu Boden sinken, das Tüchtige und Edle im Strome der großen Bewegung wurde durch Irrungen und Wirrungen nur vorübergehend getrübt..

Ward auch im Deutschen Bunde die intensive Spannkraft der burschenschaftlichen Sehnsucht nach Entrollung des schwarzrotgoldenen Banners der nationalen Einheit von Bundeswegen nach Kräften gehemmt und unterdrückt, die Mahnung an Kaiser und Reich vom treuen Gelöbnis zur resignierten Elegie abgedämpft, so war doch die nationale und liberale Idee im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts immer mehr erstarkt und aus den akademischen in die weiteren bürgerlichen Kreise hineingetragen worden. So war der Zeitpunkt gekommen, wo das politische Lied der neuen freien Zeit volle Empfänglichkeit und allgemeines Verständnis finden konnte. Ein Nationallied für Alldeutschland, wie „Deutschland, Deutschland über Alles", konnte kein Weimaraner von 1800, konnte nun, nach 1840, ein Hoffmann von Fallersleben, eine Ahnung der großen deutschen „Wunderblume" ein Freiligrath, einen Mahnruf für die seemächtige deutsche Flotte ein Herwegh, ein Preislied auf Deutschland als das „Herzblatt der Weltenblüte", die „Völkerwehre", den „Stern der Ehre", das „Land des Rechtes", das „Land des Lichtes" ein Graf Strachwitz dichten, glaubensstarke, zukunftssichere Weisagungen auf Kaiser und Reich konnten erst nach 1840 Geibel und Wilhelm Jordan dichterisch gestalten.

In großzügigem historischem Rückblick auf die überschrittenen Stufen im Leben der Kulturvölker hat einer der berufensten politischen Dichter, Anastasius Grün, ein Vorläufer der Epoche von 1840, Wesen und Wert des politischen Liedes in markigen Worten zusammengefaßt:

„Politisch Lied, du Donner, der Felsenherzen spaltet,
Du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Du Feuersäule, dem Volke aus Knechtschaftswüsten hellend,
Du Jericho-Posaune, der Zwingherrn Bollwerk all' zerschellend!

Sieghafter Sparterfeldherr, der Freiheit Türmer du,
Du Todeslawine Murtens, Baſtillenſtürmer du,
Zornwolke, deren Blitze der Corſe zucken ſah,
Du Sterberöcheln der armen, gemordeten Polonia!

Du heiliger Gral, Goldſchale mit des Erlöſers Blut,
Wenn ſie zur rechten Stunde in rechten Händen ruht,
Schiffbrücke du den Deutſchen zur Rache über den Rhein,
Du griechiſch Feuer der Klephten, du heller Juliſonnenſchein!

Du ſchwebſt wie Fahnen und Adler den Heeren rauſchend vor:
Veit Weber und Tyrtäos, Rouget und Arndt im Chor!
Da „Ça ira!“ — die Klänge aus Berangers Verließ!
„Noch iſt Polen nicht verloren!“ — „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ!“

In weltgeſchichtlichem Ueberblick erinnert der beredte Apologet des politiſchen Liedes an eine Reihe von hochbedeutſamen Geiſtesthaten und Machterfolgen durch berühmte Nationalgeſänge, die ſich denen der größten Heerführer ebenbürtig an die Seite ſtellen. Auf den Höhen der Menſchheit, ſagt der Dichter mit Recht, gehen Sänger mit Königen. Die Beiſpiele Grüns ſind der Geſchichte alter und fremder Völker zahlreicher entnommen als der unſres eigenen Vaterlandes, aber die deutſche Geſchichte, zumeiſt die der neueſten Zeit, würde gerade auf Grund der von uns ins Auge gefaßten Periode der politiſchen Dichtung weitere ähnliche Zeugniſſe der Kraft und Wirkung des vaterländiſchen Liedes liefern können. Unſere nationale Lyrik darf ſich rühmen, die frühere allzubeſcheidene Zurückhaltung in der Verwertung national-ſtaatlicher und volksfreiheitlicher Ideen ſeit 1840 wett gemacht und eine Fülle vortrefflicher, von wahrhaft nationaler Geſinnung und Empfindung erfüllter Zeitgedichte hervorgebracht zu haben. Mit berechtigtem Selbſtgefühl darf der Deutſche, ſofern er nur die Schätze ſeines Schrifttums kennen zu lernen einigermaßen bemüht war, die politiſche Lyrik ſeiner Nation mit derjenigen der ſtaatlich ſchon vor Deutſchland glücklicher entwickelten Weltmächte zu Vergleich und Wettkampf herantreten laſſen.

Ueber die thatſächliche praktiſche Wirkung des politiſchen Liedes im deutſchen Volke gibt die Apoſtrophe Anaſtaſius Grüns im Vergleiche mit ſeinen mehrfachen Hinweiſen auf fremdländiſche Erfolge eigentlich nur ein Beiſpiel, indem der Dichter das politiſche Lied als unſre „Schiffbrücke über den Rhein“ anſpricht. Mit vollem Rechte darf aber ſchon ganz im allgemeinen die Wirkſamkeit des politiſchen Liedes bei uns hoch eingeſchätzt werden. Bis zum ſiebenten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts war bei der ſtaatlichen Zerriſſenheit die nationale Einheit vorzugsweiſe durch Sprache und Literatur zu erſtreben und zu wahren, und der politiſchen Lyrik fiel in erſter Reihe die Aufgabe zu, das mangelnde politiſche Einheitsband ſo gut als möglich durch immer wachen Mahnruf wenigſtens als Zielpunkt darzuſtellen und feſt-

zuhalten. Daß auch diese Aufgabe gegenüber dem politischen Jammerstande des mittel- und kleinstaatlichen Deutschlands vor 1848 — wie selbst noch bis 1866 — nicht ganz leicht und darum sehr verdienstlich war, und daß sie von vielen unserer meisten politischen Poeten jenes Zeitraums in anerkennenswerter Weise gelöst wurde, ist für den Sachkundigen außer Zweifel gestellt. Darf der Baumeister des neuen deutschen Reiches als beste Autorität für die Beurteilung dieser Frage gelten, so ist es wohl angezeigt, daran zu erinnern, daß Fürst Bismarck noch im hohen Greisenalter den wertvollen Beitrag der Pflege des vaterländischen Liedes zur geistigen Erziehung des Volkes für den Nationalstaat in einer Ansprache an die Vertreter der deutschen Gesangvereine mit warmen Worten anerkannt hat. Noch viel bedeutsamer erscheint in gleicher Richtung des ersten Reichskanzlers wiederholt ausgesprochene Schätzung der Imponderabilien des deutschen Volksgeistes, in denen der große Staatsmann bei allen seinen unvergleichlichen Erfolgen in Diplomatie und Staatsleitung doch ein unentbehrliches Komplement seines Werkes anerkannte. In dieser Gesinnung hat der von Grund aus konservative preußische „Königsdiener" aufrichtig mit dem nationaldeutschen Liberalismus zusammengewirkt, der nicht zum wenigsten auf jenem nationaldemokratischen Boden erwachsen war, den die politische Lyrik der vormärzlichen Zeit als einflußreichste Vertreterin der damaligen Opposition bepflügt und bearbeitet hatte. An dem neuen Reichsbau der Sechziger und Siebziger Jahre halfen als eifrige Werkleute die Männer, deren Jugend von der vormärzlichen Bewegung und ihren poetisch-publizistischen Chorführern ihre tiefsten politischen Impulse erhalten hatte. Auch an ihnen hat sich das Dichterwort wort bewährt: „Was die Jünglinge schwärmen und dichten, Werden's ins Werk als Männer richten."

Von den Werken des reiferen Mannesalters zum Traum der Jugend zurückgreifend, haben wir den Ausgangspunkt unserer geschichtlichen Darstellung noch näher zu begründen.

Das Jahr 1840 konnte, wie schon gesagt, seine epochale Bedeutung für die politische Lyrik nur dadurch gewinnen, daß damals die Entwickelung des öffentlichen Geistes in Deutschland diejenige Stufe erreicht hatte, die für die Produktion wie für das Verständnis jener Lyrik genügend und notwendig war. Indessen gehörten noch besondere Anstöße dazu, den raschen und starken Aufschwung des vaterländischen Zeitgedichtes zu fördern.

Solche Anstöße wurden im Jahre 1840 mehrere gegeben. Beim Herannahen des vierten Säcularfestes der deutschen Erfindung der Buchdruckerkunst mußte sich die Nation ihres hohen geistigen Führerberufs aufs neue ebenso mächtig bewußt werden wie der dieser Mission so wenig entsprechenden, unwürdigen politischen Stellung, die sie unter den großen europäischen Kulturvölkern einnahm, und daraus ergab sich die dringende Mahnung zu

energiſchem Vorwärtsſtreben auf der Bahn zur ſtaatlichen Einigung und zum freiheitlichen Fortſchritt.

Einen zweiten Antrieb zu denſelben Zielen glaubte man in dem preußiſchen Thronwechſel vom 7. Juni 1840 finden zu dürfen. Nachdem König Friedrich Wilhelm III. die deutſchpatriotiſchen und liberalen Hoffnungen durch Feſthalten am abſolutiſtiſchen Regierungsſyſtem enttäuſcht hatte, verſprach man ſich um ſo mehr von ſeinem Nachfolger. Geiſtvolle Männer, die dieſem näher ſtanden, ſchrieben ihm große ideale Pläne zu. Chriſtian Karl Joſias Bunſen rühmte in einem Gedicht, das ſchon lange vor 1840 geſchrieben war, in ſeiner „Aſträa" gegenüber den liberalen Anzweiflungen vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm:

„Er zürnt der Neu'rung Toben, weil ſie die Freiheit hemmt
Und wahren inn'ren Lebens Geſtaltung feindlich dämmt.
Er ſchützt was groß, weil Kleines er heben will empor,
Liebt Altes, weil zu bauen ihn lüſtet neuen Chor.
Wo Vorzeit ihm die Steine zum hehren Baue reicht,
Der Freiheit junges Leben zu heil'gem Dome ſteigt.
Ja nie Geſeh'nes ſchafft er, des heil'gen Reiches Bau,
Des Vaters höchſtes Sehnen bringt Allen er zur Schau.
Was tauſend Jahr vergebens erſtrebt das Vaterland,
Wird raſch ſich dann erheben von ſolches Bauherrn Hand."

In ſolch ſtrahlender Beleuchtung wurde der neue „Romantiker auf dem Throne" bei ſeinem Regierungsantritt von Tauſenden geſehen und aufs wärmſte begrüßt. Daß auch er die nationalen wie die liberalen Erwartungen ſchwer enttäuſchen würde, blieb erſt der traurigen Erfahrung vorbehalten, die Preußen und Deutſchland mit dem hochſinnigen, aber leider ſo charakterſchwachen Monarchen machen mußte.

Der dritte Anſtoß, der kräftigſte und nachhaltigſte für die deutſchnationale Stimmung und Bewegung, wurde auf internationalem Gebiete von unſeren alten Gegnern jenſeits der Vogeſen durch die Bedrohung der Rheingrenze gegeben. Hierauf werden wir ausführlicher zurückkommen müſſen. Zunächſt ſei nur geſagt, daß die franzöſiſche Kriegsdrohung das deutſche Nationalgefühl energiſch wachrief. Wie tief und allgemein dadurch Deutſchland aufgerüttelt wurde, bezeugt uns König Ludwig von Bayern, der in einem Gedichte: „Die Teutſchen ſeit dem Jahre 1840" jubelnd ausruft:

„Endlich iſt gelöſt des Bannes Siegel,
Freudig ſind die Herzen aufgethan,
Und das Leben wird des Denkens Spiegel,
Und zur Wahrheit, was erſchien als Wahn . . .
Teutſcher Sinn erſchien verweht, verloren,
Ewig bleibend nur ein Ideal,
Das nie war, das niemals wird geboren,
Blos ein kalter lebenloſer Strahl.
Doch der Lärmſchuß tönte aus dem Weſten,
Donnerte durch jegliches Gemüth,
Alle, die Geringſten, wie die Beſten,

Sind von Lieb' zum Vaterland erglüht.
Was die Seelen Wen'ger nur durchdrungen,
Was die Meng' behandelte mit Hohn,
Hält die Teutschen alle fest umschlungen
Von der niedern Hütte bis zum Thron." ....

Hoffnungsfreudig schließt der königliche Sänger:

„Zeuge sei des Kölner Doms Vollendung
Teutscher Eintracht und Beharrlichkeit,
Daß vorüber nun ist die Verblendung,
Heil'ges Denkmal einer großen Zeit!"

In der That waren die Deutschen durch den „Lärmschuß aus dem Westen" zu lebhafterem politischen Bewußtsein erwacht, und die Lyrik lieferte davon den Beweis. Von den nebelhaften Gebilden unklarer Empfindungen und Anschauungen, wie sie von einem „süßen Engelsbild" der Freiheit in Schenkendorfs Liede, von einem Vaterland, „soweit die deutsche Zunge klingt", in Arndts Fragesang, wenn auch noch so feurig voranleuchtend, Gestalt gewonnen hatten, schritt jetzt die Lyrik zu bestimmt erfaßbaren, konkreten Zielen vor, die dem Gefühl und der Phantasie trotzdem noch genügenden Spielraum boten, um den ästhetischen Anforderungen zu genügen. Solche positive Themen wurden im Verlaufe der Vierziger Jahre in reicher Anzahl geboten. Der Rheinfrage, die von den Poeten anfänglich nicht eben glänzend, aber um so vielseitiger und gründlicher behandelt und schließlich doch befriedigend gelöst wurde, folgten in der preußischen und deutschen Politik immer mehr sich häufende und verstärkende Vorwürfe das Vaterlandsgefühl und das Freiheitsstreben anregender und aufregender Angelegenheiten und Ereignisse, die für das Zeitgedicht willkommene und vielfach geeignete Stoffe boten: die verschiedensten Reform- und Restaurationsprojekte Friedrich Wilhelms des Vierten, die Berufungen von Patrioten, Poeten, Künstlern nach Berlin, der Kölner Dombau, der Brand von Hamburg, die bayerische Walhalla, das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, das Attentat des Bürgermeisters Tschech, die schlesische Webernoth, die Leipziger Augustereignisse von 1845, der offene Brief König Christians von Dänemark, die Verfolgung deutscher Schleswigholsteiner, der preußische vereinigte Landtag von 1847 — eine Fülle wichtiger und bedeutsamer Begebenheiten der vormärzlichen Jahre. Es läßt sich nicht leugnen, daß bei den meisten jener Vorkommnisse die damals sehr beliebte und verbreitete Demonstrationssucht, ein Hauptmerkmal der vormärzlichen Opposition von Ostpreußen bis Baden, durch eine ungeschickte Polizei nur noch bestärkt, eine große Rolle spielte, aber um so entschiedener ist auch zu konstatieren, daß mit der dichterischen Behandlung jener zeitgeschichtlichen realpolitischen Thatsachen und Pläne, Fragen und Angelegenheiten für Deutschland jene Poesie in die Erscheinung trat, die, wie Gutzkow sagt, „im Leben der Gegenwart wurzelt und von ihren Gedanken getragen wird."

Das Jahr 1848 vollends, das Jahr der ersten großen, die ganze Nation erfassenden Freiheits- und Einheitsbewegung, gab hundertfältigen Stoff zu einer vaterländischen politischen Lyrik von ebenso actueller wie sensationeller Gehaltsfülle, Gemeinverständlichkeit und Massenwirkung. Idealistische Freiheitsgrüße an den Völkerfrühling, Jubelrufe über den Sturz der Volksbedrücker und den Fall der Kerkerschranken, Hoffnungsfreude über die Erfüllung des alten Traumes von der Wiederkehr von Kaiser und Reich vermischten sich mit den praktischen Forderungen des deutschen Parlaments, des Reichsverwesers, der Grundrechte, der neuen Bundesverfassung, der Kaiserwahl, bald leider auch mit den Enttäuschungen durch schmachvolle Unthaten verblendeter Volkshaufen, hinterhaltige und gewaltthätige Mißgriffe einer rachgierigen Reaktion. Hatte schon die vormärzliche Lyrik die Bundesgenossenschaft der Didaktik und der Satire annehmen müssen, so wurde jetzt diesen Gattungen der Zeitdichtung in schärfsten Formen überreiches Material zugeführt, und das Epigramm, das Rügegedicht und die politische Elegie konnten nach 1849 und 1850 nur langsam verstummen. Die politische Lyrik des Jahrzehnts erhält dadurch ihre volle Ergänzung.

Daß für die zeitgeschichtlichen Stoffe in ihrer poetischen Behandlung sich überall die entsprechenden kongenialen Meister gefunden hätten, kann freilich nicht behauptet werden. Auch ist von vornherein zuzugeben, daß selbst bei den namhaftesten unserer politischen Dichter die formelle Behandlung ihrer politischen Themen keineswegs überall als unbedenklich oder tadellos betrachtet werden kann. Vielfach ist die leichtfertige Form, in der mehrere der politisch-poetischen Chorführer ihre Ephemeriden zu verfassen und herauszugeben liebten, ohne Unbilligkeit auch nicht einer strengen ästhetischen Beurteilung zu unterziehen: weder Hoffmann noch Dingelstedt und selbst Heine würden für manche ihrer Zeitgedichte die Anerkennung einer kunstschönen Form beansprucht haben. Dagegen wird man bei anderen ihrer Poesien, namentlich aber bei nicht wenigen Gedichten von Herwegh, Prutz, Freiligrath, Geibel, Jordan, Waldau, Seeger, Kinkel, Keller und so manchen weniger oft genannten Poeten eine formelle Gediegenheit und Feinheit anerkennen müssen, die den Vergleich mit klassischen Meistern auszuhalten recht wohl im Stande ist. In dem reichen Schatze der politischen Lyrik der Vierziger Jahre finden sich wahre Perlen, deren echter Glanz freilich oft nur von wenigen Augen erkannt und gewürdigt wurde.

Daß der politischen Lyrik auch in ihrer Blütezeit von 1840 bis 1850 die Schattenseite nicht fehlte, daß mit ihr auch Mißbrauch getrieben worden ist, wollen wir, um einer Mißdeutung unserer Schätzung derselben vorzubeugen, von vornherein ausdrücklich betonen. Selbst bei Häuptlingen findet sich inhaltlich wie ästhetisch Verwerfliches, Grundfalsches, Niedriges, Gemeines, Unwürdiges;

falsches Pathos, hohle Rhetorik, tadelnswerte Nachlässigkeit im Gebrauche der poetischen Formen. Einige unserer namhaften politischen Dichter haben die Würde ihres Berufs soweit vergessen, daß sie sich zu persönlichen Anwürfen gegen edle Männer selbst auf Grund körperlicher, ihnen angedichteter Fehler und Schäden herbeiließen! — So berechtigt die politische Satire erscheint, wenn sie solche persönliche und zeitliche Typen vorführt und geißelt, die für allgemeinere Laster und Gebrechen als Beispiele dienen — die großen Satiriker der Griechen und Römer, der Franzosen und Italiener haben ja auch bei uns ehrenhafte Nachfolger gefunden — so kleinlich und beschämend muß uns die nörgelnde Gehässigkeit vorkommen, die von sich selbst überschätzenden Poeten gegen Zeit- und Berufsgenossen verspritzt wird, deren Verbrechen nur darin besteht, ästhetisch oder politisch anderen Ansichten zu huldigen, oder wohl gar nur dem eigenen persönlichen Schönheitsbegriff nicht zu entsprechen.

Anastasius Grün, der als einer der ersten Wortführer des politischen Liedes auch bald dessen Kehrseite gründlich kennen lernte, hat diese ebenfalls so treffend geschildert, daß wir besser als in kritischen Ausführungen mit seinen darauf bezüglichen Strophen eine Vorkritik jener Erscheinung für die Vierziger Jahre geben können, die selbst noch für die Gegenwart gilt. Nach den oben mitgeteilten Kernversen fährt er in seiner Apostrophierung des politischen Liedes fort — und seine scharfe Polemik wird mehrfach durch Herwegh und seine oft wenig berufenen Nachahmer gerechtfertigt —:

Du sprichst befreiend, warnend, Cassandra unsern Tagen,
Uns Ohr hat uns dein Wehruf, doch nicht umsonst geschlagen.
Ein Buhlweib hat vors Antlitz schlau deine Maske genommen,
Doch durch die Larve funkeln nicht deine Augen, die klugen, frommen!

Sollst du das sein? dieß Winseln bezahlter Leichenweiber
Um den erlognen Leichnam, gespielt vom Possentreiber!
Der Tote nimmt sein Laken und tanzt zu Schmaus und Scherz;
Weh', rühren solche Hände die Gottesharfe Menschenherz!

Sollst du das sein? dieß schleichend Gespenst von Löschpapier.
Dein Harnisch Landtagsakten, ein Zeitblatt dein Panier,
Den National, zum Dreispitz geformt, als Claque am Arme,
Gefüllt mit Zeitungswinden den Dudelsack, daß Gott erbarme!

Papier dein rauschender Mantel, dein Herzblut Druckerschwärze!
So wird das Lied gewinselt vom großen Zeitenschmerze,
In Reime die „Allgemeine" gebracht und nun sub rosa
Noch komponiert dreistimmig — wir lesen lieber sie in Prosa.

Traun, auch in Prosa läßt sich Erträgliches noch sagen,
Ein keck Scharmützel wagen, ein herzhaft Treffen schlagen;
In Versen schrieb Washington den Brief der Freiheit nicht,
Der Herr selbst sprach in Prosa das große Wort: Es werde Licht!

Es kreucht Gewürm: Notizen und spinnt die Blätter entlang,
Spinnt weiche Seide die Raupe? Nein, blanken Namen den Strang!
Nun schwingt sie als Lied die Flügel! Will's dir zu Ohr nicht schallen,
Und du gebst seitab schweigend — hui, bist eidbrüchig, abgefallen!

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durchs Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverei'n;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sklav' ich sein!

Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,
Die Poesie, im Feldrock der Politik zu fechten!
Im Mondlichttraum des Waldes o laßt die Jägerin schweifen,
Ist's Zeit, wird die Amazone nach Schwert und Chlamys zürnend greifen!

Ist's Zeit, wird Speere säen der Sämann goldner Saaten,
Unmünd'ge Kinder nur spielen in Friedenszeit Soldaten;
Ein Tellgeschoß trifft besser, das, muß es sein, trifft Herzen,
Als Perserpfeile tausend — Heuschrecken, die den Tag nur schwärzen!

Das Wort, das deutsche, freie, wir nimmer missen können!
Doch lernt, auch Fürstenlippen ihr freies Wort zu gönnen!
Die Zeit will euch mißfallen: Gefallt wohl ihr der Zeit,
Die, was sie baut, zertrümmern und die entweihn, was sie geweiht?

Was nennt ihr heilig? Schützen vor eurem Hohn die Narben,
Der Kranz den greisen Fechter, das Leichentuch, die starben?
Ihr grollt mit Gott?! Der Herrgott wird wohl abmagern vor Weh!
Entsetzt es dich, Hyäne, dein Spiegelbild zu schau'n im See? .....

Erlösen wollt ihr die schöne, verzauberte Prinzeß,
Ihr wißt das rechte Wort nicht, und Unke bleibt sie indeß;
Ihr schleppt Gebirge Reisigs zum Feuer — frommt es auch?
Es strahlt als Licht in Nächten, bei hellem Tage gibt's nur Rauch.

Der grüne Baum der Freude, ist er denn umgerissen,
Daß nur von der Trauerweide Feldzeichen wir pflücken müssen?
Weh uns erkrankten Adlern, daß uns're matten Augen
Nur durch geschwärzte Gläser ins Sonnenaug zu schauen taugen!

Du aber, Neubekränzter, wenn deines Lieds Galeere
Die höchste Wogenspitze krönt in dem stürmischen Meere
Der Volksgunst - meinst du, sie wolle dich nur in die Sterne heben?
Von deiner Schwindelhöhe sieh dort das Riff und lerne beben!

Und hat des Riffs Getose dein Schiffsgebälk zerschlagen,
Nur Muth! Ein Brett wird landwärts dich und den Lorber tragen;
Ein neues Floß dir zimmre, kühn kreuze durch die Meere,
Doch steure besser, wahre getreuer deiner Flaggen Ehre!

Der Dichtung keusches Feuer noch nähren edle Reiser,
Sprach auch, sie fast verschüchternd, der Siebenzahl ein Weiser:
„Das Wiesenthal Poesis ist Blumentragens schwach,
Düngt, Blumen, dort den Acker, der ungepflügt noch liegt und brach!"*)

Groß g'nug bist, Menschenseele, groß g'nug du, Gotteswelt,
Daß frei ein Herz ausklinge, bevor's zur Grube fällt!
Nie wird der Edelhirsch ackern, Waldrehlein gehn mit Säcken,
Strauchröslein Stuben heizen, euch Nachtigall als Haushahn wecken!

*) Gervinus, einer der „Göttlinger Sieben", hatte bekanntlich am Schlusse seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" die Literatur auf die Politik verwiesen.

Und ragten zu den Sternen groß unsere Liedesahnen,
Wie Palmen feingefiedert, schönblättrig wie Platanen,
Dem Erdpuls sind wir näher, der Neuzeit Orchideen,
Bizarr der Wuchs, die Blüthen wie blumengewordene Märchen der Feen.*)

Die Verurteilung der Uebertreibung, der Entstellung, des tendenziösen Mißbrauchs der politischen Lyrik ist wohl kaum anderswo schärfer ausgesprochen, das hohle rhetorische Pathos überspannter Chorführer der politischen und religiösen Opposition kaum besser ad absurdum geführt worden.

In einigen literarhistorischen Darstellungen ist die politische Lyrik der Vierziger Jahre mit dem „Jungen Deutschland" der Dreißiger in einen Topf geworfen und diese gesamte angeblich revolutionäre Dichtung als eine Abirrung vom Kunstideal bezeichnet worden, aus der sich die Poesie erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wieder habe erheben müssen, um an die frühere Höhe sich anzuschließen. Diesem Verdikte können wir keineswegs beistimmen. Das „Junge Deutschland", das vom Frankfurter Bundestag auf die Proscriptionsliste gesetzt wurde, und die politische Lyrik von 1840 bis zur Märzrevolution bilden trotz zum Teil ähnlicher Ausgangspunkte durchaus keine Gemeinschaft, sondern vielmehr einen ganz wesentlichen Gegensatz. Das scheinbare Bindeglied Heine, das im Jungen Deutschland eine Hauptrolle spielt, nimmt in der politischen Lyrik nicht jene führende Stelle ein, die für die gesamte Gruppe maßgebend sein könnte. Das „Junge Deutschland", für das Heine's Prosaschriften in erster Reihe typisch sind, findet überhaupt nicht in der poetischen Form, wie die politische Lyrik, sondern in der feuilletonistisch-publicistisch-kritischen Prosa seinen prinzipiellen und thatsächlichen charakteristischen Schwerpunkt. Auch hat das „Junge Deutschland" überwiegend französische, internationale und kosmopolitische Neigungen, während die besten unserer politischen Lyriker kerndeutsch gewesen sind. Jung Deutschland schrieb auch für die exklusiven Kreise der Gesellschaft, unsere Freiheitslyriker sangen für das Volk und für die Jugend. Gutzkow, Laube, Mundt mit Hoffmann, Herwegh, Prutz, Freiligrath in die gleiche Kategorie zu stellen, gibt nur ein schiefes, unrichtiges Bild.

Daß die Blütezeit der politischen Lyrik mit dem Scheitern unserer nationalen Einigungsbestrebungen am Ende der Vierziger Jahre ihren Abschluß fand, haben gestrenge Aesthetiker als einen Beweis ihres geringen Wertes, oder wohl gar ihrer Nichtberechtigung und Zwecklosigkeit hinstellen wollen. Wäre die politische Tendenzpoesie, sagen sie, wahrhaft berechtigt gewesen und

*) Die mitgeteilten Strophen bilden die Einleitung zu Grün's im Jahr 1841 erschienenen „Nibelungen im Frack." („Anastasius Grüns gesammelte Werke, herausgegeben von Ludw. Aug. Frankl. Berlin, G. Grote." IV. Bd.). Der Dichter verfolgte bei seiner Kritik der politischen Tendenzlyrik zugleich den Zweck, den gegen ihn selbst gerichteten Vorwurf der politischen Apostasie zurückzuweisen. (Vergleiche unten Kap. X).

hätte sie ein richtiges Ziel verfolgt, so hätte ihr das Freiheitsjahr 1848 einen noch höheren Aufschwung bringen müssen: mit dem Wegfall der Censur und des absolutistischen Druckes von oben hätten die freiesten, schönsten, größten Werke der Poesie entstehen und ungehindert ans Licht treten müssen, während gerade umgekehrt seit 1848 ein tiefer Verfall der Poesie zu beobachten war. Der Vorwurf beruht auf einer völligen Verkennung des Wesens der Lyrik der Vierziger Jahre. Der Charakter derselben, ihr Ideal und ihr Recht war eben zumeist jene Polemik, jene tendenziöse Prophetie einer allgemeinen politischen Veränderung, die im Revolutionsjahre 1848 ihre nächste, wenn auch leider realpolitisch ungenügende und nicht dauernde Erfüllung fand. Auch das Frankfurter Parlament von 1848, der Gipfelpunkt der nationalen und liberalen Bewegung jener Zeit, hat das Werk der deutschen Einigung nicht zu Stande gebracht, wird aber stets ein geistiger Licht- und Höhepunkt, ein Denkmal deutscher Ehre und Größe bleiben. Wieviel zur Lösung der Riesenaufgabe gehörte, das deutsche Reich neu und fest zu gründen, wissen wir heute alle. Auch literarische Bewegungen verlaufen oft zunächst in äußeren Mißerfolgen, ohne doch deshalb für die Dauer verloren oder für die Weiterentwickelung des Kulturideals unfruchtbar zu sein. Selbst unserer klassischen Glanzzeit um die vorletzte Jahrhundertwende folgte zunächst ein literarischer Niedergang — wer aber wird darum an ihrer vollen Nachwirkung für unsere Dichtkunst — durch und hinweg über Romantik, Junges Deutschland, Epigonen und politische Rhetoren, Realisten und Symbolisten zweifeln?

Und so dürfen wir wohl mit Fug und Recht die politische Lyrik der sturm- und drangvollen Zeit von 1840 bis 1850 als eine Blüteperiode der deutschen zeitgeschichtlichen Dichtung bezeichnen. Eine genauere Kenntnis derselben, die unser Urteil im einzelnen bestätigen und rechtfertigen wird, erscheint daher als eine notwendige Aufgabe für eine richtige Erfassung des Wertes und der Bedeutung der dichterischen Erzeugnisse jenes Zeitraums sowohl für die künstlerische und literarische, wie für die staatliche, gesellschaftliche und allgemeine Entwickelung unseres Volkes. Eine bedeutsame Fügung des Geschickes hat zum Ausgangspunkte jener politischen Lyrik dieselbe deutsche Grund- und Hauptfrage gemacht, die auch für unsere bundesstaatliche Einigung entscheidend geworden ist: die Frage des „freien deutschen Rheins", die Sicherstellung unserer Westgrenze, die endgiltige Abrechnung mit dem französischen Erbfeinde. Deshalb eröffnet sich auch die Darstellung der literarischen Periode, die für das deutsche Gesamtvaterland so wichtig und folgenreich geworden, mit einer für immer denkwürdigen politisch-poetischen Behandlung des Themas vom deutschen Rheinstrom, der für die Nation das teuerste Sinnbild ihrer geschichtlichen und durch ihre Einigung für alle Zukunft gesicherten Größe geworden und geblieben ist.

II.

Der „freie deutsche Rhein."

Die orientalische Frage hatte im Sommer 1840 eine für Frankreichs Ehre und Interesse ungünstige Wendung genommen, und das neue Ministerium Thiers griff nach dem bei politischen Verstimmungen unserer westlichen Nachbarn stets beliebten Gegenmittel, die alte freche Begehrlichkeit nach dem Besitze des linken Rheinufers in der Leidenschaft des ruhmsüchtigen Volkes neu anzuregen. Von französischen Publicisten und Dichtern wurde der Gedanke begierig aufgenommen, der Ruf „an den Rhein!" durfte ja in Paris wie in den Provinzen des lautesten Echos sicher sein. Diese Herausforderung mußte aber auch das in der Friedenszeit eingeschläferte deutsche Nationalbewußtsein wieder erwecken, und rasch war das Gefühl für die vaterländische Ehre und Unabhängigkeit im deutschen Volke zu einem Feuer entbrannt, das in der politischen Lyrik zu heißer Glut emporlohte.

Einem bescheidenen Gerichtsschreiber zu Geilenkirchen in der preußischen Rheinprovinz, Namens Nikolaus Becker, war es beschieden, den rheinlüsternen Franzosen unter der Adresse des Dichters Alphonse de Lamartine ein deutsches Abwehrlied für den deutschen Charakter des Rheins entgegenzusetzen und mit seinen schlichten, poetisch wie politisch unbedeutenden, aber gesinnungskräftigen und gemütvollen Versen einen so durchschlagenden populären Erfolg zu erringen, wie er in Deutschland seit Theodor Körners Liedern im Befreiungskriege von 1813 keinem vaterländischen Dichter mehr zu teil geworden war.

Das Gedicht erschien unter der Aufschrift: „Der deutsche Rhein" und lautet:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n,

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n;

So lang die Flossen hebet
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein."*)

Nikolaus Becker war am 8. Oktober 1809 in Bonn als Sohn eines Kaufmanns geboren. Seine früh verwitwete Mutter war eine Tochter des letzten Bürgermeisters der freien Reichsstadt Köln, Du Mont, dessen Neffe Markus Du Mont-Schauberg im Jahre 1805 die „Kölnische Zeitung" übernahm. Nikolaus besuchte das Gymnasium in Düren, wo er sich mit dem poetisch begabten C. Matzerath befreundete, dann die Universität Bonn, wo er die Rechtswissenschaft studierte. In derselben machte er jedoch geringe Fortschritte, so daß er schließlich nur mit Mühe die erste Prüfung bestand und als Auskultator beim Landgericht Köln angestellt wurde. Seine Hauptbeschäftigung bildete die schöne Literatur, auch als er 1840 nach Geilenkirchen zu seinem Schwager, dem Friedensgerichtsschreiber Schwarz, übersiedelte, um sich auf das zweite juristische Examen vorzubereiten. Den Ehrensold von tausend Thalern, den König Friedrich Wilhelm IV. dem Dichter des „Rheinlieds" zur Fortsetzung seiner juristischen Studien bewilligte, verwendete Becker nicht zu diesem Zwecke; er trat in Köln bei einem Friedensrichter als Schreiber („Aktuarius") ein, ließ 1841 seine harmlos bescheidenen „Gedichte" erscheinen und setzte die gewohnte Lieblingsbeschäftigung fort. Schon lange Zeit kränkelnd, zog er endlich von Köln nach Hunshoven zu seiner Schwester, wo er im Februar 1845 von einem schweren Blutsturz befallen wurde und, „frühzeitig mit den Heilsmitteln der katholischen Kirche versehen", am 28. August 1845, im 36. Lebensjahre verschied. Unter den Ehrungen, die ihm nach Erscheinen seines „Rheinliedes" dargebracht worden waren, ist noch hervorzuheben, daß ihm König Ludwig I. von Bayern einen silbernen Ehrenbecher widmete mit der Inschrift: „Der Pfalzgraf des Rheins dem Sänger des Rheins."

Ueber die Entstehung des Beckerschen Gedichts entnehmen wir dem „Anhang" der dritten Sammlung der Lipperheide'schen „Lieder zu Schutz und Trutz" (Berlin 1871) folgendes Nähere, das sich, wie dort angegeben, auf Mitteilungen von Verwandten und Zeitgenossen Beckers, insbesondere auch des Redakteurs der „Köln. Ztg.", Hermann Grieben, stützt und zugleich über die französische Provokation interessante Einzelheiten beibringt:

*) Der Text entnommen aus „Gedichte von Nicolaus Becker. Köln 1841. Verlag von M. Dumont-Schauberg."

Das Lied entstand im Sommer 1840, als, um mit Vater Arndt zu sprechen, „neuer Uebermut von der Seine her zu klingen begann." Thiers, der seit dem 1. März an der Spitze der französischen Regierung stand, befliß sich, die alten napoleonischen Erinnerungen wieder aufzufrischen und daran zu mahnen, daß der Rhein französisch gewesen sei und wieder französisch werden müsse. Er entwarf den Plan, die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich überzuführen, Paris mit starken Befestigungen gegen den etwa wieder eindringenden Feind zu umgeben u. s. w. und als nun gar die Großmächte, ohne Frankreich zu fragen, die Quadrupel-Allianz vom 15. Juli geschlossen hatten, mußte die Pariser Presse fortwährend Hetzartikel gegen Deutschland bringen, und laut verkünden, daß die Bewohner des Rheinlandes samt und sonders gut französisch gesinnt seien und gern von Deutschland abfallen würden. Alphonse de Lamartine, der Deputierte von Macon, obschon persönlicher Gegner der Thiers'schen Politik, konnte sich nicht entschlagen, der „ruhmvollen Schwachheit" Frankreichs zu schmeicheln und auch auf den Rhein hinzuweisen. Um diese Zeit brachte die Augsburger „Allgemeine Zeitung" verschiedene Artikel, welche die Ehre Deutschlands gegen die wälschen Anmaßungen vertraten. Einer derselben war von C. Matzerath (damals Referendar in Köln) verfaßt und wurde der eigentliche Anlaß zu Beckers Rheinlied. An einem Julitage nämlich war Nikolaus Becker zu Linnich (bei Jülich) im Matzerath'schen Elternhause auf Besuch. Es wurde stark politisiert und auch jener Zeitungsartikel vorgelesen. Tags darauf schickte Becker von Geilenkirchen als „Frucht des gestrigen Disputs" das Rheinlied an seinen Freund C. Matzerath, der es von Linnich mit nach Köln nahm und einige Tage später im Garten der Löwenburg zu Unkel am Rhein seinen Freunden, den Mitherausgebern des „Rheinischen Jahrbuchs", Freiligrath und Simrock, vorlas, worauf es, mit der seine besondere Veranlassung kennzeichnenden Ueberschrift „An Alphonse de Lamartine" versehen, mit einigen anderen Gedichten Beckers zum Abdruck im zweiten Bande des Jahrbuchs bestimmt und an den Verleger Du Mont-Schauberg in Köln abgesandt wurde. Inzwischen kam es aber schon durch die „Trierische Zeitung" in die Oeffentlichkeit, und zwar durch die Vermittlung des Regierungsrates Oppenhoff, der als Vetter Beckers dessen poetische Versuche in erster Handschrift zu erhalten pflegte, und der, als Oberbürgermeister seiner Vaterstadt Bonn, sich eben in Trier aufhielt. Dieser erste Abdruck trug die Ueberschrift: „Der deutsche Rhein" und die Unterschrift „N. B. a. G." (Nik. Becker aus Geilenkirchen.) Der Regierungspräsident von Schaper, der aus den Ostprovinzen kurz vorher an die Mosel versetzt worden, war ganz überrascht, in der Deutschland noch nicht lange wiedergewonnenen Grenzmark einen so mannhaften Ausdruck

deutscher Gesinnung zu finden und forschte dem Dichter nach, worauf die Trierische Zeitung dessen vollen Namen bekannt gab und bald darauf auch zwei Seitenstücke (von unbekannt gebliebenen Verfassern) veröffentlichte, während ein Kapellmeister des Infanterie-Regiments, das damals zu Trier in Garnison stand, das Rheinlied zuerst in Musik setzte. — Die Seitenstücke sind betitelt: „Die deutsche Mosel" — eine schwache Nachahmung des Beckerschen Textes; das zweite: „Mosel und Rhein" — etwas selbständiger:

„Die Mosel ist ein deutscher Fluß,
Sie gibt uns deutschen Wein,
Mit Wonneblick und Liebeskuß
Umarmt sie Vater Rhein:
Deß freut sich jeder deutsche Mann" . . . .

Das Beckersche Rheinlied mußte natürlich die deutschen Liederkomponisten mächtig anreizen, es durch eine entsprechende Melodie singbar zu machen, und nach glaubwürdiger Angabe haben mehr als 150 Tonsetzer sich jener Aufgabe unterzogen, darunter so namhafte Künstler wie Konradin Kreutzer — seit Oktober 1840 Musikdirigent in Köln — Robert Schumann, Methfessel, Marschner; aber keiner einzigen Singweise ist es gelungen, so allgemeine Verbreitung und Beliebtheit zu erlangen, wie es bei den bekannten Melodien mit Arndts „Deutschem Vaterland" und bald nach Beckers Lied mit „Schleswigholstein meerumschlungen", sowie später mit der „Wacht am Rhein" geschehen ist, ganz zu geschweigen von Hoffmanns „Deutschland, Deutschland über Alles", dem die alte Haydnsche Singweise von „Gott erhalte Franz den Kaiser" zu statten kam. Die Bemühungen der Gesangvereine und Liedertafeln, die für unsere vaterländischen Lieder vielfach so erfolgreich thätig waren, haben bei Beckers Rheinlied fast ganz versagt, woran freilich auch die übergroße Menge der Kompositionen Mitschuld haben mochte. Die Hochflut von Melodien, welche das Lied singbar machen wollten, veranlaßte einen Satiriker zu folgendem Epigramm, das am 3. Dezember 1840 in der „Kölnischen Zeitung" erschien:

Kaum hat besiegt die fränkische Habgier der Dichter durch Eintracht,
Bringt uns der Musiker Schwarm wieder in Disharmonie.

Außer den schon bezeichneten „Seitenstücken" im preußischen Rheinland weckte das Beckersche Lied auch anderwärts in Deutschland allerlei gut deutschgemeinte Nachahmungen. So ließ ein bayerischer patriotischer Dichter, Ulrich von Destouches,*) im „Bayerischen Landboten" vom 19. November 1840 „Auch ein deutsches Volkslied" erscheinen:

*) Geboren zu Amberg am 14. Okt. 1802, gestorben zu München am 27. Jan. 1863.

Wir wollen ihn nicht lassen,
Den freien deutschen Rhein,
Wie sie darob uns hassen,
Kann uns gleichgültig sein.

Noch lebt der deutsche Glaube,
Noch gilt ein deutsches Wort,
Dies wahrt vor jedem Raube
Und lebet fort und fort!

Wir wollen ihn nicht lassen
Den freien deutschen Rhein,
Wenn sie sich auch in Massen
Kampflustig finden ein.

Noch gibt es deutsches Eisen,
Noch gibt es deutschen Muth,
Noch strömt in seinen Kreisen
Der Deutschen treues Blut.

Wir wollen ihn nicht lassen,
Den freien deutschen Rhein,
Wir kennen kein Erblassen,
Sie schüchtern uns nicht ein.

Noch gibt es deutsche Fürsten,
Noch gibt es deutsche Treu!
Wie sie danach auch dürsten,
Der Rhein bleibt deutsch und frei!

Ein weiteres Seitenstück zu Beckers Rheinlied sollte, wie wir aus Max Jähns' Schrift: „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung" ersehen, kein Geringerer als der damalige „Prinz von Preußen", unser späterer Heldenkaiser Wilhelm I., verfaßt haben; indessen ist diese Angabe unwahrscheinlich und nur soviel sicher, daß der Prinz das Gedicht, das offenbar der Gesinnung des künftigen Siegers von Sedan entsprach, handschriftlich für sich aufgezeichnet hat. Das jedenfalls sehr beachtenswerte Gedicht lautet:

Sie haben ihn da oben,
Den alten dentschen Rhein,
Desbalb soll stets gehoben
Das Schwert des Deutschen sein.

Mit welcher Schalkheit raubte
Der Ludwig uns das Land,
Weil Deutschland mit dem Haupte
Des Reichs in Fehde stand!

O Straßburg, Burg der Straßen
Von Frankreich und Burgund!
So lang dort Franzen rasen,
Wird Deutschland nicht gesund!

Dein Münster reckt den Finger
Zum Himmelszelt empor
Und drohet dem Bezwinger
Wie dem, der ihn verlor.

Dem Reich und einst dem Kaiser
Wohl von des Rheines Strand
Sei du des Weges Weiser
Ins stolze Frankenland.

Der Rhein soll Deutschlands Erden
In seinem ganzen Lauf
Zu eigen wieder werden!
Rollt euer Banner auf!

Du Volk aus den Vogesen
Und dem Ardennerwald,
Wir wollen dich erlösen
Von fremder Truggewalt.

Und solltest du dich sträuben
Und fühlst die Knechtschaft nicht,
So wollen wir dich treiben
Zu deiner Kindespflicht;

Damit einst deine Kinder
Doch mögen Deutsche sein
Und sich der Ueberwinder
Von ihren Vätern freun.

So wollen wir ihn haben,
Den alten deutschen Rhein,
Dann erst wird ganz begraben
Die Schmach der Deutschen sein.

In berufenen dichterischen Kreisen war es selbstverständlich, daß dem Vorgang Beckers zahlreiche, zum Teil ihm weit überlegene Nachfolger und seinem Gedichte Seitenstücke, nach deutscher Gewohnheit auch Gegenstücke erstanden — daß überhaupt die ganze Rheinfrage in vollen dichterischen Fluß kam. Auch konnte

natürlich die Entgegnung von französischer Seite nicht ausbleiben, und so erwuchs die poetische Behandlung des „freien deutschen Rheins" zu einem ungemein weitschichtigen und bedeutsamen Kapitel der deutschen und der internationalen politischen Lyrik.

In erster Reihe ist hier hervorzuheben, daß der alte getreue Eckart deutscher Nation, Ernst Moriz Arndt in Bonn, der ja schon durch seine ältere Druckschrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sein Wächteramt für Deutschlands Westgrenze gewahrt hatte, noch einmal mit jugendlichem Feuer die Losung erschallen ließ, den Rhein zu schützen und den Uebermut Frankreichs zurückzuweisen. Zurückschauend auf 1813 und wieder vorausahnend, was erst im Jahre 1870 folgte, mahnt er Alldeutschland, „zum Rhein", „über'n Rhein" zu eilen und, wenn's sein muß, „nach Frankreich hinein!" Der 71jährige Greis läßt seine Leier ertönen:*)

„Und brauset der Sturmwind des Krieges heran
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen
Und klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: so reiße denn, deutsche Geduld,
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf! Wälsche! und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen!
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf! sammle und rüste dich stark wie Ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben!
Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!"

*) „Als Thiers die Wälschen aufgerührt hatte." Das Datum in der Gesamtausgabe von Arndt's Gedichten ist offenbar in „Herbstmond 1840" zu berichtigen.

So setzt Arndt der französischen Drohung die deutsche entgegen. Doch begnügte er sich damit nicht: in einem weiteren Gedicht spricht er auch noch seine volle Zustimmung zum „Lied vom Rhein, von Niklas Becker" aus:

„Es klang ein Lied vom Rhein,
Ein Lied aus deutschem Munde,
Und schnell wie Blitzesschein
Durchflog's die weite Runde. —
Sein heller Widerklang,
Von Süden fort zum Norden,
Ist gleich wie Wehrgesang
Des Vaterlands geworden.
Nun brause fröhlich, Rhein:
„Nie soll ob meinem Hort
Ein Wälscher Wächter sein!" —
Es klinget: Neue Zeit
Und neues Volk ist da;
Komm, Hoffart, willst du Streit,
Germania ist da!"

Mit Ehrerbietung und dankbarer Zustimmung wurde die poetische Mahnung des allzeit bewährten vaterländischen Sängers vernommen, aber natürlich konnte der junge Nachwuchs patriotischer Lyriker noch feurigere Sturmweisen anstimmen. Das schwung- und kraftvollste Lied gelang dem 24jährigen Schwaben Georg Herwegh. Sein „Rheinweinlied", das im Oktober 1840 verfaßt und in den „Gedichten eines Lebendigen", 1841, abgedruckt ist, lautet:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, mutig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein!
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Der ist sein Rebenblut nicht wert,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher schreiben.
Hurrah! Hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Gab Herwegh in seinem kräftigen Trutzliede der deutschen Abwehrstimmung den zutreffendsten, glücklichsten Ausdruck, so konnte von andern nicht blos temperamentvollen, sondern auch zu tieferen Meditationen geneigten Poeten der internationalen Seite der Sache auch die durch sie mitangeregte interne nationalpolitische leicht angeschlossen, wohl auch übergeordnet werden. So verdienstlich es erscheinen mochte, die französische Herausforderung zurückzuweisen, wie es das schlichte Lied Beckers that, so konnten es doch politisch schärfer blickende Köpfe als Hauptsache ansehen, den vaterländischen Strom erst wahrhaft deutsch und für seine deutschen Anwohner wahrhaft frei zu wissen und damit eine bessere Bürgschaft für eine glückliche Zukunft Deutschlands gewonnen zu sehen. In dieser Richtung führte Robert Prutz das angeschlagene Thema in umfang- und gehaltreicher kritisch-polemischer, idealpolitischer, ethisch-psychologischer und geschichtlicher Betrachtung und Verarbeitung weiter aus in seinem noch im Jahre 1840 als besonderes Flugblatt (bei Otto Wigand in Leipzig) erschienenen Gedichte: „Der Rhein". Dieses Gedicht spiegelt so recht die Sinnes- und Auffassungsweise der damals in Norddeutschland die Geister beherrschenden philosophischen Schule der Junghegelianer wider. Voll- und wohltönend, gedankenreich und formell schön abgerundet, aber doch auch über die Grenzen der Lyrik hinaus in die publicistische Rhetorik übergreifend, machte es sehr großes Aufsehen. Es lautet:

Der Rhein.

Der deutsche Rhein! — Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort, und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtnis unsrer Siege,
Die mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die im heilgen Kriege,
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! — —

Ich sah ihn auch —; es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen drüber hin;
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen,
Die goldne Flut, wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf!*)

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn!
Ließ weit hinaus mein staunend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien.
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felsen mir bereit;
Doch — grad heraus! Man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, Ihr wißt es, ist gefeit! —

*) Das in den Verträgen von 1815 enthaltene unglückliche Wort von der Freiheit der Rheinschiffahrt „Jusqu'à la mer".

Wer hat nun Recht, zu ſagen und zu ſingen
Vom deutſchen Rhein, vom freien deutſchen Sohn?
O dieſe Lieder, die ſo mutig klingen,
Beim ew'gen Gott! ſie dünken mich wie Hohn.
Ja wolltet Ihr erwägen und bedenken,
Welch ſtolzes Wort von Eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja die Augen niederſenken
Mit bittren Thränen voller Zorn und Scham.

— Es gilt nicht Dir, der Du zuerſt geſungen
Das ſtolze Wort vom freien deutſchen Rhein,
Das durch die Welt ſich adlergleich geſchwungen,
Dich ſchließ' im Geiſt in meinen Arm ich ein!
Aus voller Bruſt iſt Dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht haſt Du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thateſt Recht und das iſt Sängerart.

Euch ruf' ich an, ihr Fürſten und Vaſallen,
In deren Händen unſer Schickſal liegt! —
Euch Deutſchen gilt es, nah und fern, Euch allen,
Soweit ein Hauch vom deutſchen Munde fliegt.
Mit Euch, zuerſt müßt Ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiſerem Geſchrei
Und ungetrübt des Rheines Quelle rinnen,
So ſeid zuerſt Ihr ſelber deutſch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd ſchon geſehn,
Ich meine wohl, Ihr würdet bald erfahren,
Daß es nicht leicht iſt, Schlachten zu beſteh'n;
Nicht jene Burgen würden niederſteigen,
Die Mädchen küſſen, aber kämpfen nicht,
Die ſtummen Fiſche, glaubt mir, würden ſchweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

's gibt einen andern, kräftigern Genoſſen,
Als jener Trümmer bröckelndes Geſtein:
Wer ihm den Arm, den Buſen ihm erſchloſſen,
Der ſiegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer iſt's, das unauslöſchlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt:
Drum friſch gewagt und Euch mit ihm verbündet —
Es iſt der deutſche, iſt der freie Geiſt!

Gebt frei das Wort, Ihr Herr'n auf Euren Thronen,
So wird das Andre ſich von ſelbſt befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen Euren Kronen
Wo ſtrahlt ein hell'res, edleres Geſtein?
Die Preſſe frei! Uns ſelber macht zum Richter,
Das Volk iſt reif — ich wags und ſag es laut:
Auf Eure Weiſen baut, auf Eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größ'res auch vertraut! —

Sei deutſch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
An den Du ſelbſt unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth geſittigt und verſchönt!
Es kann den Fürſten ſelber nicht gefallen,
Dies ſchmeichleriſch demütige Geſchlecht —
Ein offnes Auge! ſo geziemt es Allen,
Zu Boden ſieht das Thier nur und der Knecht! —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert,
Denn dann gelang's ihn ewig fest zu flechten:
Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
Denn deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!

Bald nach Prutz gab auch Franz Dingelstedt, der sich im Jahr 1840 der politischen Lyrik zugewandt, sein — allerdings weniger klar substanziiertes — poetisches Gutachten zur Frage des Tages ab. „Auch ein Rheinlied — nota bene ohne Becher —!" proklamierte der kurhessische Dichter, „geschrieben 1841 in einer Lenznacht zu Caub" — dem rheinischen Städtchen, wo Blücher in der Neujahrsnacht auf 1814 den Uebergang über den damaligen Grenzstrom ausgeführt hatte — und als Motto setzt er vor:

„Quousque tandem . . . !?"

„Dies war die Stelle," sprach ein greiser Krieger,
„Wo wir im Winter über sind gesetzt,
Hier haben wir zum ersten Mal als Sieger
Auf ihrer Schwelle unser Schwert gewetzt.
Herr — eine Lust! Der Alt' auf seinem Schimmel,
Dort sprengt' er in die eisbedeckte Fluth,
Und in den Wellen spiegelte der Himmel
Hell seine Sterne ab und unsern Mut."

Nachdenklich sah ich in das dunkle Wasser,
Das träumend durch die stille Thalschlucht zog.
Die Bilder alle der Franzosenhasser,
Friedlich zu Fuße und zu Rosse hoch,
Die zahmen, die mit Wort und Reimen streiten,
Die wilden, die der Kampf ins Feuer trug,
Ich sah gespenstig sie hinüberschreiten,
Gen Westen zu, ein langer Pilgerzug.

Grau nickten die zerbrochnen Ritterschlösser
Hernieder an den „freien deutschen" Strand . . . .
War jene Zeit, so fragt' ich, deutscher, besser
Und freier, da ihr stolzes Haupt noch stand,
Da Sang und Klang von ihren Söllern tönte
Und Jammer aus dem dunklen Burgverließ,
Da frech der Edle die Vasallen höhnte
Und Wanderer am Wege niederstieß?

Und jene Zeit, da mit dem Fürstenschwerte
Der Krummstab eines mächt'gen Pfaffen focht?
Und jene, da die freie deutsche Erde
Ein kühner Römer spielend unterjocht? —
„Frei" war der Rhein, da er durch öde Steine
Noch unbewohnt sich selbst die Bahnen brach,
„Deutsch" war der Rhein, da hier im Eichenhaine
Ein wildes Volk auf Bärenhäuten lag!

Geht mir mit euren Liedern für und wider!
Geduldig ist das lumpige Papier,
Gleichgiltig strömt und kühl die Welle nieder,
Taub für der Menschen Zank um Mir und Dir,
Dem Franzmann beut sie schmeichlerisch den Rücken
Und trägt den Deutschen, wirft er sich hinein:
Der Rhein, wie Ihr, läßt sich von Jedem drücken,
Drum heißt er auch der freie deutsche Rhein.

Dumpf grollend ging die Woge mir zu Füßen,
Als wüßte sie, was meine Lippe schalt.
Da tauchte abwärts, unter Böllerschüssen,
Ein Nachtbild auf von riesiger Gestalt;
Dem Strom entgegen wälzte sich im Düstern
Mit Donnerton der Dampfer her von fern,
Und Rauch und Schaum entsprühte seinen Nüstern,
Und hoch am Maste hing es wie ein Stern.

Stern einer neuen Zeit! Sei mir willkommen!
Du gehst zur richtigen Minute auf,
Heran mit deinen Wundern komm' geschwommen,
Entgegen dem gewohnten Wellenlauf,
Erwecke sie, die hier am Ufer träumen
Und reiß' sie fort mit deiner Räder Kraft!
Ja, brausen muß, wie du, die Zeit und schäumen,
Eh' sie den neuen Geist lebendig schafft!

Strom-auf und -nieder schwinge deine Fahnen,
Trag' hin und her dein Feuer durch die Welt,
Sei mit den eisernen Gedanken-Bahnen
Der Blitz, der uns die graue Nacht erhellt,
Das Band, das uns Geschiedene vereinet,
Die Hand, die uns durch Rad und Ruder lenkt —
Dann wird er „frei," doch freier, als Ihr meinet,
Dann wird er „deutsch," doch deutscher, als Ihr denkt!

Auf, frommes Köln! Auf, heitres Mainz! Erwache!
Du, junges Mannheim, mache dich bereit!
Von Stadt zu Stadt, den wachsenden, entfache
Sich die Aurora einer neuen Zeit!
Und Ihr, die uns von deutscher Lebensader
So viel geschwatzt — daß sie zu reich nicht quillt!
Ihr schürtet drin und draußen an dem Hader,
Wie, wenn er, e i n i g, Euch am Ende gilt?

Ihr habt's beschworen, seht nun, daß Ihr's zwinget,
Sonst wächst das Kind Euch Allen übers Haupt;
Dort fliegt es hin, ein Vogel leicht beschwinget,
Unhemmbar, stark, am Ziel, eh' Ihr es glaubt.
Der freie Rhein — Ja, frei nicht blos von Franken,
Der deutsche Rhein — Ja, deutsch nicht blos zum Spaß ....
Gut' Nacht! Ich will dem alten Herrgott danken,
Daß er — Genug, ich weiß noch nicht für was!

Der geistvolle Ironiker läßt uns bei der Schlußpointe im Unklaren, in der Hauptsache will er die heikle Scheinfrage echt modern durch den Geist der neuen Zeit entschieden wissen, der die Nationen gegen die Mächte der Unterdrückung vereinigt; der völkerverbindende Verkehr mit Dampfschiffen und Eisenbahnen soll die wahre Freiheit und Wohlfahrt bringen.

Wie grundverschieden in dem Deutschland von 1840 das schlichte Empfinden des Volkes in einer nationalpolitischen Kernfrage wie die des Rheinbesitzes war von der Auffassung und Behandlung seitens unserer philosophisch-rationalistisch geschulten Gelehrten, namentlich der norddeutschen, zeigen noch viele andere literarische Kundgebungen der damaligen Wortführer. Konnte schon bei der geographischen Entfernung von den bedrohten westlichen Grenzmarken das ohnehin noch schwache nationale Gemeingefühl mehr zurücktreten und die Abwehr französischer Begehrlichkeit minder dringend erscheinen, so glaubte sich vollends der vorgeschrittene doctrinäre Liberalismus auf einer viel zu erhabenen Höhe, als daß er derartigen Verstimmungen zwischen Kulturvölkern größeren Wert beilegen könnte als der internationalen Gemeinschaft vermeintlicher Freiheitsinteressen. Die Mehrzahl unserer damaligen hochgebildeten Liberalen war noch nicht zur Erkenntnis durchgedrungen, daß wahre Freiheit nur auf festem nationalem Boden gedeiht; bei der Demagogenriecherei des Bundestags war man nur umsomehr geneigt, Frankreich schon als das gastfreundliche Asyl für deutsche politische Flüchtlinge hochzuhalten und hatte für das in Wesen und Wert weit überschätzte Bürgerkönigtum Louis Philippe's lieber sanft anschmeichelnde als rauh abweisende Worte.

Von diesem Standpunkt aus konnte Rudolf Gottschall in Königsberg in seinen „Liedern der Gegenwart" „Dem Rhein" zurufen:

Und du, der freie Sohn der freien Berge,
Den Poesie umduftet und umhaucht,
Du bist kein Gränzeswächter und kein Scherge,
Kein Knecht, der zum Beamtendienste taugt,
Der aufgepflanzt dasteht an Deutschlands Thoren,
Als wär' er uns vereidet und geschworen.

Bist du denn, wie ein Jagdhund, abgerichtet,
Der gierig wittert nach Franzosenblut?
Willst du, so wie man es dir angedichtet,
Verschlingen diese ganze Frankenbrut?
Nein, ich beschwör' es, du bist wahrlich besser,
Als sie es glauben, die Franzosenfresser.

Sind sie denn aus ganz anderm Stoff geschaffen,
Die Leute drüben, links von unserm Rhein,
Daß wir sie mit erstauntem Blick begaffen
Und drohend ein Halloh! hinüberschrein,
Die Faust geballt mit krampfhaften Geberden,
Zu grimassirten Patrioten werden?

So sei nicht Scheidemauer, sei die Brücke,
O Rhein, die Völker zu einander führt,
Daß länger nicht, ein Hemmniß ihrem Glücke,
Die Zwietracht höhnend Höllengluten schürt!
Im Kahne komme über deine Wogen
Versöhnung mit dem Palmzweig hergezogen!

Nicht Deutsche, nicht Franzosen! Laßt die Namen!
Nur Menschen, nichts als Menschen laßt uns sein!
Du, Vater Rhein, sprich du ein kräftig Amen
Und segne du den Bund der Völker ein!
Und deiner Silberlocken feste Bande
Schling' unzerreißbar um die beiden Lande!

Vom heutigen, durch realpolitische Erfahrungen von eindringlichster Beweiskraft gewonnenen Standpunkt aus derartige Verbrüderungsgedanken bei Dichtern jener Vierziger Jahre schroff zu verurteilen, wäre höchst ungerecht: einsichtige Kritik wird den Patriotismus unserer damaligen Franzosenfreunde darum nicht verdächtigen, und Gottschall selbst hat seine deutsche Gesinnung in einer langen Reihe seiner poetischen wie historischen Werke durch sein ganzes Leben überzeugend genug erwiesen, um dafür keines Verteidigers zu bedürfen.

Die kritische Gegnerschaft gegen das Beckersche Rheinlied beschränkte sich indessen nicht auf die Kreise, in denen transelbische Kühle, kosmopolitische Selbstgenügsamkeit und radikaler Doctrinarismus die nationale Empfindung überwogen. Da die berechtigte patriotische Entrüstungsbewegung in ihrer Naivität weiterblickenden Politikern für die liberale Sache nicht unbedenklich erschien und in ihrem weiteren Verlaufe vielfach der Uebertreibung, Entstellung und Fälschung verfiel, konnten sich auch durchaus national gesinnte Dichter nicht enthalten, dem Zurschautragen eines nur äußerlichen Scheinpatriotismus einen Zaum anzulegen. In diesem Sinne ließ ein badischer Anwalt des deutschen Stroms, Wilhelm Cornelius, auf die Trutzlieder Beckers und seiner Sangesbrüder in schroffer Abwehr „des Rheines Antwort" ergehen:

„Räumet weg die fremden Zölle,
Räumet weg der Rede Zwang,
Daß fortan so Wort als Welle
Ströme frei den Rhein entlang!

Redet erst, wie deutschen Mannen
Ziemt, für euer gutes Recht,
Sonst im Kampf mit den Tyrannen,
Russen, Welschen, geht's euch schlecht.

Bis ihr so euch habt erschwungen,
Stellet ein die Litanei,
Laßt mich lieber unbesungen,
Nennt mich weder „deutsch" noch „frei"!"

Auch Hoffmann von Fallersleben macht sich über den deutschen Philister lustig, der auf einmal von seiner politischen Gleichgiltigkeit sich zu einem wohlfeilen patriotischen Pathos aufschwingend mit dem bloßen Singen den Rhein befreien zu können wähnt. In einem poetisch freilich nicht schwer wiegenden Gedichte: „Rheinlied und Rheinleid" läßt er nach der rührend klagenden Melodie eines damals in Deutschland weitverbreiteten russischen Volksliedes („Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen") seine spöttische Weise ertönen:

„In jedem Haus ein Klimperkaſten,
In jedem Hauſe Stimm' und Hand,
In jedem Haus Enthuſiaſten
Fürs liebe deutſche Vaterland.

Und die Begeiſt'rung nimmt kein Ende,
Sie macht ſich Luft bei Tag und Nacht,
Sie dringt durch Thüren, Schränk' und Wände,
Daß man noch aus dem Schlaf erwacht.

Du ſteheſt auf, du legſt dich nieder,
Du hörſt vom „freien, deutſchen Rhein,"
Du wacheſt auf und höreſt wieder
Vom „freien deutſchen Rheine" ſchrein.

Du magſt nun ruhen, gehen, traben,
Du hörſt in tauſend Melodei'n:
„Sie ſollen, ſollen ihn nicht haben"
Von Tilſit bis nach Weſel ſchrei'n.

Ganz Deutſchland ſingt — und unterdeſſen:
Der liebe „freie deutſche Rhein!"
Da ſchmeißen unſ're blinden Heſſen
Ihm Quaderſtein' ins Bett hinein!"

Der in den letzten zwei Zeilen konſtatierte Vorgang iſt für das damalige Deutſchland unter dem Frankfurter Bundestagsregiment höchſt charakteriſtiſch. Er ereignete ſich in einer Märznacht von 1841. Die großherzoglich heſſiſche Regierung ließ unter Aufgebot einer Flotte von ſechzig mit größeren Steinen beladenen Kähnen dieſe Fracht vor der Fangbuhne der Rheininſel Biebrichau in den Rhein verſenken, um die Zufahrt zu dem neuen Rheinhafen von Biebrich zu erſchweren und dadurch dem vermeintlich beeinträchtigten heſſiſchen Rheinhafen von Mainz beſſeren Schutz und wirkſamere Bedeutung zu verſchaffen. Der tragikomiſche Vorgang wurde ſpäter auch von Heinrich Heine mit der bei dem „ungezogenen Liebling der Camönen" üblichen Frivolität, unter billigem Hohn gegen den beſcheidenen Sänger des patriotiſchen „Rheinlieds", allerdings auch mit ſarkaſtiſchem Witze behandelt. Auf ſeiner Reiſe von Paris nach Hamburg, die er im Wintermärchen „Deutſchland" beſchreibt, kommt der Düſſeldorfer Sohn des Vaters Rhein an die Hafenſchanze in Köln und hört da den Flußgott jammern:

„Zu Biebrich hab' ich Steine verſchluckt —
Wahrhaftig ſie ſchmeckten nicht lecker,
Doch ſchwerer (noch) liegen im Magen mir
Die Verſe von Niklas Becker.

Er hat mich beſungen, als ob ich noch
Die reinſte Jungfer wäre,
Die ſich von Niemand rauben läßt
Das Kränzlein ihrer Ehre.

Wenn ich es höre, das dumme Lied,
Dann möchte ich mir zerraufen
Den weißen Bart, ich möchte fürwahr
Mich in mir ſelbſt erſaufen.

Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzoſen wiſſen es beſſer,
Sie haben mit meinem Waſſer ſo oft
Vermiſcht ihr Siegergewäſſer.

Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich schmählich blamiret,
Gewissermaßen hat er mich auch
Politisch compromittiret!

Denn kehren jetzt die Franzosen zurück,
So muß ich vor ihnen erröthen,
Ich, der um ihre Rückkehr so oft
Mit Thränen zum Himmel gebeten.

Ich habe sie immer so lieb gehabt
Die lieben kleinen Französchen —
Singen und springen sie noch wie sonst?
Tragen noch weiße Höschen?

Ich möchte sie gerne wiedersehn,
Doch fürcht' ich die Persiflage
Von wegen des verwünschten Lieds,
Von wegen der Blamage."

So klagte der arme Vater Rhein,
Konnt' sich nicht zufrieden geben;
Ich sprach zu ihm manch tröstendes Wort,
Um ihm das Herz zu heben.

„O fürchte nicht, mein Vater Rhein,
Den spöttelnden Scherz der Franzosen.
Sie sind die alten Franzosen nicht mehr,
Auch tragen sie andere Hosen.

Die Hosen sind roth und nicht mehr weiß,
Sie haben auch andere Knöpfe,
Sie singen nicht mehr, sie springen nicht mehr,
Sie senken nachdenklich die Köpfe.

Sie philosophiren und sprechen jetzt
Von Kant, von Fichte und Hegel,
Sie rauchen Tabak, sie trinken Bier
Und manche schieben auch Kegel.

Sie werden Philister ganz wie wir
Und treiben es endlich noch ärger,
Sie sind keine Voltairianer mehr,
Sie werden Hengstenberger. . . . .

Gib dich zufrieden, Vater Rhein,
Denk' nicht an schlechte Lieder!
Ein besseres Lied vernimmst du bald —
Leb' wohl, wir sehen uns wieder."

Auch der schwäbische Dichter Ludwig Seeger richtete in einem Gedichte, das noch viel später in seinem „Sohn der Zeit" (Stuttgart, Emil Ebners Verlag 1847) abgedruckt wurde, eine ätzende Kritik gegen „das Beckersche Rheinlied":

1) Herr Gott im Himmelslichte,
Sieh einmal gnädig drein
Und ende die Geschichte
Vom freien deutschen Rhein!

2) Das hat gesummt, geklungen,
Gepoltert und gezischt;
Da haben alle Zungen
Sich rührig drein gemischt.

3) Da rauschten alle Blätter
Im deutschen Eichenhain,
Ein Zwitschern, ein Geschmetter
Landauf und ab am Rhein,

4) Da rauschten alle Blätter,
Fürwahr, der Lärm war groß,
Als bräch' ein Donnerwetter
Im stillen Deutschland los.

5) Da drehte man sich Nasen
Und log ins Blau hinein
Und pries mit hohlen Phrasen
Den freien deutschen Rhein,

6) Als wär' er frei: — Wir kennen
Die Freiheit, guter Gott!
Wem muß das Herz nicht brennen.
Bei solchem herben Spott!

7) Als wär er deutsch und hätte
Nie fremden Grund geleckt,
Als stünden um sein Bette
Nicht Stöcke buntgefleckt,

8) Grenzpfähle, bunt von Farbe,
Gespießt ins Fleisch dem Reich,
Damit er nie vernarbe,
Der Trennung bittrer Streich;

9) Bunt, wie der Regenbogen:
Wer das nicht merkt, ist blind —
Zum Zeichen, wie gewogen
Wir All' dem Frieden sind. —

10) O Becker, sanftes Mädchen,
Was hast du angericht't!
Du spannst aus seidnen Fädchen
Ein zartes Kriegsgedicht,

11) So fein, so ruhig wallend,
Als wie ein Atlaskleid,
Sonntäglich niederfallend
Am Leib der schönen Maid.

12) Der Rhein hat andre Weise,
Von deiner weit entfernt,
Er hat auf seiner Reise
Ganz andern Brauch gelernt.

13) Ein Gletscher seine Wiege,
Da springt er wild daher,
Von Stiege fort zu Stiege,
Ruht aus im Schwabenmeer,

14) Steht wieder auf, und leise
Zieht er des Wegs dahin;
Da kommt das Ziel der Reise
Ihm plötzlich in den Sinn.

15) Die Kraft, die wilde, junge,
Braust auf — und wär's sein Grab,
Er rast in kühnem Sprunge
Die Felsenwand hinab.

16) „Nach Deutschland!" donnern die Wellen,
Verstand ich recht sein Wort.
„Heil Deutschland!" Im Zerschellen
Noch ruft er's fort und fort.

17) Doch matt wird seine Stimme,
Er wandelt seinen Gang
In still verhaltnem Grimme
Die welschen Gau'n entlang.

18) Er wandelt breit und prächtig,
Der ernste deutsche Rhein
Und flüstert mitternächtig
Gar zornige Melodein.

19) Und spiegeln mit hellem Scheine
Die Münster sich im Strom:
In Frankreich steht das eine,
Die andern schau'n nach Rom.

20) Und wenn die Raubgier drüben,
Ein heis'rer Rabe krächzt,
Ein Täubchen girrt hierüben,
Das nach dem Tauber ächzt.

21) Wie können deutsche Knaben
Um deutsche Mädchen frei'n,
Wie kann ein Herz sich laben
An einem Tropfen Wein,

22) So lang mit frecher Geberde
Nicht Wälsche nur uns droh'n,
So lang die deutsche Erde
Bedeckt mit Schmach und Hohn?!

23) Wie mögen Dichter singen
Von deutscher Treue Gold,
Die willig sich verdingen
Um schnöden Fürstensold?!

24) Wer mag von Freiheit sprechen,
Von Einheit, deutschem Geist
Im Lande, wo Verbrechen
Die freie Rede heißt;

25) Wo sie den Sinn nur lenken
Auf einen grauen Dom
Und ihre Wiesen tränken
Mit der Begeist'rung Strom?!

26) Herüber und hinüber
Verblendung, toller Wahn!
Die Augen gehn mir über,
Seh' ich den Jammer an.

27) Auf, deutsches Volk! — Gedichte? —
Was hilft dir der Ersatz?
Erkämpf' in der Geschichte
Dir wieder deinen Platz!

28) Steh auf in deiner Glorie
Und träume länger nicht.
Dann wird dir die Historie
Von selber zum Gedicht.

29) Dann darfst du wieder schauen
Mit Stolz den deutschen Strom;
Dann wollen wir ihn bauen,
Der deutschen Dichtung Dom!

Mit solcher pathetischen Rhetorik wurde die naive Unzulänglichkeit des Becker'schen Rheinliedes nach seiner politischen Seite immer schroffer und rücksichtsloser betont und der bescheidene Sänger, der sich doch ein unbestreitbares Verdienst um den Ausdruck und die Belebung des vaterländischen Gefühls erworben hatte, ganz ungerecht herabgesetzt und leider nicht ohne Erfolg zur lächerlichen Person gemacht.

Selbst Beckers früher Tod schützte ihn nicht vor einer boshaften „Grabschrift für —?", die den Namen nur scheinbar zu verhüllen suchte:

Hier ruht nach kurzem Leiern
Der große Poet im Grab,
Dem Ludwig, der König von Baiern,
Einen goldenen Becher gab.

Sein Lied scholl tausendtönig —
Wir Deutschen, wir haben Geschmack;
Ihm schickte Preußens König
Den Tausendthalersack.

So war seit tausend Jahren
Im heiligen deutschen Reich
Noch kein Poet gefahren,
Und dieſem gelang's sogleich;

Sogleich mit dem einzigen Liede,
Dem Lied wie der Rhein so breit!
Es rasten die Verseschmiede
Vor purem blankem Neid.

Es rasten die Recensenten
Und sprudelten Mord und Tod
Gleich gährenden Elementen
Und wurden vor Scham nicht rot.

Das hörte der große Dichter
Und rümpfte die Nase sehr.
Erst schnitt er blos Gesichter,
Dann aber that er noch mehr:

Er nahm sich für zu sterben,
Dem deutschen Parnaß zum Ruhm,
Das Paradies zu erben
Für solches Märtyrertum.

Er nahm die tausend Thaler,
Sein ganzes Honorar,
(Er war ein baarer Zahler,
Er zahlte folglich baar —)

Und kaufte sich zwanzig Eimer
Vom süßesten, goldensten Wein,
Den goß der große Reimer
Hinunter, hinab, hinein,

Hinein in das gold'ne Geschenke,
Hinab in den gold'nen Pokal,
Dann schlang er das gold'ne Getränke
Hinunter mit Einem Mal.

Da fuhr ihm der Geist aus dem Magen
Hinauf zu des Pindus Höh'n.
Bon! werden die Wälschen sagen,
Die Deutschen sagen: schön!

O König Ludwig ruhmgenannt,
Gib einem solchen Zecher*)
Nie wieder einen Becher!
Du aber, fleisch- und geistverwandt
Dem Kaiser aller Reußen,
O König aller Preußen!
Dir wiegt ein Tausendthalersack
Wie eine Prise Schnupftabak,
Gib mir so eine Prise!
Dann, dann — der schönsten Mutter Sohn,
Geboren von Luise! —
Sei eine Grabschrift einst dein Lohn,
Viel schöner noch wie diese!

Der Verfasser der Verse hat seinen Namen beigesetzt: Gustav Butziger heißt er. Wir entnehmen das „Gedicht", dessen Autor dem eigenen „Geschmack" offenbar kein rühmlicheres Zeugnis ausstellt, als — der Autor würde sagen: „wie" — dem von ihm bespöttelten Geschmack seiner Nation, einer von Hermann Marggraff im Jahre 1843 in Leipzig bei Franz Peter herausgegebenen Sammlung unter dem Titel: „Liederbuch des deutschen Michel." (Sic!) **)

*) Varia lectio: „Schächer."

**) Gustav Butziger hat übrigens auch eine Sammlung humoristisch-satirischer Gedichte herausgegeben unter dem Titel: „D und T oder Durst und Tod oder Naß und Blaß oder Sitis und Satis, Leipzig bei Franz Peter."

Den Gipfel der dem unbefangenen Vaterlandsgefühl sich versagenden Spottsucht erstieg in der gegen den Dichter des Rheinlieds geführten Campagne der durch lehrreiche Erfahrungen mit dem Metternichschen Polizeiregiment zum Schwarzseher gewordene Improvisator Maximilian Langenschwarz, der in einer Druckschrift mit dem Titel „Malitiosa" (Leipzig, Heinrich Hunger) „dem Geilenkircher Bajazzo" nachstehende Hohnverse vorzuwerfen keinen Anstand nahm:

Man hat gefragt: „ob du es wagen könntest
Jetzt nach Paris zu gehn?"
O ja! wenn du dir auf die Stirne brenntest:
„Ein dummer Kerl zu sehn!"
Geh' hin — nachdem du einen Mann beordert,
Daß er für Geld dich sehen läßt.
Doch wenn er mehr als einen Groschen fordert,
So kömmt kein Mensch — darauf verlaß dich fest!

Der politisch und poetisch nicht unbegabte, aber sich doch wohl überschätzende und gleichsam einen zweiten Heine spielende Poet gibt zu seinen Versen einen Commentar folgenden Wortlauts: „Man wird sich erinnern, daß das, ohnehin durch die Rheinliedposse so unerhört lächerlich gemachte Deutschland noch in neuester Zeit abermals durch ein Blatt lächerlich gemacht ward, welches — ohne Zweifel nur aus beißender Ironie gegen das Geilenkircher Lachopfer — öffentlich anfragte: „ob wohl dieser Herr Niklas Becker wagen könne, nach Paris zu gehn?" !!?? — Man lachte furchtbar über diesen in der That guten Witz, und ein Franzose sagte ebenso treffend: „Qu'il se fasse voir dans une cage!" Niemand wird es dem Deutschen verargen wollen, wenn er eine der 36 Heimaten verteidigt. Aber sich anzustellen, als ob es erst eines so geringen und obscuren Subjekts à la Geilenkirchen-Becker bedurft hätte, um uns zu sagen, daß wir Pulver riechen können, das ist mehr als blos lächerlich und kann nie genug gebrandmarkt werden!"

Solche Aeußerungen konnten ihrem Autor bei den Zeitgenossen natürlich recht übel angekreidet werden, und so geschah es auch. Inzwischen hat die Geschichte zwischen dem „obscuren Subjekt" Niklas Becker und Herrn Langenschwarz deutlich genug entschieden, um jedes weitere Wort über das Pasquill des letzteren überflüssig zu machen. Daß auch die Franzosen schließlich doch anders urteilten als ihr unbefugter freiwilliger Anwalt, sollten uns noch die folgenden Jahrzehnte lehren.

Wir kehren zu den ernsthaft zu nehmenden Stimmen deutscher Dichter zur Rheinfrage zurück, um dieselben mit einem wahrhaft würdigen Mahnwort eines berufenen Sehers der Zukunft zur abschließenden Behandlung seitens der Gegenpartei hinüberzuleiten. In tieferer sachlicher Begründung als die kosmopolitischen Velleitäten radikaler Doctrinäre und im guten Bewußtsein

eigener bodenständiger Sachkenntnis und Erfahrung will auch der treue Sohn seines Heimatlandes, der Elsässer August Stöber, im Rhein nicht den Grenzstrom, sondern das Bindeglied zwischen Frankreich und Deutschland erkannt wissen; er ruft von Straßburg aus hinüber nach Baden:

„Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh' auf euren lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn,
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: „Ihr müsset Brüder sein!"
Und schau ich euch ins Auge klar,
So find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischendrein im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!"

* * *

Die Antwort Frankreichs auf das Becker'sche Lied blieb natürlich auch auf poetischem Gebiete nicht aus. Im Februar 1841 nahm sich Alfred de Musset der Sache in öffentlicher Erklärung an. Sei auch das Becker'sche Lied — so bemerkte er — nicht an ihn, sondern an den ihm weit überlegenen Lamartine gerichtet, so habe doch auch er, als Franzose, das Recht, zu antworten. Musset gab vorerst eine Uebersetzung des Becker'schen Liedes in Prosa und sodann folgendes Gedicht als Antwort:

„Le Rhin Allemand.

Réponse à la chanson de Becker.

Nous l'avons eu votre Rhin allemand,
Il a tenu dans notre verre,
Un couplet qu'on s'en va chantant
Efface-t-il la trace altière
Du pied de nos chevaux marqué dans votre sang?

Nous l'avons eu votre Rhin allemand!
Son sein porte une plaie ouverte
Du jour où Condé triomphant
A dechiré sa robe verte.
Où le père a passé, passera bien l'enfant.

Nous l'avons eu votre Rhin allemand!
Que faisaient vos vertus germaines
Quand notre César tout-puissant
De son ombre couvrait vos plaines?
Où donc est il tombé, ce dernier ossement?

Nous l'avons eu votre Rhin allemand!
Si vous oubliez votre histoire,
Vos jeunes filles, surement,
Ont mieux gardé notre memoire,
Elles nous ont versé votre petit vin blanc.

S'il est à vous, votre Rhin allemand,
Lavez-y donc votre livrée,
Mais parlez-en moins fièrement,
Combien au jour de la curée
Etiez vous de corbeaux contre l'aigle expirant?

Qu'il coule en paix, votre Rhin allemand,
Que vos cathédrales gothiques
S'y reflètent modestement,
Mais craignez que vos airs bachiques
Ne reveillent les morts de leur repos sanglant.
Fevrier 1841. Alfred de Musset."

Die poetiſche Replik Lamartine's, an den das Becker'ſche Lied adreſſiert war, ließ länger auf ſich warten. Ganz anders als Muſſet's hochmütig ſpöttiſche und feindſelige Erinnerung an die vergangenen Zeiten der deutſchen Ohnmacht und Schmach lauten die ſich mehr der Zukunft zuwendenden, von international-kosmopolitiſchem Geiſte durchwehten Betrachtungen des ſentimental-friedliebenden Romantikers. Er ergreift die Gelegenheit, den gemeinſamen Beſitz der Rheinufer zwiſchen Deutſchland und Frankreich und den vielumſtrittenen Strom ſelbſt, den „Nil des Occidents", wie er ihn nennt, zum Symbol der erſehnten Völkerverbrüderung und des ſo gern erträumten Weltfriedens zu ſtempeln und ſeine volltönenden, zum Teil mehr geſchichts-philoſophiſchen als lyriſchen Ausführungen einem franzöſiſchen Geiſtesverwandten als „Friedensmarſeillaiſe" zu widmen. Wie ſehr er damit einer weitverbreiteten, auch in Deutſchland bei mehr dichteriſch als realpolitiſch veranlagten Geiſtern geteilten Stimmung und Auffaſſung entſprach, zeigte ſich in jenen zahlreichen deutſchen Kundgebungen, deren wir ſchon gedacht haben.

Das Gedicht Lamartine's, „La Marseillaise de la paix. Réponse à Msr. Becker, auteur du Rhin allemand. Dédiée à Msr. Dargand, auteur de Georges" — erſchien im erſten Juniheft der „Revue des deux Mondes" von 1841 und lautet wie folgt:

Roule libre et superbe entre tes larges rives,
Rhin, Nil de l'Occident, coupe des nations!
Et des peuples assis qui boivent tes eaux vives
Emporte les défis et les ambitions!

Il ne tachera plus le cristal de ton onde
Le sang rouge du Franc, le sang bleu du Germain;
Ils ne couleront plus sous le caisson qui gronde,
Ces ponts qu'un peuple à l'autre étend comme une main!
Les bombes et l'obus, arc-en-ciel des batailles,
Ne viendront plus s'éteindre en sifflant sur tes bords;
L'enfant ne verra plus, du haut de tes murailles,
Flotter ces poitrails blonds qui perdent leurs entrailles,
Ni sortir des flots ces bras morts!

Roule libre et limpide, en répétant l'image
De tes vieux forts verdis sous leurs lierres épais,
Qui froncent tes rochers, comme un dernier nuage,
Fronce encor les sourcils sur un visage en paix.

Ces navires vivants, dont la vapeur est l'âme,
Deploieront sur ton cours la crinière du feu;
L'écume à coups pressés jaillira sous la rame,
La fumée en courant léchera ton ciel bleu;

Le chant des passagers que ton doux roulis berce
Des sept langues d'Europe étourdira tes flots,
Les uns tendant leurs main avides de commerce,
Les autres allant voir, aux monts où Dieu te verse,
Dans quel nid le fleuve est éclos.

Roule libre et béni! Ce Dieu qui fond la voûte
Où la main d'un enfant pourrait te contenir
Ne grossit pas ainsi ta merveilleuse goutte
Pour diviser ses fils, mais pour les réunir!

Pourquoi nous disputer la montagne ou la plaine?
Notre tente est légère, un vent va l'enlever;
La table où nous rompons le pain est encor pleine,
Que la mort par nos noms nous dit de nous lever?
Quand le sillon finit, le soc le multiplie;
Aucun oeil du soleil ne tarit les rayons,
Sous le flot des épis la terre inculte plie,
Le linceul, pour couvrir la race ensevelie,
Manque-t-il donc aux nations?

Roule libre et splendide à travers nos ruines,
Fleuve d'Arminius, du Gaulois, du Germain!
Charlemagne et César, campés sur tes collines,
T'ont bu sans t'épuiser dans le creux de leur main!

Et pourquoi nous haïr et mettre entre les races
Ces bornes ou ces eaux qu'abhorre l'oeil de Dieu?
Des frontières au ciel voyons nous quelques traces?
Sa voute a-telle un mur, une borne, un milieu?
Nations! mot pompeux pour dire: Barbarie!
L'amour s'arrête-t-il où s'arrêtent vos pas?
Déchirez ces drapeaux, une autre voix vous crie:
„L'égoisme et la haine ont seuls une patrie:
La fraternité n'en a pas!"

Roule libre et royal entre nous tous, ô fleuve!
Et ne t'informe pas, dans ton cours fécondant,
Si ceux que ton flot porte, ou que ton urne abreuve
Regardent sur tes bords l'aurore ou l'occident!

Ce ne sont plus des mers, des dégrés, des rivières,
Qui bornent l'héritage entre l'humanité:
Les bornes des esprits sont leurs seules frontières,
Le monde en s'éclairant s'élève à l'unité.
Ma patrie est partout où rayonne la France,
Où son génie éclate aux regards éblouis!
Chacun est du climat de son intelligence,
Je suis concitoyen de tout âme qui pense:
„La vérité, c'est mon pays!"

Roule libre et paisible entre ces fortes races,
Dont ton flot frémissant trempe l'âme et l'acier,
Et que leur vieux courroux, dans le lit que tu traces
Fonde au soleil du siècle avec l'eau du glacier!

Vivent les nobles fils de la grave Allemagne!
Le sang-froid de leurs fronts couvre un foyer ardent;
Chevaliers tombés rois des mains de Charlemagne
Leurs chefs sont les Nestors des conseils d'Occident,
Leur langue a les grands plis du manteau d'une reine,

La pensée y descend dans un vague profond;
Leur coeur sûr est semblable au puits de la Sirène,
Où tout ce que l'on jette, amour, bienfait ou haine,
Ne remonte jamais du fond.

Roule libre et fidèle entre tes nobles arches,
O fleuve féodal, calme, mais indompté!
Verdis le sceptre aimé de tes rois patriarches:
Le joug que l'on choisit est encor liberté!

Et vivent ces essaims de la ruche de France,
Avant-garde de Dieu, qui devancent ses pas!
Comme des voyageurs qui vivent d'espérance,
Ils vont semant la terre, et ne moissonnent pas . . .
Le sol qu'ils ont touché germe fécond et libre;
Ils sauvent sans salaire, ils blessent sans remord,
Fiers enfants, de leur coeur l'impatiente fibre
Est la corde de l'arc où toujours leur main vibre
Pour lancer l'idée ou la mort!

Roule libre, et bénis ces deux sangs dans ta course;
Souviens-toi pour eux tous de la main d'où tu sors,
L'aigle et le fier taureau boivent l'onde à la source,
Que l'homme approche l'homme, et qu'il boive aux deux bords!

Amis, voyez là-bas! La terre est grande et plane!
L'Orient délaissé s'y déroule au soleil!
L'espace y lasse en vain la lente caravane:
La solitude y dort son immense sommeil!
Là, des peuples taris ont laissé leur lits vides,
Là, d'empires poudreux les sillons sont couverts,
Là, comme un stylet d'or, l'ombre des Pyramides
Mesure l'heure morte à des sables livides —
Sur le cadran nu des déserts.

Roule libre à ces mers où va mourir l'Euphrate,
Des artères du globe enlace le réseau,
Rends l'herbe et la toison à cette glèbe ingrate;
Que l'homme soit un peuple, et les fleuves une eau!

Débordement armé des nations trop pleines,
Au souffle de l'Aurore envolés les premiers,
Jetons les blonds essaims des familles humaines
Autour des noeuds du cèdre et du tronc des palmiers!
Allons comme Joseph, comme ses onze frères,
Vers les limons du Nil que labourait Apis,
Trouvant de leurs sillons les moissons trop légères,
S'en allèrent jadis aux terres étrangères,
Et revinrent courbés d'épis!

Roule libre, et descends des Alpes étoilées
L'arbre pyramidal pour nous tailler nos mâts,
Et le chanvre et le lin de tes grasses vallées,
Tes sapins sont les ponts qui joignent les climats.

Allons-y mais sans perdre un frère dans la marche,
Sans vendre à l'oppresseur un peuple gémissant,
Sans montrer au retour aux yeux du patriarche,
Au lieu d'un fils qu'il aime, une robe de sang!
Rapportons-en le blé, l'or, la laine et la soie,
Avec la liberté, fruit qui germe en tout lieu;

Et tissons de repos, d'alliance et de joie,
L'étendard sympathique où le monde deploie
L'unité, ce blason de Dieu!

Roule libre, et grossis tes ondes printanières
Pour écumer d'ivresse autour de tes roseaux,
Et que les sept couleurs qui teignent nos bannières,
Arc-en-ciel de la paix, serpentent dans tes eaux.

Saint-Point, 28. Mai 1841. A. de Lamartine."

Die internationale Auffassung und Gesinnung, in der Lamartine die Rheinfrage behandelt, fand, wie schon gesagt, in dem Deutschland der ersten Vierziger Jahre mehrfach sympathischen Widerhall. Zunächst wurde das schwungvolle und geistreiche, wenn auch etwas bombastische Gedicht des französischen Volksvertreters von einem ebenso befähigten wie berufenen deutschen Interpreten wie Freiligrath in unsere Sprache übertragen, und bald ertönten auch in ähnlicher Gefühls- und Gedankenrichtung Liederklänge aus verschiedenen Gauen des Vaterlandes.

Die Freiligrath'sche Uebersetzung darf als solche und zugleich als zeitgeschichtliches Aktenstück volle Wiedergabe fordern; sie lautet:

„Die Friedens-Marseillaise."

An Nikolaus Becker. Nach Alphonse de Lamartine.
Von Ferdinand Freiligrath.

O rolle stolz und frei, zieh' deines Wegs gelassen,
Du Nil des Occidents, Nationenbrecher Rhein,
Und schwemme mit dir fort den Ehrgeiz und das Hassen
Der Völker, die geschaart sich deiner Woge freu'n!

Nie von dem rothen Blut des Franken sei dein Rücken,
Nie von dem blauen auch des Deutschen mehr befleckt!
Nie biege mehr Geschütz die Joche deiner Brücken,
Die, Händen gleich, ein Volk aus nach dem andern streckt!
Nie senke zischend mehr der Schlachten Regenbogen
Die glüh'nde Bombe sich auf deine Rebenhöhn!
Nie mög' ein zitternd Kind im Schaume deiner Wogen
Blutrünst'ge Rosse mehr, von blutger Mähn' umflogen,
Mit deinen Wirbeln ringen sehn!

O rolle klar und frei und spiegle deinem Volke
Die Burgen, die dein Weh'n mit Epheu grün umflicht;
Sie dräu'n auf ihrem Fels, wie eine letzte Wolke
Mit ihrem Zorn bedräut ein ruhig Angesicht.

Das Fahrzeug, das der Dampf durchpulst wie eine Seele,
Unathmen soll es dich mit seinem Feuerhauch;
Es soll dir Grüße sprühn, und aus entbrannter Kehle
Zu deiner Berge Stirn aufzüngeln soll sein Rauch;
Es trägt lebend'ge Fracht, ein Lied von hundert Lippen
Schallt nieder vom Verdeck, die Pilger stehn geschaart;
Stromaufwärts treibt es sie nach deines Ursprungs Klippen;
Es sehnt ihr Auge sich, zu schau'n die Felsenrippen,
Wo du entströmst zu freud'ger Fahrt!

Roll' hin, frei und beglückt! Der Gott, der deine Wellen
Hoch im Gebirge schlug aus Gletscher und Gestein,
Ließ deine Tropfen nicht zum mächt'gen Strome schwellen,
Daß er entzweie — nein, daß er verbinde, Rhein!

Warum uns streiten denn um Hügel und um Flächen?
Leicht ja ist unser Zelt, ein Windstoß reißt es fort;
Gefüllt noch ist der Tisch, an dem das Brot wir brechen,
Abrufen uns vom Mahl kann nur des Todes Wort.
Noch sieht die Furche man die Pflugschar gern belohnen;
Vom Anschau'n wird das Glühn der Sonne nicht geschwächt;
Noch steht die Flur geschmückt mit Laub und Aehrenkronen;
Fehlt denn das Leichentuch der Erde Nationen
Für das begrabene Geschlecht?

Roll' hin frei und in Pracht, umgraut von deinen Trümmern,
Du Strom, an dem Armin entblößten Schwertes stand!
Du Strom, den Cäsar trank, umringt von seinen Schwimmern,
Und den nicht ausgeschöpft des großen Karol Hand!

Und warum hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Greuel ist, weil es die Stämme trennt?
O hebt den Blick empor! Schaut auf zum Himmelsbogen,
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe trennt?!
Nationen! (Stolzes Wort für eine schlechte Sache!)
Ist euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! Was soll am Strom die Wache?
Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache!
Die Bruderliebe wahrlich nicht!

Roll' hin — frei, königlich! Ein Stromfürst reich an Gnade!
Und wenn du segnend ziehst durch deine Rebengau'n,
O Rhein, so frage nicht die Wandrer am Gestade,
Ob sie nach Morgen spähn, ob sie nach Abend schau'n!

Nicht wird nach Graden mehr bestimmt der Menschheit Erbe!
Kein Fluß mehr grenzt es ab, kein Meer, kein Himmelsstrich!
Kein Markstein, als der Geist! — Wie man die Karten färbe,
Im Drang nach Licht erhebt die Welt zur Einheit sich!
Ich fühle mich zu Haus, wo Frankreichs Strahlen brennen,
Wo seiner Sprache Schall mir tönt als Heimatspfand!
Das beste Bürgerrecht, der Geist und das Erkennen!
Wer denkt — weß Volkes auch! — ich will ihn Landsmann nennen!
Die Wahrheit ist mein Vaterland!

Roll' hin — roll' hin — frei durch ein Land der Frei'n und Starken!
Du tränktest ihren Geist, du tränktest ihren Stahl!
O mög' ihr alter Zorn in deines Bettes Marken
Wie Gletschereis vergehn an des Jahrhunderts Strahl!

Den edlen Söhnen Heil Deutschlands, des ernsten, treuen!
Kalt zwar ist ihre Stirn, doch in den Schädeln brennt's!
Den Rittern, die um Karl als Könige sich reihen!
Nestoren sind sie gleich im Rath des Occidents!
Gedankentief ihr Wort! Von Kraft erfüllt und Schöne
Rauscht es in falt'ger Pracht wie einer Fürstin Kleid,
Ihr festes Herz ist gleich dem Brunnen der Sirene:
Was man hinein auch wirft — Haß, Liebe, Kuß und Thräne,
Er hält es fest auf alle Zeit!

O rolle frei und treu um Bogen und um Strebe,
Still wie ein harmlos Kind, und ungebändigt doch!
Laß grünen am Gestad der Fürsten Herrscherstäbe —
Ein Joch, das man gewählt, ist immer Freiheit noch!

Und auch den Schwärmen Heil aus Frankreichs Bienenstocke!
Es sandte sie der Herr als seine Boten aus!
Die Hoffnung webt als Kranz um ihres Hauptes Locke;
Sie sä'n, doch nimmer ziehn als Ernter sie nach Haus.
Der Boden, den sie bau'n — frei darf er Früchte spenden!
Rasch wallt ihr feurig Blut, und ihre Stirne loht!
Ein Bogen ist ihr Herz, von dem mit kräft'gen Händen
Die Pfeile der Idee aus in die Welt sie senden;
Und wenn nicht die Idee: den Tod!

Roll' hin — laß beide sich erfreuen deiner Wellen!
Erinn're dich für sie der Hand, die dich gesandt!
Den Bergstier und den Aar letzt segnend deine Quelle —
O mag die Völker auch vereinigen dein Strand!

Meerüber, Freunde, schaut, daß euch der Osten mahne!
Verödet dehnt er sich — unübersehbar weit!
Umsonst ermüdet dort der Raum die Karawane,
In ihren Träumen dort schläft aus die Einsamkeit.
Versiegte Völker dort: — leer ihre Leinwandhäuser!
Ein staubig Königreich in jeder Wagenspur!
Die Pyramide dort, indeß der Schakal heiser
In ihrem Schatten bellt, schmückt als ein goldner Weiser
Der Wüste nackte Sonnenuhr.

Roll' hin — bis ins Gebraus der Euphrat-Mündung rolle!
Flicht schäumend dich ins Netz der Erdball-Adern ein!
Gib Vließ und Korn zurück des Ostens dürrer Scholle!
Die Menschen laß ein Volk — ein Meer die Flüsse sein!

Nationen, die zuerst ihr aus der Menschheit Wiege
Herwärts nach Westen trugt der Stämme Ueberfluß:
Zurück, von wo ihr kamt! — Um Palm' und Ceder liege
Des ausgetretnen Stroms bewaffneter Erguß!
Zieht hin, wie Joseph einst und seine Brüder zogen;
Als sie mit Dürre schlug der Herr in seinem Zorn,
Zum Nilschlamm eilten sie, und von des Niles Wogen
Froh kehrten sie zurück, den Nacken krumm gebogen
Von des Aegypters gelbem Korn!

O rolle frei durchs Land, und von der Alpe Rücken
Flötz' uns den Baum herab, aus dem wir Masten bau'n,
Zum Tauwerk gib uns Hanf! — Die Tannen sind die Brücken,
Die übers Weltmeer sich der Erde Zonen bau'n.

Wohlauf denn! Doch verliert den Bruder nicht vom Zuge!
Verkauft kein zitternd Volk, das nach Erlösung schreit!
Und wenn zurück ihr kehrt, zeigt nicht mit schnödem Truge
Statt des geliebten Sohns des Sohnes blutig Kleid!
Bringt heim das Korn, das Gold, die Seide sammt der Wolle,
Dazu die Freiheit auch, die Herrin im Gefild!
Aus Lust und Einigkeit webt eine freudenvolle
Weltfahne, die dem Schaum der Völker stolz entrolle
Die Einheit, Gottes Wappenschild!

O rolle frei und froh! Und deine Frühlingswogen,
Um deines Ufers Schilf anbrandend laß sie sprühn!
Und lächelnd spiegle sich des Friedens Regenbogen,
Der unsre Banner färbt, in deiner Fluten Grün!

Trotz der mehrfach sympathischen deutschen Dichterstimmen, die sich im Sinne von Lamartine's „Friedensmarseillaise" vernehmen ließen, war doch bald der große Unterschied nicht zu verkennen, der sich in der weit überwiegenden öffentlichen Meinung bei der Auffassung und Behandlung der Rheinfrage zwischen Frankreich und Deutschland herausstellen mußte. In der Hauptsache gab nicht Lamartine, sondern Musset den typischen Ausdruck für Frankreichs Gesinnung und Haltung, und für Deutschland hatten nicht die gelehrten Junghegelianer, sondern der schlichte Gerichtsschreiber am Niederrhein die nationale Losung ausgesprochen.

Das gesunde Empfinden und Urteilen des deutschen Bürgertums, durch die französische Herausforderung wachgerufen, hat allmählich immer mehr das richtige Verständnis auch für nationale Realpolitik gefunden. Einen schärferen Blick konnten namentlich solche Deutsche gewinnen, die im Ausland die Stellung Deutschlands zu seinen Nachbarn besser kennen lernten, als die in der Heimat unter der Zucht des Polizeistaats niedergehaltenen Landsleute. Ein vernehmlich redendes Beispiel lieferte ein junger, leider schon früh verstorbener Kaufmann aus Thalheim in Württemberg, Max Schneckenburger, der zu Burgdorf in der Schweiz im November 1840, wenige Monate nach dem Entstehen von Beckers Rheinlied, ein Trutzlied für den deutschen Rhein verfaßte, das den poetischen Absagebrief des niederrheinischen Gerichtsschreibers an die Franzosen weitaus an Kraft und Nachdruck übertraf. Schneckenburgers Gedicht blieb lange unbekannt, als es aber aus vieljährigem Dunkel zur Zeit einer neuen, noch viel höher als 1840 gehenden Volksbewegung, im Jahr 1870 ans Licht der Oeffentlichkeit trat, wirkte es in unverminderter Kraft wahrhaft durchschlagend, um so mehr, als es durch die feurige Singweise des Komponisten Wilhelm (Krefeld) vortrefflich unterstützt wurde. So konnte Schneckenburgers Lied für Deutschlands wehrhafte Söhne im Feldzug gegen Frankreich zum mächtigen siegreichen Bundesgenossen, für die in der Heimat zurückgebliebenen neben Hoffmanns „Deutschland, Deutschland über Alles" zum beliebtesten Nationallied werden, das alle frivolen Spottgedichte ebenso sicher überdauern wird wie die geistreichen Ideologien der norddeutschen Zunftgelehrten. Dies Lied ist

„Die Wacht am Rhein":

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
„Zum Rhein! zum Rhein! zum deutschen Rhein!"
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttauſend zuckt es ſchnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutſche Jüngling fromm und ſtark
Beſchirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland, magſt ruhig ſein:
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein.

Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederſchaut,
Und ſchwört mit ſtolzer Kampfesluſt:
„Du, Rhein, bleibſt deutſch wie meine Bruſt!"
: | : Lieb' Vaterland, u. ſ. w. . . . .

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirft du doch drum ein Welſcher nicht,
Reich, wie an Waſſer deine Fluth,
Iſt Deutſchland ja an Heldenblut."
: | : Lieb' Vaterland, ...

„So lang ein Tröpfchen Blut noch glüht,
Noch eine Fauſt den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchſe ſpannt,
Betritt kein Welſcher deinen Strand."
: | : Lieb' Vaterland, ...

Der Schwur erſchallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern in dem Wind.
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein,
Wir alle wollen Hüter ſein!
: | : Lieb Vaterland, ...*)

*) Zur Entſtehungsgeſchichte von Schneckenburgers „Wacht am Rhein" wird bei der Mitteilung ſeiner erſten handſchriftlichen Faſſung in den Lipperheide'ſchen „Liedern zu Schutz und Trutz" (Dritte und vierte Sammlung, Berlin 1871) bemerkt, daß das urſprünglich „Die Rheinwacht" überſchriebene Gedicht zuerſt (Ende November 1840) in der Schlußſtrophe die Verſe:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wir Alle wollen Hüter ſein!"

nicht enthielt. Die an Stelle dieſer Verſe in der erſten Handſchrift befindlichen Schlußverſe:

„Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!"

ſind dann in der ſpäteren Abſchrift (vom 8. Dezember 1840) als Kehrreime am Schluſſe jeder Strophe wiederholt worden. Auch im übrigen Text ſind, namentlich in der dritten Strophe, vom Dichter mehrfache Aenderungen vorgenommen worden, auf deren Wiedergabe wir jedoch, ohne ihm Unrecht zu thun, wohl verzichten können. Erſchöpfende Nachrichten über das Lied finden ſich in der 1871 erſchienenen Druckſchrift: „Die Wacht am Rhein von Georg Scherer und Franz Lipperheide." Dort ſind auch die Kompoſitionen der Lieder von Mendel (1840) und Wilhelm (1854) ſowie 21 Ueberſetzungen derſelben in verſchiedene Sprachen mitgeteilt.

III.

Hoffmann von Fallersleben.

Als ein günstiges Wahrzeichen für die vaterländische Richtung und Bedeutung der politischen Lyrik in der Epoche von 1840 ist es zu begrüßen, daß als erster Chorführer derselben der Dichter hervortrat, dem wir bald „das Lied aller Deutschen", das Nationallied des neuen deutschen Reiches, verdanken sollten. Inmitten der Zersplitterung und Ohnmacht des dem Verfall entgegengehenden deutschen Bundes richtete die Dichtung das Banner auf, um das sich allmählich der Kern der Nation scharte, und wenn auch die Erfüllung des nationalen Sehnens sich noch Jahrzehnte lang verzögerte: zur geistigen Vorbereitung und Grundlegung für den Nationalstaat hat das Zeitgedicht von 1840 seinen Theil wacker beigetragen.

Der Literarhistoriker Karl Barthel hat Hoffmann einen zweiten Walther von der Vogelweide genannt, und die Herzenswärme, Frische, Sinnigkeit und Kraft des volksmäßigen Liedes bei beiden Sängern bietet in der That manche Vergleichungspunkte. Andererseits hat sich Hoffmann auch schwere Vorwürfe gefallen lassen müssen: man tadelt seine bänkelsängerische Nachlässigkeit, Oberflächlichkeit und Weitschweifigkeit, daneben seine tendenziöse Bitterkeit und Einseitigkeit, die manchmal zur pessimistischen Gehässigkeit ausarte, und auch dazu ist leider oft gerechter Anlaß geboten. Vor allem aber muß man doch sagen, — und hierin werden Freunde und Gegner zusammentreffen —: Hoffmann ist trotz mancher unverkennbaren Schwäche doch einer der charaktervollsten Vertreter des deutschen Zeitgedichtes von 1840 bis 1850.

Hoffmann war ein ausgereifter Mann von 42 Jahren und längst königlich preußischer Professor, als er im Jahre 1840 mit seinen „Unpolitischen Liedern" auf den poetisch-politischen Kampfplatz trat. In der Hauptstadt Schlesiens, die mehr als einmal bei politischen Bewegungen voranging, fand er damals wenig Anregung zu politischer Opposition; seine liberale und deutschnationale Gesinnung wurde zumeist durch sein germanistisches Fachstudium genährt, und seine politische Zähigkeit war das Erbteil des geborenen Niedersachsen, als den er sich durch den Namenszusatz „von Fallersleben" — ein Städtchen im damaligen Königreich Hannover — von vornherein zu erkennen gab.

Im entschiedenen Gegensatz gegen die Mißdeutung dieses leicht verständlichen Zunamens, als ob sich der Poet damit ein adeliges Ansehen habe geben wollen, während der Dichter sich durch den Zusatz des Geburtsortes nur von den zahlreichen Namensbrüdern unterscheiden wollte, wie andere Biederleute, läßt Hoffmann überall seine schlicht bürgerliche Gesinnung klar hervortreten und stets Art und Weise des sich mit dem aufgeklärten hausbackenen Bürgertum verbunden fühlenden, volks- und freiheitsfreundlichen deutschen Gelehrten erkennen. Dieser schlichtbürgerliche Charakter, wie er sich so unverkennbar in den Zeitgedichten Hoffmanns ausspricht, bildet zugleich deren starke und schwache Seite. Nirgends sonst in der damaligen Literatur kommt die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit der vaterländischen und freiheitlichen Gesinnung gegenüber den kleinlichen, beschränkten, unwürdigen, ja erbärmlichen Zuständen des bundestägigen Deutschlands zu offenerem, rückhaltloserem, kräftigerem Ausdruck, als in Hoffmanns politischer Lyrik. Wenn wir uns andererseits in derselben auch mit zahlreichen Auswüchsen einer politischen Einseitigkeit, Uebertreibung, zum Teil auch einer Philisterhaftigkeit und Spießbürgerlichkeit abfinden müssen, so erklärt sich dies eben nur aus der Unerfahrenheit der gesamten Generation jener Zeit auf dem Gebiete nationalen Staatslebens. Eine gerechte Würdigung der politischen Lyrik Hoffmanns ist nur vom historisch-kritischen Standpunkt aus möglich.

Hoffmann selbst spricht sich über seine politische Lyrik in seiner Lebensbeschreibung*) dahin aus, daß sich seine poetische Stimmung gegen Ende der dreißiger Jahre ganz dem Vaterlande zugewandt habe. „Ich las fleißig allerlei geschichtliche, politische, sogar statistische Schriften, um klar zu werden über unsere Zustände, wie sie waren, sind, sein sollten und könnten. So erhielt ich Stoff und Anregung . . . Der Hohn und Spott über alle Dummheiten und Albernheiten, der lang gehegte Ingrimm über alle Erbärmlichkeit, Feigheit, Niederträchtigkeit, wie ich sie aus der Geschichte und dem Leben kannte, wurde zur humoristischen Stimmung, die mich unablässig zum Dichten und Singen trieb."

Daß späterhin auch die Wirkung seiner Lieder, der An- und Widerklang, den sie weckten, die Aufmunterung seitens liberaler Patrioten, namentlich aber auch der Zuspruch des Verlegers, des Hamburger Buchhändlers Julius Campe, (in Firma Hoffmann und Campe) wesentlich dazu beitrug, den dichterischen und politischen Eifer des Autors anzustacheln, geht aus Hoffmanns Briefwechsel mit Campe deutlich hervor. Zum zweiten Teile der „Unpolitischen Lieder" „recht lustig zu sammeln", forderte der Verleger den Autor ausdrücklich auf. „Die Zeit ist nicht poetisch," schreibt Campe, „sie gähnt wie ein vollgefressener Gourmand,

*) „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen". Sechs Bände. Hannover 1868.

der nur nach Pikantem greift. Hausmannskost reizt ihn nicht mehr, von allem ist genug da. Wenn der Lümmel gestachelt wird, dann erst regt er sich und wird mobil."

Das im Jahre 1840, dem epochemachenden Jahre der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, erschienene erste Bändchen der „Unpolitischen Lieder" Hoffmanns darf als Einleitung in die politische Lyrik der Vierziger Jahre bezeichnet werden. Daß der Dichter seine Verse als „unpolitische" ankündigt, um sie gegenüber der Censur und der Polizei leichter in die Oeffentlichkeit zu bringen, konnte selbstverständlicher Weise das Publikum über den politischen Charakter seiner damit vorgeführten Zeitgedichte nicht täuschen. Formell gerechtfertigt ist der Titel durch den Inhalt der Gedichte insofern, als Kern und Wesen derselben vorzugsweise den Mangel an wirklichem politischem Geiste betrifft, beklagt und geißelt, der im öffentlichen Leben des damaligen Deutschlands bei den vom Dichter behandelten Zeitfragen überall zu Tage tritt. Der unpolitische Sinn des deutschen Michels, der bei den Ereignissen und in den Kundgebungen der Zeit sich bekundende schlimme Nationalfehler, daß die Deutschen noch keine Politik verstehen und treiben, wie sie doch eines großen Volkes Pflicht ist — und in entsprechendem Gegensatze dazu die lebhafte Sehnsucht nach jener pflichtmäßigen, thatkräftigen Nationalpolitik bilden den Grundton und das Hauptthema der Hoffmann'schen „Unpolitischen Lieder." Der negative Titel der Gedichte ist also nicht minder erklärlich, wie andrerseits ihre wesentlich nationalpolitische Bedeutung und Wirkung thatsächlich erkennbar ist.

Beachtenswert ist schon die Anordnung des Stoffs im Ersten Teil der „Unpolitischen Lieder." Die Sammlung besteht aus sieben „Sitzungen" und einem „Anhang," der zugleich — mit dem Wörtlein „oder" — als „vertrauliche Sitzung" bezeichnet ist und dem bei der Inhaltsangabe und nach dem Texte wieder als Schlußworte besondere Citate angefügt sind, die wir zur Kennzeichnung des ganzen geschichtlich so bedeutsam gewordenen Buches im Wortlaut mitteilen wollen. Das erste stammt aus dem „Prediger Salomo X, 9: „Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben, und wer Holz spaltet, der wird daran verletzt werden"; das zweite, am Ende des Anhangs mit der „vertraulichen Sitzung" stehend, ist ein Abschiedswort aus Ulrich von Huttens Gedichten:

„Hiemit ich scheid,
Will mengen baß die Karten,
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt
Und will des Ends erwarten."

Die Losungen klingen fast wie Ahnungen des Geschickes, das der Autor durch sein Werk über sich selbst herauf beschwor.

Der zweite Teil der „Unpolitischen Lieder", im Jahre 1841 erschienen, führte das Motto aus der Apostelgeschichte IV, 20: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben." Statt der Einteilung in „Sitzungen" ist hier die Anordnung nach der Reihenfolge der Wochentage vom Sonntag bis zum Samstag gewählt, und als Anhang sind „Stimmen aus der Vergangenheit" beigegeben, enthaltend: vier Zeitgedichte Walthers von der Vogelweide mit der neuhochdeutschen Uebersetzung Karl Simrocks; zwei Lieder Dr. Martin Luthers; zwei Gedichte von G. R. Weckherlin; je eines von Martin Opitz, von Friedrich von Logau, von Joh. Rist, von Andreas Gryphius, von G. Aßmann von Abschatz und von einem Ungenannten aus der „Christlichen Andachtsflamme," erschienen zu Nürnberg 1680. Das gemeinsame Band, das diese verschiedenen Beiträge zusammenhält und das sie zugleich mit den Liedern unseres „unpolitischen" Dichters verbindet, ist der allen Stücken eigene, entweder vaterländische oder religiöse Grundton und die sprachliche Kraft, Lauterkeit und Offenheit, die von den vorgeführten Mustern der deutschen Vergangenheit in hohem Maße auf unsern, das alte Volksmäßige mit dem Neuen, Modernen so glücklich vereinigenden Dichter übergegangen ist.

Wie im Inhalt seiner Lieder will Hoffmann auch in der Form nur deutschnational sein. In einem Brief an Fr. Zarncke (vom 3. Febr. 1848) sagt er: „Meine ganze Poesie ist reine Lyrik und dazu rein deutsche und will auch weiter nichts sein, unzertrennlich von Gesang; sie hat sich allen Beziehungen auf das Ausland und das klassische Altertum von jeher ferngehalten und verschmäht allen rhetorischen Prunk und allen sententiösen Wortschwall; sie knüpft historisch da an, wo die alte Volkspoesie in ihrer Blüte war (im 16. Jahrhundert)." Dieses Selbstbekenntnis trifft auch vollständig zu, und Vilmar, der feinsinnige Literarhistoriker, dessen positive Geistesrichtung im allgemeinen der oppositionellen Hoffmanns keineswegs zugewandt war, spricht sich über diese Seite der Hoffmann'schen Lyrik mit größter Anerkennung aus. In seinem „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" (Marburg 1867) bezeichnet er einige „Landsknechtlieder" Hoffmanns als „treffliche Nachdichtungen — nicht Nachahmungen der alten Landsknechtlieder," und zwar „im strengsten und edelsten Sinne" und sagt dann weiter: „Halten wir Hoffmanns Lieder neben die alten Lieder, so sollte man kaum glauben, daß jene volle dreihundert Jahre später gedichtet sind: so ganz ist der volle, reine und kräftige Duft jener alten Poesie in den neuen Dichter übergeströmt; unbedenklich werden wir sie zu den besten Produkten unserer modernen Dichtung rechnen, jedenfalls zu denen, welche den echten Volkston, ohne Zögern und

Umsichschauen, mit einem Schlage getroffen haben — so wie es in einer größeren Zahl von Liedern keinem andern Dichter gelungen ist."

Die beiden Bändchen der „Unpolitischen Lieder" sind von mäßigem Umfang; das erste hat 204, das zweite 202 Seiten: in diesem engen Rahmen ist die reiche Fülle des Inhalts zusammengedrängt. Die Lieder sind sämtlich kurz, umfassen nur wenige Strophen, füllen nur selten je mehr als eine Seite der in bescheidenem Oktavformat erschienenen Bändchen, bieten aber, da fast jedes Lied einen anderen Gegenstand behandelt, in ihrer Gesamtheit gewissermaßen ein ganzes, langes Register der in buntem Wechsel einander ablösenden Stimmungen und Urteile des liberalen deutschen Bürgertums über ebensoviele Ereignisse und Zeitfragen, die damals die öffentliche Meinung bewegten. In ungezwungener Regellosigkeit und Mannigfaltigkeit folgen einander die versificierten Aeußerungen über Themata ganz verschiedenartiger Bedeutung, zum Teil auch solche, die uns Späteren vielleicht ganz unwichtig und geringfügig erscheinen, so daß wir uns kaum des Lächelns über die Aufbauschung solcher Anekdoten erwehren. Im Zweiten Teil läßt sich eine gewisse Verschärfung und Verbitterung nicht verkennen, die denn auch dem angegriffenen Polizeistaat eine bequeme Handhabe zur pflichteifrigen Verfolgung des Dichters liefern mußte.

Vom ästhetischen Standpunkt aus ist die Hoffmannsche Lyrik in ihren einzelnen Erzeugnissen von sehr verschiedenem Werte. Indessen dürfen wir nur den Maßstab ihrer Zeit an solche Kundgebungen anlegen, und daß der Dichter selbst nicht etwa von einer zu ernsten und zu hochgreifenden Ueberschätzung der meritorischen und geschichtlichen Wichtigkeit aller seiner Themen eingenommen und beherrscht ist, zeigt er wohl schon genügend dadurch, daß er nach der ersten „Sitzung" alle weiter folgenden mit einem Trinklied beginnen läßt, das dem Leser für die Sangbarkeit der gesamten poetischen Betrachtungen den Grundton angeben und ihn für eine nicht allzu tragische Auffassungs- und Vortragsweise des damit eingeleiteten Varietäten-Konzertes, selbst wenn es formale Elegien oder Trutzgesänge bringt, in die entsprechende Stimmung versetzen muß.

Auch die den „Unpolitischen Liedern" folgenden weiteren Sammlungen lyrischer Produkte vaterländischer und freiheitlicher Tendenz aus Hoffmanns Feder bis zum Jahre 1850 tragen den gleichen Charakter. Es sind: die „deutschen Gassenlieder," die „deutschen Salonlieder," die „deutschen Lieder aus der Schweiz," der „Maitrank," die „Hoffmannschen Tropfen," die „Texanischen Lieder," der „Schwefeläther" und die „Diavolini." *)

*) Die Reihe der politischen Dichtungen Hoffmanns von 1840 bis 1850 ist im Einzelnen nach Hoffmanns eigener Angabe in seiner Autobiographie, wo aber zwei Titel fehlen, folgende:

Auf dem Titelblatt der „Unpolitischen Lieder" ist eine vorsätzliche Besonderheit des Tendenzpoeten angekündigt, der von vornherein neben seinem Humor und seiner Satire auch seine fachmäßige Gelehrsamkeit und deren Einfluß auf seine Beschäftigung mit dem Zeitgedichte keineswegs verleugnen möchte. Insbesondere will er durch seine hier sehr zweckdienliche Vertrautheit mit solchen Schätzen unserer älteren Nationalliteratur, die wie die Luthersche Bibelübersetzung zu echter Volkstümlichkeit gelangt waren,

1. Unpolitische Lieder von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Erster Teil. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1840. — — Zweiter Teil. 1841.
2. Deutsche Gassenlieder von Hoffmann von Fallersleben. Zürich und Winterthur, Verlag des literarischen Komptoirs. 1843.
3. Gedichte von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1843. (576 SS.)
4. Deutsche Salonlieder. (? 1844 ?) (In Hoffmanns Autobiographie finden wir keine genauere Notiz über diese Lieder.)
5. Maitrank. Neue Lieder von Hoffmann von Fallersleben. (Mit Melodien.) Paris, Verlag von Renardier, 1844. (Hoffmann schreibt in „Mein Leben," IV., S. 150: „Drucker und Verleger wurden nie, auch mir nicht einmal, bekannt." Das Manuskript hatte er während seines Aufenthalts in Mecklenburg im Mai 1844 einem Freunde übergeben.)
6. Hoffmann'sche Tropfen. Zürich und Winterthur. 1844. (78 SS. mit 35 Liedern.)
7. Texanische Lieder. Aus mündlicher und schriftlicher Mitteilung deutscher Texaner. Mit Singweisen. San Felipe de Austin bei Adolf Fuchs & Co. 1846. Das Büchlein ist natürlich nicht in Texas gedruckt, sondern in Hamburg, wo Hoffmann im Frühjahr 1846 sich aufhielt. Die Anregung zu den Texanischen Liedern hatte er durch die Bekanntschaft mit deutschen Auswanderern nach Texas erhalten: der aus Fürsten und Grafen bestehende „Verein zum Schutze vaterländischer Auswanderer" in Mainz, dessen Hauptschöpfung in Texas die Kolonie „Neubraunfels" war, hat allerdings die Hoffnungen auf eine günstige Entwicklung des Deutschtums in Texas nicht gerechtfertigt.
8. Diavolini. Von Hoffmann von Fallersleben. Zweite vermehrte Auflage. Cum notis variorum in usum delphini. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 1848. (XXI., 100 SS.) — Die erste Ausgabe der „Diavolini" war 1845 im „Deutschen Taschenbuch" von Julius Fröbel (Zürich und Winterthur), kurz nach Hoffmanns Heimkehr von seiner italienischen Reise, erfolgt. Die Scherzgedichte sind Früchte jener Reise; die neue Ausgabe fiel in die Sturmzeit von 1848, die literarischen Erscheinungen sehr ungünstig war.
9. Zwölf Zeitlieder von Hoffmann von Fallersleben. Braunschweig, F. M. Meinecke. 1847. Neues Dutzend. 1848.
10. Deutsches Volksgesangbuch von Hoffmann von Fallersleben. Mit 175 eingedruckten Singweisen und Nachrichten über die Dichter und Tonsetzer. Leipzig. Verlag von Wilh. Engelmann. 1848. 188 Seiten. Die Melodien hat Ludwig Erk in Berlin besorgt, der seinen Namen auf dem Titelblatt nicht genannt sehen wollte.
11. Spitzkugeln. Zeit-Distichen von Hoffmann. Selbstverlag des Verfassers. Darmstadt 1849. (In Kommission bei C. W. Leske.) 35 S. 262 Nummern.
12. Das Parlament zu Schnappel. Nach stenographischen Berichten herausgegeben von Hoffmann v. F. Bingerbrück 1850. Selbstverlag. 256 S.

Empfänglichkeit und Verständnis für seine „unpolitischen" Darbietungen erleichtern und fördern. Sowohl die Motti und Losungen, die er aus mittelalterlichen, reformationszeitlichen, auch späteren und im Volke verbreiteten, nach der Entstehungszeit minder bekannten Schrift- und Druckproben seinen Liedern voransetzt, als auch die Singweisen, die er dazu anzugeben fast niemals versäumt, sollen dem Leser, Hörer und Sänger zur Orientierung und Aufklärung über die richtige Auffassung der einzelnen Themen, die dabei leitende Absicht und die entsprechende soziale oder politische Nutzanwendung dienen.

Wie Hoffmann dabei dem Scherze sein mitwirkendes Spiel einräumt, zeigt sich sogleich auf dem Titelblatt des ersten Bändchens der „Unpolitischen Lieder". Es trägt dieses sein Losungswort aus der Offenbarung Johannis, Kapitel X, Vers 9—10:

> „Und ich ging hin zum Engel und sprach zu ihm: Gib mir das Büchlein! Und er sprach zu mir: Nimm hin und verschling es, und es wird dich im Bauche grimmen, aber in deinem Munde wird es süß sein, wie Honig. Und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels und verschlang es, und es war süß in meinem Munde wie Honig. Und da ichs gegessen hatte, grimmete michs im Bauch."

Man kann sich den Verfasser der „Unpolitischen Lieder" bei der Herausgabe seines satirischen Werkchens lebhaft vorstellen. Das Bauchgrimmen wird er zunächst gewiß weniger bei sich verspürt, es aber vielleicht seinen politischen und sozialen Gegnern gegönnt haben, die den von ihm dargebotenen Süßigkeiten sicher geringen Geschmack abgewannen.

Der leitende Grundgedanke und Gefühlsantrieb, der innerste positive Kern in Hoffmanns politischer Poesie und damit das größte Verdienst derselben, ein höheres und erfolgreicheres als alle seine hochschätzbare und wirksame Polemik gegen die Mißstände, Gebrechen und Sünden des bundestägigen Deutschlands, ein größeres Verdienst auch als sein eifriges Eintreten für das liberale Programm der damaligen Zeit liegt in seiner aus innerstem Gefühl unerschöpflich quellenden poetischen Verkündigung und Vertretung der Idee eines *einigen deutschen Vaterlandes* — der Idee, die in ihm unter den deutschen Dichtern ihren volkstümlichsten, unermüdlichsten, begeistertsten Herold und Verherrlicher gefunden hat. Bei Hoffmann von Fallersleben kann man immer und überall, auch wo er ohne ausdrückliche Bezugnahme auf Deutschland seine Ansichten und Ueberzeugungen ausspricht, vollkommen sicher sein, daß er nur vaterländische Stoffe behandelt, nur deutschvaterländisches Meinen und Empfinden in Liebe und Haß, Klage und Hoffnung, Sehnsucht und Rüge zum Ausdruck bringt. Er sucht bei jedem Anlaß und in jeder Hinsicht die deutsche Sache zu vertreten und zu fördern, auf den nationalen, politischen und sozialen Fortschritt hinzuwirken. Klagt er im all-

gemeinen beim Bürgertum über Mangel an Selbstgefühl, an Mut und Thatkraft, so will er das deutsche Bürgertum vor jenen Gebrechen warnen. Bekämpft er die falschen Einbildungen und ungerechten Bevorzugungen des Adels, so hat er die Mißstände im Auge, die im damaligen Deutschland noch stark fühlbar waren und deren Ursachen und Wirkungen er als gemeinschädlich beseitigt wissen will. Verspottet er die Zollschranken, so müssen wir uns erinnern, daß damals der deutsche Zollverein noch klaffende Lücken aufwies, die erst später ausgefüllt wurden. Vergleicht er den Fiskus mit dem Haifisch, so hat ihm schlimme Erfahrung mit deutscher Fiskalität den Vergleich eingegeben. Deutsche Demagogenriecherei, deutsche geisttötende Censur, deutscher Preß-, Paß- und Polizeizwang, deutsche Schweifwedelei und Bauchkriecherei, die er so köstlich karikiert, so unermüdlich geißelt, bieten ihm unerschöpflichen Stoff für seine lebenswahren Schilderungen und Verwünschungen, die stets auf die Besserung der Zustände im deutschen Vaterlande gerichtet sind.

Aus der reichen Fülle seiner schönen Vaterlandslieder ist zunächst dasjenige hervorzuheben, das, noch vor 1840 gedichtet, bereits in der ersten Sammlung des epochalen Jahres veröffentlicht ist — ein Lied von so reiner, tiefer, echt lyrischer Empfindung, daß es auch von den Gegnern der politischen Lyrik, wie manches noch folgende ähnliche, als einwandfreies lyrisches Gedicht anerkannt wird: das Lied mit der Ueberschrift

„Mein Vaterland":

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit:
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Not, in Kampf und Streit.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Im Jahre 1841 folgte sodann das schöne, schlichte und kernhafte Lied, dessen Wortlaut heutzutage allen Volks-, Stamm- und Reichsgenossen bekannt und vertraut ist:

„Das Lied aller Deutschen":

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt.

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang,
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang.

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland —
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Ueber die Entstehung dieses unseres heutzutage beliebtesten deutschen Nationalliedes sind wir durch den Dichter selbst — in seiner schon oben angeführten Autobiographie — genauer unterrichtet worden. Im August 1841, erzählt Hoffmann, brauchte er, wie er wiederholt that, die Seebäder von Helgoland, der damals noch in englischem Besitz befindlichen Nordsee-Insel. Auf Begegnungen mit Freunden folgten da manche einsame Stunden. „Wenn ich dann so wandelte, einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Mute — ich mußte dichten und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied: „Deutschland, Deutschland über Alles."

Drei Tage darauf las Hoffmann das Gedicht seinem Verleger Campe vor, sagte ihm aber auch sogleich — daß es vier Louisd'or koste! Noch ehe Hoffmann mit seiner Vorlesung fertig war, legte ihm Campe die vier Goldstücke auf die Brieftasche. Schon am 4. September brachte Campe das Lied dem Dichter gedruckt mit der Haydnschen Melodie in Noten und mit Hoffmanns Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill.

Es dauerte aber lange, bis das den deutschen Sinn so warm ansprechende Lied seine heutige allgemeine Beliebtheit erlangte. Erst unsere spätere nationalstaatliche Entwickelung sollte dazu führen. Als ein Freund Hoffmanns, Theodor Ebeling zu Hamburg, zu Anfang des deutsch-französischen Krieges von 1870 das Lied neu drucken ließ, um durch die Verteilung des Abdrucks die patriotische Begeisterung zu heben und der Verbreitung des Textes, den er mit Recht als die deutsche Nationalhymne erkannte, förderlich zu sein, schrieb der Dichter am 18. August 1870 an Ebeling: „Da Sie nun einmal „Deutschland über Alles!" drucken lassen, so könnten Sie wol als Einleitung meine Oratio pro domo beifügen. Daß ich auch an mich denke, werden Sie verzeihlich finden, denn mein Einziges, meine Sonne ist und bleibt mein Vaterland."

Beigelegt war als diese „Oratio pro domo" ein Schriftstück, in dem es hieß: „Daß dies Lied eine Zukunft haben würde, stand zu erwarten. Von dem Augenblick an, daß wir aufhörten zu fragen: „Was ist des Deutschen Vaterland?", von dem Augenblick an, daß diese Frage beantwortet war durch die siegreichen Heere von ganz Deutschland, da wurde das Lied: „Deutschland über Alles" zur Wahrheit und kann von nun an als ein Lied aller Deutschen mit

Recht gesungen werden, wenn es auch die ganze Welt außer Deutschland verdrießt. (Behauptete doch der französische Deputierte Liégeard in der Militärdebatte der Pariser Nationalversammlung im Dezember 1867: eine Nation, die ein solches Lied singen könne, zeige einen „Mangel an Bescheidenheit.") Ja, wir haben endlich ein Recht dazu, mehr als der Engländer zu seinem Rule Britannia und der Franzose heute noch zu seiner Marseillaise."

Die „Oratio pro domo" stellt hierauf fest, was wir schon wissen: wann Hoffmann das Lied verfaßt und Herrn Julius Campe übergeben habe; schon am 1. Sept. sei es dann als Sonderdruck mit der Melodie von Jos. Haydn zu „Gott erhalte Franz den Kaiser" mit der Bemerkung: „Text Eigentum der Verleger" im Buchhandel erschienen. „Die Bemerkung", fährt die Oratio pro domo fort, „war ganz überflüssig, denn daß jedes Lied in Deutschland vogelfrei ist, stellte sich auch für Herrn Campe, noch ehe das Jahr zu Ende ging, schon heraus. Der Text ging in die am meisten verbreiteten Commers- und Liederbücher über. In den meisten wurde die Haydnsche Melodie beibehalten." Der Dichter rühmt dann, wie die „schöne und passende" Melodie nicht allen Komponisten genügt habe und führt die ihm bis 1870 bekannt gewordenen Kompositionen in alphabetischer Ordnung auf. Wir finden da die Namen: Franz Abt, A. Dresel, M. Ernemann, Wilh. Greef, Heinr. Grosse, C. Hahn, C. Halbmair, Ipen, Louis Kindscher, F. G. Klauer, Conradin Kreutzer, Franz Lachner, Fr. Müller, W. Neßler, Ernst Richter, Ludwig Scherff, C. G. Schöne, C. Stark, E. Thielen. „Vorläufig", schließt Hoffmann, „wollen wir Joseph Haydns Melodie festhalten und glauben sie mit gutem Gewissen empfehlen zu können." Sie ist denn auch die herrschende geblieben.

Aus dem zweiten Teil der „Unpolitischen Lieder" ist zunächst eines Gedichtes mit der Ueberschrift: „Eins und Alles" zu gedenken:

Deutschland erst in sich vereint!
Auf! wir wollen uns verbinden,
Und wir können jeden Feind
Treuverbunden überwinden.

Deutschland erst in sich vereint!
Danach strebet, danach ringet!
Daß der schöne Tag erscheint,
Der uns endlich Einheit bringet.

Deutschland erst in sich vereint!
Lasset Alles, Alles schwinden,
Was ihr wünschet, hofft und meint!
Alles andre wird sich finden.

Deutschland erst in sich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?

Als Losung für diesen Mahnruf setzt der Verfasser demselben eine aus einer Paraenesis ad Germanos von 1647 stammende eindringliche Aufforderung an alle Deutschen vor. An geeigneter Stelle versäumt er es nie, auf die in unserer älteren Nationallitteratur enthaltenen Mahnungen zur Bethätigung deutschen Sinnes hinzuweisen.

Ein würdiges Seitenstück zu dem Liede „Mein Vaterland," zugleich ein Beispiel von der Kunst Hoffmanns, mustergiltige Schöpf-

ungen älterer deutscher Lyrik verständnisvoll nachzuempfinden und nachzubilden, ist das an Novalis' tiefinniges Christuslied: „Wenn Alle untreu werden" erinnernde herrliche Lied unseres Sängers:

„Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiß was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt!
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und sollt' es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen,
Dein denk' ich allezeit!

Ach alle jene Stunden
Halt' für verloren ich,
Da ich nicht dich gefunden,
Da ich nicht schaute dich!
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen
Ich weiß was du mir bist!"

In akademischen Kreisen ganz besonders beliebt, im strengeren Sinne noch weniger politisch als das vorige Lied, ist das noch vor 1840 entstandene „Nur in Deutschland," mit dem Motto aus Hom. Il. III, 244:

„φίλῃ ἐνὶ πατρίδι γαίῃ".

„Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
Da wachsen unsre Reben.
Grüß mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland :,: Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen.
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland :,: Thät mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
Blühn Orangen und Zitronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
Nur in Deutschland :,: Da muß mein Schätzlein wohnen.

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß mein Liebchen, goldner Schein,
Grüß mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland :,: Da wohnet Freud' und Wonne."

In ähnlichem Gefühl singt der Dichter bei seiner

Heimkehr aus Frankreich:

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

O wie sehnt' ich mich so lange
Doch nach dir, du meine Braut!
Und wie ward mir freudebange,
Als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand —
Deutschland ist mein Vaterland!

Alles Guten, alles Schönen
Reiche sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh'!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand
Deutschland, du mein Vaterland!

Mit ganz besonders warmer Empfindung haben namentlich die im Auslande lebenden Deutschen solche Lieder aufgenommen und gesungen; sie waren ihnen eine wahrhaft tröstende und erhebende Labsal und trugen wesentlich dazu bei, schon vor der Neugründung des Reiches die Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland bei unseren Landsleuten in der Fremde wach und rege zu erhalten.

Daß Hoffmann die deutschen Stammgenossen im Ausland ermahnt, sich ihr germanisches Wesen nicht durch fremde Elemente entreißen oder verkümmern zu lassen, steht mit seinen an alle Deutschen gerichteten Mahnungen nur in Uebereinstimmung. In dieser Hinsicht sind vier dem ersten Teile der „Unpolitischen Lieder" einverleibte „Gedichte aus Gent" beachtenswert als Zeugnisse für den patriotischen und prophetischen Geist, in welchem der Dichter schon damals gegen die drohende Verwälschung der niederdeutschen Vlamen den altgeschichtlichen Rückhalt am Deutschtum befürwortete, womit ja auch die vlämische Bewegung seit jener Zeit ihr Losungswort festgehalten hat. Die Mahnung lautet:

An Vlaemsch Belgien:

Suche nicht das Heil im Westen!
In der Fremde wohnt kein Glück —
Suchst du deines Glückes Vesten,
Kehre in dich selbst zurück!

Aus der Tugend deiner Ahnen
Mußt du deine Burgen bau'n,
Und der Löw' auf deinen Fahnen
Lehre dich dir selbst vertrau'n.

Treu bewahr' in deiner Mitte
Vor dem wälschen Uebermuth
Deine Sprache, deine Sitte,
Deiner Väter Gut und Blut! . . . .

Auch in Hoffmanns weniger bekannten „Sprüchen", die im Anhang zum 6. Bande der Autobiographie aufgeführt sind, finden sich noch ein paar kernige Einheitsgedanken:

„Und wär' ein Galgen jeder Baum
Für unser Einheitsstreben —
Die deutsche Einheit ist kein Traum,
Wir werden sie uns schon geben".

„Wenn Deutschlands Uhr mal zeigt auf Eins,
Dann sind wir erst ein Volk wie keins,
Ein Volk von Adel, Geist und Kraft,
Voll Ruhm in Kunst und Wissenschaft;
Dann fragt nur noch der Unverstand:
Was ist des Deutschen Vaterland?"

In der That ein echt prophetisches Wort! So hoch wir seinerzeit Arndts Fragelied zu schätzen hatten, so berechtigt und verdienstlich es war, an seinen oftmals wiederholten Strophen im alten bundestägigen Deutschland die Sehnsucht zu stärken und zu entflammen, aus dem geographischen Begriff „Deutschland" und dem völkerrechtlichen Verein „Deutscher Bund" den erstrebten Nationalstaat hervorgehen zu sehen — seit der Erfüllung des vaterländischen Sehnens ist die Frage gelöst und das ehemalige Nationallied zur historischen Reminiscenz geworden. Vater Arndt selbst wäre gewiß der letzte, sich darüber zu grämen.

In schwungvoller Begeisterung, gemahnend an Klopstock, der vor anderthalb hundert Jahren Begriff und Wort „Vaterland" wieder in die deutsche Poesie zurückführte, singt Hoffmann zum Preise Deutschlands:

Deutschland! Deutschland!
O heil'ger Name, o süßer Klang!
Dich lieb' ich, preis' ich mein Leben lang.
Wie schlägt mir vor Lust
Das Herz in der Brust,
Deutschland! Deutschland!
Bei deinem Namen!

Deutschland! Deutschland!
Umsonst nicht bist du Europas Herz:
Streb' immer höher, streb' himmelwärts!
Daß jedes Gemüt
Erbebt und erglüht,
Deutschland! Deutschland!
Bei deinem Namen!

Deutschland! Deutschland!
Sei uns, die liebend dir zugewandt,
Ein freies, glückliches Vaterland,
Daß Süd dir und Nord
Singt einig hinfort:
Deutschland! Deutschland!
Heil deinem Namen!

Deutschland! Deutschland!
Daheim und fern, stets denk' ich dein!
Dein ist mein Leben, dein soll es sein!
In Freud und in Leid,
In Fried' und in Streit,
Deutschland! Deutschland!
Heil deinem Namen!

Ernsteres, innigeres, kräftigeres Vaterlandsgefühl ist wohl kaum anderswo in lyrischer Form zum Ausdruck gelangt.

Neben der tiefernsten, zartinnigen, wir dürfen wohl sagen religiös-feierlichen und dabei kindlich reinen Stimmung, in der Hoffmanns herrliche Vaterlandslieder empfunden und verfaßt sind — einer Stimmung, die ihn ja auch bei zahlreichen seiner schönen Kinderlieder beseelt hat, die von unserer deutschen Schuljugend überall so gern gesungen werden — fließt in unerschöpflich sprudelnder Fülle die noch größere Flut seiner humoristisch-satirischen Verse, in denen er seiner Vaterlands- und Freiheitsliebe in polemischer Form Ausdruck gibt. Zum Teil ist diese Polemik recht unschuldiger und liebenswürdiger Natur. So z. B. behandelt der Dichter den vielberufenen — wie gewöhnlich aber nicht im richtigen Wortlaut verbreiteten — Ausspruch des Erzherzogs Johann von Oesterreich beim Kölner Dombaufest im September 1842. Friedrich Wilhelm IV. hatte seinen fürstlichen Gästen im Schlosse Brühl ein Festmahl gegeben und sie in einem beredten Trinkspruche begrüßt. Darauf erwidernd, sagte der österreichische Erzherzog:

„Solange Preußen und Oesterreich, solange das übrige Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen wie die Felsen unserer Berge."

Aus diesem mannhaften Satze machte sich der Volksmund das geflügelte Wort zurecht: der Erzherzog habe gesagt: „Kein Oesterreich, kein Preußen mehr — ein einiges Deutschland!" und Hoffmann verfaßte auf dieser Grundlage sein patriotisch-satirisches Gedicht:

„Ein Knabe lernte ein Gebet,
Das sprach er täglich früh und spät,
Er sprach es, wo er ging und stand,
Zu Gott empor fürs Vaterland:
„Kein Oesterreich, kein Preußen mehr,
Ein einig Deutschland groß und hehr,
Ein freies Deutschland Gott bescheer',
Wie seine Berge fest zu Trutz und Wehr."

Und als der Knabe ward ein Mann,
Da that man ihn sofort in Bann,
Man schickt' ihn flugs aus Preußen fort,
Weil er zu laut einst sprach das Wort:
„Kein Oesterreich, kein Preußen mehr" u.s.w. (wie oben).

Wie er aus Preußen war verbannt,
Da nahm ihn auf kein deutsches Land,
Er durfte nicht einmal hinein
In Reuß-Greiz-Schleiz und Lobenstein.
„Kein Oesterreich, kein Preußen mehr" . . . .

Leb' wohl! rief er der Heimat zu,
Wo man mir gönnt nicht Rast noch Ruh,
Wo ich zuletzt kein Fleckchen fand,
Zu beten für mein Vaterland:
„Kein Oesterreich, kein Preußen mehr" . . . .

Und als er auf dem Rigi stand,"
Jetzt neununddreißigmal verbannt,
Sang er in Lieb' und Zorn entbrannt:
„Was ist des Deutschen Vaterland?"
„Ein Oesterreich, ein Preußen nur,
Von deutscher Freiheit keine Spur,
Und wo sich regt ein Mäuslein nur:
Gleich packt's die Polizei und die Censur."

In den weitaus meisten Fällen setzt Hoffmanns Polemik in anderem, urwüchsig kräftigem Tone ein, und für diese Spezialität der Hoffmann'schen satirischen Lyrik gibt das erste der „Unpolitischen Lieder" die kampflustige Parole aus:

Knüppel aus dem Sack.

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!
Und gäbe Gott mir Wunschesmacht,
Ich dächte mir bei Tag und Nacht
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh'
Und frohes Leben noch dazu
Beim: Knüppel aus dem Sack!
Und wollt' ich selbst recht lustig sein,
So ließ' ich tanzen Groß und Klein
Beim: Knüppel aus dem Sack!

Dann braucht' ich weder Gut noch Gold,
Ich machte mir die Welt schon hold
Mit: Knüppel aus dem Sack!
Ich wär' ein Sieger, wär' ein Held,
Der erst' und beste Mann der Welt
Mit: Knüppel aus dem Sack!

O Märchen, würdest du doch wahr
Nur einen einz'gen Tag im Jahr,
O Knüppel aus dem Sack!
Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
Und schlüge drein ohn' Unterlaß:
Frisch, Knüppel aus dem Sack
Aufs Lumpenpack!
Aufs Hundepack!

Die Feinde, gegen die der Dichter seinen Knüppel schwingt, sind mannigfacher Art. Neben der dem Vaterlande verderblichen Uneinigkeit und Zerrissenheit sind es noch andere unserer schlimmsten deutschen Nationalfehler, die dem Dichter die Milch der frommen Denkungsart in polemisches Gift verwandeln. In scharfer Rüge tritt Hoffmann zunächst gegen die deutsche Fremdsucht und Auslandsliebhaberei, die Gleichgiltigkeit und mangelnde Entschiedenheit für Deutschtum und Vaterland in die Schranken. Selbst dem deutschen Humanismus, so eng er auch mit unserer geistigen und literarischen Bildung verwachsen ist, gilt die Abneigung des Germanisten, weil und sofern der Humanismus auf der Antike, auf Studium und Grundlage der lateinischen und griechischen Nationalität, Sprache und Literatur beruht. In ungeheuerlicher humoristischer Uebertreibung, die wir nicht erst zurechtzustellen brauchen, werden unsere klassischen Philologen als die Verderber deutschnationalen Sinnes und Geistes angeklagt und alles von ihnen verschuldete und verteidigte römische und griechische Wesen ins Pfefferland verwünscht. In unverblümten Worten wirft er den nur für Rom und Hellas begeisterten Philologen nichts Geringeres als Mangel an vaterländischer Gesinnung vor:

„Ihr habt euch zu Knechten der Vorwelt gemacht,
Studieret und grübelt,
Was Cato, was Plato sich haben gedacht . . . .
Die Liebe hat immer ein Vaterland:
Germania ist euch
Allein aus dem Tacitus etwas bekannt."

In einem anderen Poem heißt es noch schroffer:

„Es stehen im Vaticane die Büsten der Imperatoren,
Der Philosophen und Dichter, der Künstler und Oratoren,
O folgten die Philologen doch alle hinterdrein!
Das sollten neue Ostern fürs deutsche Vaterland sein!
Dann wäre Deutschland endlich von einer Sklaverei,
Dem ewigen Leichendienste der Vorwelt, einmal frei.
Und Deutschlands röm'sche Juristen, die gäben wir in den Kauf,
Dann hörte das Corpus juris mit Herrn von Savigny auf."

In einem Gedicht „Schulpoeten" klagt er:

Die ganze deutsche Literatur
Ist leider für Gelehrte nur,
Gelehrte haben sie gemacht
Und nie dabei ans Volk gedacht.

Was nützet Wissenschaft und Kunst?
Das ist ja eitel Schein und Dunst,
Wenn beides nicht zum Volke dringt,
Für all' und jeden Kräfte bringt.

Was nützt dem Volke der Poet,
Wenn's Volk sein Singen nicht versteht?
Ins Herz des Volkes drang noch nie
Gelehrter Herren Poesie.

Laßt euren Wissensqualm und Dunst
Und übet reine deutsche Kunst!
Werft allen Plunder über Bord,
Singt ein verständlich deutsches Wort!

Und noch einmal schwingt er die Geißel gegen die Fremdsucht in einem Gedicht:

Ausländerei.

Daß wir so das Fremde lieben!
Zu dem Fremden hingetrieben
Sind wir selbst uns fremd geblieben —
Deutsch will keiner sein!
Nur von Auslands Gnaden sollen
Wir bestehn, wir Lebensvollen,
Selbst nichts thun und selbst nichts wollen!
Schlag der Teufel drein!

Sollen wir an uns verzagen?
Kein Gefühl im Herzen tragen,
Nicht einmal zu sagen wagen,
Daß wir etwas sind?

Stählt die Sinnen und Gemüther!
Seid die Schirmer, seid die Hüter
Eurer eignen deutschen Güter!
Werdet deutsch gesinnt!

Was die Fremden Gutes machten,
Laßt uns immer gern beachten,
Aber nach dem besten trachten
Für das Vaterland!
Liebend alle Welt umfassen,
Sich verachten, sich nur hassen,
Kann's der Deutsche niemals lassen? —
Armes Vaterland!

Wie die Pointe gegen Herrn von Savigny, den berühmten Vertreter des römischen Rechtes, schon andeutet, erfreuen sich unsere Jünger des corpus juris ganz besonders geringer Sympathien bei unserem Volkspoeten. Dem eingefleischten Germanisten müssen auch Jakob Grimms deutsche Rechtsaltertümer zu einem juristenfeindlichen Vergleiche zwischen dem alten und dem neuen Deutschland herhalten, wobei allerdings die polizeiliche Jurisprudenz des verfolgungssüchtigen Bundestags ein Hauptmotiv bildet:

Wenn du erzähleſt, deutſche Geſchichte,
Hexenprozeſſe, Hexengerichte,
Segn' ich unſre Zeit,
Wo man weit und breit
Keine deutſche Hexe kennt,
Keine foltert und verbrennt;
Die Menſchen waren früher dumm und ſchlechter,
Doch wir ſind aufgeklärt und viel gerechter.

Wenn du erzähleſt, deutſche Geſchichte,
Von Demagogen deine Berichte,
Iſt ein Hexengericht
Doch ſo ſchlimm noch nicht,
Als auf Fürſtenmachtgebot
Jahre lang lebendig todt.
Die Menſchen waren früher dumm und ſchlechter,
Und — wir ſind aufgeklärt und viel gerechter!

Bei ſeinen Rückblicken auf die ältere deutſche Vergangenheit, die ſtets mit zielbewußten Nutzanwendungen für die Gegenwart

verknüpft sind, erfindet der Poet manchmal gar drollige Einkleidungen. In einer köstlichen Humoreske dieser Art wird ein Besuch geschildert, den Armin, der Cheruskerfürst, in dem neuen Deutschland von 1840 abstattet. Hoffmann, als Kenner und Nachbildner der älteren deutschen Literatur gewohnt, in Ernst und Scherz seine oft durch ältere Vorbilder angeregten Erfindungen und Erzählungen auch sprachlich und metrisch in das geschichtlich und ästhetisch entsprechende volkstümliche Gewand zu kleiden, wählt die Nibelungenstrophe, um die Heimfahrt des Helden darzustellen. Die satirische Wirkung des kleinen Epos wird dadurch ungemein drastisch erhöht. Der Besieger des Varus, vor den üblen Folgen seines Paßmangels durch einen Edelmann fürsorglich geschützt, nimmt die Huldigungen seiner Landsleute aus verschiedenen Gauen in Liebesgaben und Ehrenerweisungen entgegen. Zur nachträglichen Rechtfertigung seiner Befreiung Deutschlands von den Römern ernennt ihn die Juristenfakultät von Göttingen zum Doctor juris. Zuletzt wird er auch vom Papste als Friedensstifter in der Frage der „gemischten Ehen" in Anspruch genommen und ehe er nach Walhalla zieht, wird er noch flugs von einem Fürsten „in den Adelstand erhoben":

„Das war zu viel — da starb er. Nun heißt es doch fortan:
Das Vaterland hat gerettet ein alter deutscher Edelmann."

Wie in der älteren deutschen Geschichte und in den philologischen und juristischen Absonderlichkeiten des gelehrten Deutschlands sucht und findet der Autor der „Unpolitischen Lieder" willkommenen Vorwurf für seine Tendenzpoesie auch in der Tagespresse seiner Zeit. Die deutsche Journalistik vor 1848 war mit fast alleiniger Ausnahme der „Allgemeinen Zeitung", die schon damals einen höheren literarischen und politischen Standpunkt einnahm — und der auch Hoffmann eine besondere „captatio benevolentiae" widmet —*) selbst in Berlin und den übrigen deutschen Großstädten in tiefem Rückstand gegen die Anforde-

*) Die der „Allgemeinen Zeitung" gewidmete besondere humoristische „Captatio benevolentiae" wollen wir nicht vorenthalten:

„Mit der Allgemeinen Zeitung
Ist es gar ein wichtig Ding,
Denn die lieset Louis Philipp
Und auch Droste-Vischering.
Ja, man will sogar auch wissen,
Daß sie geht nach Prag und Wien
Und noch immer nicht verboten
Sei in Potsdam und Berlin.

Keiner kann von Glück drum sagen,
Wenn er schreibt in unsrer Zeit,
Und die Allgemeine Zeitung
Hat ihn nicht zuvor geweiht.
Wolfgang Menzel, Gustav Pfizer,
Und V. Vischer, denket mein!
In der Allgemeinen Zeitung
Möcht' ich gern besprochen sein.

Gönnt mir nur ein kleines Plätzchen,
Denkt nur in dem Beiblatt mein,
Eurer väterlichen Mahnung
Werd' ich Herz und Ohren leihn;
Bei der schwäbischen Dichterschule
Tret' ich als Rekrut gleich ein,
Und es soll für künft'ge Lieder
Cotta mein Verleger sein."

rungen eines staatlich reifen Kulturvolkes. Diesen „unpolitischen" Rückstand der Tagespresse verspottet Hoffmanns Humor nicht übel. Zunächst gießt er über die Hofberichte der Journale seinen Spott aus; da heißt es von den Potentaten, noch ganz in der Manier der Wiener Kongreßzeit:

Was sie jeden Tag vollbrachten,
Ob sie scherzten, ob sie lachten,
Wird genau erzählt;
Wie sie standen, wie sie saßen,
Daß sie tranken, daß sie aßen,
Wird auch nicht verhehlt.

Wann sie hin zum Balle gingen,
Wann sie an zu tanzen fingen,
Wird genau erzählt;
Ob das Schauspiel sie zerstreute,
Ob sie das Ballet erfreute,
Wird auch nicht verhehlt.

Wie sie glänzend bankettierten,
Wie sie ritterlich turnierten,
Wird genau erzählt;
Ob sie große Heerschau hielten,
Oder Schach und Dame spielten,
Wird auch nicht verhehlt.

Ob sie ritten, ob sie fuhren,
Ob im Frack, ob in Monturen,
Wird genau erzählt;
Wie sie sich der Menge zeigten,
Wie sie gnädig sich verneigten,
Wird auch nicht verhehlt.

Doch ihr sonstig Thun und Raten —
Was sie für die Völker thaten,
Wird genau verhehlt;
Ob sie sonst was Gutes dachten,
Ueberhaupt was Gutes machten,
Wird auch nie erzählt.

„Wie ist doch die Zeitung interessant!" überschreibt er ein zweites Scherzgedicht über die damalige Tagespresse:

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht Alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was ist uns nicht Alles berichtet worden!
Ein Portepeefähnrich ist Leutnant geworden,
Ein Oberhofprediger erhielt einen Orden,
Die Lakaien erhielten silberne Borten,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
Und zeitig ist es Frühling geworden —
Wie interessant! wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

In einem Liede „Die kritischen Zeitgenossen" verhöhnt Hoffmann die Unselbstständigkeit der journalistischen Kritik, die Selbstberäucherung der Zunftgenossen, die unbillige Behandlung der nicht ins Zunfthorn Blasenden. Seinem begründeten Tadel scheinen sich allerdings auch minder berechtigte persönliche Angriffe beizugesellen, die wir wohl auf sich beruhen lassen dürfen.

Die deutsche Presse „unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien" wird von Hoffmann im allgemeinen, freilich sehr übertreibend, als ganz von der Einmischung des

mächtigen Auslands abhängig gekennzeichnet. Namentlich gegen Frankreich und Rußland könne die Stimme Deutschlands gar nicht aufkommen:

Frankreich pfuscht in deine Sachen,
Frankreich hält bei uns Gericht,
Frankreich kann es heute machen
Daß kein Deutscher deutsch mehr spricht. (!)

Rußland, dieser Geisterzwinger,
Rußland steht von fern und droht,
Rußland hebt den kleinen Finger:
Deutsche Preß', es ist dein Tod.

China wird nun auch erwachen,
Sehn, was man in Deutschland schreibt
Und bei Allem Einspruch machen,
Was dir jetzt noch übrig bleibt.

Deutsche Presse, arme Presse,
Kauf' dich bald in Gotha ein,
Daß zu deiner Totenmesse
Uns noch wird ein Prämienschein!

Den Hinweis auf China benützt der Dichter mit einer gewissen Vorliebe. Oft stellt er unter dem Bilde des himmlischen Reiches, seiner absoluten Herrscher, seiner Mandarinenwirtschaft und seiner loyalen Spießbürger deutsche Zustände in ihrer Zurückgebliebenheit dar. Im „Herbstlied eines Chinesen!" mit dem Refrain: „Wir sind nicht reif!" sprechen sich tiefgefühlte preußisch-deutsche Klagen aus.

In höhnendem Gegensatz zu dem pessimistischen Schreckbild von dem auf der deutschen Presse lastenden Drucke wird dann wieder ironisch das Glück der unter dem Schutze des Frankfurter Bundestages florierenden Literatur gepriesen:

Wo kann der Dichter froher sein
Und singen so von allerhand,
Von Tugend, Freundschaft, Lieb' und Wein,
Von König, Gott und Vaterland,
  Als uns das Glück vergönnet,
  Als ich und ihr es könnet
Unter des deutschen Bundes schützenden Privilegien?

Wo ist ein Land doch weit und breit,
Das so den Dichter liebt und ehrt,
Das so aus tiefer Dankbarkeit
Ihm Hab und Gut und Ruhm vermehrt,
  Als wir es sehn, o Wunder!
  Als wir es sehn jetzunder
Unter des deutschen Bundes schützenden Privilegien?

In Luft und Wasser, Wald und Feld
Ist nirgend freier doch ein Thier,
Auch singt kein Vogel in der Welt
Doch jemals freier noch als wir!
  Wie bin ich guter Dinge!
  Ich trinke, spring' und singe
Unter des deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Dem Scherz wird aber gleich wieder der bittere Ernst gegenübergestellt. Dem Bundestag mit seinen siebzig auf die einzelnen Staaten verteilten Stimmen, denen leider die Stimme des Volkes fehlt, und der Bundesakte mit ihrem Artikel dreizehn,

der allen Bundesstaaten eine konstitutionelle Verfassung versprach, schreibt der Glossator der Zeitgeschichte ein paar herbe Verse ins Stammbuch:

„Vox Dei, vox populi."

„Mit euren siebzig Stimmen habet
Ihr uns gar manchen Sang gemacht,
Doch hat der Sang uns nie gelabet,
Nie gute Stimmung uns gebracht.
Und wenn ihr auch in allen Dingen
Die siebzig Stimmen richtig zählt,
Was kann dem Menschen doch gelingen,
Wenn's ihm an einer Stimme fehlt?"

„Der dreizehnte Artikel:

Und seid ihr auch in Jugendfrische,
Noch ganz gesund, noch gar nicht alt —
Wo einmal dreizehn sind bei Tische,
Stirbt einer von den dreizehn bald.
So ging es, als der Bundesacte
Dreizehnter mit bei Tische saß:
Daß da der Tod den Jüngsten packte!
O weh! das war ein schlechter Spaß."

Indessen behält der Dichter doch das Vertrauen, daß das Bürgertum nicht wieder in politischen Schlaf sinken werde. In der „Michelsode" („Deutsche Gassenlieder" 1843) ruft er den deutschen Bundesfürsten zu:

Ihr habt Anno 13 den Michel gewecket
Und ihn aus dem bleiernen Schlafe geschrecket;
Wach' nun, bis den Feind du gejagt übern Rhein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt Anno 14 auf euren Congressen
Des tapfern Michels so ziemlich vergessen
Und habt ihm gegeben ein Schlaftränkelein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt Anno 15 in Frankfurt gegründet
Den deutschen Bund und den Deutschen verkündet:
Jetzt würden sie frei und glücklich erst sein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt Anno 19 in Karlsbad gesprochen,
Der Michel der habe gar vieles verbrochen,
Er müss' wieder schlafen zu seinem Gedeihn —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt auch den Michel noch unterdessen
Gefasset bei seinen materiellen Interessen
Und habet gestiftet den Zollverein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt für Walhall' und den Dombau am Rheine
Begeistert die gläubige Michelsgemeine
Und bettetet gerne den Michel hinein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt euch bemühet mit allerlei Dingen
Den ehrlichen Michel in Schlummer zu bringen,
Ihm gesungen von Einheit, vom frei'n deutschen Rhein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Ihr habt die Censur gelobt und gepriesen
Und ihre Nothwendigkeit Micheln bewiesen:
Um *seinetwillen* geschäh's nur allein —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Nein, Michel ist munter und wird hinfort wachen
Und laßt sich kein X für ein U hinfort machen,
Ihr möget censiren und euch abkasteien —
Doch den Michel den schläfert ihr nie wieder ein!

Wie sich wohl von selbst versteht, mußte auch das damalige deutsche vollsouveräne Kleinfürstentum, das sich oft recht lächerlich aufspielte, der poetischen Kritik zum dankbaren Stichblatt dienen. In ähnlicher Weise wie dem französischen Lieblingsdichter der liberalen Bourgeoisie unter Louis Philipp, dem gefeierten Béranger, sein vielberufener kleiner König von Yvetôt — „peu connu dans l'histoire" — konnten den Poeten der deutschen liberalen Opposition einige Duodezfürsten des deutschen Staatenbundes als Muster jener komischen Scheinpotentaten dienen, die ihr Tagewerk mit einem „Guten Morgen, Feierabend" zu beginnen haben und denen das offene Bekenntnis ihrer Ueberflüssigkeit noch immer besser steht, als wenn sie versuchen, in ihren Miniaturstaaten die tyrannischen Dionyse zu tragieren. Einen kleinen thüringischen Despoten, der im bundestägigen Deutschland durch seine bis an Kriminalverbrechen streifenden Excentricitäten einen wenig beneideten Ruf erlangte: Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, persifflirt Hoffmann in einem Gedichte (1845, 11. Nov.):

„*Dem Verdienste seine Krone.*"

Es hat in unsern Tagen
Sich Großes zugetragen.
Jetzt höret die Geschichte!
Wahr ist, was ich berichte.

Verdient gemacht hat sich neulich,
Das ist gar sehr erfreulich,
Die Landwehr bei einem Brande
Im großen Reußenlande.

Als das der Fürst vernommen,
Sind Allerhöchstsie gekommen
Und haben dann in Gnaden
Die Soldaten vorgeladen.

Sechs Landwehrmänner stehen
In Front, schön anzusehen.
Serenissimus loben jeden
In gnädigst holden Reden.

Dann lassen Sie Sich höchsteigen
Vom ältsten den Taufschein zeigen
Und reichen ihm höchst verständigst
Die Hand höchst eigenhändigst.

O Nation der Nationen,
Wo man noch weiß zu belohnen!
O wär' ich doch auch so einer,
Ein Reuß-Greiz-Lobensteiner!

Die letzte Bezeichnung für die reußische Nationalität ist eine poetische Licenz. In Wahrheit war Heinrich LXXII. Fürst von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. Im Jahre 1848 kam ihm — freilich zumeist durch sehr handgreifliche Demonstrationen seiner undankbaren demokratischen Unterthanen — seine Ueberflüssigkeit zu so lebhaftem Bewußtsein, daß er sein Ländchen an Reuß-Schleiz abtrat, mit dem es zum Fürstentum „Reuß jüngere Linie" vereinigt wurde. Die ältere Linie Reuß-Greiz besteht daneben fort.

Doppelt widerwärtig mußten dem Dichter bei seiner Abneigung gegen alles Ausländische solche Fürsten auf deutschen Thronen sein, die nicht einmal einem vaterländischgesinnten Geschlecht angehörten. Insbesondere Hoffmanns Heimatland Hannover hatte damals unter dem Unsegen einer Fremdherrschaft zu leiden, die der Dichter als „englische Krankheit" kennzeichnet und als besonders schwer heilbar bitter beklagt. Die Erbitterung Hoffmanns ist um so verständlicher, als ja bekanntlich der englische Prinz, dem der Thron in dem niedersächsischen Königreiche zugefallen war, sein Regiment mit dem berüchtigten Verfassungsbruch von 1837 eröffnet hatte, gegen den der Frankfurter Bundestag keine Abhilfe geschaffen, sich vielmehr „incompetent" zur Entscheidung erklärt hatte. Daß in einem hannoverschen Frühlingsliede Hoffmanns der unverblümte Wunsch ausgesprochen wird, die Nachtigallen möchten den verhaßten „Ernst" übers Meer jagen — „Ernst August" war zwar nicht der letzte, aber doch der vorletzte König von Hannover — erscheint bei der sonstigen Schärfe des Verfassers der „Unpolitischen Lieder" noch als eine bescheidene Selbstbeschränkung des Poeten. Andere zeitgenössische Dichter haben sich über den „King" an der Leine weit schroffer ausgesprochen.

Daß des Deutschen Bundes Fürsten sich durch Frankreich in der verdienten Ehrenerweisung an einen deutschen Gelehrten und Patrioten wie Jakob Grimm überholen ließen, erregt des Dichters lebhaften Unwillen. Sein Epigramm über Jakob Grimms französische Auszeichnung stellt das Verdienst des Gefeierten dem Verhalten der deutschen Monarchen gegenüber:

„Wenn es unsre Fürsten wüßten,
Was er that fürs Vaterland,
Legionen Orden müßten
Längst schon schmücken sein Gewand.
Und was ward im Vaterlande
Ihm doch für ein Ehrenlohn?
Nur zu Deutschlands Spott und Schande
Frankreichs Ehrenlegion."

Freilich war dies nicht die schlimmste der vielen nationalen Sünden, die der alte Deutsche Bund auf sich lud: in weit wichtigeren, geradezu grundsätzlichen und grundlegenden Angelegenheiten waren nicht allein Fürsten und Regierungen, sondern auch die geistigen Führer des Volkes noch über Wesen und Zeichen, Mittel und Wege ihres nationalen Berufes in schwerem Irrtum befangen.

Jakob Grimm selbst hat übrigens dem Dichter in einem Brief vom 8. Nov. 1841 „für die Schleife oder das Laub, das Sie mir an meinen französischen Orden gehängt haben," seinen schönsten Dank ausgesprochen.

Aber auch größeren und besseren deutschen Bundesfürsten sendet der unpolitische Dichter seine satirischen Pfeile zu, wenn sie ihm dazu Stoff bieten. Den trotz kleiner Schwächen hochachtungswerten König Ludwig von Bayern ironisiert er als einen „Geisterbanner". Mit geschickter Benutzung der Vorliebe des deutschgesinnten Stifters der Walhalla für das Participium praesentis läßt Hoffmann den König sprechen:

Mein Vaterland betrachtend,
Zerstücklung stets verachtend,
Fiel mir gar lebhaft ein,
Was Teutschland ist und sollte,
Wenn jeder Teutsche wollte,
Vor allen Nationen sein.

So denkend ward ich dreister,
Hab' Teutschlands große Geister
In einem Haus vereint
Als Zeichen teutscher Einheit
Und teutschen Strebens Reinheit
Hinstellend vor jedweden Feind.

Wir könnten, uns vereinend,
Mehr seiend als nur scheinend,
Vom Feind dann anerkannt
Das erste Volk auf Erden
Ganz zweifelsohne werden,
Wenn's ernst uns wär' ums Vaterland.

Nun soll die Welt (verkündend,
Daß ich, dies Denkmal gründend,
Für Teutschland viel gethan,
Ich Mehr und Größres wollend, —
Weil dafür Alles sollend)
Fortgehn auf teutscher Einheit Bahn.

Zum Thema „Walhalla" spöttelt Hoffmann — sein Text ist anderwärts mehrfach abgeändert worden —: „Von der Walhalla die Rede seiend:"

Mel.: Als Adam, als Adam die Eva gesehn.

„Walhalla, Walhalla, was soll denn das sein?
Wird bairisches Bier dort geschenkt oder Wein?"

Da schenkt man nicht Bier, und da schenkt man nicht Wein:
Da stellt man verdienstvolle Deutsche hinein.

„Verdienstvolle Deutsche, das klinget gar fein,
Darf drunter ein Ketzer und Jud auch wohl sein?"

Katholisch gekoschert, so kommt man allein
In unsere deutsche Walhalla hinein.

Denn Alles wohl läßt sich auf Erden verzeih'n,
Doch nimmer und nimmer die Ketzerei'n.

Und wollte der Luther ein Heide nur sein,
So käm' er am Ende wohl auch noch hinein.

„Was Luther, was Luther, der braucht nicht herein!
Der lebt in den Herzen, wozu noch in Stein!"

„Wenn keine Walhalla auf Erden wird sein,
O Luther, so denket die Welt doch noch dein!"

Der alten paritätischen Reichsstadt Augsburg wird ein Denkvers mit der wohlverdienten Rüge gewidmet, daß sich die dort vertragsmäßig observierte konfessionelle Parität in Form der Trennung bis auf die städtischen Schweineställe erstreckte.

Den allgemeinen deutschen, namentlich preußischen Mißständen in politischer und sozialer Hinsicht wendete der Dichter natürlich ebenfalls seine stets der liberalen Doctrin und Tendenz entsprechende Kritik zu. Daß derartige „Lieder" vom ästhetischen Standpunkt hinter Hoffmanns Vaterlandsliedern weit zurückstehen, drängt sich dem Leser und Hörer leider immer wieder sehr deutlich auf.

Den ständischen Restaurationsversuchen Friedrich Wilhelms IV. gegenüber betont der Dichter mit aller Schärfe, daß „Stand und Stände" heute veraltete, unzeitgemäße Begriffe sind:

„Ha! eure Mauern, eure Wände,
Hat sie nicht längst die Zeit zerstört?
Wo blieb der Unterschied der Stände?
Hat jeder Stand nicht aufgehört?

Wir haben keine Zeit zum Stehen,
Nichts hat noch seinen alten Stand;
Jetzt will die ganze Welt nur gehen,
Wie kann da stehen noch ein Land?

Was soll der Stand? was sollen Stände?
Sie hemmen nicht der Zeiten Lauf.
O, reicht euch alle gern die Hände!
Euch Alle nimmt Ein Haus nur auf."

Der Adel, ohnehin ein Lieblingsvorwurf der Hoffmannschen bitteren Tropfen, spielt wie bei des Königs Wiederbelebungsversuchen, so bei den poetischen Gebilden Hoffmanns wieder eine Hauptrolle. Die Standesstütze des herabgekommenen Adeligen auf seinen „Stammbaum" macht er in einem mit dieser Ueberschrift gekennzeichneten Liede mit wenig Witz und viel Behagen lächerlich. Nach der Melodie: „Einsam bin ich nicht alleine" läßt er den besitzlosen Adeligen singen:

„O des Schicksals böse Tücke,
O das böse Spiel der Zeit!
Einst wohl saßen wir im Glücke,
Jetzo sitzen wir im Leid.

Nur der Anblick meiner Felder,
Meiner Wiesen ist noch mein,
Längst verkauft sind meine Wälder,
Nur ein Baum blieb mir allein.

Und die Menschheit wird beglücken
Das, was ich hienieden that:
Denn mit diesen Blüten schmücken
Wird sich mancher Hof und Staat.

Wenn ich diesen Baum umklammre,
Heg' ich Hoffnung, schöpf' ich Mut,
Wenn ich vor ihm wein' und jammre,
Fühl' ich neue Lebensglut.

Nein, ich habe nicht vergebens
Meine Tage hingebracht!
Seht, da steht der Baum des Lebens
Und in voller Blütenpracht!

O du Baum aus altem Samen,
Wie beruhigst du mein Herz!
Schon vor deinem stolzen Namen
Schwindet aller Gram und Schmerz.

Grünt, ihr jungen Sommerlatten,
Wachst in fröhlichem Gedeihn!
Und in meines Stammbaums Schatten
Schlaf' ich sanft und selig ein."

Mit solchen billigen Spottversen bereitete man dem liberalen Philister in der Zeit unserer Großväter weidliches Vergnügen; daß wir anders empfinden, ist gewiß kein Rückschritt.

In seinem Kampfe gegen die Vorrechte des Adels zeigt sich Hoffmann ganz besonders empört über die Rechtsverletzung, die in der „Degradirung" eines adeligen Verbrechers zum Bürgerstande unter Verlust des Adels unzweifelhaft liegt. Entrüstet, aber freilich ohne poetische Inspiration, schreibt er unter der Spitzmarke des preußischen Wahlspruchs:

„Suum cuique":

Wir habens wahrlich trefflich weit gebracht:
Zur Strafe ward der Bürgerstand gemacht.
Verwirkt sein Adeltum ein Edelmann,
So wird und ist er bürgerlich fortan.

Wie kommt zu solchem Eingriff doch der Staat?
Der Adel soll behalten was er hat,
Und wie er seine Tugend trägt allein,
Soll er auch seines Lasters Träger sein.

Hat man den Pranger nur für uns erdacht?
Das Zuchthaus nur für unsereins gemacht?
I nun, Herr Graf kann auch am Pranger stehn
Und Herr Baron kann auch ins Zuchthaus gehn.

Wir sind doch in Sibirien noch nicht,
Wo der Verbrecher eine Nummer kriegt!
Das Individuell' ist noch zur Zeit
Die schönste deutsche Eigentümlichkeit.

Es klingt auch hübsch, historisch obendrein,
Wenn man im Zuchthaus aufsucht Groß und Klein:
Mandibe! Schinderhans! Lips Tullian!
Baron von Habenix! Graf Cummerjan!

Auch von der vormärzlichen Büreaukratie wird uns vom Dichter der „Unpolitischen Lieder" ein wenig schmeichelhaftes Bild entworfen — selbstverständlicherweise kein solches, das den Kern des echten deutschen Beamtentums abspiegelte. Als Musterzeugen für die Büreaukratie zeichnet Hoffmann einen pedantischen Regierungsrat, der in geistesbeschränkter Ueberschätzung seiner unfruchtbaren Berichterstattungsthätigkeit Essen und Trinken, Weib und Kind, seine gesamte menschliche Umgebung vergißt und zuletzt — über und an seinem Berichte stirbt. Ein zweites, mit offiziellem Citat versehenes Beispiel preußischen Amtsdiensteifers behandelt den allerdings schon mehr russisch anmutenden Befehl eines Landrats in der oberschlesischen Grenzmark an die Bürger der Stadt Beuthen: „bei Vermeidung von einem Thaler Strafe oder vierundzwanzig Stunden Arrest" zu einer Beratung über den Empfang des Königs Friedrich Wilhelm IV. männiglich zu erscheinen. Derartige Proben vormärzlicher Bureaukratie wurden natür-

lich zu höhnischen Auslassungen benutzt, in denen — ebenso natürlich — das richtige Maß patriotisch gerechtfertigter Entrüstung nicht selten weit überschritten wurde.

Auch das deutsche Bürgertum wird von Hoffmann nicht etwa unbedingt glorifiziert: seine renommierenden Phrasenhelden verfallen der Kritik so schonungslos, wie das ungerechte Adelsprivileg. Hatte man sich am grünen Tische zu Maßnahmen gedrungen gefühlt, die dem Steuerzahler als unbillige Belästigung erschienen, so blieb die Reaktion in den Bürgerkreisen natürlich nicht aus. „Auf der Bierbank" ereiferte sich der Philister mit edlem Mannesmut über alle Schlechtigkeiten und suchte Alles ins Gleiche zu richten. Diese Maulmacherei weiß Hoffmann köstlich zu geißeln:

Welch ein Leben! welch ein Streiten
Für die Wahrheit und das Recht!
Auf der Bierbank —
Unsre Sitten, unsre Zeiten,
Nein, sie sind fürwahr nicht schlecht!
Auf der Bierbank.

Weg mit Gilde, Zunft und Innung,
Weg mit allem Rang und Stand!
Auf der Bierbank —
Hier gilt nur allein Gesinnung,
Hier gilt nur das Vaterland!
Auf der Bierbank.

Alle Lauheit geht zu nichte,
Und der Freisinn wird gestählt!
Auf der Bierbank —
Und dem Gang der Weltgeschichte
Fühlen wir uns mitvermählt —
Auf der Bierbank.

O wie sind wir treu verbunden,
Gutes Muts und gleichgesinnt!
Auf der Bierbank —
O die süßen, lieben Stunden,
Warum fliehn sie so geschwind!
Auf der Bierbank.

Deutschland ist noch nicht verloren!
Deutschland strotzt von Kraft und Geist —
Auf der Bierbank!
Allem sei der Tod geschworen,
Was nur welsch und undeutsch heißt —
Auf der Bierbank.

In dies Bierbankleben hinein ertönt auf einmal ein aufregendes „Kriegslied:"

Alle: „Hört, wie die Trommel schlägt!
Seht, wie das Volk sich regt!
Die Fahne voran!
Wir folgen Mann für Mann.
Hinaus, hinaus
Von Hof und Haus!
Ihr Weiber und Kinder, gute Nacht!
Wir ziehn hinaus, hinaus in die Schlacht
Mit Gott für König und Vaterland."

Ein Nachtwächter von 1813:

„O Gott! wofür? wofür?
Für Fürstenwillkür, Ruhm und Macht
zur Schlacht?
Für Hofgeschmeiß und Junker hinaus
zum Strauß?

Für unſres Volkes Unmündigkeit
zum Streit?
Für Moſt-, Schlacht-, Mahl- und Klaſſenſteuer
ins Feuer?
Und für Regal und für Zenſur
Nur
Ganz unterthänigſt zum Gefechte?
Ich dächte, dächte" —

Alle: „Hört, wie die Trommel ſchlägt!
Seht, wie das Volk ſich regt!
Die Fahne voran!
Wir folgen Mann für Mann.
Im Kampf und Streit iſt keine Zeit,
Zu fragen warum? warum? warum?
Die Trommel, die ruft wiederum
Pum, pum, pum, pum,
Mit Gott für König und Vaterland."

Zu noch bittrerem Sarkasmus verſchärft ſich der ironiſche Humor des Dichters in den Liedern deutſcher Auswanderer; ſo insbeſondere in dem Liede

„Deutſcher Nationalreichtum".

„Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Viele Bundestagsprotokolle,
Manch Budget und manche Steuerrolle,
Eine ganze Ladung von Schablonen
Zu Regierungsproklamationen —
Weil es in der neuen Welt,
Sonſt dem Deutſchen nicht gefällt.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Korporal- und andre ſchöne Stöcke,
Hunderttauſend Schock Bedientenröcke,
Nationalkokarden, bunte Kappen,
Zehnmalhunderttauſend Knöpf' mit Wappen —
Weil es in der neuen Welt
Sonſt dem Deutſchen nicht gefällt.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Kammerherrnſchlüſſel, viele Säcke,
Stamm- und Vollblutbäume, dicke Päcke,
Hund- und Degenkoppeln, tauſend Laſten,
Ordensbänder, hunderttauſend Kaſten —
Weil es in der neuen Welt
Sonſt dem Deutſchen nicht gefällt.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Schlendrian, Bocksbeutel und Perrücken,
Privilegien, Sorgenstühl' und Krücken,
Hofratstitel und Konduitenlisten,
Neunundneunzighunderttausend Kisten —
Weil es in der neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt.

Hallelujah! Halleluja!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Steuer-, Zoll-, Tauf-Trau- und Totenscheine,
Päss' und Wanderbücher, groß' und kleine,
Viele Hundert Censorinstruktionen,
Polizeimandate drei Millionen —
Weil es in der neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt."

Der Dichter weiß recht wohl, daß die meisten unserer Auswanderer gerade deshalb nach Amerika fortziehen, weil sie den im Vaterlande auf Schritt und Tritt belästigenden Polizeischikanen einer überlebten Afterregierungskunst entgehen wollen. Die den Auswanderern scherzweise zugeschriebene Vorliebe für alle die verhaßten Kuriositäten soll zum Stachel für die Landsleute in der Heimat dienen, mit dem alten Gerümpel aufzuräumen. Insbesondere aber legt er den in Deutschland Zurückbleibenden die Mahnung ans Herz, ihre Freiheitsrechte zu reklamieren. Den armen, vor dem Untergange schaudernden Wilden gleich läßt er sie die „Nadowessische Klage" erheben:

„Ach, wir armen Narren
Hoffen stets und harren,
Daß der Freiheit Morgenrot beginnt;
Dürfen doch kaum klagen,
Leise, leise sagen,
Daß wir alle arg betrogen sind.
Kommt denn gar kein Tag,
Der uns trösten mag?
Ist denn Alles, Alles nun vorbei?
Ist denn gar kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Der uns führt aus dieser Sklaverei?

All ihr Hochgeloben
Ist wie Staub zerstoben,
Und die Täuschung ward nur unser Teil,
Doch im blut'gen Kampfe
Und im Pulverdampfe,
Sprachen sie von unserm künft'gen Heil.
Kommt denn gar kein Tag,
Der uns trösten mag?
Ist denn Alles, Alles nun vorbei?
Ist denn gar kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Der uns führt aus dieser Sklaverei?"

Vielleicht erscheinen manchem patriotischen Deutschen von heute derartige Klagen als Ausbrüche eines übertriebenen Pessimismus. Sie waren aber damals wahr und tief empfunden, und leider gerechtfertigt durch die verzweifelte Stimmung gerade der ihr Vaterland liebenden Männer des deutschen, insbesondere des preußischen Volkes, denen nach den heldenmütigen, opferwilligen, hingebenden Anstrengungen in den Befreiungskriegen und

in den drei nachfolgenden Jahrzehnten einer entsagungsreichen Prüfungszeit der feierlich verheißene Ersatz und Lohn aller Mühen und Opfer wie unreifen Knaben vorenthalten blieb. Jedes tiefere Eindringen in die Geschichte der Bundestagszeit — wir berufen uns nur auf Treitschkes Geschichte der Vierziger Jahre — wird Unkundigen und Zweiflern über die volle Berechtigung der bittersten Satire gegen das unwürdige Regierungssystem, unter dem das vormärzliche Deutschland seufzte, den Staar stechen.

Daß der vaterländische Dichter kein größeres Ereignis, das für sein Glaubensbekenntnis verwertet werden konnte, unbenützt vorübergehen ließ, ist wohl selbstverständlich. So hat u. a. das große Brandunglück, das im Mai 1842 die Hansastadt Hamburg betraf, dem Dichter Anlaß zu einer Aufforderung gegeben, den deutschen Einheitsgedanken zu bethätigen. Das Gedicht lautet:

„Schwach sind unsrer Dichter Klagen,
Schmach ist fremder Hohn und Spott,
Gott der Herr, er muß es sagen,
Und so spricht denn unser Gott.

Und er thut in Hamburgs Flammen
Uns die alte Wahrheit kund:
„Deutschland, halte fest zusammen!
Eins und einig sei dein Bund!"

Und in Deutschland hallt es wieder
Ueberall von Hamburgs Brand:
Leidet eines unsrer Glieder,
Leidet unser Vaterland.

Und es tönt nach Ost und Westen
Nur ein Ruf und Hilfeschrei
In den Hütten und Palästen:
Auf! Und stehet Hamburg bei!

Niemals trat in schönrer Reinheit
Noch hervor zu einer Zeit
Solch Gefühl von deutscher Einheit,
Solch Gefühl für deutsches Leid.

Ja, in Hamburgs Flammenscheine
Thut uns Gott die Wahrheit kund,
Und des Neubaus erste Steine
Sind der neue deutsche Bund."

Schon zum vierhundertjährigen Jubelfeste der Buchdruckerkunst im Jahre 1840, wodurch natürlich Gedanken und Gefühle der Liberalen mächtig angeregt werden mußten, hatte der Dichter den sehr verständlichen Wunsch ausgesprochen: nachdem Gutenberg „das Wort gefreit",

„Frei sei's und bleib's bei uns auch allezeit!"

Allerdings aber, fügt er in treffender Satire auf die internationale Unselbständigkeit des damaligen Deutschlands hinzu: gewisse „zarte Rücksichten" müssen wir zur politischen Bescheidenheit in unserer Ohnmacht gezwungenen Deutschen auch bei einem solchen Feste nehmen, das man nur „ganz still" feiern dürfe:

„Ein Jubelfest von Deutschland ganz allein
Säh' aus, als sollt' es Schadenfreude sein.
Was würde Holland wohl, was China sagen,
Wenn wir so jubelten in diesen Tagen?
Es ist kein schönes, ist kein würdig Fest
Wozu sich nicht der Nachbar laden läßt."

Daß zu den berücksichtigenswerten „Nachbarn" damals, wo noch niemand an Kiautschau dachte, China vom Dichter gezählt wurde, erhöht noch den pikanten Reiz der Prophetie, die für uns in diesen vor mehr als sechzig Jahren geschriebenen Versen liegt.

An die Kardinalforderung der Preßfreiheit wird bei jeder Gelegenheit erinnert, und sei sie bei den Haaren herbeigezogen. Ist einmal von der „Freizügigkeit" die Rede: gleich weiß der Dichter wieder auf sein Steckenpferd zu steigen:

Dir fehlt ein n an deines Glückes Sterne:
Freizügig Volk, freizüngig wärst du gerne!

Das A und O jedes politischliberalen Programms ist die Preßfreiheit, weil man in ihr die Panacee für die Mängel und Schäden unserer damaligen staatlichen Zustände erkennen zu dürfen glaubte. Ganz durchdrungen von diesem Glauben richtet Hoffmann unterm 19. Juli 1842 „an seinen König" folgende poetische Petition:

„Aus dürrem Stabe wird das Laub noch brechen,
Und auch der nackte Felsen wird noch grün:
Du darfst ein Wort, ein einzig Wort nur sprechen,
Und unsre ganze Hoffnung wird erblühn.

Nur in der Hoffnung ruht das schönre Leben,
Die Hoffnung ist auch unser Heil und Hort:
Du gibst uns Alles, willst du Hoffnung geben,
Und unser ganzes Hoffen ist Ein Wort.

O sprich Ein Wort in diesen trüben Tagen,
Wo Trug und Knechtsinn, Lug und Schmeichelei
Die Wahrheit gern in Fesseln möchte schlagen:
Mein König, sprich das Wort: Das Wort sei frei!"

Wer die Zeiten der alten Censur nicht erlebt und nicht eine oder die andere der Absonderlichkeiten persönlich erfahren hat, die nicht blos in Rußland und Oesterreich, sondern auch in kerndeutschen Ländern von der Censur verübt und auf die dringlich nötige Abrechnung des Jahres 1848 gesetzt worden sind, hält oft zur Probe angeführte Leistungen des verhaßtesten Instituts des alten Polizeistaates für Erfindungen, während sie baare Wahrheit sind. Nicht übel karikiert Hoffmann die häufigen Mißdeutungen unschuldiger Worte durch übereifrige Censoren in einem Gedichte „Censorenmißverständnis", dem ein Huttensches Citat als Motto vorgesetzt ist, lautend:

„Hierum, wo etwas frei noch wär,
Bald bringen sie ein Ursach her,
Zu fassen das mit einem Strick."

Hoffmanns scherzhafte Strophen illustrieren das Thema folgendermaßen:

„Die Kaiserkronen sind erfroren,
Und heuer sieht das Volk sie nicht."
So faßt den Nachtfrost bei den Ohren,
Ihn streichet, ihn, nicht mein Gedicht!

„Die Königskerzen sind erfroren,
Und heuer glänzt nicht mehr ihr Licht."
Der Herbstwind that's, o ihr Censoren,
Ihn streichet, ihn, nicht mein Gedicht!

Nicht strafet mich, nicht straft den Dichter!
Nur Wahrheit sprach und spricht sein Mund:
Der Dichter ist nur ein Berichter,
Er thut nur das Erlebnis kund."

Mit einem Motto aus dem alten „Freidank" wird der Paßschererei der bundestägigen Bureaukratie ein Sehnsuchtslied der Befreiung gewidmet. Die wilden Gänse, als Segler durch die freie Luft, werden apostrophiert als die Glücklichen, die durchs ganze liebe deutsche Land ungehindert reisen dürfen, während es uns zahmen Menschen keineswegs so gut geht:

„Kaum sind wir aber fort von Haus,
So muß auch schon der Paß heraus.
Wir werden niemals sorgenfrei
Vor lauter Mauth und Polizei."

Der Dichter kommt, lange vor den mächtigen Fortschritten der Luftschiffahrt, zu dem Wunsche der Abhilfe auf dem Wege der Aëronautik:

„O daß doch einer es erdenkt,
Wie man den Luftball sicher lenkt!
Hier hört nicht auf die Hudelei —
Nur in den Lüften sind wir frei!"

Wie sich der vormärzliche Liberalismus aus manchen ersehnten freien staatlichen Einrichtungen, wie aus Republik, Preßfreiheit und Schwurgerichten Ideale schuf, deren heilkräftige Wirkungen er oft weit überschätzte, so verfiel er andererseits in den Fehler, durchaus notwendige, nur durch das politische Elend des bundestägigen Deutschlands mißliebig gewordene Elemente des Staatslebens in unverständigster Verkennung und Entstellung ihres Wesens und Wertes als falsche Popanze herabzuwürdigen und mit ebenso oberflächlichem wie ungerechtem Spott zu verfolgen. Insbesondere an dem Militärwesen glaubte der gesinnungstüchtige Liberale vor 1848 sein Mütchen kühlen zu dürfen. Die Armee, die Grundsäule wahrer Staatsmacht, erschien dem vormärzlichen Bierbankphilister als ganz unnütze und dabei äußerst kostspielige Organisation einer privilegierten Faulenzerei und besonders der Offizierstand als der Ausbund eines unwürdigen, verächtlichen, schauspielerischen Formendienstes. Welch traurige Rolle freilich das Militär thatsächlich in gewissen Klein- und Mittelstaaten des Deutschen Bundes bis in die Vierziger Jahre, ja zum Teile noch bis 1866 spielte, auf wie niedriger Stufe der Ausbildung und Leistungsfähigkeit manche deutsche Truppe damals

stand, ist geschichtlich festgestellt. Für die seit 1866 und 1870 herangewachsene Generation wird es aber nur schwer verständlich erscheinen, daß man einst selbst in gebildeten Volksschichten Wesen und Bedeutung des Wehrstandes so leichtfertig unterschätzen konnte, ja daß sogar ein vaterländisch gesinnter und ehrliebender Dichter, noch dazu ein in Preußen lebender, die spießbürgerlichen Witze über die vermeintliche Soldatenspielerei mitzumachen keinen Anstand nahm. Das Heer, das Volk in Waffen, hatte ja doch, wenigstens in Preußen, bei der ruhmreichen Erhebung von 1813 mehr als genug geleistet, um seinen Wert und sein Verdienst auch in der langen Friedenszeit nicht vergessen zu lassen. Der Sänger der „Unpolitischen Lieder" — diesen Vorwurf können wir ihm nicht ersparen — hätte bei aller dichterischen Freiheit seiner Phantasie ein besseres Gedächtnis, mehr geschichtlichen Sinn, stärkeres Rechtsgefühl bewahren müssen, statt seinem Humor in dieser Richtung allzu freien Lauf zu lassen. Er durfte nicht vom Garnisonsdienste des Offiziers ein Bild entwerfen, als ob dieser Dienst nur aus Domino- und Whistspielen, aus Tischgelagen, gesellschaftlichen Unterhaltungen und höchstens noch einer Pferdebesichtigung bestände. Eines ernsten Patrioten nicht würdig, als Scherz aber kaum des Abdrucks wert, ist das karikierte Bild von dem tapferen General, dem es im Traum als tragische Geschichte schreckliche Angst bereitet, daß die Uniformröcke zwei Knöpfe mehr erhalten sollen. Recht sozialdemokratisch weht es den deutschen Reichsbürger von heute an, wenn Hoffmann den vermeintlichen Moloch des Militarismus als europäisches Völkerverderbnis anführt, wenn er — auch im Ausdruck wenig glücklich — fragt:

„Sind nur darum Europas Staaten,
Daß die Soldaten grünen und blüh'n?
Müssen für drei Millionen Soldaten
Unsre zweihundert Millionen sich mühn?

Freilich, das ist das Glück, das moderne,
Das uns gelehrt hat Soldaten erzieh'n:
Ganz Europa ist eine Kaserne,
Alles Dressur und Disciplin!"

Ebenso verständnislos und unsachlich klingt es aus dem „Chinesischen Loblied" hervor:

„Stehende Heere müssen wir haben.
Wo sie bestehen, bestehen auch wir!"

Als Existenzgründe für das stehende Heer werden ganz wie bei unsern Milizanwälten nur Parade, Zapfenstreich, frivoles Junkerbedürfnis angeführt. In solchen Uebertreibungen, Entstellungen, Verunglimpfungen, deren Unwahrheit und Lächerlichkeit heutzutage jeder vollsinnige Mensch ohne weiteres erkennt, tritt

uns eben die vormärzliche spießbürgerliche Unkenntnis der Grundbedingungen wirklichen Staatslebens und die oppositionelle Tendenzmacherei in recht abschreckender, häßlicher Gestalt entgegen. Aber wir dürfen darin auch nicht die erklärliche Mißachtung jener kleinstaatlichen Ohnmacht verkennen, die ihrem Ingrimm über das politisch herabgekommene, entwürdigte Vaterland in blindem Pessimismus auf jede radikale Weise Luft zu machen suchte. Im tiefsten Grunde ist dabei doch auch die Vaterlandsliebe stark beteiligt. Daß der Breslauer Professor in besserer Stunde jene Vergeßlichkeiten und Verirrungen wieder gutzumachen suchte, daß er in ernster unverbitterter Stimmung dem preußischen Heere gerecht zu werden wußte, daß ihm auch für den echt patriotischen, ja für den schneidigen Ton preußischen Soldatenstolzes die volkstümliche poetische Ader keineswegs versagte, beweisen seine „Husarenlieder", die wir daher auch wörtlich zum Abdruck bringen wollen:

„Husarenlied."

Cum approbatione Superiorum.

Wir preuß'schen Husaren sind flink bei der Hand,
Mit Gott für König und Vaterland.
Wir schwarzen und braunen, wir grünen und blauen,
Wir haben nicht Furcht und nicht Angst und nicht Grauen;
Sobald wir dem Feind in die Augen nur schauen,
So geht's an ein Fechten und Schießen und Hauen.
Wir preuß'schen Husaren,
Wir sind was wir waren,
Sind flink bei der Hand,
Mit Gott für König und Vaterland.

Wir preuß'schen Husaren sind flink bei der Hand,
Mit Gott für König und Vaterland.
Wir sind noch wie weiland, wir jungen und alten,
Nie kann uns das Herz in dem Busen erkalten,
Wir wollen den Preis und den Ruhm auch behalten
Und unsre Standarten mit Ehren entfalten.
Wir preuß'schen Husaren,
Wir sind was wir waren ꝛc.

Wir preuß'schen Husaren sind flink bei der Hand,
Mit Gott für König und Vaterland,
Wir sind noch wie weiland, lebendig und heiter —
Was wollt ihr von uns und was wollt ihr noch weiter?
Wir bleiben wie weiland die muthigen Reiter,
Für Freiheit und Recht die blutigen Streiter.
Wir preuß'schen Husaren ꝛc.

„Der Husar von Anno 13."

Ich bin ein Husar gewesen,
Ein preußischer Husar,
Zur Zeit als der Franzose
Bei uns im Lande war.

Der König rief: Wir wollen
Das Vaterland befrei'n!
Und Alle riefen wieder:
Wolan, so soll es sein!

Da bliesen die Trompeter:
Husaren, aufgesetzt!
Frisch auf! Frisch auf! Die Feinde
Zum Land hinaus gehetzt!

Da gab's ein großes Treiben
Wohl über Berg und Thal,
Und vorwärts ging's, denn Vorwärts
War unser General.

Da haben wir gejaget
Durch Feld und Wald und An'n,
Da haben wir gefochten,
Geschossen und gehau'n.

Und wenn's um uns geblitzt hat,
Gedonnert und gekracht,
Juchhe! da hat uns allen
Das Herz im Leib gelacht.

Und wenn die Kugeln pfiffen,
Was machten wir uns draus?
Wir sind drauf los geritten,
Als gings zum Kirmeßschmaus.

Und unsers Königs Aufruf
Blieb uns ein heilig Wort:
Wir jagten die Franzosen
Aus unserm Lande fort.

Und ruft der König wieder:
Ich schwör's bei Bart und Haar,
Noch heute werd' ich wieder
Ein preußischer Husar!

„Husarenart."

Es ist nichts Lust'gers auf der Welt
Und nichts ist so geschwind,
Als wir Husaren in dem Feld
Und vor dem Feinde sind.

Wir schwärmen wie ein Bienenschwarm
Rings um den Feind herum,
Und wer nicht läuft, daß Gott erbarm'!
Den hau'n wir blitzschnell um.

Und steht der Feind auch felsenfest,
So heißt es: Drauf! Juchhe!
Da dringen wir ihm in sein Nest
Und sprengen sein Quarré.

Unter Berufung auf Zieten und Blücher bleibt der Husar der Alte!

In seiner übrigen poetischen Polemik hat den Dichter sein gesunder Staatssinn nur noch bei einem politischen Gedichte verlassen. Es ist dies höchst charakteristisch, weil es zeigt, wie wenig um jene Zeit noch selbst politischen Köpfen und gelehrten Professoren die Erkenntnis aufgegangen war, daß die deutsche nationalstaatliche Einigung nur durch Preußen herbeigeführt werden könne. Ein kleines Gedicht Hoffmanns will in dem das berechtigte Selbstgefühl der Bürger des deutschen Kern- und Hoffnungsstaates zum kräftigen Ausdruck bringenden „Preußenliede" nur eine Kundgebung des Partikularismus in einem dem deutschen Nationalprogramm abträglichen Sinne finden! So heißt es denn recht unpolitisch in den „Liedern":

„Eine Singstimme."

„Ich bin ein Preuße" singt nur einer,
Die andern aber brummen drein.
Das klingt wahrhaftig, als ob keiner
So recht ein Preuße wollte sein.

O fände doch das Brummeu Anhang
Und ließ' uns solch ein Singsang kühl,
Das wäre schon ein guter Anfang
Von deutscher Einheit Vorgefühl."

Auch ohne den spezifisch preußischen Partikularismus nachahmenswert zu finden und in ihm den Hebel deutscher Einheit zu suchen, wird man die Brummstimmung Hoffmanns nur bedauern müssen. Mit Bismarck, der sich darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen" ausgesprochen, wird jeder einsichtige deutsche Realpolitiker das Preußenlied hochhalten: es gehört zu den geistigen Potenzen, denen Preußen und der deutsche Nationalstaat viel zu danken haben.

Können wir uns also nicht mit Allem einverstanden erklären, was die satirische Tendenzlyrik Hoffmanns hervorgebracht hat, und gibt es auch manches darunter, was noch heute bei unsern freieren politischen Zuständen nicht ohne Anstoß hingenommen werden würde, so wäre es doch ein schwerer Irrtum, die grundehrliche patriotische Triebkraft zu verkennen, die der gesamten oppositionellen literarischen Thätigkeit des Autors der „Unpolitischen Lieder" zu Grunde liegt. Man mag seine Angriffe, Spöttereien, Karikierungen, Sarkasmen oft schief und kleinlich, oft zu Unrecht aufgebauscht, selbst boshaft und der Sache unwürdig finden: immer sind sie hervorgegangen aus der leider nur zu begründeten Unzufriedenheit mit den für den deutschen Patrioten ungenügenden, beschämenden, zur Besserung herausfordernden politischen Zuständen, aus der tiefen, alle freieren Seelen verzehrenden Sehnsucht nach solchen staatlichen Einrichtungen und Verhältnissen, wie sie eines mündigen, gebildeten, den großen Kulturnationen sich ebenbürtig fühlenden Volkes würdig wären. Mit den Luft- und Wahngebilden eines internationalen, kosmopolitischen Radikalismus, etwa im Sinne der Ruge, Bauer und Genossen, hat Hoffmann nicht nur nichts zu schaffen: er tritt jenen Herren oft genug als entschiedener Feind gegenüber, er steht stets auf deutschem, vaterländischem Boden. Diese wesentliche Schranke seines Humors wurde freilich von der bureaukratischen Censur des Polizeistaates ebensowenig gewürdigt wie seine tiefe Vaterlandsliebe überhaupt: der preußische Polizist sah in den gereimten Scherzen und Witzen nur die Invektiven gegen rechtmäßige autoritative Staatsinstitutionen und bemaß ihre Schuld einfach nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuches und der polizeilichen Verordnungen. Auf diesen Standpunkt stellte sich auch das Ministerium Eichhorn, und so fand es sich denn bewogen, gegen den bei Breslauer und Berliner „Wohlgesinnten" sehr wenig beliebten freisinnigen Universitätsprofessor, der sich so bedenkliche Allotria erlaubte, auf disziplinarischem Wege einzuschreiten. Loyalen juristischen Spürnasen konnte es ja auch nur sympathisch sein, aus den Fäden und Schlingen der „Unpolitischen Lieder" einen tragfähigen Strick zu drehen für den unbequemen Wortführer einer nörgelnden Opposition, dessen man sich in Breslau wie in Berlin gern entledigt gesehen hätte. War ja doch schon der gesamte Campe'sche Verlag, in welchem Hoffmanns Lieder erschienen waren, von der

preußischen Regierung verboten worden — das Verbot wurde allerdings nach dem großen Brande in Hamburg, als man der Unglücksstadt von allen Seiten zu Hilfe kam, wieder aufgehoben. Jedenfalls konnte und wollte man den aufwiegleriſchen Poeten aus dem Staatsdienſte entfernen.

So wurde denn gegen Hoffmann ein Unterſuchungs- und Strafverfahren eingeleitet, das unter den damaligen Verhältniſſen auch zum gewünſchten Ziele führte. Das Schreiben des preußiſchen Miniſters des Innern, wodurch die Breslauer Univerſitätsbehörde zur Vernehmung Hoffmanns über die Autorſchaft des in Berlin mißliebig aufgenommenen Zweiten Teils der „Unpolitiſchen Lieder" aufgefordert wird, iſt vom 17. Oktober 1842 datiert, die Vorladung Hoffmanns vor den Univerſitätsrichter Behrends und den „Königlichen Außerordentlichen Bevollmächtigten" bei der Breslauer Hochſchule, den Polizeipräſidenten Geh. Regierungs-Rat Heinke, vom 1. November. Das Verhör, worin Hoffmann Widerruf und Entſchuldigung in Betreff ſeiner Gedichte ſofort unzweideutig ablehnte, fand am 3. November ſtatt. Der Angeſchuldigte erklärte: ein Dichter gebe die Stimmung ſeiner Zeit wieder; nicht allemal ſpreche er nur ſeine eigene Meinung aus, und als Dichter, nicht aber als Profeſſor habe er die „Unpolitiſchen Lieder" herausgegeben. Ausdrücklich verwahrte ſich Hoffmann gegen die ihm gemachten Vorwürfe einer „verwerflichen Geſinnung" und einer „verderblichen Tendenz."

Die von der Disziplinarbehörde aus dem Zweiten Teil der Hoffmannſchen „Unpolitiſchen Lieder" herausgeſuchten Verſe, aus denen man das ſtaatsgefährliche und verderbliche Treiben des akademiſchen Lehrers und Dichters nachzuweiſen bemüht war, ſind faſt alle *poetiſch* weder beſonders charakteriſtiſch noch wertvoll — ſie könnten recht gut übergangen werden, ohne der Kennzeichnung der Eigenart des Autors einen weſentlichen Zug zu rauben. Aber der Umſtand, daß ſie von der Behörde für *politiſch* wichtig genug gehalten wurden, um das Strafverfahren gegen den Breslauer Profeſſor zu begründen, das mit der Abſetzung desſelben enden ſollte, verleiht jenen minderwertigen Produkten der Hoffmann'ſchen Muſe die geſchichtliche Bedeutung, die zu ihrer näheren Betrachtung nötigt.

Folgen wir zunächſt der Vorführung beſonders ſchlagkräftiger Beiſpiele ſtrafwürdiger Lieder, wie ſie in der Begründung des Urteils gegen Hoffmann in langer Reihe gegeben ſind, ſo erſcheint als erſte Nummer ein Gedicht unter der Ueberſchrift:

„*Großhandel.*"

Sklavenhandel! Weh' ich zittre
Bei dem Worte ſchon:
Alles Grauenvoll' und Bittre
Liegt in dieſem Ton.

Nun, den Frevel hat gerochen
Endlich unſre Zeit,
Endlich wird der Stab gebrochen
Dieſer Grauſamkeit.

Aber ach! es ſchwand im Kleinen
Nur der Menſchenkauf,
Denn im Großen, will es ſcheinen,
Hört er niemals auf.

Hat man doch auf den Congreſſen
Seelen gnug verkauft,
Hat zur Wohlthat die Fineſſen
Gnädigſt umgetauft.

Und man wird noch wiederholen
Dieſe Wohlthat oft,
Denn es gibt noch manches Polen,
Wo man Theilung hofft.

Dem Gedichte wird in der miniſteriellen Entſcheidung die Cenſur erteilt, daß es „mit Hinweiſung auf Polen, die bei den Friedensſchlüſſen ſtattgehabten Länderteilungen als Menſchenhandel und Seelenverkauf bezeichnet und dem Sklavenhandel gleichſtellt."

Das incriminierte Gedicht unter Nr. 2 heißt „Leoniniſcher Vertrag", „worin mit Hindeutung auf Deutſchland ausgeführt werde, der Deutſche Bund habe des Vaterlandes Hand und Mund geknebelt, man ſolle Strick und Knebel zerſprengen."

Als Nr. 3 wird die „himmliſche Etymologie" genannt, worin der Deutſche Bund „wegen des fingierten Fundes des Wortes „Demagog" lächerlich gemacht wird." Das Gedichtchen lautet:

„Ein großer Teufel iſt ſchon Gog,
Ma-Gog iſt ein viel größrer noch.
Was aber iſt der De-Ma-Gog?
Das iſt der allergrößte doch."

So ſprach dereinſt der Engel Mund,
Und das vernahm der deutſche Bund,
Der machte ſchnell den Engelsfund
Uns armen, armen Teufeln kund.

Ein weiteres Gedicht Hoffmanns, Nr. 4, überſchrieben: „Auch ich war in Arkadien geboren", wird beſchuldigt „die fürſtlichen Verſprechen, die Staatsgebrechen abzuthun, als e i t l e Poeſie (sic! Offenbar ſoll es heißen: e i t e l) darzuſtellen." In Wahrheit lautet die betreffende Stelle:

„Und die fürſtlichen Verſprechen,
Abzuthun die Staatsgebrechen —
Kannten je die alten Heiden
Eine ſolche Poeſie?"

Unter derſelben Nummer wird auch das „Abendlied eines alten Invaliden vom Jahr 1813" mit vorgeführt, worin angeblich „mit ausdrücklicher Hinweiſung auf Deutſchland" „die landesherrlichen Verſprechen als bloßer Schall und Wind" dargeſtellt ſeien. In dem Gedicht iſt freilich weder von „landesherrlichen" noch von „fürſtlichen Verſprechen" die Rede, es heißt einfach:

„Wie viel man auch verspricht,
O traut den Worten nicht!
Ein Wort ist Schall und Wind —
Seid doch nicht taub und blind!"

Ganz am Schlusse der Strophe folgt der Ausruf: „O Deutschland!"

Das Gedicht Nummer 5: „Das allgemeine Beste" ist boshafter: Die Absicht der Fürsten, das „Beste" der Völker zu „wollen", wird als Begierde nach dem Gelde der Völker gedeutet; in der That heißt es, nachdem ironisch anerkannt ist, daß die Fürsten das Beste ihrer Völker wollen:

„Zwar ist das Beste von der Welt
Vorläufig immer noch das Geld."

Nr. 6: „Bienenlos" ist auch deutlich genug:

„Wir geben und der König nimmt,
Wir sind zum Geben nur bestimmt,
Wir sind nichts weiter als die Bienen,
Arbeiten müssen wir und dienen.

Und statt des Stachels gab Natur
Uns eine stumpfe Zunge nur,
Die dürfen wir nie unsertwegen
Und nur im Dienst des Königs regen."

(7) „Schnaderhüpfel", welches, wie das Urteil besagt, „mit hämischer Bitterkeit die Fürsten als Jäger, den Adel als Hund und das Volk als Wild darstellt, worauf Jäger und Hund Jagd machen."

(8) „Türkische Liturgie", welche das Kirchengebet für den Landesherrn ironisch empfiehlt: — „weil wir unsere Feinde lieben sollen." Im Gedichte Hoffmanns ist aber als Landesherr nur: „Des Sultans Majestät" genannt.

(9) „Rokoko's Glaubensbekenntnis" ist nach dem Urteil der Regierung „ein satirisches Loblied auf die Vorzüge der Monarchie vor der Republik." Zu diesem Verdict gibt Hoffmann doppelten Anlaß: als Motto für sein Gedicht citiert er aus dem „Vreidanc":

„Swer lobt des snecken springen
Und des ohsen singen,
Der quam nie dâ der lêbarte spranc
Und dâ die nachtigal sanc."

„Rokoko's Glaubensbekenntnis" selbst lautet:

Ich stimme für die Monarchie,
Da gibt's noch Räng' und Stände;
Mit Republik geht Poesie
Und alles Glück zu Ende.

Ich stimme für die Monarchie!
Wenn wir darin nicht wären,
Wie könnten wir doch ohne sie
So viele Leut' ernähren?

Ich stimme für die Monarchie,
Für Würden, Titel, Orden;
In Republiken sind noch nie
Verdienste was geworden.

Ich stimme für die Monarchie,
Wo die Censur noch waltet,
Wo nicht der Presse Despotie
Nach Herzenslüsten schaltet.

Ich stimme für die Monarchie,
Wo weise wird regieret,
Weil Grundbesitz mit Hab' und Vieh
Nur ist repräsentieret.

Ich stimme für die Monarchie,
Die gibt noch gute Rente;
Es gab die Republik doch nie
Vier oder fünf Procente.

Drum laß' ich mir die Monarchie
Auch nun und nimmer rauben:
Wir haben Eine Liturgie
Und Einen Gott und Glauben.

(10) „Bauernglauben", „worin das Heil der Erde ein Regal genannt und den Bauern die Bitte in den Mund gelegt wird, statt der Kirchen ein einziges Haus bauen zu lassen, worin sie ihre Qual vergessen könnten."

(11) „Petitionsrecht" mußte offenbar die preußische Regierung wegen des drastischen Hinweises auf das unerfüllt gebliebene Versprechen einer Repräsentativverfassung schwer treffen. Wir geben das corpus delicti im Wortlaut:

Das Beten und das Bitten ist erlaubt,
Ja, und erlaubt ist Alles überhaupt,
Was niemals nützt den armen Unterthanen. —
Wenn wir an ein Versprechen etwa mahnen,
Gesetzlich bitten, was wir fordern können,
Da will man uns das Bitten auch nicht gönnen,
Man weist uns ab mit kaltem Hohn zuletzt:
Ihr habt die Form verletzt!

Der Herr der Welten höret unser Flehn,
Er naht und ist bereit uns beizustehn,
Er fordert, was wir bitten kaum noch wollten,
Erfüllt, was wir nach Recht verlangen sollten.
Zu jenen, die ihr heiligstes Versprechen
Gebrochen haben und noch heute brechen,
Spricht er ein allerhöchstes Wort zuletzt:
Ihr habt das Recht verletzt!

(12) „Vieh- und Virilstimmen" — ein Gedicht, an dem nicht die Regierung Anstoß zu nehmen brauchte, da es nur die — leider nicht abzuleugnende — Hundedemut deutscher Bittsteller gegenüber ihren Regierungen geißelt. Man höre:

Der Ochse brüllt, es grunzt das Schwein,
Die Schafe blöken, die Frösche schrei'n —
Ob schön das lautet, wird wohl keiner fragen:
Was läßt sich auch von Bestiensprache sagen!

Doch brüllt kein Ochs und grunzt kein Schwein,
Noch blöken Schafe und Frösche schrei'n
So unterthänigst, jämmerlichst, wehmüthigst
Als deutsche Unterthanen tief demüthigst.

Hieraus ein Vergehen gegen die preußische Regierung zu folgern, ist doch ganz unfaßbar.

In Nr. 13 „Salziges" wird mit Hindeutung auf die preußische Salzsteuer der Wunsch ausgesprochen, die Thränen der Unterthanen möchten Salz sein, damit man Salz zum Brote habe. Freilich bitter genug!

Nr. 14: „Kuhschnappel'sche Volksrepräsentation". Das kleine Gedicht soll, wie die Begründung des Regierungsbeschlusses behauptet, „die Volksvertretung angreifen, weil sie blos Grundbesitz und Gewerbe, nicht auch die geistigen Interessen der Menschheit repräsentiere." Da in Preußen damals überhaupt noch keine „Volksvertretung" eingeführt war, so läßt sich der „Angriff" gegen die „kuhschnappelsche Volksvertretung" doch nicht zu einer Beleidigung preußischer Einrichtungen machen — indessen der Regierungsbeschluß bringt das Kunststück doch fertig. Wenn Jean Paul nicht schon 1825 gestorben wäre, hätte er vielleicht auch erleben müssen, sein „Kuhschnappel" in Preußen umgedeutet zu sehen! —

Beruft sich die Urteilsbegründung nach dem bisher Angeführten noch auf viele andere Gedichte gleicher oder ähnlicher Tendenz, so kann man ihr natürlich noch manchmal widersprechen. Aber daß mehrere der „Unpolitischen Lieder" unzweideutige Beziehung auf Preußen haben, ist keineswegs zu leugnen. Selbst das von der Begründung hiefür nicht in Anspruch genommene Gedicht, worin ein „Paradies der Diener und Soldaten", wo man vom „Baum der Erkenntnis" nicht essen soll, trotz aller Empfehlung vom Dichter abgelehnt wird, ist direkt genug auf das sich nach einer Verfassung sehnende Preußen gemünzt:

„Wir sollen hübsch im Paradiese bleiben
Und uns, wie's Adam that, die Zeit vertreiben
Und keine Bücher lesen, keine schreiben —
Wir sollen hübsch im Paradiese bleiben.

Wir sollen vom Erkenntnisbaum nicht essen,
Uns freu'n an Allem, was uns zugemessen
Und des Gebotes nimmermehr vergessen:
Wir sollen vom Erkenntnißbaum nicht essen." . . . .

In dem die Absetzung Hoffmanns aussprechenden Beschlusse des Staatsministeriums heißt es:

„Der Inhalt dieser Gedichte hat als ein durchaus verwerflicher erkannt werden müssen. Es werden in diesen Gedichten die öffentlichen und sozialen Zustände in Deutschland, und respektive in Preußen, vielfach mit bitterem Spott angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht; es werden Gesinnungen und Ansichten ausgedrückt, die bei den Lesern der Lieder, besonders von jugendlichem Alter, Mißvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge, Verachtung und Haß gegen Landesherrn und Obrigkeit

hervorzurufen und einen Geist zu erwecken geeignet sind, der zunächst für die Jugend, aber auch im Allgemeinen nur verderblich wirken kann."

Das Sündenregister des Verfassers der „Unpolitischen Lieder" wird schließlich dahin zusammengezogen, daß Dr. Hoffmann, indem er durch seine Gedichte der öffentlichen Ordnung, dem Landesherrn und bestehenden Zuständen feindselige, die Gemüter verwirrende und zu Mißvergnügen aufreizende Gesinnungen und Ansichten verbreitete, seine Pflichten als öffentlicher Lehrer gröblich verletzt und seine Unfähigkeit zur Verwaltung des ihm anvertrauten Lehramts dargelegt habe. Unter Berufung auf die Vorschrift des allgemeinen preußischen Landrechts, wonach, wer den Vorschriften seines Amtes vorsätzlich zuwider handelt, sofort zu kassieren ist, sowie auf Bundesbeschlüsse von 1819 und 1824 gegen Universitätslehrer, die verderbliche Lehren verbreiten, spricht das preußische Staatsministerium aus, „daß der Dr. Hoffmann aus seinem Amte als ordentlicher Professor an der königlichen Universität zu Breslau ohne Pension zu entlassen sei." König Friedrich Wilhelm IV. bestätigte diesen Ministerialbeschluß vom 3. Dezember 1842 unterm 27. Dezember, und so kam er Mitte Januar 1843 zur Ausführung.

Hoffmann war im Jahre 1823 provisorisch, 1824 definitiv als Kustos der Universitätsbibliothek in Breslau angestellt worden, 1830 war er außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur geworden; in dieser Eigenschaft war er, um für sein Lehramt völlig freie Zeit zu haben, 1838 aus dem Bibliothekdienst ausgeschieden. Nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Breslau sagte nun Hoffmann in öffentlicher Anzeige vom 25. Februar 1843 seinen dortigen „Freunden und Feinden" „ein herzliches Lebewohl." Für den 45jährigen Mann begann eine Reihe unruhvoller Wanderjahre.

Im Gefolge seiner Absetzung als Professor hatte Hoffmann im preußischen Staate mehrfach polizeiliche Belästigungen und Beschränkungen zu erfahren. Auch eine Ausweisung aus Berlin nach Hoffmanns gelegentlicher, von Studenten beifällig begrüßter Beteiligung an einer akademischen Geburtstagsfeier Jakob Grimms brachte für den Verfolgten sehr fühlbare Nachteile. Quälend erschien ihm die Besorgnis, daß er als Preuße sehr leicht in einen Preßprozeß verwickelt, der Majestätsbeleidigung angeklagt und verurteilt werden könnte. Hoffmann suchte deshalb sein preußisches Staatsbürgerrecht mit einem andern zu vertauschen. Sein hannöversches Heimatland aber war ihm seit 1845 verbotenes Gebiet; sogar nach 1848 durfte er sich bis zum Jahre 1852 auf hannöverschem Boden nicht betreten lassen.

Nachdem die ersten Versuche in Mecklenburg und Baden fehlgeschlagen waren, gelang es in ersterem Lande, wo die Rittergutsbesitzer als Gerichtsherren das Heimatrecht auf ihren Gütern

zu verleihen berechtigt waren, auf dieſem Wege den Wunſch des verfolgten Dichters zu erfüllen. Dr. S. Schnelle, ein Führer der liberalen bürgerlichen Grundbeſitzer, verlieh unterm 10. Juli 1845 „dem Herrn Dr. Hoffmann von Fallersleben, hiebevor Profeſſor in Breslau" „das Einwohnerrecht und durch dasſelbe Heimatrecht" auf ſeinem Gute Buchholz in Mecklenburg-Schwerin. Die Regierung in Breslau entließ darauf ihren ehemaligen ſchleſiſchen Mitbürger aus dem preußiſchen Unterthanenverbande. Daß Hoffmann auf dem Mecklenburger Gute als Kuhhirte angeſtellt worden ſei, weil er ſchon vorher mit dem Rindvieh ſo gut umzugehen wußte, gehört zu den Scherzen, mit denen ſich der vormärzliche Liberalismus über den Jammerſtand des Vaterlandes zu erheben ſuchte. Wie Hoffmann ſelbſt ſich über ſeine Abſetzung tröſtete, zeigt uns ſein „Troſtlied eines abgeſetzten Profeſſors" vom 22. November 1842:

„Ich bin Profeſſor geweſen:
Nun bin ich abgeſetzt.
Einſt konnt' ich Collegia leſen,
Was aber kann ich jetzt?

Jetzt kann ich dichten und denken
Bei voller Lehrfreiheit,
Und keiner ſoll mich beſchränken
Von nun bis in Ewigkeit.

Mich kümmert kein Staatsminiſter
Und keine Majeſtät,
Kein Burſch und kein Philiſter
Noch Univerſität.

Es iſt noch nichts verloren:
Profeſſor oder nicht —
Der findet noch Augen und Ohren,
Wer Wahrheit ſchreibt und ſpricht.

Der findet noch treue Genoſſen,
Wer für das Rechte ficht,
Für Freiheit unverdroſſen
Stets eine Lanze bricht.

Der findet noch eine Jugend,
Beſeelt von Tugend und Muth,
Wer ſelbſt beſeelt von Tugend
Und Muth das Gute thut.

Ich muß das Glas erheben
Und trink' ich auf mein eigenes Heil:
O würde ſolch freies Leben
Dem Vaterlande zu Theil!

Der Profeſſor iſt begraben,
Ein freier Mann erſtand —
Was will ich weiter noch haben?
Hoch lebe das Vaterland!

Daß ihm für ſein Martyrium aus Bürgerkreiſen manches Zeichen der Anerkennung gewidmet wurde, iſt Gottlob nur natürlich. Mit der fünften Strophe des letzten Gedichtes als Motto wurde den Sächſiſchen Vaterlandsblättern im Februar 1843, wo das Gedicht abgedruckt erſchien, für den Dichter aus Osnabrück ein Ehrenſold von fünfzig Thalern zugeſandt, und von ähnlichen Beweiſen der Teilnahme und Hochachtung für den unerſchrockenen, ſelbſtloſen Freiheitskämpfer erlebte er manches Zeugnis. Die Sorge um den dauernden Unterhalt wurde ihm allerdings erſt in ſpäteren Jahren abgenommen. Der Verkauf ſeiner Bibliothek brachte ihm keine zweitauſend Thaler ein.

Der nationalen und liberalen Idee blieb der Dichter nach wie vor unverbrüchlich treu, indeſſen war ſeine poetiſche Kraft nun-

mehr in Abnahme und nur selten noch zeigte sich der Dichter auf der alten Höhe. Den „deutschen Liedern aus der Schweiz" entnehmen wir ein in Antistrophen abgeteiltes Lied „Wir und Sie", worin der Dichter mit köstlichem Humor den wahren, entschiedenen Liberalismus der Gesinnung und der That dem schwächlichen, leisetreterischen Pseudoliberalismus der feigen Doktrinäre gegenüberstellt, die vor jeder Erprobung des Charakters zurückschrecken. Als Motto setzt Hoffmann dem Gedichte einen kräftigen Satz aus den „Pensées" von Chamfort voran: „Quiconque n'a pas de caractère, n'est pas un homme, c'est une chose." Trotzdem daß der kritisch-polemische Inhalt in humoristische Form gekleidet ist, will der Poet das Lied nach Webers Melodie des feurig-ernsten Körner'schen Schlachtgesangs „Du Schwert an meiner Linken" gesungen wissen, wodurch statt des kriegerischen „Hurrah" das weichliche „Ja, ja" und „O weh" fast komisch wirken muß. Das noch heute — und wohl auch noch in Zukunft — recht anwendbare Lied lautet:

„Wir:

Ihr spielt die Liberalen
Zu hunderttausend Malen
Und zeigt zu keiner Zeit,
Daß Ihr es wirklich seid.
O weh! o weh! o weh!

Sie:

Wir haben guten Willen,
Doch treiben wir's im Stillen.
Wer was erreichen will,
Der hält sich besser still.
Ja ja, ja ja, ja ja!

Wir:

Wer für das Best' erglühet,
Fürs Vaterland sich mühet,
Der zeigt es öffentlich —
Und denkt zuletzt an sich.
Ja ja, ja ja, ja ja!

Sie!

O sprecht doch etwas leise,
Und laßt uns unsre Weise!
Wir sind wie ihr entbrannt
Auch für das Vaterland!
O ja, o ja, o ja!

Wir:

Woran soll mans erkennen?
Die Asche kann nicht brennen,
Und aus des Todten Mund
Wird keine Wahrheit kund.
O weh, o weh, o weh!

Ihr seid nur Schein und Schimmer,
Ihr denkt an euch nur immer,
Denkt künftig so wie jetzt
Ans Vaterland zuletzt!
O weh, o weh, o weh!

Doch wird ein Morgen glänzen
In Freud' und Siegeskränzen,
Dann wird es endlich klar,
Wer für die Freiheit war!
Hurrah, hurrah, hurrah!"

Den liberalen „Geheimrat", der die Faust nur in der Tasche macht, schildert vortrefflich ein kleines Gedicht:

„Der gute Wille:

Gern will ich ſein ein Rather,
Verlangt nur keine That —
Ich bin Familienvater
Und auch Geheimerrath.!

Ja freilich beides bin ich,
Das macht mir viele Pein —
Ich bin gewiß freiſinnig,
Wie's einer nur kann ſein.

Hätt' ich nicht Frau und Kinder,
Da wär's mir einerlei,
Vorſichtig wär' ich minder,
Spräch' auch nochmal ſo frei.

Doch ein Familienvater —
Der Punkt iſt delicat,
Und noch viel delicater
Iſt ein Geheimerrath."

Die damals viel bekrittelten Penſionsverleihungen Friedrich Wilhelms IV. an die Dichter Geibel, Freiligrath, Kopiſch, verſpottet Hoffmann als „Schweigethaler":

Wollt' ein König mir doch geben
Penſion!
O wie ließ' ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
Penſion!

Sagt, was kann von euch erwerben
Unſereins?
Soll ich denn vor Hunger ſterben?
Soll und muß denn ganz verderben
Unſereins?

Drum juchhe! juchhe! ich bin ein
Hofpoet!
Denn das bringet noch Gewinn ein:
Deutſches Volk, verzeih — ich bin ein
Hofpoet!

Ei, wie klingt es ſo erquicklich:
Penſion!
Ja, ich fand es gut und ſchicklich,
Und ich nehm' auch augenblicklich
Penſion!

Das kräftige Hervortreten der nationalen und liberalen Tendenzen in der badiſchen zweiten Kammer in den Vierziger Jahren wird von Hoffmann mit warmer Sympathie und Anerkennung begrüßt. Insbeſondere feiert er den greiſen Patrioten v. Itzſtein, der neben Profeſſor Welcker in Freiburg als Führer der liberalen Oppoſition in Baden hervorragende Thätigkeit entwickelte und auf deſſen Gut Hallgarten im Rheingau auch Hoffmann Gaſtfreundſchaft genoß. Doppelt wurde Itzſtein gefeiert, als er 1845 eine Ausweiſung aus Berlin erfuhr.

In einem Gedicht „Willkommen, Vater Itzſtein!" (Geiſenheim 1843, 28. Auguſt), für das der Dichter als Melodie das Warſchauer Revolutionslied: „Noch iſt Polen nicht verloren" angibt, wiewohl der Text nach dieſer Melodie nur gezwungen zu ſingen iſt, da das Versmaaß nicht genügend übereinſtimmt, weder mit der deutſchen Ueberſetzung jenes Liedes, noch mit dem Original — heißt es:

„Füllt die Gläſer bis zum Rande!
Brüder, ſtoßet an!
Denn es gilt dem Vaterlande,
Gilt dem bravſten Mann.
Vaterland, freue dich!
Deine Nacht wird immer heller:
Itzſtein, unſer Stern,
Leuchtet nah und fern.

Beide ſind ja ungetrennet:
Wo man's deutſche Land
Irgendwo auf Erden nennet,
Iſt auch Er genannt.
Laßt uns ſtreben, laßt uns ſtreiten
Auf der Freiheit Bahn,
Fortgehn mit dem Geiſt der Zeiten,
So wie Er's gethan."

„Laßt uns öffentlich beſprechen
Voller Männermut
Unſre Leiden und Gebrechen,
So wie Er es thut!
Vaterland! freue dich!
Deine Nacht wird immer heller,
Itzſtein, unſer Stern,
Leuchtet nah und fern."

Das Itzſtein-Lied hat, wie Treitſchke berichtet, raſch die Runde durch Süddeutſchland gemacht, „weil es die redſelige Geſinnungstüchtigkeit der Zeit ſo gar unſchuldig wiedergab." Heute finden wir darin nur gereimte Rhetorik, wie in ſo manchem ähnlichen Gedichte Hoffmanns aus den ſpäteren Vierziger Jahren, wie ſie namentlich in den „Zeitgedichten" und „Streiflichtern" der Geſamtausgabe von Hoffmanns Gedichten vorliegen. Zum Teil in fünffüßigen Jamben abgefaßt, ſind ſie meiſt nur verſifizierte Betrachtungen über allerlei Zeitereigniſſe und Zeitfragen, gereimte Leitartikel, Gelegenheitsgedichte, Trinkſprüche u.ſ.w. Auch ein ſpäteres Gedicht, das Hoffmann zu Hallgarten am 23. Mai 1847 zum Jahrestag der Ausweiſung Itzſteins und Heckers aus Berlin verfaßte: „Der Mann, der in guten und böſen Tagen", gehört zu dieſer Kategorie. Die meiſte Ausbeute an guten Pointen liefern noch die ſcherzhaften und Spottgedichte, in denen der Dichter die nationale und liberale Idee oft recht charakteriſtiſch leuchten läßt. Bei den Zeitgenoſſen erreichte er damit noch oft die beabſichtigte Wirkung. In einem „Liede für künftige Fälle" ſpöttelt er:

„Ruſſiſch werden wir gar bald
Das iſt keine Frage.
Wird's bei uns nicht ruſſiſcher
Jetzt von Tag zu Tage?"

Natürlich ſtellt der Dichter ſchließlich unſerem Volke „die Knute" in Ausſicht.

Harmloſer iſt die „Berliner Novelle" vom Eckenſteher Nante, der „lebensmüd und matt" im Tiergarten ſich aufhängt, von Gendarmen und Poliziſten „mit Rettungsmedaillen geziert" vom Baum abgeſchnitten, durch Reiben wieder zum Leben gebracht und erſt jetzt, wo er „im Himmel auch Gendarmen" erblickt, wirklich vom Tode ereilt wird.

Auch im Scherz- und Spottgedicht verleugnet Hoffmann nicht den idealiſtiſchen, der Zukunft unſeres Volkes vertrauenden Grundcharakter ſeiner Vaterlandsliebe. In einem ſeiner „Texaniſchen Lieder" verſpottet er in einer „Uralten Nationalhymne" die Beſcheidenheit der deutſchen politiſchen Forderungen, hält aber als deren poſitiven Gehalt — die Hoffnung feſt:

„Was ist des Deutschen Ehr' und Ruhm?
Was nennet er sein Eigenthum?
Verfassung zeitgemäß und fest,
Die sich nicht untergraben läßt?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein ist die Hoffnung nur allein.

Was ist des Deutschen Ehr' und Ruhm?
Was nennet er sein Eigenthum?
Wohl freies Wort und freien Sang?
Und nirgends Lehr- und Glaubenszwang?
O nein ꝛc.

Was ist ꝛc.
Wohl mündlich öffentlich Gericht?
Wohl gleiches Recht, Geld, Maß, Gewicht?
O nein ꝛc.

Was ist ꝛc.
Wohl freier Handel und Verkehr?
Im deutschen Land und übers Meer?
O nein ꝛc.

Was ist ꝛc.
Wohl deutscher Länder Einigkeit?
Daheim und draußen Sicherheit?
O nein ꝛc.

In der Schlußstrophe wird indes doch aus der Hoffnung ein vollgiltiger Wechsel auf die Zukunft gezogen:

„Erhalt' uns, Gott, dies letzte Gut,
Den heißen, frohen Hoffnungsmuth!
Daß nie das deutsche Herz erschlafft
Und freudig strebt und wirkt und schafft,
Daß kommen mag, daß kommen mag
Für Deutschland bald ein Ostertag!"

Zu den weiteren Gedichten, in denen die patriotische Idee mit Humor und Satire behandelt wird, gehört das „Neujahrslied aller Deutschen für 1845." Das Gedicht ist im Vorjahr vom 18. Oktober datiert, dem Jahrestage der Leipziger Völkerschlacht von 1813, der im vormärzlichen Deutschland von Vorkämpfern und Anhängern der deutschen Einheit und Freiheit, besonders von der patriotischen Jugend der gebildeten Stände als nationaler Gedenktag gefeiert wurde. Einem Liede des Schweizers Usteri folgend, das schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zur beliebten Volksweise geworden war, läßt der Dichter als Kanon seines Rundgesangs vor jeder neuen Strophe den Usterischen Vers wiederholen:

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Ehe sie verblüht!"

Zum Verständnis seiner neuverfaßten Strophen, in denen der Dichter auf die jüngsten Vorkommnisse der preußischen und deutschen Zeitgeschichte, namentlich auch auf mehrere Persönlichkeiten Bezug nimmt, die damals in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit und der allgemeinen Besprechung getreten waren, müssen ein paar kurze Bemerkungen und Erinnerungen vorausgeschickt werden.

In der ersten Strophe wird auf eine für den Ueberschwang monarchistischer Loyalität, wie er in Altpreußen zuweilen sich kundgibt, höchst bezeichnende Aeußerung eines Herrn v. Rochow, Landtagsmarschalls der Kurmark von Brandenburg, angespielt, der im Herbst des bezeichneten Jahres in einer Ansprache an den König Friedrich Wilhelm IV. die Liebe zu Eltern, Weib und Kind als dem Gefühle des Preußen für seinen König nachstehend erklärt hatte.

In der zweiten Strophe wird auf den damals vielgenannten „Ritter Bunsen" Bezug genommen. Christian Karl Josias von Bunsen, der bis zum preußischen Gesandten am englischen Hofe aufgerückte geadelte Pastorssohn aus dem Fürstentum Waldeck, war damals einer der meistbevorzugten kirchlichen und staatsmännischen Freunde des Königs.

Die übrigen Hindeutungen des Liedes auf religiöse, soziale, polizeiliche Vorgänge und dabei hervorgetretene Persönlichkeiten bedürfen keiner näheren Erklärung.

Das Lied selbst, nach dem von Strophe zu Strophe sich wiederholenden Refrain: „Freut euch des Lebens" . . . lautet:

„Wir wollen lieben Gottes Wort,
Weib, Kinder, Eltern immerfort,
Mag auch die märk'sche Ritterschaft
Mehr lieben ihren König.

Wir wollen glauben mit Vernunft
Und nicht den Zwang der Pfaffenzunft—
Die fahre nach Jerusalem
Mit ihrem Ritter Bunsen.

Wir wollen das, was Christus lehrt,
Was Recht und Licht auf Erden mehrt.
Bewundre Pfaff' und Schneiderzunft
Den heil'gen Rock zu Trier!

Wir wollen für die Weber Brot,
Für keinen Deutschen Durst und Noth,
Dann mag von dem, was übrig bleibt,
Der Rothschild Austern schlürfen.

Wir wollen, daß ein jeder frei
Und schon hienieden glücklich sei,
Und gönnen ew'ge Seligkeit
Schon hier Berliner Muckern.

Wir wollen nicht Spionerei
Noch auch geheime Polizei,
Daß sich nicht setzt in unsern Pelz
Ein Polizeirath Duncker.

Wir wollen unser deutsches Recht,
Das röm'sche finden wir gar schlecht;
Wir wollen nicht den Savigny
Auch mit dem neusten Codex.

Wir wollen deutsche Wissenschaft,
Die für das Volk was Gutes schafft,
Und die latein'schen Classiker,
Die lassen wir dem Tauchnitz.

Wir wollen endlich Preßfreiheit,
So wie sie zukommt unsrer Zeit:
„Es ist die mildeste Censur"
Nach Dahlmann selbst „ein Uebel."

Wir wollen, frei soll Elb' und Rhein,
Der deutsche Markt soll sicher sein,
Damit John Bull und auch Mynheer
Uns länger nicht nasführen.

O halt' den Nacken nicht so krumm,
Halt, Michel, dich nicht selbst für dumm!
Sprich, Michel, keck: Ihr Andern habt
Das Pulver nicht erfunden.

Gott sei uns gnädig immerdar!
Gott schenk' ein frohes Neues Jahr
Auch dem, der für das Vaterland
In Bann und Kerker schmachtet!"

In diesem und ähnlichem Tone in seinen Liedern vom Volksmäßigen allerdings mehr und mehr zum Bänkelsängerischen herabsteigend, läßt Hoffmann seiner patriotischen und liberalen Sangeslust vollen, freien Lauf, ohne sich viel um höhere ästhetische Rücksichten zu kümmern. Daß er damit dem Geschmack eines größeren Publikums entsprach, davon konnte er sich auf seinen fast unausgesetzten Wanderungen in West-, Nord- und Mitteldeutschland, namentlich auch in den Universitätsstädten überzeugen, wo er in geselligen Kreisen oft selbst seine Lieder vorsang und immer den lebhaftesten Beifall erweckte. Tausenden von Studenten, Bürgern, Leuten aus dem Volke wurde er auf diese Weise auch persönlich bekannt — im wahren Sinne des Wortes ein echter vaterländischer Volksdichter, allerdings auch ebendeshalb ein Herold der unzufriedenen Opposition, ein grundsätzlicher Streiter und Kämpfer, solange eben das verhaßte Regierungssystem in Geltung blieb.

So sang er noch, seiner Unzufriedenheit sich rühmend, beim Anbruch des Jahres, mit welchem endlich der ersehnte „Ostertag" der Freiheit anbrach, des Jahres 1848:

„Zufriedenheit ist ein Vergnügen,
Das kann Philistern nur genügen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist nur für Sklaven,
Die glücklich sind nur wenn sie schlafen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist Wunsch der stillen
Spießbürger ohne Kraft und Willen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist Tod des Strebens
Und Stillstand alles freien Lebens —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Drum will ich bleiben unzufrieden,
Will kämpfen, kämpfen stets hienieden,
Ich kämpfe mit dem Tode noch!"*)

Diese Kampflust wurde aber nur als Doctrin vom Dichter festgehalten: seine Gefühlslyrik und sein praktisches Verhalten entsprachen der polemischen Theorie nicht mehr so ganz.

Der April des Jahres 1848 brachte Hoffmanns Freunden eine überraschende Enttäuschung: eine witzige Mystifikation, die sich der Poet wohl gerade nach seinem langjährigen Kriege gegen Censur und Bundestag nicht versagen wollte. Unter dem Titel: „37 Lieder für das junge Deutschland" ließ er unter Kennzeichnung der Autorschaft seiner „unpolitischen Lieder" bei Wilh. Engelmann in Leipzig ein Liederheft erscheinen, dem er aus Walther von der Vogelweide die Losung mitgab:

*) Gedruckt im „Deutschen Volksgesangbuch" von H. v. F., Leipzig, W. Engelmann, 1848.

„Noch kumpt vröude unde Sanges tac,
Wol im, der's erbeiten mac."

Das Vorwort des Verlegers verkündigte: „Diese Lieder waren bereits im letzten Winter vollendet und sollten zum Frühling mit Censur erscheinen unter folgendem Titel: „Zeitgemäße Lieder. Sämtlichen deutschen Bundesstaaten in tiefster Ehrfurcht gewidmet vom Verfasser der Unpolitischen Lieder." Der 24. Februar mit Gefolge zerstörte diese Beziehungen wie so vieles Andere, damals leider Zeitgemäße!"

Nach alledem mußte man neue Beiträge zur politischen Lyrik erwarten, statt dessen enthält das Büchlein „Für das junge Deutschland" nur neue Kinderlieder, völlig unpolitisch, unschuldvoll und liebenswürdig: „Ein Gärtlein weiß ich noch auf Erden" — „Der Frühling hat sich eingestellt" — „Hopsa, Geiger, Pfeifer" — „Wer tanzen will, der steh nicht still" — „Seht einmal mein Elschen an" — „Mauskätzchen, wo bleibst du?" — „Wer hat die schönsten Schäfchen?" — „Wenn der Kuckuck wieder schreit" — „Frau Spinne spinnt im Sonnenschein" und so mit Grazie weiter.

Daß zunächst der neue Freiheitslenz auch von Hoffmann warm begrüßt wurde, zeigt uns sein

„Frühlingslied von 1848":

Nun öffnet Thür und Gaden
Und euer Herz zugleich!
Der Lenz von Gottes Gnaden
Kommt heim ins Deutsche Reich.

Er will uns allen spenden
Lust, Hoffnung, Trost und Rat.
Er beut mit vollen Händen
Uns Kraft und Mut zur That.

An dürre Reiser hängt er
Der grünen Blätter Last,
Mit Blütenpracht umfängt er
Den leeren Zweig und Ast.

Die Eichen und die Reben
Beseelt sein frischer Hauch,
Er ruft zurück ins Leben
Den Baum der Freiheit auch.

Wohlauf, so laßt uns hüten,
Was uns der Lenz beschert,
Der Freiheit junge Blüten;
Sie sind des Kampfes wert.

Der scherzhaften Enttäuschung im April folgte eine ernstere. Nach der bedeutenden Rolle, die Hoffmann in der vormärzlichen Zeit als vaterländischer Dichter und Freiheitskämpfer gespielt hatte, sowie nach dem politischen Märtyrertum, das er durch Amtsverlust und Verfolgung seitens der preußischen Regierung und anderwärts erlitten, hätte man erwarten sollen, ihm im Jahre 1848 in der langen Reihe der patriotischen Professoren wiederzubegegnen, die von den Wählerschaften zum deutschen Parlament mit einem Mandat in die Frankfurter Paulskirche entsandt wurde. Aber weder die hannöversche Heimat, deren weiteren Kreisen er seit den Jünglingsjahren entrückt, noch die

schlesische Ostmark, mit der er trotz mehrfacher Freundschaftsbünde im Ganzen doch nicht eng genug verwachsen war, noch auch ein sonstiger Wahlbezirk, in dem man oft seine feurigen Weisen mit Jubel aufgenommen hatte, schien sich bei der Erkürung der Volksvertreter des abgesetzten Breslauer Professors zu erinnern. Auch ließ es Hoffmann selbst an jeder Bemühung um ein Mandat zur Volksvertretung fehlen. Das Tumultuarische der Bewegung, wie er es in Breslau und anderwärts fand, stieß ihn ab. In einer Versammlung im Berliner Opernhause, wo unter dem Vorsitz von Robert Prutz die Wahlkandidaten für Frankfurt aufgestellt werden sollten, wurde an Hoffmann stürmisch das Ansinnen gestellt, doch auch aufzutreten, er war aber von derartigen Versammlungen so wenig erbaut, daß er sich bald entfernte, Berlin verließ und lieber in Mecklenburg auf dem Lande seinen literarischen Arbeiten sich hingab.

Gute alte und neue zeitgemäße Lieder zur allgemeinen Ergötzung und Belehrung unter das Volk zu bringen, erschien ihm dringlicher als sich thätig an der Politik zu beteiligen. So entstand sein „Deutsches Volksgesangbuch", das ebenfalls noch im Frühling 1848 bei Wilh. Engelmann in Leipzig erschien und seine bald errungene Beliebtheit bis auf die Gegenwart behauptet hat.

Indessen dürften alle diese Momente kaum genügen, die überraschende Haltung unseres Dichters gegenüber der Märzbewegung und dem deutschen Freiheitslenz von 1848 vollständig zu erklären. Von ihm wie von keinem andern mehr und besser mußte man Jubellieder auf den politischen Frühling erwarten, der für Alldeutschland angebrochen war — er mußte in der ersten Reihe der poetischen Vorkämpfer der Errungenschaften stehen, die das deutsche Bürgertum in den Monaten der noch ungetrübten Begeisterung für ein freies und einiges Vaterland erntete. Daß dies nicht der Fall war, daß der Dichter sich so bald, so vorsichtig, so scheu zurückzog und dem altgewohnten Kampfe entsagend nur noch wenige mehr elegische oder verzweifelnde Lieder folgen ließ, war in einer übermächtigen ganz persönlichen Wendung begründet, die das Verhalten des vielgeprüften Mannes gerade in der Mittagshöhe seines Lebens -- mit seinem fünfzigsten Jahre — nahm. Gerade im Sommer 1848 hatte der Wandersänger in seiner jungen Nichte Ida zum Berge sein weibliches Ideal und bald auch seine Gattin gefunden; und der späte Liebesfrühling führte ihn von den alten poetischen Neigungen auf andere Wege. So kam er auch dazu, mit der preußischen Regierung einen Friedensschluß zu suchen, um eine feste Anstellung zu gewinnen. Unter Berufung auf die von König Friedrich Wilhelm IV. am 20. März erlassene Amnestie für politische Vergehen war Hoffmann am 15. April um Wiedereinsetzung in seine Professur eingekommen. Erst auf wiederholte Verwendung für ihn war endlich im Herbst vom Minister Laden-

berg entschieden worden, daß zwar nicht der frühere Lehrstuhl, aber doch das gesetzliche Wartegeld im Betrage von 375 Thalern jährlich bewilligt und dadurch Hoffmann in Preußen rehabilitiert wurde.

Als einen Hauptgrund für seine Nichtwiederanstellung bezeichnete man ihm einen öffentlichen Anschlag an den Straßenecken in Breslau, in welchem Hoffmanns schon 1842 verfaßtes, in den „Deutschen Liedern aus der Schweiz" veröffentlichtes Gedicht: „Der Minister in der Hölle" — ohne Hoffmanns Vorwissen oder Zuthun — abgedruckt war. Das Lied, damals wohl auf den Minister Eichhorn gemünzt, lautet:

Ich armer Sündenbock verschmachte
In dieser heißen Höllenglut,
Und doch, wenn ich es recht betrachte,
So geht's mir immer noch zu gut.

Ich habe mit Reskripten weiland
Geplagt die ganze Monarchie,
Ich war gewiß für sie kein Heiland,
Und dennoch plagten sie mich nie.

Ich habe mit Berichterstatten
Gepeinigt manchen braven Mann,
Und was sie dann berichtet hatten,
Das sah ich niemals weiter an.

Ich habe durch Konduitenlisten
Und durch geheime Polizei
Verleitet viele gute Christen
Zu Lug und Trug und Heuchelei.

Ich habe mit Censurerlassen
Gehemmt den Fortschritt unsrer Zeit;
Ich zwang die Welt, mich recht zu hassen,
Und dennoch bracht' ich's nicht so weit.

Ich habe jeden Stand beleidigt,
Und als der Tod mich abgesetzt,
Da haben sie mich noch verteidigt,
Gelobt und benedeit zuletzt.

Ich habe mit des Fortschritts Schlangen
Gekämpfet wie Laokoon:
Die Zeit ist ruhig fortgegangen,
Mein Herr wie ich hat nichts davon.

Ich hab' an meinen Herren immer,
An unsern Herrgott nie gedacht:
Der liebe Herrgott hätt' auch nimmer
Zum Herrn Minister mich gemacht.

Nun schmacht' ich in der Hölle Schlünden,
Geschmückt mit Ordensband und Stern;
Gern möcht' ich büßen meine Sünden,
Doch büß' ich erst für meinen Herrn.

Ich war auf Erden nie mein eigen,
So schlage doch der Teufel drein!
Ich kann mich nicht mehr anders zeigen,
Muß immerfort Minister sein.

Der entscheidende Grund, der die Regierung bewog, dem vormärzlichen Abgesetzten die Rückkehr in den Kreis seiner ehemaligen Kollegen zu versagen, dürfte in der genügend bekundeten Abneigung der letzteren gegen den ihnen stets zu demagogisch erschienenen Amtsgenossen zu suchen sein. Trotz seiner wissenschaftlichen Arbeiten und Verdienste hatte sich Hoffmann durch sein burschikoses Wanderleben und seinen sehr frei gewählten Verkehr nach der Ansicht seiner Kollegen der professoralen Würde entfremdet.

Von den verhältnismäßig spärlichen Blüten, die Hoffmanns politische Lyrik im Jahre 1848 trieb, heben wir ein Lied hervor, das im Herbst, als die Wiener Revolution das Frankfurter Parlament zur Entsendung einer Vermittlungsmission veranlaßte, den Mißerfolg dieser Abordnung mit bitterem Humor in lustigen Versen besang. Der Dichter verwandelt die Reichskommissare Professor Welcker und Oberst Mosle in die damals durch die

Münchener „Fliegenden Blätter" populär gewordenen Figuren des Barons Eisele und des Doktors Beisele und schildert ihre Irrfahrt wie folgt:

Herr Eisele ward in diesem Jahr
— Eisele, Beisele, bum! —
Geschickt als ein Reichskommissar
— Eisele, Beisele, bum! —
Es war ihm recht geheuer nit —
— Eisele, Beisele, bum bum bum! —
Drum nahm er seinen Beisele mit —
— Eisele, Beisele, bum! —
Eisele, Beisele, Eisele, Beisele, bum, bum, bum!
Eisele, Beisele, Eisele, Beisele, bum!

's war ihnen große Macht verliehn — Eisele ꝛc.
Zum Friedenstiften wegen Wien — ꝛc.
Drum dachten sie: 's wird 's Klügste sein,
Wir gehn gar nicht nach Wien hinein,
Eisele ꝛc. ꝛc.

In Olmütz gelten wir gar viel,
In Olmütz kommen wir zum Ziel,
Vor Schwarzrotgold verschwindet gleich
Das Schwarzgelb in dem Kaiserreich.

Der Wessenberg, der lacht sie aus:
Reichskommissare, geht's nach Haus!
Wir sind schwarzgelb, schwarzgelb fortan,
Das Schwarzrotgold geht uns nichts an!

Und unterdessen seh'n sie ziehn
Den Erbfeind Windischgrätz vor Wien,
Sie ziehn ihm nach und bitten ihn:
Beschieß' doch nicht das deutsche Wien!

Der Windischgrätz, der lacht sie aus:
Ich habe Recht in meinem Haus,
Ich schieße, was ich schießen kann,
Was geht mich Eisele, Beisele an!

Und Eisele, Beisele weilen nicht,
In Frankfurt geben sie Bericht:
Dat Wien, dat mag zum Deibel sein,
Wir trinken ein Seidel Aeppelwein.

Die Nationalversammelung
Gerät drob in Begeisterung:
Ha Bravo! schreit der ganze Saal,
Hoch Eisele, Beisele, tausendmal!

Der dem hoffnungsreichen Aufschwung im Frühjahr 1848 leider so bald und so herb folgende Niedergang der Volksbewegung beschäftigte den enttäuschten Dichter mehr als ihr Aufgang. Aus den „Zwölf Zeitliedern", die im Winter 1848 auf 1849 entstanden, erklingt seine wehmutvolle Klage ergreifend in

„Michels Abendlied im Belagerungszustande."

„Es war einmal ein Frühling,
So schön, so wunderbar,
Wie er so schön noch niemals
Der Welt erschienen war.

Der Baum der Freiheit blühte
In Pracht und Herrlichkeit:
Es war für uns gekommen
Die neue schönre Zeit.

Da schlug voll Freud' und Hoffnung
Gar froh das deutsche Herz;
Begeistert riefen alle:
Willkommen, schöner März! —

Ihr hoffnungsvollen Blüten,
Wie waret ihr so taub!
Du Feuer der Begeistrung,
Wie bist du Asch' und Staub!

Es war einmal ein Frühling,
So schön, so wunderbar,
Wie er so schön noch niemals
Der Welt erschienen war.

Der Frühling kehret wieder,
Der Wald wird wieder grün,
Doch an dem Baum der Freiheit
Will keine Blüte blühn."

Auch sein „Nachgelassenes" kennzeichnet Hoffmanns eigentümliches, vielfach überraschendes Verhalten zur ersten großen deutschen Volksbewegung. „Vetter Michels Vaterland" (28. April 1849) nimmt zwar einen scheinbar kräftigen Anlauf, fällt aber bald wieder ganz ab zu sarkastischer Hoffnungslosigkeit:

„Sag', wo ist, sag', wo ist Vetter Michels Vaterland?
Sag', wo ist es doch?
Wo Belagerungszustand ein Recht ist
Und das Volk ein gehorsamer Knecht ist,
Da ist, da ist Vetter Michels Vaterland!

Wo die Volksvertreter Philister sind
Und die ärgsten Heuler Minister sind.

Wo der Teufel mit Fürsten im Bunde steht
Und Einheit und Freiheit zu Grunde geht.

Wo der Allerhöchste nicht Gott ist
Und wo Mut und Gesinnung bankrott ist.

Wo die Wahrheit verfolgt und verpönt ist
Und das Laster bestirnt und gekrönt ist.

Und wo nirgend für Freiheit noch Raum ist
Und die bessere Zukunft ein Traum ist.

Und wo Alles am End' einerlei ist,
Wenn es nur nicht geg'n unsre Polizei ist."

In kläglicher Resignation klingt die politische Lyrik des einst so frohmütigen Autors der „Unpolitischen Lieder" am 11. März 1850 in einer Elegie aus:

Soll uns keine Hoffnung werden,
Keine mehr in unserm Leide?
Ach, der erste Baum, der grünet,
Ist die deutsche Thränenweide.

Unter Thränen kommt der Frühling
Heim dem armen Vaterlande.
Soll nicht Er, nicht Alles weinen
Ueber unsre Schmach und Schande?

Kannst du heute dich noch rühmen
Deiner Reben, deiner Eichen?
Deutschland, nimm die Thränenweide
Jetzt zum Wahr- und Lebenszeichen!"

Und in ganz verzweifelter, peſſimiſtiſcher Stimmung klagte der Dichter in ſeinen „Heimatsklängen“ (Mainz — J. G. Wirth Sohn 1851):

So mußten wir es denn erleben,
Wie eine Welt in Trümmer fällt!
Ach, unſer Wünſchen, unſer Streben
Und unſer Hoffen liegt zerſchellt.

Der Freude Lieder ſind verklungen,
Es ſchweigt und trauert manches Herz,
Keins ſucht ſich in Erinnerungen
Noch Troſt für ſeinen herben Schmerz.

Der ganzen Zukunft düſtrer Schauer
Zieht ſchon am hellen Tag einher.
O Land des Jammers und der Trauer,
O wenn's für dich ganz Nacht doch wär'!

Die Hoffnungsloſigkeit, der verzweifelnde Peſſimismus dieſer ergreifenden Elegie kann dem jüngeren Geſchlecht einen annähernden Begriff von der moraliſchen Depreſſion geben, die damals, nach dem ſchmählichen Scheitern einer mit ſo glänzenden Verheißungen begonnenen Volksbewegung, die Beſten unſerer Nation erfaßte. Aber ein Charakterbild des Sängers der „Unpolitiſchen Lieder“ von 1840 dürfen wir damit nicht abſchließen. Den Geſamteindruck ſeiner politiſchen Lyrik feſtzuhalten, müſſen wir noch einmal zurückgreifen zu friſcheren, lebenswärmeren Strophen, in denen der Dichter ſelbſt die Summe ſeiner poetiſchen Wirkſamkeit ſchlagkräftig gezogen hat, und zu einem zeitgenöſſiſchen Zeugniſſe, das ihn wahrheitstreu und völlig zutreffend vor unſer geiſtiges Auge hinſtellt. Hoffmann ſelbſt ſingt uns

„Ein Lied aus meiner Zeit.“

Ein politiſch Lied, ein garſtig Lied!
So dachten die Dichter mit Göthen
Und glaubten, ſie hätten genug gethan,
Wenn ſie könnten girren und flöten
Von Nachtigallen, von Lieb und Wein,
Von blauen Bergesfernen,
Von Roſenduft und Lilienſchein,
Von Sonne, Mond und Sternen.

Ich ſang nach alter Sitt' und Brauch
Von Mond und Stern und Sonne,
Von Wein und Nachtigallen auch,
Von Liebesluſt und Wonne.
Da rief mir zu das Vaterland:
Du ſollſt das Alte laſſen,
Den alten verbrauchten Leiertand,
Du ſollſt die Zeit erfaſſen!

Ein politiſch Lied, ein garſtig Lied!
So dachten die Dichter mit Göthen,
Und glaubten, ſie hätten genug gethan,
Wenn ſie könnten girren und flöten – –
Doch anders dachte das Vaterland:
Das will von der Dichterinnung
Für den verbrauchten Leiertand
Nur Mut und biedre Geſinnung.

Denn anders geworden iſt die Welt,
Es leben andere Leute;
Was geſtern noch ſtand, ſchon heute fällt,
Was geſtern nicht galt, gilt heute;
Und wer nicht die Kunſt in unſrer Zeit
Weiß gegen die Zeit zu richten,
Der werde nun endlich bei Zeiten geſcheit
Und laſſe lieber das Dichten!

Und daß Hoffmann das Dichten im zeitgemäßen Sinne verſtand, und daß und wie ſeine Dichtungen auf ſeine Zeit und ſein Volk ihre Wirkung übten, bezeugt uns Ferdinand Freiligrath, der noch im Jahre 1875 eine neue Ausgabe der Gedichte Hoffmanns mit einem warmen Willkommrufe (in der „Illuſtrierten Frauen-

zeitung") begrüßte, worin er den Dichter als den echten Volkspoeten schildert:

Da füllt er sich den Becher,
Da schlägt er auf den Tisch,
Da hebt er an zu singen,
Das klingt so hell, so frisch.

Von Liebe, Frühling, Freiheit,
Von Wein und Jugendlust
Von Frauen und von Blumen
Singt er aus voller Brust.

Singt: Deutschland über Alles!
Das jubelt und das klagt;
Bald Kriegs-, bald Kinderlieder,
Kein Ton ist ihm versagt.

Nach langjährigem Wanderleben, manchmal erhellt von fröhlich begrüßtem Sonnenschein, öfters verdüstert durch harte Kämpfe und herbe Entbehrungen, nacheinander auch für einige Jahre seßhaft in Bingerbrück, Neuwied und Weimar, hat endlich im Jahre 1860 Hoffmann noch eine definitive Anstellung gefunden und seine letzten vierzehn Jahre als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor zu Korwey an der Weser, in bescheidener, aber doch in Ruhe gesicherter Stellung verlebt. In der Stimmung des Lyrikers überwog bald wieder jene idyllisch-elegische Heiterkeit, die so viele seiner Lieder aus glücklicheren Jahren durchweht. Beim Rückblick auf seine dichterische Wirksamkeit durfte er, namentlich im Hinblick auf seine dem Vaterlande geweihten Lieder, mit voller Wahrheit sagen, was er einst in einem „Frühlingslied an der Saale" in so schlichten und schönen Worten sich zum Troste vorhielt:

„Ich habe nicht umsonst gerungen,
Umsonst gedichtet und gestrebt,
Ich habe etwas mir ersungen,
Was noch den Dichter überlebt.

Der Ruhm, daß ich mich niemals beuge
Im Kampfe für das Vaterland,
Daß ich der Wahrheit treuer Zeuge
Auch ferner stehe, wie ich stand.

Und wenn ich nichts behalten werde,
Bleibt mir der kleinen Lieder Ruhm;
Sonst hab' ich nichts auf dieser Erde,
Das ist und bleibt mein Eigentum.

Nun sonn' ich mich in diesem Ruhme
Bei meiner Freunde Brot und Wein,
Vergnügt wie eine junge Blume
Am holden Maiensonnenschein."

Fast 76 Jahre alt, ist Heinrich Hoffmann in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1874 in Korwey heimgegangen. Versöhnend mit dem bitteren Gefühl, daß ein so echter Volksdichter und ein um unsere älteren Sprachschätze so hochverdienter Gelehrter um seiner Vaterlands- und Freiheitsliebe willen lange Jahre eines seiner Begabung entsprechenden Lehramtes entbehren mußte, war wenigstens sein Lebensabend ein freundlich milder und verklärt von der Sonne der Erfüllung seines höchsten Ideals: der Dichter sah noch das Ende der deutschen Ohnmacht und Zerrissenheit und schaute die glorreiche Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, die Neubelebung des großen einigen freien Vaterlandes, dem sein warmes Herz und seine patriotische Dichtung von Grund aus geweiht war.

IV.

Franz Dingelstedt.

Franz Dingelstedt, nach dem Zeitpunkt seines Auftretens der zweite in der Reihe unserer politischen Lyriker der Vierziger Jahre, um sechzehn Jahre jünger als Hoffmann von Fallersleben, zeigt eine von diesem Vorgänger wie von seinen nächsten Nachfolgern Herwegh, Prutz, Freiligrath wesentlich abweichende, ungemein markante Physiognomie und gehört zu den interessantesten Charakterköpfen unserer modernen Literatur. Die breite Popularität bei den Massen hat er zwar weder erstrebt noch erlangt, aber die schärfer Beobachtenden und Urteilenden wußten seinen feinen, überlegenen Geist trotz seiner oft verletzenden Rücksichtslosigkeit um so mehr zu schätzen, und dies gilt namentlich für seine politische Lyrik.

Franz Dingelstedt war geboren zu Halsdorf bei Kirchhain in Oberhessen am 30. Juni 1814, Sohn eines kurhessischen Staatsdieners, besuchte das Gymnasium zu Rinteln und die Universität Marburg, wo er Theologie, Philologie und Literatur studierte, war dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Ricklingen bei Hannover, seit 1836 am Lyzeum in Kassel, und wurde 1838, in Folge seiner feuilletonistischen Erstlinge „aus höheren Staatsrücksichten" aus der kurfürstlichen Residenz nach Fulda an das dortige Gymnasium versetzt, wo er bis zum Herbst 1841 blieb.

Die anfängliche literarische Produktion des hochbegabten Pädagogen war dem „Salon" zugewandt, einer „Wochenschrift für Heimat und Fremde", die bald wieder einging. Der erste Anlaß zu Dingelstedts politischer Poesie, die für den Dichter so folgenreich werden sollte, ist in dem Titel seines ersten selbständig erschienenen Zeitgedicht nur nach der Stätte und dem Zeitpunkt seiner Entstehung gekennzeichnet. Jener Titel lautet: „Ein Osterwort aus Kurhessen, im Schloßhofe zu Marburg" (Marburg, bei Chr. Garthe; es ist auch im Stuttgarter „Morgenblatt" vom 30. Mai 1840 abgedruckt). Das Gedicht feiert einen der edelsten Märtyrer der deutsch-vaterländischen und verfassungsmäßigen Bewegung im vormärzlichen Deutschland: den ehrwürdigen Sylvester Jordan.

Heinrich von Treitschke schreibt über den Prozeß gegen Jordan in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" (Bd. V, S. 665): „Sieben Jahre nach dem angeblichen Verbrechen: Teilnahme am „Wachensturm" zu Frankfurt am Main — nachdem die Polizeibehörde insgeheim Beweise gegen ihn gesammelt, im August 1839, wurde Jordan auf das Marburger Schloß gesetzt unter Anklage des Hochverrats. Da seine Gesundheit in dem Turme schwer gelitten hatte, erlaubte man ihm endlich, unter strenger Bewachung in der Stadt zu leben, doch erst im Jahre 1843 erfolgte der Richterspruch, der ihn „wegen Nichthinderung hochverräterischer Unternehmungen" verurteilte. Jordan appellierte, und das furchtlose Oberappellationsgericht sprach ihn im Oktober 1845 vollständig frei."

Diesem vormärzlichen politischen Märtyrer ist das poetische „Osterwort" Dingelstedts gewidmet. Aus dem im ersten Frühlingsschmucke prangenden Lahnthal zum alten Schlosse der hessischen Landgrafen emporgestiegen, sieht der Poet auf einmal durch ein Fenstergitter das bleiche entstellte Antlitz und die glühenden Augen des seit Jahren unschuldig im Kerker schmachtenden Gefangenen, den er einst beim Bürgerfeste am ersten Ehrenplatze an der Spitze der angesehensten Landsleute in seiner vollen Manneskraft als gefeierten Redner in warmer Begeisterung bewundert hatte. Der Dichter wie der ihn begleitende Landsmann sind bei dem unerwarteten Anblick tief erschüttert:

„Du erkennst ihn? — Ihn erkennen!? Kann ein Hesse sein vergessen?
Sah ich nicht, wie er gebietend an der Besten Tisch gesessen?
Wie er Blitze warf und Donner, wann er zürnend sich erhob,
Wie vor seines Mundes Hauche List und Macht zu Spreu zerstob?

Sah ich nicht, in Gips gegossen, diese selben bleichen Züge,
Diesen Mund der Ueberredung, jene Augen sonder Lüge,
Diese stolze Stirn, mit Lorbeern und mit Eichenlaub geschmückt,
Und am Fuß „Sylvester Jordan" groß und prahlend ausgedrückt?

Jene Hand, die nun gebunden, schrieb die neue Offenbarung,
Kämpfte für das Licht des Geistes, für des heil'gen Rechtes Wahrung,
Legte zu dem Bau des Tempels stark und freudig ihren Stein,
Und nun wir darinnen wohnen, muß sein Meister draußen sein!" . .

In tiefinniger Teilnahme an dem tragischen Lose des edlen Märtyrers richtet der Dichter an den Landesfürsten die Bitte, auch wenn Fehler begangen worden seien, das schöne Recht der Gnade walten zu lassen; als Dichter fühlt er mehr als Andere, was es heißt, Gefangener sein; dem Eingekerkerten aber ruft er zu:

„Und dir, hinter deinen Gittern, Mann der Zeit, ein letztes Grüßen!
Trüg' ein West, ein Noahs-Täublein tröstend dir dies Blatt zu Füßen,
Grün und duftend, Pfand des Lenzes, schmück' es deiner Zelle Wand,
Und aus toten Zügen fasse warm dich eine Freundeshand!" —

Verlorene Worte, wie fast alles Mahnen an vaterländisches Ehr- und Rechtsgefühl bei den Machthabern des vormärzlichen Deutschlands! War es ja schon als eine Art nachsichtiger Gnade anzusehen, daß dem armen Gefangenen das Osterwort des Sängers vor seinem Kerker überhaupt zu Gesichte kam: die in Versen abgefaßte Erwiderung Jordans auf dasselbe, die der Gefangene seinem Untersuchungsrichter mit der Bitte überreichte, sie seiner Familie zur Beförderung an Dingelstedt verabfolgen zu lassen, wurde von dem Vertreter der Justiz mit der Bemerkung zurückgegeben: „Geht an den Verfasser als zur Abgabe gänzlich ungeeignet zurück." Jordan schrieb auf sein Konzept:

„So bleib denn, Blatt, bei mir vergraben,
Bis mir die Sonne der Erlösung scheint."

Erst nach sieben Jahren, als der endlich Freigesprochene seine „Wanderungen aus einem Gefängnisse" (Frankfurt a. M., bei Meidinger, 1847) im Druck erscheinen ließ, worin er zeigt:

„Wie wandernd in der Weltenrunde
Sein Geist selbst Schloß und Riegel hat verlacht,"

konnte auch Jordans Danksagung für das Osterwort Dingelstedts, für „den Blütenkranz, der ihm gewunden", zur Veröffentlichung gelangen.

Eine glänzende Genugthuung für die erlittene Schmach brachte dem schuldlos Gequälten dann freilich das Jahr 1848. Der von der kurhessischen Regierung so lange Jahre als Staatsverbrecher gefangen Gehaltene wurde jetzt von ihr für den Kurstaat als Bevollmächtigter zum deutschen Bundestage abgeordnet. Der treue Blondel von 1840 konnte nun am 10. März 1848 den zum Geheimen Legationsrat Ernannten mit dem Jubelrufe begrüßen:

„O der Wandlung! Sonst ein Kerker — jetzt das deutsche Bundeshaus!"

„Was mein Flehen nicht vermocht hat — und wo sprangen eh'rne Pforten
Seit dem alten Orpheus-Märchen wiederum vor Dichterworten? —
Das gelingt dem Flügelschlage einer märchenhaften Zeit,
Welche Kerkermeister fesselt und Gefangene befreit.

Ja, du stehst auf alter Höhe! hinter dir in Nacht versunken
Steht der bittre Kelch der Knechtschaft, den du tropfenweis getrunken,
Liegen Tage, Monden, Jahre, ach! voll namenloser Qual,
Frische Gräber mitten drunter, frische Narben ohne Zahl.

Jenes Märtyrtums ein Zeichen wahr' ich in dem teuren Blatte,
Das, von deiner Hand beschrieben, dein Tyrann versiegelt hatte —
Weißt du noch? Von ihm gestempelt und vergilbt im Aktenstaub
Zeugt es mit beredter Zunge den an dir verübten Raub! . . .

Du, der Letzte im Kalender alten Styles, mein Sylvester,
Oeffne nun des Jahres Kreislauf, sei der Tage erster, bester;
Du, ein Fremdling meiner Heimat, bleib' ihr treu, verlaß' sie nie —
Hast du doch so viel gelitten für die Mutter und durch sie."

„Ein Fremdling meiner Heimat" wird Jordan vom Dichter genannt, da er geborener Tiroler war.

Die weitere politische Thätigkeit Jordans war leider nur kurz; schon 1850, mit der Rückkehr Hassenpflugs nach Kurhessen, zog sich der früh Ergreiste vom öffentlichen Leben zurück.

Aus dem Jahre 1840 stammt auch ein später in den „Gedichten von Franz Dingelstedt" (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag 1845) abgedrucktes dichterisches Begrüßungswort an die hessischen Brüder, die „Dioskuren", Jakob und Wilhelm Grimm. Wir entlehnen demselben nur eine Stanze, diejenige, welche sich auf die politische Haltung der Brüder gegenüber dem hannoverschen Verfassungsbruch bezieht, den sie als Professoren in Göttingen gemeinsam mit Albrecht, Dahlmann, Gervinus, Ewald und Weber brandmarkten — mit ihrem Protest ihren Lehrstuhl preisgebend: die beiden Sterne

„Sie bleichten nicht, als rings in Finsternissen
Für sie umwölkt der fremde Himmel war,
Was um sie auch zerstoben und zerrissen,
Ihr Schimmer blieb unwandelbar und klar,
Männer im Thun, nicht Männer blos im Wissen,
So boten sie die Stirne der Gefahr,
Treu jenem Eid, den sie gemeinsam schwuren
Furchtlos und frei wie echte Dioskuren."

Mit solchen Gesinnungen hatte der kurhessische Gymnasiallehrer in Fulda schon den Berufswechsel hinüber zum politischen Publizisten vollzogen, und bald erschien denn auch eine erste Gedichtsammlung, in der sich der Poet in dem demokratisch anmutenden Gewand eines „kosmopolitischen Nachtwächters" weiteren Kreisen der deutschen Lesewelt vorstellte: „Leider eines kosmopolitischen Nachtwächters". (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1841.)

Die Einkleidung ist auf ein Nachtwächterlied Adalbert v. Chamisso's († 1838) zurückzuführen, dessen Strophen mit dem Refrain schließen: „Lobt die Jesuiten!" Dingelstedt hatte für sein — zunächst ohne den Namen des Verfassers herausgegebenes — Buch aus Béranger's gegen die Jesuiten gerichtetem Gedicht den Satz als Losung gewählt: „Eteignons les lumières et rallumons le feu", dasselbe Citat, das er schon dem ersten „Liede" vorgesetzt hatte, als er es zuerst im Dezember 1840 in der der Kasseler „Allgemeinen Zeitung" beigegebenen Probenummer seines „Salon, Wochenschrift für Heimat und Fremde" als „Lied eines vagierenden Nachtwächters" veröffentlichte. Jetzt eröffnete das Lied die neue Sammlung im alten Wortlaut:

„Weib, gib mir Deckel, Spieß und Mantel,
Der Dienst geht los, ich muß hinaus."

Der erste Abschnitt „Nachtwächters Stillleben", ebenso die „Empfindsamen Reisen" und „Letzte Liebe" verraten keine direkt

politische Tendenz. Um so kräftiger pulsiert dieselbe in „Nachtwächters Weltgang", und die beißende Ironie Dingelstedts übte eine noch stärkere Wirkung als Hoffmanns gutmütiger Humor. Gleich auf der ersten „Stazion" Frankfurt begegnet uns das bald vielzitierte satirische Gedicht, worin die berüchtigte Inkompetenzerklärung des deutschen Bundestags in der hannoverschen Verfassungsfrage gegeißelt wird:

„Schlenderte eines Tags verlassen
Umher in der Eschenheimer Gassen,
Und trat in einen Hof, darinnen stand
Ein Oesterreicher, Musket' in der Hand.

Seh' mir die Treppen, Höfe, Gänge,
Der bestäubten Fenster Menge
Recht neugierig und teilnehmend an,
Just wie nur ein Fremder gaffen kann.

Kommt aus dem Haus mit leisen, raschen
Tritten ein Mann mit Akten in den Taschen,*)
Den frag' ich mit einem Gruße frank und frei:
Was das für ein großes Haus hier sei?

Das Männlein blinzt durch seine Brille
Mich an und hustet nach langer Stille:
Ihnen das zu sagen, bin ich nicht kompetent;
Sprachs, ging, machte sein Kompliment.

Nun hab' ich gewußt, woran ich gewesen.
Der Oesterreicher aber, ohne viel Federlesen,
Kommt auf mich zu und fragt mich grob,
Was ich hier in dem Hause zu suchen hob??

Gott sei Dank, hier hab' ich nichts zu suchen!
Da fing der Holter an zu fluchen:
Dann gehn's Ihrer Wege als guter Christ,
Sehn ja, daß hier nichts zu finden ist."

Die Residenz des deutschen Bundestages muß sich vom kosmopolitischen Nachtwächter eine wenig schmeichelhafte Charakterisierung gefallen lassen:

„Wahrlich hier kann wieder gelten
Jenes Afrikaners Schelten:
Feiles Nest, wenn nur zur Stunden
Sich ein Käufer eingefunden.

Deutschland, ja auch du hast dein Rom;
Diese freie Stadt am Mainstrom
Ist, beschnitten und getauft,
Längst lebendig ausverkauft!"

Weiterhin resumiert er sein Urteil über Frankfurt noch drastischer:

„Du bist und bleibst am Ende netto
Doch nur unser erstes und letztes Ghetto."

*) Variante in späteren Ausgaben: „Voll Akten die Taschen."

Die zweite „Stazion" des Weltgangs unſeres kosmopolitiſchen Nachtwächters iſt die Hauptſtadt Bayerns. Hier fordert zunächſt der unausgeglichene Gegenſatz der klaſſiſch-antiken Neubauten König Ludwigs gegen das bodenſtändige Bajuwarentum und den damals in hohem Grade florierenden Klerikalismus den Proteſt des modernen Kritikers heraus. Dingelſtedt mochte damals auch nicht von fern ahnen, daß er nach einer nicht allzulangen Reihe von Jahren in demſelben München die fruchtbare Pflanzſtätte höchſter deutſcher Kunſtpflege finden ſollte. Jetzt, 1841, lautete ſein Begrüßungsſonett:

„O wunderreiche Stadt der Neuhellenen,
Apollo-Antlitz mit Silenos-Finnen,
Komödienhaus, voll neuen Trödels innen,
Außen bemalt mit hochantiken Szenen!

Ein Pfaffe deklamiert ſtatt Demoſthenen,
Das Kuchelmenſch erſetzt die Charitinnen
Und ſchenkt den ewig durſt'gen Pierinnen
Bock und Salvator, ihre Hippokrenen.

Stellt doch ans Thor als ſtädtiſches Gewappen
Ein griechiſch Götterbild mit kahlem Scheitel,
Worauf der Inful bunte Hängelappen;

Gebt in die Linke ihm ein leeres Seidel,
Ihm in die Rechte drei Stück Kruzifixe,
So habt ihr München in modernem Wixe!"

Dieſer Wortlaut ſeines erſten Grußes an die Iſarſtadt mußte natürlich an mehr als einer Stelle empfindlich verletzen, und der Dichter ſelbſt ſcheint bei ſpäterer beſſerer Einſicht die Berechtigung der Angriffe und Abwehren erkannt zu haben, die ihm über ſeine Unzartheiten nicht erſpart blieben. In einer ſpäteren Ausgabe ſeiner „Lyriſchen Dichtungen" („Sämtliche Werke. Erſte Geſamtausgabe in zwölf Bänden. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1877." Bd. VIII, Abt. II) erſcheint das Sonett als „Münchener Kindl" von der fünften Zeile ab in folgender weſentlich veränderten Geſtalt:

„Das Radiweib erſetzt die Charitinnen,
Als Hebe ſchenken dicke Kellnerinnen
Bock und Salvator, braune Hippokrenen.

Wirf, Münchner Kindl, Kutte und Kapuze
Hinweg, mitſamt dem vollen Bräuhausſeidel
Und lern' vom Ideal der Griechenzeit:

Künſtliche Kunſt wird nie der Welt zu Nutze,
In ihr iſt auch die Gunſt der Könige eitel,
Bevor ein Volk gebildet und befreit."

In einem zweiten Sonett auf München benedeit Dingelſtedt das glückliche Bayern, das damals, unter König Ludwig I., Räte und Richter mit Lorbeeren ſchmückte, Dichter mit Miniſter-

portefeuilles auszeichnete — Herr Eduard von Schenk, der Verfasser eines seitdem längst vergessenen Dramas „Belisar" und anderer Dichtungen, war zum Minister ernannt worden —; aber recht boshaft fragt der Nachtwächter, ob von den hochgepriesenen Herren die einen mehr Minister oder Dichter, die anderen mehr Poeten oder Richter seien. An Schwanthalers Bavaria spricht er in einem weiteren Sonett den Wunsch aus, König Ludwig möge selbst den Hammer heben und den hohlen Koloß zum wahren Leben berufen. Auch dieses Sonett hat der Dichter in der späteren Ausgabe seiner „Lyrischen Dichtungen" wesentlich umgestaltet. Nicht mehr an den frühverstorbenen Schwanthaler gerichtet, lautet das Gedicht nun:

„Bavaria."

„In Rumpf und Glieder jämmerlich zerbrochen,
Gebaut in knappe Form aus Sand und Lehm,
Gegossen dann nach neuestem System
In Höllenflammen, die fanatisch kochen:

Bavaria, so liegst du viele Wochen
In deiner Grube, starr und unbequem,
Bis Meister Miller, wann es ihm genehm,
Sein „fertig" seufzend über dich gesprochen.

Und dann, ein Monument für das Jahrhundert,
Von außen gleißend Erz, von innen hohl,
Stehst du erhaben da und allbewundert.

Nur Schad': Eins fehlt dem riesigen Symbol:
Daß König Ludwig selbst den Hammer hebe
Und mit dem letzten Schlag dir sage: Lebe!"

Die von Musikfreunden vielbesuchten Charfreitags-Lamentationen in der Münchener Michaelshofkirche erscheinen dem Poeten wie ein Bild bayerischer Kulturgeschichte. Wehmütig klagt das Lied:

„Bald schied ein Denker, bald erstarb ein Dichter,
Still ward's und öd, und aus den Dämmerungen
Klang's schluchzend auf: O Christe, miserere!"

Aus den späteren Ergänzungen zu Nachtwächters Weltgang auf der bayerischen Station erwähnen wir hier auch Dingelstedts Gedicht auf die „Walhalla", das freilich dem Bayern sehr geteilte Empfindungen wecken muß:

Oeffne, bayrische Walkyre,
Königlicher Fußgensdarm,
Oeffne deines Tempels Thüre,
Neuer Gäste naht ein Schwarm;
Von der Donau und vom Staufen
Zähle sie, die hellen Haufen,
Wie sie laufen! wie sie schnaufen!
Blas, Walkyre, blas Alarm!

Die dort, die auf Wolken reiten,
Sturmgejagt, vom Berg herab,
Schatten sinds vergangner Zeiten,
Ausgereist aus ihrem Grab.
Nur heran und immer dreister!
Und du, Führer freier Geister,
Martin Luther, wackrer Meister,
Poche mit dem Pred'gerstab!

Hat Euch schon von den „Genossen,“*)
Den papiernen und in Stein,
Einst der Bauherr ausgeschlossen,
Die Geschichte läßt Euch ein.
Nicht daß Eurem Kranz zum Ruhme
Fehlte diese letzte Blume:
Ihr nur fehlt dem Heiligtume,
Soll es ganz und heilig sein.

Von den nicht in Walhalla Aufgenommenen drängen sich viele heran; sie rufen das Urteil der Großen der Vorzeit an, verzichten aber schließlich lieber auf die marmorne Glorie, indem sie fragen:

„Sind unsterblich diese Namen,
Die in gnadenreichem Rahmen
Kunterbunt zusammenkamen,
Alle und für alle Zeit?

Brüder, fort von diesen Mauern,
Rasch die Segel eingesetzt!
Nicht mitfeiern: nein: mittrauern
Ist der Dichter Sendung jetzt.
Weiter unten eine Stelle
Weiß ich, wo dieselbe Welle
Einer Festung Kerkerschwelle,
Dieses Tempels Schwester, netzt.

Dort hinab! Vor Passaus Gittern,
Die kein Gnadenwort zerbrach,
Schallen die modernen Zithern;
Dann, Walhalla, halle nach!
Was ist schöner von den Zweien:
Toten Männern Kränze leihen
Oder Lebenden verzeihen?
Marmor, werde rot vor Schmach!“

Die Trübung des deutschen Charakterbildes König Ludwigs des Ersten von Bayern durch ein paar kleinliche Züge in seinem Verhalten gegen freisinnige Volksvertreter wird, wie man sieht, von Dingelstedt ebensowenig ohne Rüge gelassen wie von Hoffmann von Fallersleben.

Die weitere Wanderung des kosmopolitischen Nachtwächters durch süd- und mitteldeutsche Residenzstädte gibt ihm Gelegenheit, das sich als patriotisch aufspielende, im Grunde heuchlerische, egoistisch formalistische und leere Treiben an den Höfen kennen zu lernen und er nimmt sich die Freiheit, diesen Scheinpatriotismus in seiner ganzen Blöße aufzuzeigen:

„Was ist, ihr Herrn, ein deutscher Patriot?“
An alle Fakultäten diese Frage! —
„Ein Mann, der Sonntags dient dem lieben Gott
Und seinem König alle Werkeltage.“

*) „Walhallas Genossen“ hatte der König seine Druckschrift über den Ehrentempel betitelt.

Was will, ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
„Für sich ein Aemtchen, Titelchen und Bändchen,
Für seine — ehelichen — Kinder Brot
Und legitime Fürsten für sein Ländchen."

Wie denkt, ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
„Wenn's hoch kommt wie die Allgemeine Zeitung;
Vom Franzmann spricht er nur mit Haß und Spott
Und schwärmt für Preußens Gaslichts-Weltverbreitung."

Was kann, ihr Herrn, ein deutscher Patriot?
„Rezepte, Akten und Kompendien machen,
Laut klagen über seines Volkes Not
Und heimlich in sein sich'res Fäustchen lachen."

Hinaus zum Tempel, deutscher Patriot!
Eh' du dich ins Sanktissimum geheuchelt
Und eh' dein Kuß, Judas Ischarioth,
Die Freiheit, den Messias, rücklings meuchelt!"

Den wahren Patriotismus, den man gerade in stürmischen Zeiten kennen lernt, wo das Korn sich von der Spreu sondert, findet der Dichter in seinem „hart heimgesuchten deutschen Lande" glücklicherweise noch durch manchen wackeren Mann vertreten, so daß er dem Vaterlande zurufen kann:

„Doch stehn als einsam letzte Stützen
Noch viele Männer stark und fest,
Die unermüdet dir zu nützen
Ausharren bis zum einstgen Rest,
Die treu dem abgelegten Eide
Verfechten dein geweihtes Recht
Und hoch ob allem Haß und Neide
Fortstreben, ein Hero'ngeschlecht.

Das ist der Deutschen wahre Einheit,
Das ihres Volkes bester Halt:
Männer von strenger Sittenreinheit
Und von Gesinnungs-Allgewalt.
Sie wissen einer kaum vom andern,
Sie steh'n vereinzelt, unbekannt,
Doch ihre Wort' und Werke wandern
Elektrisch zündend durch das Land."

Die „Stazion" Hannover mußte damals selbstverständlicherweise besonders ernste und düstere Betrachtungen erwecken. Der englische Prinz, dem das Königsszepter im niederdeutschen Lande zugefallen war, hatte die Verfassung umgestürzt und war trotz dem Protest der Göttinger Sieben — bei der Inkompetenz des Bundestages — ungestraft geblieben. Im Gegenteil! Er konnte sich beim Prunkmahle trotzig vermessen:

„Da habt Ihr meines Satzes Probe:
Ein deutsches Volk ein gutes Ding:
Am Morgen Aufruhr und Getobe
Und Abends, mir und ihm zum Lobe:
God save the king!

„Er sprachs und lachte, daß es dröhnte
Und schüttelte den weißen Bart,
Das Heer der Schranzen lacht' und höhnte
Dem Herren nach wie's Schranzenart;
Doch draußen schwiegen just die Klänge,
Sobald er an zu reden fing,
Lautlos verlief sich das Gedränge,
Und keiner sang mehr aus der Menge:
God save the king!"

Und noch drohender erhebt sich das Mene Tekel für den Tyrannen in dem tragischen Geschicke des blinden Thronerben:

„Wer war auf jenem braunen Roß
Der Mann im Silberbügel?
Es hielt, so schien es, der Genoß
Sein Tier geheim am Zügel?

Es sieht sein bleiches Angesicht,
Gefurcht von langen Leiden,
Den Bettler an der Ecke nicht,
Sonst würd' es ihn beneiden.

Soll einst für dich die fremde Hand
Dein Volk so sicher leiten,
Wie jetzt dein Roß am Gängelband
Der Mann zu deiner Seiten?

Gemach, du blindes Fürstenkind!
Ein Zaum ist bald zerrissen,
Und wilder noch als Hengste sind
Die Völker, mußt du wissen."

Des „kosmopolitischen" Weltgangs sechste Stazion — für den Deutschen die allerwichtigste — erscheint endlich Berlin am Horizont:

„Nach Mekka zieht der Araber auf stolperndem Kameele,
Und so der Dichter nach Berlin auf holperndem Ghasele.
Berlin ist Deutschlands Orient, und wenn ihm Palmen mangeln,
So sagt doch niemand in der Welt, daß Sand und Staub ihm fehle.
Berlin ist Deutschlands Minaret und statt der Muezzim schreien
Sich tausend Journalisten wund die wohlgeschmierte Kehle.
Dann sinken im Gebete hin die Gläubigen und Frommen,
Ein Pietisten-Derwisch tanzt, kasteiend Leib und Seele.
Im Fusel-Opium berauscht sich offen auf der Gasse
Herr Nante mit dem ganzen Schwarm, der immer kreuzfidele.
Verschnittne schleichen auch umher, triefäugige Eunuchen,
Und suchen, wo noch Männer sind, nach Hader und Krakehle.
Und daß das Gleichnis fertig sei, befiehlt zuletzt der Mufti:
Ich will an meinem Throne sehn die deutschen Prachtjuwele!
Es werde Frühling in der Mark und eilig laßt mir kommen
Herrn Bülbül-Rückert, Wohlgebor'n, des Ostens Philomele!"*)

Die weiteren witzigen Ghasele führen der preußischen Hauptstadt und ihrem romantisch-geistreichen Beherrscher allerlei unbequeme Wahrheiten zu Gemüt: daß man aus Berlin kein München machen, die Kunst nicht so leicht importiren könne, man möge sich in der Mark begnügen, Rüben und Kadetten, Kartoffeln und Magister großzuziehen. Ein kräftiges Ghasel ruft den Berlinern zu:

„Ihr habt gepredigt nun ein Jahr die neue treue freie Zeit:
Wann wird die Mär denn endlich wahr, die neue, treue, freie Zeit?
Ihr saßt schon lange auf dem Ei und gackertet in alle Welt,
Allein noch kroch nicht aus der Aar, die neue, treue, freie Zeit.
Ein stolzes Wort habt ihr gewagt, nun eilt, daß es zu Ende kommt
Und macht uns andern offenbar die neue treue freie Zeit."

Die schöne Neuzeit, sagt der Dichter, habe sogar im Vorüberwehn mit ihres Fittigs goldenem Saum den Aermel des Königs gestreift, aber sie sei weiter geflattert. Die „vier Fragezeichen" — des Königsberger Radikalen Jacoby berühmte Broschüre „Vier Fragen" — wolle der König in seinem Reiche nicht sehen, sie

*) Rückert war damals in seine orientalischen Studien vertieft, die ja auch den formalen Anlaß zu seiner Berufung als Professor nach Berlin boten.

seien aber überall zu spüren; sie würden, auch wenn sie gestorben, noch als Leichen umgehen, und ihm im Traume erscheinen; ja selbst wenn er gestorben, würden sie noch groß an seinem Denkmal stehen. Schließlich gibt der Dichter dem Monarchen noch den guten Rat, die Calembours den Journalisten zu überlassen: Ein König solle nicht witzig sein:

„Ein König sei Original und stehe auf sich selber:
Er wolle nicht in jedem Ding — hier schweigt es — altenfritzig sein!" —

Höchst unbefriedigt von Berlin weist der kosmopolitische Nachtwächter und Dichter „der eitlen, kalten, falschen Stadt" „auf ewig" den Rücken.

Nach einer überaus pessimistisch schwarzmalenden „Gränzphantasie", in der er einen Blick nach der slawischen Großmacht des Nordens wirft, unter deren drohender „Schlaglawine" Deutschland zur „warnenden Ruine" werden würde — erreicht der kosmopolitische Weltgänger auf der siebenten Stazion endlich Wien. Indessen war der damalige Standpunkt des Poeten noch keineswegs zu dem des späteren Leiters der Wiener Hofoper und des Hofburgtheaters vorgerückt. Trotz des faszinierenden Eindruckes des Capuas der Geister, der „schönen Buhldirne", gilt dem Weltgänger zunächst noch die Freiheit mehr als die Liebe, und an die damals in der ersten Reihe der österreichischen Dichter stehenden Freiheitskämpfer Anastasius Grün und Nikolaus Lenau werden hochliberale Mahnungen gerichtet, den Strömungen des modernen Lebens ihren lyrischen Succurs zu weihen. Dem Grafen Auersperg hält er seine zeitweilige politische Zurückhaltung vor:

„Schön auf deiner Väter Schlosse mag sichs rasten, träumen, lieben,
Doch wann sind die Adler jemals lang auf ihrem Horst geblieben?
Nicht der Muße kann gehören, wer der Muse angehört,
Und schon Schweigen ist Verbrechen, wenn zum Reden sie beschwört."

Und dem „Schwan der Magyaren", wie er den in Ungarn geborenen Sänger des „Savonarola" und der „Albigenser" nennt, rät er zur Abkehr von seiner melancholisch-mystischen Richtung den förmlichen entschiedenen Bruch mit Oesterreich an:

„Komm, flieh' ein Land, wo sich die Dichter
Verleugnen müssen und verstecken,
Wo Mönchsgezücht und Hofgelichter
Den Staub am Kreuz und Szepter lecken,
Wo nur die sinnliche Begierde
Nach neuen Opfern täglich schmachtet
Und was sonst gilt als Volkes Zierde,
Zertreten wird und roh verachtet."

Das vormärzliche Oesterreich wird hier nicht unzutreffend, wenn auch unvollständig, gezeichnet, aber die Mahnung erweckt sehr gemischte Gefühle. Lenau erlebte die österreichische Umwandlung von 1848 nur mit umdunkeltem Geiste. Dingelstedt konnte

in späteren Jahren ein von Metternich'schem Drucke freies Wien durch herrliche Darbietungen freier Kunst erfreuen. Gewisse Grundzüge des vormärzlichen Oesterreichs sind allerdings seitdem wieder unverwischbar hervorgetreten.

Mit so oppositioneller Gesinnung, wie sie schon die ersten Proben der politischen Lyrik Dingelstedts und vollends sein Nachtwächter-Weltgang bekunden, war ein Verbleiben im Dienste des zur Regierung durch Hassenpflugs Nachfolger verurteilten Kurstaates Hessen auf die Dauer unmöglich gewesen. Der publizistische Drang hatte selbst das starke Heimatgefühl des jungen hessischen Dichters überwogen: er hatte sein Dienstverhältnis gelöst und war mit der „Allgemeinen Zeitung" in Verbindung getreten, von der er als Korrespondent und Mitarbeiter beschäftigt und mit Empfehlungen des Freiherrn von Cotta nach Paris gesandt wurde. Hier vervollkommnete sich bei dem reichbegabten Schriftsteller jene weltmännische Gewandtheit, die den früheren provinzialen Pädagogen kaum mehr erkennen ließ. Der Dichter und Publizist schlug nun, nicht ohne persönliche Streberei, der vornehmen Gesellschaft zugewandt, Bahnen ein, auf denen er sich bald mit größter Sicherheit bewegte, ohne jedoch den freien Blick und Sinn für die demokratischen Bestrebungen zu verlieren. Mit ihnen blieb er vielmehr stets vertraut, wenn er auch als Realpolitiker ihre Bedeutung nicht so hoch einschätzen konnte wie die doktrinären Idealisten, die seine „Verhofräterei" mit wachsendem Ingrimm verfolgten, als er wirklich im Jahre 1843 nach der württembergischen Hauptstadt berufen und vom König zum Legationsrat ernannt am dortigen Hofe, sowie bald auch als Dramaturg eine angesehene Stellung einnahm.

Die im Jahre 1843 bei J. G. Cotta erschienene neue Sammlung seiner „Gedichte" enthält neben rein lyrischen und lyrisch-epischen Poemen auch eine Serie, die den Weltgang des kosmopolitischen Nachtwächters außerhalb Deutschlands auf die Weltstädte Paris und London mit ihren historischen Ruhmesstätten wie mit ihren Schattenseiten und Lasterhöhlen ausdehnt. Neben dem kosmopolitischen, den westlichen Kulturvölkern sympathisch gerecht werdenden Grundzuge, wie er sich namentlich Frankreich gegenüber in warmer Anerkennung seines Asylschutzes für Verfolgte und Verbannte fremder Nationalitäten und in bewundernder Apotheose für seinen vielbesungenen Soldatenkaiser nicht verleugnet, bewahrt der Dichter doch in Kern und Wesen echtdeutsche Gesinnung. Ein ebenso glänzendes wie tief ergreifendes Zeugnis davon liefert ein längeres Gedicht „die Flüchtlinge". Ein halbes Dutzend politischer Schiffbrüchiger aus verschiedenen europäischen Staaten, ein Spanier, ein polnischer Jude, ein Neugrieche, ein Lombarde, ein Schweizer, erzählen einander in einer Spelunke von ihren revolutionären und militärischen Martyrien und Enttäuschungen; ihr Refrain ist stets: das Vaterland sei betrogen und verraten wor-

den; alle verwünschen und verfluchen zuletzt die Herrscher-Tyrannei und ihrer Völker Schande:

Nur Einer still geblieben war
Am Eck: ein blasser Junge,
Mit blondem deutschem Lockenhaar,
Mit blöder deutscher Zunge;
„Was thatest du denn, kleiner Mann,"
Belächeln ihn die Andern,
„Daß du so früh in Acht und Bann
Ins Elend mußtest wandern?"

„Ich sprach einmal ein freies Wort
In Sachen der Tscherkessen,
Da jagten sie vom Haus mich fort,
Nachdem ich lang gesessen."
So stammelt jener rot und bleich
Vor Scham, vor Gram, vor Schrecken,
Und ein Gelächter donnergleich
Schlägt an des Zimmers Decken.

„Fürwahr, der weiß noch mehr als wir,"
Schrein alle auf im Chore:
„Nur dir die Dornenkrone, dir
Der Essigschwamm am Rohre!
Komm, Deutscher, nimm dein Glas zur
Und thue wie wir thaten: [Hand
Ruf Heter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verraten!"

Ein wüstes Toben. Drinnen stand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im sanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.
Er stieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und so erhob er hoch und scharf
Die Stimme und die Hände:

„Das wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein! wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!"

Er rief's und Herz und Stimme brach
In lang verhaltnem Weinen.
Ein Engel ging durch das Gemach,
Die sechs Verbannten meinen.
Es schlägt die Uhr auf dem Kamin
Zwölf kurze, heisere Schläge;
Die Männer stehen auf und ziehn
Ein jeder seiner Wege.

Die deutsche, das Vaterland, sein Volk, seine Sprache, sein Schrifttum hochhaltende Gesinnung ist von Dingelstedt bis an sein Lebensende nicht verleugnet worden. Allerdings aber „um Frauendienst und Fürstengunst" als moderner Troubadour zu singen, war ihm, auch nach dem Zeugnis seines Biographen Julius Rodenberg, ebenfalls kongenial. Hatte er ja doch einst selbst seinem Jugendfreunde Friedrich Oetker das Geständnis abgelegt, daß er bei Verfolgung seines Weges kein Bedenken tragen werde, sich auch „an Weiberschürzen anzuklammern und mit allzeit fertiger Laute Visite zu machen." Dieser Fertigkeit, sich bei Damen und hohen Herren in Gunst zu setzen, schrieben seine Gegner und Feinde noch größeren Anteil an seinen Erfolgen zu, als bei seiner außerordentlichen Begabung und seinem zielbewußten Vorwärtsstreben für ihn nötig und thatsächlich berechtigt war. Zu Angriffen auf ihn und selbst zu Herabwürdigungen gab vielfach auch die ätzende Ironie Anlaß, die seine Aeußerungen und Kundgebungen, die persönlichen wie die literarischen, so oft verschärfte, namentlich aber auch die schroffe Rücksichtslosigkeit, mit welcher der selbstgewisse Mann sein aristokratisches Drängen nach Förderung, Auszeichnung und Herrschaft vor Freund und Feind in Szene setzte. Sein stolzes Selbstbewußtsein, so offenherzig und ohne alle Verbrämung mit den sonst üblichen moralischen Vorbehalten ausgesprochen, verstimmte und verletzte die bürgerlichen Biedermeier

wie die neidischen Rivalen um so schneidender, als der so jung aus dem Staatsdienst getretene Gymnasiallehrer in der That noch vor dem dreißigsten Lebensjahr das erste und bald auch das weitere Ziel seiner ehrgeizigen Aspirationen erreichte. Auch die poetischen Kritiker ließen sich die Schwächen des vom äußeren Glück Begünstigten nicht entgehen. Heinrich Heine hält — wenn auch in fragender Form — dem ehemaligen „Nachtwächter" das „Reiten auf fürstlichen Krebsen" und das „Aeugeln mit fürstlichen Rebsen" vor, und ein hahnenbüchener Oesterreicher, J. F. Nitschner, donnert im Jahre 1848 in einem aus der Festung Olmütz datierten Gedichte gar gewaltig gegen den vermeintlichen Verleumder des deutschen aufständischen Wiens und den für Radetzky schwärmenden Apostaten des Liberalismus.

Dingelstedt machte freilich gar kein Hehl daraus, daß er sich mit dem revolutionären Radikalismus nicht identifizieren lasse. Mit äußerster Offenherzigkeit verbreitet sich über dies Thema in seinem weiteren „Weltgang" das „Duett zweier deutscher Dichter in einem Pariser Salon."

Nummer I, „Wohlgeboren!" überschrieben, läßt zunächst den „Lebendigen" sprechen — und Herwegh in dieser Vorstellung als loyal friedfertigen „Bürger" kennen zu lernen, mußte wohl manchen Bewunderer der „Gedichte eines Lebendigen" höchlich überraschen:

„So hab' ich es nach langen Jahren
Zu diesem Posten noch gebracht
Und leider nur zu oft erfahren,
Wer hier im Land das Wetter macht.
Du sollst, verdammte Freiheit, mir
Die Ruhe fürder nicht gefährden:
Lisette, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

Auch ich sprach einst vom Vaterland
Und solchen sonderbaren Dingen,
Ich trug mein schwarzrotgolden Band
Und ließ die Sporen furchtbar klingen;
Doch selig, wer im Gleise geht
Und still im Joche zieht auf Erden —
Was hilft die Genialität?
Ich will ein guter Bürger werden.

Diogenes vor seiner Tonne —
Vortrefflich! wie beneid' ich ihn!
Es war noch keine Julisonne,
Die jenen Glücklichen beschien.
Was Monarchie? was Republik?
Wie sich die Leute toll geberden!
Zum Teufel mit der Politik!
Ich will ein guter Bürger werden.

Gewiß, man tobt sich einmal aus —
Es wär' ja um die Jugend schade —
Doch, führt man erst sein eigen Haus,
So werden Fünfe plötzlich grade.
In welcher Mühle man uns mahlt,
Das macht uns nimmer viel Beschwerden:
Der ist mein Herr, der mich bezahlt —
Ich will ein guter Bürger werden.

Jedwedem Umtrieb bleib' ich fern,
Der Henker mag das Volk beglücken!
Ein Orden ist ein eigner Stern,
Wer einen hat, der soll sich bücken!
Bück' dich, mein Herz! Bald fahren wir
Zur Residenz mit eignen Pferden:
Lisette, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

Auf dieses dem „Lebendigen" in sehr freiem Scherz insinuierte philiströse Glaubensbekenntnis erwidert in geradezu ver-

blüffender Enthüllung seines zukünftigen Lebensprogramms der „Nachtwächter" in Nummer II „Hochwohlgeboren":

Ein guter Bürger willst du werden?
Pfui, Freund! — Ein guter Bürger — du?
Das also war dein Ziel auf Erden?!
Dem stürmten deine Lieder zu?!
O, nimm's zurück, das ekle Wort!
Wer mag sich so gemein geberden!
Nein, nein! mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Um meine Wiege sah die Amme
Schon frühe den Prophetenschein,
Und in mir die gewalt'ge Flamme,
Sie kann, sie darf nicht Lüge sein!
Bleib' du im Thal, wo dir's behagt,
Und grase mit den Pöbelheerden,
In mir steht fest, was ich gesagt:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Daß unsre Wege so sich teilen,
Glaub mir, Georg, es thut mir weh;
Du gehst zum Bier, und ich derweilen
Zu einem Oberappellationsgerichtsvizepräsidententhee.
Du hast erfüllt dein stilles Loos,
Das meine liegt noch den Behörden,
Der dunkeln Zukunft schwer im Schoß:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

So mancher hat's doch schon erreicht,
Der höher noch als ich gedachte,
Der krummer seinen Vers vielleicht
Und krummer seinen Rücken machte.
Was Einer kann, das kann auch Ich —
Und trotz Gefährden und Beschwerden
Schwör' ichs — Sankt Gentz, erhöre mich! —
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Sieh: ein Logis im ersten Stocke,
Recht weit und weich, mit Maß geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem schwarzen Rocke,
Das sich kokett versteckt und spreizt,
Ein Chaise'chen, ein Livrée'chen drauf,
Und fährt's auch mit Fiakerpferden —
Bruder: die Seele geht mir auf:
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

Noch lebt ein Gott, Verdienst zu lohnen,
Noch steht manch edles Fürstenhaus,
Gott teilt den Fürsten ihre Kronen,
Die Fürsten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! Ich find' es noch
Mein letztes Ziel auf dieser Erden,
Wär's nur um Voigtens Nekrolog:*)
Ich muß Geheimer Hofrat werden!

*) Der Buchhändler Bernhard Friedrich Voigt in Weimar gab von 1825 bis 1852 in dreißig Jahrgängen einen „Neuen Nekrolog der Deutschen" heraus.

Unter den dichterischen Früchten seines Besuchs in der französischen Hauptstadt ist Dingelstedts Abschiedswort an Heinrich Heine nicht allein von persönlichem, sondern auch von literarischem und politischem Interesse. Bekanntlich hat Heine den „Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen" bei der Ankunft in Paris nach den Zuständen der deutschen Heimat ausgefragt und darauf Bescheid erhalten; jetzt erfolgt eine gründliche Abrechnung zugleich mit Heine und seinem geliebten Frankreich:

Des Nachtwächters lange Fortschrittsbeine,
Sie sind des Wanderns satt und matt,
Es gelüstet sie, lieber Heinrich Heine,
Dermalen nach einer Ruhestatt.

Es gelüstet sie, lieber Henri Heine,
Nach einem Vollbad im deutschen Rhein,
Denn deine unsittlich wälsche Seine
Bedeckt kein schamhaft germanisches Bein.

So sei denn der Staub geschüttelt vom Fuße
Und rasch aus dem sündlichen Babel entschlüpft,
Allwo du die Harfe der koscheren Muse
An fremde Weiden und Weibsen geknüpft.

Adieu, adieu, du Land der Freiheit
Und der Reformen — auf Druckpapier!
Land der Neuheit, voll Einerleiheit,
Land der Manieren, voll Manier!

Grisetten, Loretten und Halbweltdamen,
Salons mit gemietetem Silberschatz,
Journale mit teuer bezahlten Reklamen,
Große Theater mit kleinem Platz!

Adieu, literarisches Eldorado,
Politischer Augiasstall,
Unvergeßlicher Studenten-Prado,
Unvergleichliches Palais Royal!

O macht mir, weltliche Herrlichkeiten,
Den schweren Abschied nicht allzu schwer;
Das Vaterland ruft von allen Seiten,
Nach seinen Dichtern verlangt es sehr.

Du aber, du willst nicht mit uns gehen,
Jungdeutschland führend zu glorreichem Sieg?
Quousque tandem soll es dich sehen
Auf den Boulevards statt am Jungfernstieg?

Von Ritter Tanhuser sangst du einst
So schön die schöne Kunde,
Daß du selbst ein Ritter Tanhuser scheinst,
Verloren im Hörselberggrunde.

So lang schon thatest du thatlos ruhn
Im Schoß der Pariser Venus,
Daß fremd dir Mutter Germania nun
Und fremd Altvater Rhenus.

Wach' auf! Ermanne dich! Kehre um
In die traulichen Heimatkreiſe!
Von ferne begrüßt dich, dum, dum, dum,
Deine alte Glockenweiſe.

An der Grenze empfängt den verlorenen Sohn,
Weißgewaſchen, Blumen ſtreuend,
Eine deutſche Matronen-Deputation,
Das Auge des Kenners erfreuend.

Durch Deutſchland triumphierſt du dann
Als Haupt der modernen Schule;
Die Liedertafeln ſchreien dich an:
„Willkommen, König von Thule!"

Vorbei das Exil, vorbei die Zenſur,
Hausvogtei, Frohnfeſte, Stockhaus;
Dann gibt es gekrönte Dichter nur
Von Cotta's Gnaden und Brockhaus'!

Das geſamte, gerechte Publikum
Anerkennt uns ſofort als klaſſiſch,
Und wir gehen gocthiſch mit ihm um,
Statt jetzt torquato-taſſiſch.

Wer gar von uns mit Ehren ergraut
In redlichem Fleiße und Schweiße,
Der kriegt eine goldene Brücke gebaut
Zur Spree von Neckar und Pleiße.

Dich ſeh' ich im Geiſte bereits zu Berlin,
Wenn du kaum achtzig geworden,
Den Korſo unter den Linden bezieh'n
Mit unvermeidlichem Bauch und Orden.

Ich begegne dir wohl mit beſcheidenem Tritt
An der Ecke der Friedrichſtraße:
„Guten Morgen, Ritter pour le mérite!"
„Heil, Adler der vierten Klaſſe!"

O goldene Zeit, o Zukunftstraum,
Wie unſere Thränen dir ſchäumen!
Bei dem erſten preußiſchen Chauſſéebaum,
Da will ich zu Ende ihn träumen!

O Zukunftstraum, o goldene Zeit,
Nach dir wie ächz' ich, lechz' ich!
Deutſchland ſo nahe, du ſo weit,
Und wir noch nicht einmal ſechzig!

Die geiſtige Verwandtſchaft Dingelſtedts mit Heine, wie ſie ſich in dieſem Abſchiedsgruß ausſpricht, beſchränkt ſich indeſſen nur auf die kritiſche, ironiſche, negative Richtung ihrer politiſchen Tendenzpoeſie: der Grundtypus beider Dichter iſt trotzdem ein weſentlich verſchiedener, und ihre Wege waren und blieben geſchieden. Dingelſtedt erkannte die geſchichtliche Berechtigung der politiſchen Kritik; er ſagt ſelbſt:

Jedweder Zeit wird ihre eigne Sendung,
Sie kann nicht drüber, kann nicht drunter schreiten,
Die unsre heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Zerstörung, Kämpfen, Vorbereiten.
Ob auch die beste Kraft sich dran vergeude,
Ob hohe, tiefe Häupter sich erschöpfen:
Es hält nicht mehr das alternde Gebäude,
Zusammen fällt es über unsern Köpfen.

Mit vollem Bewußtsein und selbstsicherer Entschiedenheit beteiligte sich der Dichter an der literarischen Bekämpfung und moralischen Vernichtung der unbefriedigenden und unwürdigen Zustände des bundestägigen Deutschlands. Aber er war weit davon entfernt, in dieser oppositionellen, negativen Thätigkeit ganz aufzugehen und die positiven Aufgaben, die ihm sein Genius stellte, unversucht und ungelöst zu lassen — ganz anders als Heine, der in seinem freiwilligen Exil zu Paris dem deutschen Leben nur von fern und ohne jede Neigung, sich an den Bestrebungen des Liberalismus persönlich zu beteiligen, als bloßer Kritiker und Satiriker zu folgen vorzog.

Dingelstedt war eine Doppelnatur: ein Künstler und ein Weltmann; sein Streben war, bei allem kritischen Uebermut, bei aller Neigung zu scharfer, schroffer, selbst frivoler Beurteilung des politischen und sozialen Jammerstandes des vormärzlichen Deutschlands der Hauptsache nach auf ästhetisch positive Ziele, auf künstlerisches Gestalten, Schaffen und Pflegen und dabei auf volle persönliche Geltung in der vornehmen Gesellschaft gerichtet. Die Periode seiner rastlos umherschweifenden Unbefriedigung, seiner oppositionellen Negation war nur das Stadium der Vorbereitung, des allmählichen Uebergangs zu schaffensfreudiger, bildender und erzieherischer künstlerischer Thätigkeit, wie er sie später als Theaterintendant drei Jahrzehnte hindurch an der Isar, Ilm und Donau entfaltete. Vorher hatte sein strebsamer Geist in stürmisch bewegter vielseitiger Umschau die Schattenseiten unserer damaligen literarischen und politischen Zustände genauer kennen, Scheinheiliges, Wertloses, Nichtiges, Verderbliches in der Kunst wie im Staats- und gesellschaftlichen Leben vom Echten, Kernhaften, Tüchtigen sichten und sondern gelernt. Ausgereift als echter Kunstkenner konnte er dann die Meisterwerke der deutschen, der englischen und der romanischen dramatischen Literatur unserer Nation in mustergiltigen Darstellungen vorführen.

Die glanzvollen Erfolge Dingelstedts und die hohen Auszeichnungen, die der einstige kosmopolitische Nachtwächter erlebte — er erhielt von Bayern den persönlichen, später den erblichen Adel, in Oesterreich wurde er in den Freiherrnstand erhoben — sind seiner poetischen Laufbahn abträglich geworden, und auch seinem Charakterbild hat jene spätere Zeit minder günstige Züge beigefügt. Wir haben es aber hier nur mit dem politischen Dichter bis 1850 zu thun und nur diejenige

Wandlung zu verzeichnen und zu prüfen, die mit ihm in der zweiten Hälfte des uns beschäftigenden Jahrzehnts vorgegangen ist. Dabei dürfen wir uns, wenn wir gerecht sein wollen, nicht auf den heutigen Standpunkt einer durch Erfahrung gereiften Nationalpolitik stellen, sondern auf den einer historisch-objektiven Kritik.

Im Jahr der deutschen Märzrevolution will man einen durchgreifenden Wendepunkt in der politischen Lyrik Dingelstedts erkannt haben. Man will den kosmopolitischen Nachtwächter nicht recht wiederfinden in dem Herausgeber von „Nacht und Morgen", der Gedichtsammlung, in welcher der Münchener Hoftheaterintendant nach dem Scheitern der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung von 1848 die in poetische Formen gefaßten Urteilssprüche, Gefühlsausbrüche, Betrachtungen, Scherzworte und Klageweisen als Buch erscheinen ließ, die er vorher vereinzelt meist in Organen der periodischen Presse veröffentlicht hatte. Als flüchtige Stimmungsbilder, mit dem Tage kommend und wieder verwehend, waren die witzigen, scharfen Epigramme, Satiren und Parodien zu den Beratungen und Beschlüssen des Frankfurter Parlaments, sowie zu den oft in verständlicher politischer Unreife sich überstürzenden Ausschreitungen des „tollen Jahres" minder ernst und streng hingenommen worden: dem zur planmäßigen Rückschau geordneten Sammelwerke konnte eine schärfere, tiefer eingehende Kritik nicht erspart bleiben. In der That ist der publizistische Ironiker der vormärzlichen Zeit gegenüber der so verheißungsvoll begonnenen, so enttäuschungsreich verlaufenen Volksbewegung immer mehr, seiner innersten kritischen Neigung und Anlage entsprechend, zum abgekühlten, der Demagogie entschieden absagenden Realisten und Praktiker geworden. Angesichts der damaligen Berliner Halbheit und Ratlosigkeit, des widerlichen Schwankens zwischen rotem Radikalismus, schwarz-rot-goldener „Deutschomanie" und schwarz-weißer „Preußomanie" — so nennt Dingelstedt jene wechselnden Phasen der preußischen Politik — und im Gegensatze dazu angesichts der thatsächlich von selbstbewußter und kräftiger Aktion wenigstens in einer Richtung zeugenden Haltung Oesterreichs, insbesondere der Siege Radetzky's in Italien, tritt immer mehr Dingelstedts großdeutsche Vorliebe für den Donaustaat hervor, die auch von den meisten Schöngeistern und Politikern Süddeutschlands geteilt wurde. Daß sie ihn nicht über die realpolitische Wahrheit selbst verblendete, zeigte sich in der Folgezeit. Eine gerecht abwägende Würdigung wird dem Dichter keinen Vorwurf daraus machen, daß er die spätere, nach ganz anderer Richtung sich vollziehende glücklichere Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse Deutschlands damals nicht vorausah. Der Vorwurf einer Umkehr seiner politischen Gesinnung, einer „Apostasie", einer „Fahnenflucht", wie der biedere Hoffmann von Fallersleben meint

— dieser Vorwurf, der es dem „seligen Nachtwächter" nicht verzeihen konnte, daß er jetzt für sich „Ruhe und Dunkelheit" verlangt — ist für eine unbefangene Prüfung von „Nacht und Morgen" nicht haltbar: es kann nicht von einer Umkehr, höchstens von einer allmählichen Umstimmung die Rede sein, die durch den thatsächlichen Verlauf der Ereignisse für den vorurteilslosen, der richtigen Erkenntnis zugänglichen Beobachter gerechtfertigt ist: die deutsche Gesinnung und der klare freie Blick Dingelstedts blieben dieselben wie früher.

Der Dichter von „Nacht und Morgen" selbst spricht sich über seinen Standpunkt in dem als Vorwort gegebenen Einleitungsgedicht folgendermaßen aus:

„Der Wächter, der die Nacht gesungen,
Die lange deutsche Winternacht,
Hat sich in Morgendämmerungen
Als Tages-Herold aufgemacht:
Mit seiner letzten Lieder Klängen
Begrüßt er laut das junge Licht,
Das aus den Schleiern und Verhängen
Der Dunkelheit gewaltig bricht.

So werd' es auch für deine Sänger,
Du deutsche Erde, voller Tag,
Daß keiner sich im Dunkeln länger
Abschließen und verbergen mag,
Daß jede Kraft und jedes Streben
Dem großen Ganzen sich vereint
Und mitten in der Zeit, im Leben,
Im Volk verjüngt die Kunst erscheint."

In der Begrüßung der ersten Errungenschaften der Märzerhebung von 1848, z. B. der seit Jahren so sehnsüchtig erstrebten Preßfreiheit ist der alte Nachtwächter gar nicht zu verkennen. Seine „nadoweſſische Totenklage" um den letzten Censor — eine Parodie auf ein Schiller'sches Gedicht, wie sie Dingelstedt öfter wiederholt — bietet ein humoristisches Kabinetsstückchen:

Seht, da liegt er auf dem Sopha,
Wagrecht liegt er da,
So wie sonst, wenn er die Nova
Aus Paris durchsah!

Doch, wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Griffels Blitz,
Der noch jüngst im fremden Geiste
Traf den besten Witz?

Wo die Augen falkenhelle,
Die der Freiheit Spur
Folgten in der trüben Welle
Neuster Lit'ratur?

Diese Finger, die gewaltig
Wüteten im Druck,
In Journälern hundertspaltig,
Im Vignetten-Schmuck?

Diese Rechte, die da immer
Nahm und niemals gab?
Seht, die Rechte hebt sich nimmer,
Seht, sie hängt herab!

Wohl ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Druck mehr ist,
Wo nur solche Blätter prangen,
Die kein Censor liest,

Wo die Welt von „schlechter Presse",
Von der Kammern Streit
Und vom Hochverratsprozesse
Völlig ist befreit.

Drunten nun die Blätter streicht er,
Ließ uns hier zurück,
Daß wir, tausend Zentner leichter,
Feiern unser Glück.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag!

Gebt, den Leichnam zu umwickeln
Sanft und säuberlich,
Jene Unzahl von Artikeln,
Die der Edle strich.

Auch die Scheere, scharf geschliffen,
Die des Denkers Kopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Leerte bis zum Zopf.

Röthel auch, sich selbst zu streichen,
Gebt dem großen Mann,
Daß er drüben thu' desgleichen,
Wie er hier gethan!

Dem im Mai eröffneten Frankfurter Parlament widmet der ehemalige Nachtwächter zahlreiche größere und kleinere, ernste und scherzhafte Gedichte, in denen teils seine patriotische Zustimmung, teils aber auch, und allmählich immer überwiegender, seine Bedenken und Befürchtungen, seine scharfe Kritik, ja sein bitterer Sarkasmus zum Ausdruck kommen. Wir können aus der Fülle dieser Gedichte nur einige Proben mitteilen.

Die Aufhebung unnützer Titel ohne Amt, eine Lieblingsforderung des deutschen Philistertums, wird in einer humorvollen, dem allbekannten Muster der Schiller'schen „Götter Griechenlands" nachgebildeten Elegie besungen:

„Alle Titel ohne Amt sind aufgehoben."

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Orden buntem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland:
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da,
Da man dein Adreßbuch noch bekränzte,
Juno Etikettika!

Da des Titels zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Namen schlang,
Durch die Welt floß 'ne Gesellschaftsfülle,
Und was ranglos war, das kriegte Rang.
Ein Diplom verlieh um wenig Groschen,
So die fürstliche Kanzlei genoß,
Jenen Nimbus, der — zu früh erloschen! —
Leere Schädel voll umfloß!

Wo jetzt nur, wie grimme Wühler sagen,
Titellos ein deutscher Bürger geht,
Lenkte damals seinen goldnen Wagen
Ein Kommerzienrat voll Majestät;
Diese Straße füllten lauter Räte,
Eine Trias kam auf jeden Baum
Deiner Linden, große Stadt der Städte,
Freilich von „Geheimen" kaum!

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holde Blütenzeit des Titeltums!
Ach, nur in dem Lande deutscher Lieder
Gaukelt noch ein Schatten deines Ruhms!
Ausgestorben steht der Hofkalender,
Und kein „Rat" mehr zeigt sich meinem Blick;
Ließ uns doch der strenge Nullenspender
Kaum den „Wirklichen" zurück!

Alle Titel, alle sind gefallen,
Von des Dewes*) schauerlicher Bill;
Drohend auf der Linken hör' ich schallen:
„Fort den Adel! Führ' ihn, wer da will!

*) Der Name des Antragstellers.

Schamlos mit den bloßen, nackten Namen,
Ohne ein „geheimes" Feigenblatt,
Geht man durch die Reihn entsetzter Damen,
Geht enttitelt durch die Stadt.

Weh! Accise-, Bau-, Commerz-, Domänen-,
Edukations- — ein ganzes Rat-
Alphabet, beweint von tausend Thränen,
Fiel als Hekatombe dem Senat.
Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf Walhalla's Höhn;
Was soll ewig in Krähwinkel leben,
Muß in Frankfurt untergehn!"

Die parlamentarische Versuchsarbeit an der schwierigen, damals unlösbar gebliebenen staatsrechtlichen und nationalpolitischen Aufgabe der deutschen Volksvertretung wird von vornherein und mit dem Fortgang der ungünstigen Entwickelung immer unumwundener mit ätzender Lauge begossen. Schon in der ersten Hälfte der „Fresken in der Paulskirche" heißt es:

„Deutsche Einheit":

Sämtliche Stämme vereint, welch undurchdringlicher Urwald!
Schade nur, daß man den Wald noch vor den Bäumen nicht sieht!

„Intra et extra muros."

Gründlich ergründen sie drin des Volks zu begründendes Grundrecht;
Draußen indeß grundschlecht wird es dem Volke zu Mut.

„Neues Wechselrecht."

Emanzipiert stets fort! Es verwechselt sich nur die Methode:
Früher beschnitten sie sich, jetzo beschneiden sie euch;
Ehmals nannten sie selbst sich des heiligen römischen Reiches
Kammerknechte, zu Reichskammerherrn macht ihr sie heut.

„Reichsverweser."

Nomen et omen habet! Doch schrecke der doppelte Sinn nicht:
Aus der Verwesung steigt blühendes Leben empor.

Dem Erzherzog Reichsverweser widmet Dingelstedt bei der Nachricht von seiner Wahl folgenden warmen Gruß:

„Durch die deutschen Gauen schallt es von der Donau bis zur Weser:
Hoch das alte Reich und dreimal hoch der neue Reichsverweser!
Was der Taunus ausgerufen: dieser ist der rechte Mann!
Klingt zurück von allen Bergen: Heil dem Erzherzog Johann!

Name guter Vorbedeutung! War's nicht ein Johannes weiland,
Welcher predigend vorausging dem ersehnten Weltenheiland?
Der im Sturme von Lepanto seine Wimpel siegen sah,
War es nicht, der kühne Feldherr, auch ein Juan d'Austria?

Sei gegrüßt aus jeder Hütte, sei gegrüßt von allen Thronen!
Fahnen flattern, Glocken läuten, lustig donnern die Kanonen,
Seltne Freudenthränen perlen, leichter schlägt das volle Herz,
Denn das Heer fand seinen Herzog und die Form der Zeit ihr Erz!

Komm herab von deiner Alpen schneebedeckter Riesenkoppe,
Tausche mit dem Fürstenmantel die bequeme, graue Joppe,
Steig' empor zu höh'rem Fluge, sag' der Felsenburg Tirol
Und dem jungen Horst von Schänna, deutscher Adler, Lebewohl!

Ja, das Schicksal übt Vergeltung! Den einst von des Thrones Stufen,
Einst aus seines Lagers Mitte Neid und Argwohn abgerufen,
Den die alte Zeit verbannte: Diesen hat die neue Zeit
Hat des freien Volks Vertrauen heut zum Führer eingeweiht.

Aus dem Schatten seiner Wälder holen sie im Feierzuge
Ihn auf jene Römer-Höhe, ihren Cincinnat vom Pfluge,
Und die Krone, die zerbrochen auf dem Haupt des Bruders Franz,
Fügt in seiner Hand sich wieder neu und zu erneutem Glanz.

Komm, Erzherzog, ohne Säumen! Laß daheim dich nimmer halten,
Laß des Geists gewaltge Flammen, seinen Fluß laß nicht erkalten;
Dich erküren wir zum Meister! Sorge, daß der Guß gelingt,
Daß die Massen nicht vergähren, daß die spröde Form nicht springt!

Und wenn dir die fremden Zungen — Wälsche, Slaven oder Tschechen —
Warnend, schmeichelnd in die Ohren: „Hansel, bleibe bei uns!" sprechen,
Dann, Erzherzog, ruf' noch einmal, wie vor Jahren schon am Rhein:
Nein! Kein Oesterreich, kein Preußen! Deutschland, Deutschland soll es sein!

Sieh, ein Volk wie keins auf Erden, es bedarf und wartet deiner,
So wie du von ihm gestellt bist, stand noch seiner Fürsten keiner,
Eine Zeit, wie nie gewesen, fordert dich mit lautem Ton:
Zeig' dich als des Volkes Vater, als der Zeit getreuer Sohn!

Darf ein Dichter an die Sage deines kaiserlichen Ahnen,
An den letzten Ritter Deutschlands, dich an unsern Max gemahnen,
Wie, auf heißer Jagd verstiegen, von der schlimmen Martinswand
Den Verlorenen herabzog eines Landmanns treue Hand?

Du bist der Tiroler Bauer, Kaiser ist das Volk geworden;
Schwindelnd steht es auf der Klippe, Wetter drohn von Süd und Norden,
Ihm zu Füßen braust entfesselt die empörte Leidenschaft,
Links und rechts auf wüstem Abgrund schwebt die Lüge nebelhaft.

Führ' uns auf die feste Höhe, droben die im Freiheitsstrahle,
Führ' uns die gebahnten Wege in des Friedens grüne Thale,
An der Zukunft goldne Ziele führ' uns von der Martinswand:
Max, dein Kaiser, ruft! Tiroler Hans, gib ihm die treue Hand!"

Geistreiche Stegreifverse, die von Dingelstedts scharfem Verstand wie von seinem ausgebreiteten Wissen zeugen, werden zahlreichen Parlamentariern der verschiedensten Parteistellung und Berufsrichtung gewidmet. So wird z. B. Radowitz als „Cagliostro der Zweite" gekennzeichnet:

„Historisch, mathematisch, taktisch,
Theoretisch heute, morgen praktisch,
Klassisch, romantisch, hochpoetisch,
Prophetisch und zugleich ascetisch,
Human, urban, graziös, ironisch,
Mysteriös, wenn nicht dämonisch —
Bei Gott! ist das nicht schwarze Kunst,
So ist und bleibt es — blauer Dunst!"

Aehnlichen Epigrammen voll Geist und — Bosheit müssen andere notable Parlamentsmitglieder als Zielscheibe dienen: Gagern, Jordan, Vincke, Lichnowsky, Moritz Hartmann, Hecker, Blum, Venedey, Wurm, Leo, Vischer, Fitz, Laube, Rösler, Mohl, v. Rochau. Natürlich passierte dem Vielgewandten dabei auch, wie anderen Geistesgrößen, hie und da ein thatsächlicher Irrtum. Ein Beispiel solcher wenig bedeutender Verfehlungen des auf der Universität einst auch dem Studium der Theologie ergebenen Satirikers ist die Verwechselung des Berges Sinai mit dem Berge Nebo in dem so sinnig empfundenen Nachruf an das Parlamentsmitglied Dr. Joh. Georg August Wirth, den Verfasser einer „Geschichte der Deutschen", der in den Blütenmonden der Frankfurter Nationalversammlung, am 26. Juli 1848, starb:

„Welch schöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!
Auf seinem Grabe kann die Inschrift stehen:
Er starb wie Moses auf dem Sinai,
Als er das heilge Land von fern gesehen!"

Die zweite Hälfte seiner „Fresken aus der Paulskirche" wird vom Dichter in einer „Vorhalle" mit einer Rechtfertigung seines dem Frankfurter Parlament gegenüber eingenommenen Standpunktes eröffnet:

„Nicht wahr, ihr grollt dem Manne nicht,
Der malte diese Fresken,
Daß er die ernste Zeit umflicht
Mit heitern Arabesken?
Glaubt ihm, er unterscheidet scharf
Und wird es nie verwechseln,
Für wen er Kränze winden darf,
Für wen Geschosse drechseln.
Er achtet seines Volkes Kraft
Im Parlament gesammelt,
Doch nicht die wüste Leidenschaft,
Die dort bacchantisch stammelt.
Im Reichstag sieht er Deutschlands Licht,
Das Glück und Glanz verkündet.
Doch in der nächt'gen Fackel nicht,
Die bloß verheert und zündet."

Einige Proben seiner Apophtegmata mögen auch aus der zweiten Abteilung folgen:

Deutsche Einheit, noch einmal.

Siebenunddreißig in Eins: welch schwieriges Rechenexempel!
Ach und der Quotient ist nur ein erbärmlicher Bruch!

Weiter nichts?

Centralgewalt, Centralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Centrum und Gewalt!

Die Ankündigung des preußischen „Offenen Briefes" zum 6. August, daß das Militär dem Reichsverweser nicht huldigen werde, macht die Ohnmacht der Zentralgewalt offenkundig:

„Wir von Gottes Gnaden
Lassen Uns entschuldigen,
Daß Wir mit Paraden
Heute dir nicht huldigen.
Unsre rechte Hand, das Heer,
Leihn Wir auch dir nimmermehr:
Bleibe, Johann ohne Land,
Nur ein Johann ohne Hand!"

Ein „Monolog des Reichsadlers" — diesmal wählt der Parodist sein Vorbild aus Shakespeare's „Hamlet" — zeichnet vortrefflich die politische Zerfahrenheit zur Zeit des Waffenstillstandes von Malmö:

Monolog des Reichsadlers, 17. September 1848.

Seyn oder nichtseyn? Das ist hier die Frage!
Obs edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
Des schlauen Preußentums zu dulden, oder
Sich einend mit dem kleinen Federvieh
In Preußen aufzugehn? — Abdanken — sterben —
Nichts weiter! Und zu wissen, daß der Tod
Das Kopfweh und die tausend Tritte endet,
Die unsres Reiches Erbteil — 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen! — Vielleicht auch träumen? — Ja, da liegt 's:
Was in dem Traume für Gedanken kommen,
Wenn wir den Drang des Reichstags abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu sitzen. Diese Rücksicht
Läßt Elend nur zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Reichstagszeitung Spott,
Des Sperlings Druck, des Einzel-Adlers Hohn,
Verschmähter Liebe Pein, der Rechten Schwäche,
Den Uebermut der Linken und die Schmach,
Die Hecker schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einem Federzug? Wer trüge Kronen
Und stöhnt' und schwitzte unter Herrschermüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Rücktritt —
Die unentdeckte Republik, auf die
Kein Aar gern eingeht — unsern Willen irrt,
Daß wir die Mauser, drin wir sind, noch lieber
Ertragen als zu fremden Zonen fliehn.
So macht die Feigheit ungewiß uns alle:
Der neuen Reichesfarbe Schwarz-Rot-Gold
Wird weiß' und gelbe Bläße angekränkelt,*)
Und die Zentralgewalt voll Mark und Nachdruck,
Durch diesen Stillstand aus der Bahn gelenkt,
Verliert Gewalt und Zentrum, — Still!
Die reizende Ophelia! Dahlmann, schließ'
In dein Portefeuille meine Sünden ein!"

*) Schwarzweißgelb (orange) ist die russische, schwarzweiß die preußische, schwarzgelb die österreichische Staatsfarbe.

Bei der geringen Sympathie des altoppositionellen Kurhessen gegen Berlin läßt sich erwarten, daß der Dichter für die Stellung der preußischen Hauptstadt zur Volksbewegung nicht viel Günstiges zu sagen haben werde. Seine Aperçus über Berlin sind ebenso kurz wie scharf:

„Berlin 1848 und 1849."

„Im vor'gen März zu unserm Schrecken
Bekam die Stadt die roten Flecken,
Und heuer — sieh dich vor, mein Lieber! —
Befällt sie gar ein Scharlachfieber."

„Berlin noch einmal.

In Berlin, der Stadt des Hegel,
Gilt von Alters her die Regel:
Wenn ein Mensch zu Hundert spricht,
Die sich lauschend zu ihm fanden,
Wird er stets von Neunzig nicht
Und von Zehnen mißverstanden.
Dieses tiefe „Mißverständnis"
Schreibt sich: tiefere Erkenntnis,
Und der tiefste Unverstand
Hat den höchsten Kurs im Land.
Darum keine Feindschaft, Nante!
Wir sind alle Geistverwandte."

„Berlin, zum dritten Mal" — „Frei nach Schiller."

Kaum hat das kalte Fieber der Deutschomanie euch verlassen,
Bricht in der Preußomanie gar noch ein hitziges aus.
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande!
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

Eine in ihrer lakonischen Fassung wohl kaum zu übertreffende Kennzeichnung der unlösbaren Aufgabe des Jahres 1848 bietet folgender

„Canon.

Kleindeutschland hier, Großdeutschland dort,
Scheindeutschland beider Losungswort;
Reindeutschland aber klagend spricht:
Ein Deutschland gibt's auch diesmal nicht."

Für die realpolitische Einsicht des Dichters zeugen auch weitere ähnliche Versspiele:

„Goethe — eine Geisterstimme.

Schwarz und weiß aus schwarzrotgold:
Danke für die Ehre,
Daß ihr illustrieren wollt
Unsre Farbenlehre!
Drehet das Experiment 'rum,
Sonsten gibts kein deutsches Zentrum!"

Es ist dies der letzte Rat, den der Poet nach Berlin zu richten weiß: die Geschichte hat ihn nicht als unrichtig erwiesen.

Immer sympathischere Blicke werden dagegen von dem großdeutsch gesinnten Dichter den österreichischen Aktionen und Erfolgen, namentlich denen des in Italien kämpfenden Heeres, zugewandt. Zu ihrer richtigen Beurteilung muß man sich allerdings in die damalige Lage zurückversetzen. So singt Dingelstedt:

„Zum 6. August 1848:"

„Viktoria! Auf Mailands Dom
Der Adler Oestreichs wieder!
Wie blickt er gen Turin und Rom
Gewitterfroh hernieder!
Wie horstet er so hoch und fest
Auf seinem weißen Marmornest
Im Sommersonnenstrahle!
Gott grüß' dich, kaiserliches Tier,
In Kronenschmuck, in Siegeszier
Gott grüß' dich tausendmale!

Das war ein echter Adlerschwung,
Ein Sonntag das voll Glorie:
In Deutschland auf zur Huldigung,
In Wälschland zur Viktorie!
Gen Himmel scholl es donnergleich:
Das, Deutschland, bringt dir Oesterreich,
Dir und dem Reichsverweser!
Und seitwärts zogen stumm davon,
Die jüngst noch so voll Spott und Hohn,
Die Herren Piemonteser!

Wie lachten sie, wie dachten sie
Den Flüchtigen zu fangen;
Karl Albert dort, Karl Albert hie,
Die wälschen Vögel sangen.
Doch jener hat nach Adlerart
Die Kraft der Schwingen aufgespart,
Der Fänge bis zum Letzten;
Verjüngt auf einmal steht er da,
Dein Retter, arme Austria,
Der schier zum Tod gehetzten!

Was ist dir, grauer Stephansthurm,
Daß du so hoch errötest
Und doch in deinem Grund den Wurm,
Den eklen, noch nicht tötest!
Auf, zeig dich deiner Helden wert,
Gedenke, was du ihrem Schwert,
Was deinem Schilde schuldest!
Zeit ist's, daß du dich auch ermannst
Und die, die du zertreten kannst,
Als Zwingherrn nimmer duldest!

Die Kaiserstadt ein Kinderspott
Durch Fremdlinge und Knaben —
Die neuen Türken strafe Gott! —
Zerwühlt und untergraben;
Der Ordnung letztes Band gelöst,
Des Aufruhrs Dolche frech entblößt,
Des Thrones Glanz verdunkelt:
Ach! finstre Wolken nah und fern,
Worin nur tröstlich wie ein Stern
Radetzky's Name funkelt!

O hüte seinen schönen Glanz,
Du ritterlicher Degen,
Und flicht in deinen Siegerkranz
Des Friedens milden Segen!
Der Thränen floß, des Bluts genug,
Es sei kein Rach'- und Beutezug,
Den deine Adler flogen,
Der Doppelaar kein Vogel Greif,
Die eh'rne Kron' kein eh'rner Reif,
Um freier Herz gezogen!

Sprich, Oestreich, deine Kinder frei,
Dich selbst befrei' in Wahrheit:
Dein Wort für alle Zukunft sei
Der Weg des Rechts, die Klarheit!
Nicht ab vom Licht, dem Lichte zu,
Wie Adler fliegen, flieg' auch du
Am deutschen Horizonte,
Dem Sonnenlicht, das seine Bahn
Durch alten Trug und neuen Wahn
Zu dir nie finden konnte!

Das ist die rechte Freiheit nicht,
Die blutrot dich umschimmert,
Die Kron' und Vaterland zerbricht
Und draus Systeme zimmert.
Du stehst allein und kannst allein
Nicht deutsch und auch nicht Oestreich sein,
Du wirst ein wüstes Eiland;
Laß' ab, laß' ab vom Bürgerkrieg,
Zu Wien vollend' ein größ'rer Sieg
Den großen Sieg von Mailand!"

Auf dieses Gedicht erfolgten von den aufständischen Wienern scharfe Repliken gegen den großdeutschen Apostaten — die schärfste wohl, wie schon früher (o. S. 112) bemerkt, von J. F. Nitschner, der den Bewunderer Radetzkys mit sittlicher Entrüstung schließlich aus „der deutschen Sänger-Innung" feierlich für ausgestoßen erklärte.

Dingelstedt ließ sich dadurch nicht beirren. Am 6. Oktober 1848 zeigt der Dichter aufs Neue seine innige Teilnahme an den in Oesterreich sich nun vollziehenden düsteren Geschicken durch ein nicht weniger wuchtiges Gedicht auf General

„Latour's Ermordung."

„Und noch ein Mord! Und wieder eine Woche,
Die rotgezeichnet im Kalender steht!
Ein Brandmal auf dem Antlitz der Epoche,
Das keine Flut verwäscht, kein Wind verweht!
Lamberg, Lichnowsky, Auerswald und Gagern:
Die Schatten stehen auf und wandern frei,
Und wenn wir einst zum Siegsbankett uns lagern,
So sitzen sie wie Banquo's Geist dabei!"

Der Name „Latour" weckt die Erinnerung an die französische Garde, am tiefschmerzlichsten aber ist dem Dichter der Gedanke, daß die Mörder ihre Unthat in Deutschlands Namen begangen haben wollen. In flammender Entrüstung ruft er aus:

„Entzwei das Tischtuch zwischen uns und jenen
Notzüchtigenden Freiern unsrer Zeit,
Die mit des Pöbelwahnsinns wüsten Szenen
Des Weltgeists großes Drama frech entweiht!
Zeit ists für Herkules sich zu entscheiden,
Zu lange schon am Kreuzweg blieb er stehn:
Auf! laßt uns ehrlich wählen zwischen beiden —
Geht linkswärts Ihr, uns lasset rechtswärts gehn!"

Den Niedergang der an das Frankfurter Parlament geknüpften Hoffnungen kennzeichnet das formell allerdings des früheren Aufschwungs entbehrende krittelnde Gedicht, das Dingelstedt, im scharfen Gegensatz gegen den Umschlag in der Haltung weiter patriotischer Schichten,

„Dem Erzherzog Reichsverweser zum Abschied"

weihte:

„Mit Sang und Klang, als Reiches Retter
Begrüßt, im Römer kam er an,
Ein Rauschen ging durch alle Blätter
Auf seiner Triumphatorbahn;
Und nun, da — ungekrönt! — er wieder
Verläßt die Krönungsstadt am Main,
Nun soll sein Gehen ohne Lieder,
Soll klanglos sein Verschwinden sein?

Wo sind sie denn, die Patrioten,
Die großen und die kleinen Herrn,
Die damals in der Not nach Noten
Lobsangen dem Johannes-Stern?
Wohl sah ich ihrer viel' erscheinen
Vor ihm glückwünschend und gebückt,
Doch heute seh' ich keinen, keinen,
Der ihm die Hand zum Abschied drückt.

Vor jener Sonne, die gen Norden
Verhüllt und zögernd sich erhebt,
Ist bleich der schöne Stern geworden,
Der dienstbar ihr voraufgeschwebt,
Und dennoch war sein Amt das schwerste,
Das jemals einem Stern gesetzt:
Er kam im Grau'n der Nacht der erste,
Und schwand im Morgengrau'n zuletzt.

Den Bekrittlern des Erzherzogs ruft der Dichter zu:

„Nein, schmäht uns unklar nicht den Alten
Auf seines Weges letztem Schritt,
Der viel gelitten, viel gehalten,
Der tiefer als wir alle litt.
War es die Schuld des wackern Mannes,
Daß in der Wüste zu Berlin
Auf ihn, den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Christ erschien? . . . —

. . . Einst, wann die Flut des Zeitenstromes
So hoch nicht mehr wie heute geht,
Wann unsres deutschen Einheitsdomes
Glanzvolle Spitze fertig steht:
Dann wird an den granit'nen Vesten
Als ächter Eck- und Quaderstein
Der Name Johann bei den Besten
Des deutschen Volks gesegnet sein."

Nach Frankfurt zurückkehrend, müssen wir noch eines längeren Gedichtes: „Geister in der Paulskirche" gedenken, worin der Dichter nach allen schweren Enttäuschungen zuletzt doch noch in einer Traumvision „Goethe und Börne Arm in Arm" durch die Hallen des Gotteshauses schreiten sieht.

Nach dem kläglichen Scheitern der Einheitsbewegung im Frankfurter Parlament konnten die preußisch-kleindeutschen Unionsversuche nur noch den Spott des patriotischen Sehers herausfordern. Die „große Glocke von Erfurt" im Jahre 1850 kann die einstigen Frankfurter Hoffnungen nimmer neu beleben; sie verfällt dem Fluche des Lächerlichen:

„Die große Glocke von Erfurt geht — bim, bam, bum;
Sie ruft Kleindeutschland zum Gebet, bim, bam, bum,
Im Kreis herum.
Die große Glocke zu läuten beginnt, bim, bam, bum;
Das, was sie schlägt, weiß jedes Kind, bim, bam, bum;
Und auch warum.
An die große Glocke hängt man nicht, bim, bam, bum,
Das Beste, so man denkt und spricht, bim, bam, bum,
Da wird sie stumm!"

Den ungeheuren Unterschied zwischen der freigewählten Volksvertretung von Frankfurt und dem geheimrätlichen Afterparlament in Erfurt führt der Dichter dem Vorsitzenden des Erfurter Reichstages, dem trefflichen Präsidenten Simson, zu Gemüte:

„Wie fürnehm bist du nicht geworden,
Herr Präsident, durch Gottes Güte:
Du lenkst jetzt Uniform und Orden
Statt Piepmeyer- und Hecker-Hüte;
Staatsräte rechts, Staatsräte links
Und in der Mitte Exminister!
O Simson, da heißt's allerdings:
Ueber und unter dir Philister!"

Im Schlußgedicht von „Nacht und Morgen": „Christnacht" ersehnt der Dichter die Geburt eines Heilandes, der aber nicht als „ein traumbefangenes Kind" erscheinen müsse, sondern

„Groß und fertig, voll und ganz
Wie Pallas einst im Waffenglanz
Aus des Kroniden Haupt entsprungen.

Ein Mann, ein Mann! Ein Königreich,
Ein Kaisertum für sein Erscheinen!
Wie würden um sein Banner gleich
Sich die zerriss'nen Fähnlein einen,
Sobald er klar und selbstbewußt
Auf sich und seine Sendung traute
Und die Gebilde unsrer Brust
In fester Wirklichkeit erbaute!

Das ist es ja, was uns verzehrt,
Warum die besten Säfte kranken,
Was wie ein Alp die Welt beschwert:
Das Schattenleben der Gedanken,
Der Zweifel an der eignen Kraft,
Die blasse Furcht vor der Erscheinung,
Der Wahn, der nichts Gesundes schafft,
Die Leben tötende Verneinung!

Messias, komm, mit starker Hand
Die aufgelöste Zeit zu fassen,
In der Begeistrung edlem Brand
Zu schmelzen ihre spröden Massen,
Durch Form und Regel wunderbar
Dies Götter-Chaos zu gestalten,
Streng auszuscheiden, was da war,
Was ewig sein wird zu erhalten!

Messias, Mittler, sanften Winks
Führ' du die Gegensätze näher!
Messias, Richter, rechts und links
Triff schonungslos die Pharisäer!
Messias, König, säume nicht,
Erfülle deines Amtes Dreiheit:
Erscheine in verklärtem Licht
Und gib uns Wahrheit, Frieden,
Freiheit!"

Mit diesem Gedichte ist die Sammlung von „Nacht und Morgen" und im wesentlichen auch die Beteiligung Dingelstedts an der politischen Dichtung Deutschlands in ihrer wichtigsten Periode abgeschlossen. Aus den späteren Jahrzehnten, die nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung fallen, ist noch ein politisches Gedicht Dingelstedts von ungewöhnlicher Bedeutung hervorzuheben: das vielzitierte vom 1. August 1866, in dem der Dichter mit der alten Meisterschaft, die nach dem letzten deutschen Bürgerkriege neu und erschreckend klaffende Zerrissenheit des Vaterlandes so ergreifend schilderte und das große Losungswort verkündete, unter dem sich dann die Neubegründung des Deutschen Reiches vollzog:

„König von Preußen, du mußt sterben,
Als deutscher Kaiser aufzustehn!"

Dingelstedt erlebte noch die Erfüllung seiner Weissagung; er starb zu Wien am 15. Mai 1881.

V.

Georg Herwegh.

Die „Gedichte eines Lebendigen" von Georg Herwegh, deren erster Band im Jahre 1841 erschien, *) werden gewöhnlich als die bedeutendste Leistung der politischen Lyrik der Vierziger Jahre betrachtet, und in manchen literarhistorischen Darstellungen wird die Epoche jener Lyrik von Herweghs Gedichten datiert. Dem geschichtlichen Hergang zufolge ist letztere Annahme, wie bereits nachgewiesen, unrichtig; indessen ist einzuräumen, daß die „Gedichte eines Lebendigen" an sensationellem Eindruck auf die Zeitgenossen alle vorangegangenen Erscheinungen der politischen Poesie bei weitem übertroffen haben und an Kraft und Schwung des Gefühls, des Gedankens und der Sprache, wie an künstlerischer Beherrschung der lyrischen Formen die erste Stelle unter den poetischen Erzeugnissen der damaligen Aera einnehmen.

Die „Gedichte eines Lebendigen" schlugen wie ein Blitz ein in die gewitterschwüle Luft der Zeit. Schon der Titel des Buches und seine Dedikation an den Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", den von der vornehm blasierten, politisch unreifen Lesewelt vielbewunderten Fürsten Pückler-Muskau, verkündigten einen wuchtigen Protest gegen eine absterbende Generation. Die leidenschaftliche Opposition dieser jugendfrischen, gesinnungskräftigen Lyrik bedeutete nicht blos einen radikalen Ansturm süddeutscher Demokratie gegen preußisches Junkertum — sie offenbarte den Kampf zweier Welten oder doch Weltanschauungen: des neuen freien modernen Lebensdranges gegen die Ritter und Anhänger des Mittelalters, seiner Romantik und seiner Rückständigkeit. Herwegh hatte dabei den großen Vorteil, daß der Umschwung der öffentlichen Meinung bereits soweit vollzogen war, daß ihm überall, sogar aus konservativen Kreisen, Empfänglichkeit und Sympathie für seine Kritik und seine neuen Ideale in reichlichem Maße entgegenkamen. So konnte er, wenn auch nur für kurze Zeit, der Held des jüngeren Geschlechtes werden.

*) Verlag des Literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur.

Zum besseren Verständnis der Herwegh'schen Lyrik ist es dienlich, einen kurzen Blick auf des Dichters Herkunft und Entwickelung zu richten. In Stuttgart als Sohn eines königlichen Hofkochs geboren und in der für dichterische Talente gedeihlichen Luft der schwäbischen Hauptstadt aufgewachsen, hatte sich Herwegh schon als Gymnasiast und Student durch poetische Versuche hervorgethan und die Beachtung des Königs von Württemberg gefunden, der einsichtiger und milder über jugendlichen Sturm und Drang zu urteilen geneigt war als sein Vorgänger, Herzog Karl, seinerzeit über den dichtenden Sohn des Hauptmanns Schiller. Als Student in Tübingen mit seinem Repetenten zerfallen, hatte sich Herwegh nach Stuttgart zurückgewandt, wo er an Zeitschriften Beiträge zu liefern anfing. Als er seiner Militärpflicht genügte, war er mit Offizieren in einen Konflikt gekommen, der für ihn notwendig eine Bestrafung herbeiführen mußte. Dieser Gefahr hatte er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzogen, wo er die republikanische Luft in vollen Zügen einsog und sich als eifriger Mitarbeiter an politisch-literarischen Zeitschriften beteiligte, wie sie seit den dreißiger Jahren namentlich in Zürich und Winterthur, zum Teil auch in unmittelbarer Nähe des badischen Konstanz, von deutschen Exilierten herausgegeben und über die deutsche Grenze verbreitet wurden. Namentlich in Dr. Wirths „Deutscher Volkshalle" waren vor 1840 Aufsätze und Gedichte Herweghs erschienen, die indessen noch wenig von der ungewöhnlichen Begabung verrieten, wie sie dann in den „Gedichten eines Lebendigen" ans hellste Licht trat.

Für den Dichter, wie für die damalige Zeit und die landläufige Auffassung vom Militärdienst im vormärzlichen Süddeutschland recht bezeichnend ist das Distichon, in welchem Herwegh seine Fahnenflucht aus Stuttgart nach der Schweiz bekennt und beschönigt:

„Deserteur?" Mit Stolz! Ich habe des Königes Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks soldlosem Banner vertauscht."

Die Desertion hatte für den Flüchtling keine besonders schweren und dauernden Folgen. In den maßgebenden Kreisen am Nesenbach war man vielmehr stolz auf das junge dichterische Genie, und der Flüchtling konnte sich schon in den nächsten Jahren wieder in voller Freiheit in seiner Heimat bewegen und im Glanze seines Ruhmes sonnen. Im Jahre 1843, wenige Tage nach seiner Wegweisung aus Zürich, wo sich der Große Rat mit seinem Berater, Professor Bluntschli, gegen die Aufnahme des radikalen Poeten erklärte, erhielt Herwegh vom König Wilhelm volle Amnestie.

Die „Gedichte eines Lebendigen" mochten den Fürsten und manchen seiner Landsleute an Schillers revolutionäre Jugendschöpfungen gemahnen — die Enttäuschung ist den jungen Triumphen des so hoffnungsvoll begrüßten Dichters erst nach einigen Jahren gefolgt.

Die „Gedichte eines Lebendigen" füllen in ihrer ersten Ausgabe einen Band von dreizehn Bogen in Großoktav. Sie sind in ihrer großen Mehrzahl, nicht alle, politischen und zeitgeschichtlichen Inhalts. Von den ganz unpolitischen gehören einige zu den allerbesten poetischen Leistungen des Dichters. Insbesondere die „Strophen aus der Fremde":

„Da wären sie, der Erde höchste Spitzen"

und das vielzitierte:

„Ich möchte hingeh'n wie das Abendrot" . . .

das Reiterlied:

„Die bange Nacht ist nun herum",

der sterbende Trompeter:

„Den Teufel, daß ich darnieder sank"

und mehrere Sonette aus einer größeren Sammlung: „Dissonanzen" bezeugen, daß die hohe Begabung des Lyrikers sich nicht auf das politische Lied beschränkte. Indessen ist Herwegh in höherem Maße als jeder andere der damaligen Chorführer der zeitgenössischen Lyrik in allererster Reihe politischer Dichter — keiner hat so sehr wie er seinen Beruf und seine Hauptthätigkeit im politischen Liede gesucht und gefunden.

Diese politisch-vaterländische Tendenz spricht sich sofort in der als Vorwort vorangestellten „Dedikation an den Verstorbenen" aus:

O Ritter, toter Ritter,
Leg' deine Lanze ein!
Sie soll in tausend Splitter
Von mir zertrümmert sein.
Heran auf deinem Rappen,
Du bist ein arger Schalk,
Trotz Knappen und trotz Wappen,
Trotz Falk und Katafalk!

Ich steh' nicht bei dem Trosse,
Der räuchernd vor dir schweigt,
Weil du ein Herz für Rosse
Und für's Kameel gezeigt;
Baschkire oder Mandschu —
Was schiert mich deine Welt!
Ich schleudre meinen Handschuh
Dir in dein ödes Zelt!

Dem Reich der Mameluken
Weissagst du Auferstehn
Und sähest ohne Zucken
Dein Vaterland vergehn;
Doch wiegtest unter Palmen
Du dein Prophetenhaupt,
Wenn nicht aus unsern Halmen
Du erst dein Gold geraubt?

Du steuerst nun so lange
Im Weltmeer aus und ein,
Und ward es nie dir bange,
Daß du so klein, so klein?
Ist er dir nie erschienen,
Der Fürst von Ithaka,
Wenn deine Sündermienen
In seinem Reich er sah?

Und sprach er nie mit Grollen:
„Fort aus dem freien Meer!
Wirf nicht in seine Schollen
Dein Lügenkorn umher!
Zieh heim an deine Pleiße,
Zieh' heim an deine Spree!
Nicht jede Fürstenreise
Ist eine Odyssee."

Wohl ist er unerreichbar,
Der göttliche Uliß,
Doch du bist ihm vergleichbar
Am wenigsten gewiß.
Im Saus nicht und im Brause
Hat er die Zeit verdehnt,
Er hat sich stets nach Hause
Zu Weib und Volk gesehnt.

Für deines Volkes Rechte,
Wie fochtest du so schlecht!
Du standest im Gefechte —
Ja, für das Türkenrecht;
Du stirbst auch auf dem Schilde,
Ja, auf dem Wappenschild;
Klag' nicht, daß deine Gilde
Fortan bei uns nichts gilt!

Den Marmor bringt Carrara
Noch nicht für den hervor,
An den der Niagara
Den Donner selbst verlor,
Der nur in alle Fernen
Zu seiner Schmach gereist
Und noch vor Gottes Sternen
Auf seine Sternchen weist.

O Ritter, schlechter Ritter,
Leg' deine Lanze ein,
Sie soll in tausend Splitter
Von mir zertrümmert sein.
Laß' ab, laß' ab und spähe
Nicht nach der Wüste Sand!
Ich setze in der Nähe
Dich in dein Vaterland.

An persönlichen Spitzen gegen den geistreichen Weltreisenden, der sich allerdings für bürgerliche deutsche Leser etwas zu vornehmthuerisch aufspielt, läßt es Herwegh, wie man sieht, nicht fehlen. Er will damit der aristokratischen Blasiertheit und Gleichgiltigkeit gegen das eigene Volk und Vaterland die entschiedenste und kräftigste Absage bieten und so gewissermaßen die *negative* Seite seines nationalen demokratischen Programms voranschicken. Die *positive* Ergänzung, sein neues „freiheitheischend Lied", läßt er sofort in einer Zueignung an eine Züricher Dame und weiterhin im ersten Sonett seiner „Dissonanzen" folgen, worin er sich mit düsterem Ernst über seinen Dichterberuf ausspricht:

Was schmerzlich oft die Seele mir durchwühlte
Und drin in stillen Nächten sich bewegte,
Wie meine Mutter mich, *die Zeit*, erregte,
Was ich *für sie*, was *ihr zum Trotz* ich fühlte —

Hier ist es, wie ich's aus der Brust mir spülte,
Wie ich's in scharfgeschliffne Formen legte,
Vor roher Hand mit einem Zaun umhegte,
Beglückt, daß ich das Herz mir endlich kühlte.

Doch schaudert mich, so wild sind meine Musen,
Ein toll Geschlecht, gleich einer Rotte Kora,
Abscheuliche, versteinernde Medusen —

Allein nur zu — periculum in mora —
Fort mit den Ungeheuern aus dem Busen
Und aufgethan die Büchse der Pandora!

Die Höhenluft der Schweiz hat seinen freien Sinn gestählt. Im Gedicht „Aus den Bergen" ruft er den in den deutschen Niederungen Schmachtenden zu:

Was ihr nur mit Schmach und Tod
Wisset zu befehden,
Trunken von dem Morgenrot
Darf ich's jetzo reden,
Rufen in den goldnen Tag
Tief aus Herz und Kehle:
Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!

Wo mit unbezähmter Lust
Ob den letzten Hütten
Dürre Felsen aus der Brust
Ew'ge Ströme schütten,
Wo in ungezügeltem Lauf
Noch die Wasser tosen,
Lad' ich meine Waren auf:
Wilde, wilde Rosen!

Noch ein schönes Sonett (XXI.) feiert seine Göttin in bilderreicher Apostrophe:

O, Freiheit, Freiheit! Nicht wo Hymnen schallen,
In reichgeschmückten, fürstlichen Arkaden —
Freiheit! du wohnst an einsamen Gestaden
Und liebst die Stille wie die Nachtigallen.

Du fliehest das Geräusch der Marmorhallen,
Wo trunkne Schlemmer sich im Weine baden,
Du läßt in Hütten dich zu Gaste laden,
Wo Thränen in die leeren Becher fallen.

Ein Engel nahst du bei verschloss'nen Thüren,
Stellst lächelnd dich an deiner Treuen Bette
Und horchst der himmlischen Musik der Kette.

Nicht stolze Tempel wollen dir gebühren,
Drin wir als Opfer unsern Stolz dir bieten:
Wärst du die Freiheit, wenn wir vor dir knieten?

Den Kollegen in Apoll, die vor und neben ihm mit ihren Liedern der Freiheit zu dienen suchten, stellt er recht selbstbewußt seine eigene schärfere Tonart gegenüber. Daß Dingelstedt für den schuldlos eingekerkerten Sylvester Jordan in Marburg an das Herz des hessischen Landesfürsten einen hoffenden Appell gerichtet, wird ihm in einem Sonett (XXXV) als naive Gutgläubigkeit verwiesen:

„Die Nachtigall hat für den Aar gesungen,
Der, fortgeflogen aus dem Alpenlande,*)
Verschmachtend lag in unserm deutschen Sande,
Weil er zu hoch sich hatt' hinangeschwungen.

Wem wäre nicht ihr Lied ans Herz gedrungen,
Ihr grollend, rührend Lied von unsrer Schande?
Doch sprecht: wann sind bei uns der Freien Bande
Vor eines Sängers Liede je gesprungen?

Du sankest, schier ein Knecht, am Throne nieder,
Damit der Freie bälder auferstände —
Geh' hin, mein Freund, und frag' nach Jahren wieder!

Statt seiner Alpen bleiben ihm vier Wände;
Die Macht, sie lächelt über deine Lieder,
Und wäscht noch, ein Pilatus, sich die Hände."

Daß „eherne Pforten" nicht „vor Dichterworten" aufspringen, hat zum Fall Jordan bekanntlich auch Dingelstedt bestätigt. Wenn Dingelstedt hier von Herwegh als „Nachtigall" bezeichnet wird, so ist zu bemerken, daß von den Freiheitssängern Hoffmann von Fallersleben mit der Rolle des Kuckucks betraut, Herwegh selbst aber mehrfach „die Lerche" — von Heinrich Heine „die eiserne Lerche" — benannt wird, wozu er selbst durch ein vielberufenes Gedicht Anlaß bot, nämlich durch folgenden

*) Jordan war, wie schon früher bemerkt, geborener Tiroler.

„Morgenruf“:

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geſchlagen:
Schon ſchwingt er ſich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.
Der Tag, der Tag iſt erwacht!
Die Nacht,
Die Nacht ſoll blutig verenden. --
Heraus, wer ans ewige Licht noch glaubt!
Ihr Schläfer, die Roſen der Liebe vom Haupt,
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Erhebt euch vom Schlummer der Sünden!
Schon wollen die Feuer ſich überall,
Die heiligen Feuer, entzünden.
Friſch auf und die Waffen gefeit!
Der Streit,
Der Gottesſtreit ſoll beginnen.
Hinweg aus des Liebchens roſigem Arm
Und hinein in der Feinde gepanzerten Schwarm
Und auf fliegenden Roſſen von hinnen!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Kein Küſſen gilt es und Koſen,
Sie ſingt von nahendem Donnerhall,
Sie ſingt von des Schlachtfelds Roſen,
Den Roſen, damit in Todesluſt
Die Bruſt,
Die Bruſt der Helden ſich ſchmücket.
Drum auf und wohlan: bis frei die Welt,
Sei der Himmel ein einziges Kriegergezelt
Und der Doch der Rache gezücket!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall;
So laß', o Jugend, dein Träumen!
Und wie von den Bergen mit Jubelſchall
Die mutigen Waſſer entſchäumen,
Und wie ſie jagen ins tiefſte Thal
Den Strahl,
Den ſilbernen Strahl durchs Gelände:
So gib ihr dein Blut, ſo gib ihr dein Wort,
Daß die Erde nicht ganz und gar verdorrt,
So gib ihr dein Herz und die Hände!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Die kecke Geſpielin der Wolke
Fliegt jauchzend hinter dem Sonnenball,
Hoch über dem ſtaunenden Volke;
Und unter dem Scheffel bleibt auch nicht
Das Licht,
Das Licht der Freiheit verborgen.
Viel tauſend Herzen ſind angefacht,
Und preiſet die Liebe die Sterne der Nacht,
Die Völker, ſie preiſen den Morgen.

Derartige Gedichte den politiſchen oder doch den zeitgeſchichtlichen beizuzählen, ſind wir durch die angedeuteten literariſch-poli-

tischen Beziehungen berechtigt. Weit unmittelbarer treten diese Beziehungen aber in anderen Gedichten Herweghs in Erscheinung, die ihre sensationelle Aufnahme leichter erklären.

Ein in feierlichen Stanzen einherschreitendes Gedicht ist Anastasius Grün gewidmet. Einer österreichischen Meldung der Leipziger „Deutschen Allgem. Zeitung" zufolge sollte sich der liberale gräfliche Dichter seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Attems, zu liebe, die als Sternkreuzordensdame nicht allein, ohne den Gatten, zu Hof gehen wollte, um den Habsburger Kammerherrnschlüssel beworben haben. Diese Nachricht genügte einigen freisinnigen Verehrern des Dichters des „Schutt" und der „Wiener Spaziergänge", ihn des Abfalls von seiner liberalen Vergangenheit zu bezichtigen. Auch Herwegh widmet dem unliebsamen Ereignis seine Stanzen. In höchstem Pathos hebt er an:

Ein heiß Gebet, befremdend wohl und neu,
Sei, Todesengel, heut an dich gerichtet:
Tritt in die Hütte, an die harte Streu,
In den Palast, und horch, wo Einer dichtet!
So lang er sich und seinem Schmerze treu,
Bei seinem schönsten Lied sei er vernichtet!
Für tausend Tote will ich Thränen haben,
Doch Lebende lernt' ich noch nicht begraben!

Die vermeintliche Apostasie Grün-Auerspergs erfüllt den „Lebendigen" mit förmlicher Angst; er weiß nicht mehr, wo er lieben oder hassen darf, wenn Grüns bisher „gepanzert vorwärts dringendes" Lied ein „Spottlied auf der Gassen", „der Lüge Klang" werden sollte; er bittet den bisher so Gefeierten, der uns erst kürzlich sein „neues Ostern" beschert habe, der verdächtigenden Meldung ein „Nein", entgegenzusetzen; lieber als „im Rate der Spötter" möchte er ihn „auf dem Munkatsch" *) sehen; jeder Stern, auch der schönste, müsse zerstieben, wenn er „am Ordenssternenhimmel" gehe:

„Und Alles um ein Weib? Soll ich es glauben?
Ein Weib darf dich dir selbst — doch uns nicht rauben!

Darf man den Tempel um ein Weib entweih'n?
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen?
Du willst nicht mehr so frei sein, frei zu sein?**)
Dein Schwert als Kreuzlein auf die Brust dir pflanzen?
Ich such' den Dichter nur in unsern Reih'n —
Leb' wohl! Leb' wohl! Ich laß dich deinen Schranzen!
Schon hör' ich dich: „Herz, Herz — nicht mehr so warm!
Wir gehn zu Hofe — Gräfin — Ihren Arm!"

Die Befürchtung Herweghs, daß Graf Auersperg seine liberale Gesinnung verleugnen werde, wurde auch von Dingelstedt

*) Der als österreichisches Staatsgefängnis dienenden Festung Munkács in Ungarn.

**) Diese letzten Worte wiederholen eine vielcitierte Stelle der „Wiener Spaziergänge."

und Prutz in ihren Zeitgedichten geteilt: sie hat sich bekanntlich als unbegründet erwiesen: seine echt liberale Gesinnung hat Anastasius Grün vor und nach 1840, Graf Anton Alexander von Auersperg auch als aktiver Politiker bis an sein Lebensende bewahrt.

Von Oesterreich nach Preußen führt uns der Dichter aus Anlaß eines die Zeitgenossen erfreulicher bewegenden Ereignisses. Ernst Moriz Arndt, der getreue Eckart des deutschen Volkes, der Dichter unseres ersten „deutschen Vaterlandsliedes", war bekanntlich zur Zeit der Demagogenriecherei und Verfolgung der Burschenschaft seines Lehramts an der Universität Bonn entsetzt und zwanzig Jahre lang als politisch verdächtig behandelt worden. Erst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., in der verheißungsreichen ersten Regierungsperiode des neuen Königs, war auch diese Unbill gesühnt und der inzwischen ergraute Patriot dem Lehrstuhl zurückgegeben worden. Mit wie gemischten Gefühlen Herwegh das von allen Liberalen begrüßte Ereignis aufnahm, zeigt sein charakteristisches Gedicht:

„Arndt's Wiedereinsetzung."

(1841.)

O Jubelbotschaft, die zu uns gekommen!
O selten, selten Glück!
Ihr hattet einen starken Mann genommen
Und gebt uns einen Greis zurück!

Als einst gehemmet ihr des Schwertes Blitze
Bei diesem Sohne Teuts,
Da in das Land stieß fluchend er die Spitze
Und kniete vor dem stumpfen Kreuz.

Deß Lied man sich erfreut in Süd und Norden,
Im Feld, am stillen Herd,
Durch Eure Ruthen ist verwandelt worden
Sein Pegasus zum Steckenpferd.

Und nun, da's Zeit, daß man sie wieder zücke,
Die Flammberg' allzumal,
Nun schickt Ihr uns den Alten mit der Krücke,
Alt — nicht blos durch der Jahre Zahl.

Wohl möcht' er stehn wie wir noch und nicht wanken
Im heißen Pulverdampf,
Doch rufen andre Fahnen und Gedanken
Und andre Götter uns zum Kampf!

Die Kugel blieb dieselbe allerwegen
Vom alten, guten Blei,
Doch trägt man ihr ein ander Haupt entgegen,
Sie reißt ein stolzer Herz entzwei.

Vor Einem Altar, dem der Freiheit, reichen
Sich Völker nun die Hand,
Und weiter als die Lorbeern und die Eichen
Dehnt sich das deutsche Vaterland.

Die Sterne blassen, wenn die Sonnen funkeln,
Und Sonne ist er nicht;
Er ist ein schöner Stern — laßt ihn im Dunkeln!
Was reißt Ihr ihn ans Morgenlicht?

Er ist ein Abendrot und mag noch feuchten
Manch Auge kummerschwer,
Allein verzeiht, ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr.

Es zieht durch sie ein frischer schaffend Wehen
In ungehemmtem Lauf,
Und mit des Frühlings neuen Blumen gehen
Auch neue große Herzen auf!

Man wird Herwegh's kritischer Betrachtung alle Berechtigung nicht absprechen können: die Zeit von 1841 war eine andere geworden als die, in der Arndt den besten Teil seiner vaterländischen Lebensarbeit geleistet hatte, und auf dem Katheder konnte der siebzigjährige Greis nicht mehr wie in der Vollkraft seiner besten Mannesjahre wirken. Trotzdem war es nicht nur Recht, sondern Pflicht, den nationalen Märtyrer auch von Staatswegen zu rehabilitieren und den „Stern" nicht „im Dunkeln zu lassen"; daß er seine Leuchtkraft noch nicht verloren hatte, bewiesen — freilich nicht mehr in dem einstigen Maße — mehrfache Kundgebungen des ehrwürdigen Greises noch in seinem hohen und bis zum höchsten Lebensalter, für die allerdings der jugendliche Herwegh des richtigen Verständnisses entbehrte.

Der wahrhaft deutsche Patriotismus, durch klare Einsicht in die realen Voraussetzungen und Bedingungen eines echten, gesunden, mächtigen Nationalstaates geläutert und gefestigt, war überhaupt Herwegh nicht zu eigen, wie noch seine spätere Entwickelung leider nur zu deutlich offenbarte. Ueber die Schranken der Nationalität hinweg konnten seinem ästhetischen Talent fremdländische Apostel der idealen Freiheit weit glühenderen Enthusiasmus erwecken, als Vater Arndt es vermochte, und gegen diesen wie gegen Grün in grellem Kontrast, ein wahrer Jubelhymnus jener ideologischen Begeisterung, steht Herweghs Gedicht auf den französischen Freiheitslyriker Béranger:

„Frühling! Frühling! Die Feder wird zur Schwinge
Und jedes Elend eine Seligkeit!
Frühling! Frühling! Der Griffel wird zur Klinge,
Die mutig die verjüngte Welt befreit!
Ein Lied mein Morgen- und mein Abendsegen,
Ein Lied für jeden Jubel, jedes Weh', —
Doch meiner Kränze schönsten laßt mich legen
Ums Silberhaar heut meinem Béranger!"

Mit einem Füllhorn liebevoller Vergleiche wird das politisch-poetische Vorbild überschüttet: das Herz Bérangers ist „der Freiheit ewig unerschöpfte Mine", seine Silberlocke wird — welch kühnes Bild! — zur erschütternden Lawine:

„Er küßte jede Freiheit an der Wiege,
Er weinte jeder in die Grube nach;
Er war der zweite Held bei jedem Siege,
Er rief den Donner für Tyrannen wach."

Alle Freiheitsmänner Europa's sollen zwischen ihrem Gott und Béranger „teilen" — doch wohl ihre Liebe und Andacht; seinem „Aaronsstabe" Heil! Ihm, dem Dichter der Liebe und der Freiheit „ein Schwert mit Rosen!" — der Enthusiasmus für „seinen" Béranger kennt bei Herwegh keine Grenzen.

Der Ueberschwänglichkeit der Liebe und Begeisterung für die Freiheit und ihren französischen Sänger das Gegengewicht haltend wird von Herwegh aber auch das „Lied vom Hasse" „über Berg und Thal" angestimmt:

„Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen!"

Eine förmliche Wut des Hasses erfaßt den Dichter, wenn er zum gewaltsamen Niederreißen ungerecht einengender Schranken, zum unablässigen Niederzwingen der verabscheuten Mächte der Finsternis und Unterdrückung auffordert. In den grellsten, wildesten, vor keiner Uebertreibung und Entstellung zurückschreckenden Bildern die Häßlichkeit des Feindes schildernd, spornt er zum Kampfe gegen das Ungeheuer an, und mit verblüfftem Staunen, in dem alle Waffen des Widerspruchs entsinken, vernehmen selbst die in ihrer besseren Ueberzeugung nicht zu erschütternden Gegner des revolutionären Idols, bis hinauf zu den Kronenträgern, das mächtig dröhnende Sturmlied seines

„Aufrufs":

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Ambos legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein!

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutscher Freiheit Ihr gewahrt?
Nein, sie soll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferstehen
Kostet eine Höllenfahrt.

Deutsche, glaubet euren Sehern:
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz.
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rot ein blutend Herz.*)

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Hört er unsre Feuer brausen
Und sein heilig Eisen sausen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden
Und kein golden Korn dem Feld!
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten sei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land!
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerst, laß die letzten Wogen
Fluchend knirschen in den Sand!

*) Unser Rot ein blutend Herz." — In Max Jähns' schon erwähntem Werkchen „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung" ist statt „Rot" gedruckt „Rest". Wenn der Verfasser des Buches zu den von ihm mitgeteilten drei Strophen bemerkt, man könne nicht behaupten, daß sie überall verständlich seien, so liegt in diesem Fall die Schuld an dem unrichtigen Citat.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
Und wir wollen Priester sein."

Eine derartig aufregende Sprache war seit Schillers „Räubern", oder doch wenigstens seit Theodor Körners „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen" — in deutscher Poesie nicht mehr vernommen worden. Freilich wird man aber auch dem treffenden Worte Theodor Mommsens sich anschließen können, der schon damals in dem mit seinem Bruder und Storm herausgegebenen „Liederbuch dreier Freunde" zu den „Gedichten eines Lebendigen" das Urteil abgab:

„Die Poesie umleuchte die Geschichte —
Wenn Schwerter klirren, sind es nicht Gedichte."

Das Herwegh'sche Priestertum sucht sich auch weiterhin in den Gedichten recht kriegerisch — freilich dabei auch recht bombastisch-theatralisch — zu bethätigen. Zeuge davon ist das mit einem vielberufenen Motto Ulrichs von Hutten eingeleitete Gedicht

„Jacta alea est":

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort!
Ich hab's gewagt! So steh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn Ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von gestern ist mein Brief und Siegel,
Mein Pergament.
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämm'rung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich schelten —
Ich hab's gewagt!

Ja, gibt der greise Knecht die Zölle
Dem Laster frei,
Dann sei der Jugend Glut die Hölle
Der Tyrannei!
Schaut her, die Ihr am Alten
Euch Euer Leben müde tragt,
Werft Euer Haupt in Falten:
Ich hab's gewagt!

Ich sah in manch gepries'nem Tempel
Die Unnatur,
Auf manch erlauchter Stirn den Stempel
Des Kain nur,
Und ich ward ungeduldig,
Daß Alles zagt und Niemand klagt,
Ich donnerte ein: „Schuldig!"
Ich hab's gewagt!

Ich sah viel feige Riesen strecken
Zu Boden sich,
Manch übermütig Zwerglein recken
Sich fürchterlich,
Ich lacht' und sprach: o Zwerge!
Ob Ihr auch aus dem Kote ragt,
Ihr seid drum keine Berge!
Ich hab's gewagt!

Ich sah im Hohenpriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt
Und wusch ihm still die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Dürft' ich an einer Marmorsäule
Ein Simson stehn,
In meiner Faust Herakles' Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläste brechen —
O Gott, was hast du mir's versagt? —
Zu den Despoten sprechen:
Ich habs gewagt!

Der Bombast und die Unklarheit, wie sie z. B. in der dritten Strophe dieses Gedichtes besonders kraß zu Tage treten, sind zu auffällig, um durch die blendende Diktion aufgewogen zu werden. Als Rhetor steht Herwegh allerdings unübertroffen da, und die Antithese hat wie er, seit Schiller kaum ein zweiter Dichter in ihrer vollen Wirkung geschickt angewendet. Daß er der aufgeregten Zeitströmung, wie Richard M. Meyer *) treffend bemerkt, das Wort vom Munde zu nehmen und in wirksamster Form wiederzugeben wußte, daß namentlich die Jugend ihm mit Begeisterung lauschte und zustimmte, ist sein großer Vorteil. Für den kühleren Beurteiler der volltönenden Verse ist der Eindruck ein anderer: er vermißt die konkreten Realitäten für die pathetisch aufgebauschten Bilder und mißtraut der heldenhaften Kampfbegier und Siegerkraft des neuen Hutten um so mehr, je einseitiger derselbe seine Schlagwörter immer aufs neue wiederholt, ohne für die thatsächliche Mannigfaltigkeit der politischen Erscheinungen fortschreitendes Verständnis zu bekunden. Richard M. Meyer urteilt noch schärfer: er rügt Herweghs „Unfähigkeit zum Lernen, zur Entwicklung", seinen „Egoismus und brutalen Epikureismus", seine höchst verletzende „cynische Weltvernichtung", seine Poesie sei „fast nur Schlagwörterpoesie".

Ein weiteres Beispiel für das überstiegene Pathos, die unklare Gefühlsschwelgerei, die Ueberladung mit oft schiefen und falschen Bildern bietet ein vielzitirtes Gedicht, dessen Beginn lautet:

Brause, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
Gib ein Trauerspiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle.

In diesem Gedichte heißt es weiterhin:

„Schaff' uns eine grüne Insel, wo wir frei noch sterben können
Und uns selbst die Rosen träufeln aus den Wunden auf die Gruft!"
„Breite vor uns einen Wahlplatz, einen Platz der Völkerwahl." . . . .
„Und das goldne Schiff der Hoffnung, das als Wiege in die Wogen
Unter Klang und Sang gesteuert und so manche Schätze barg,
Ruht gescheitert, schwarzbewimpelt in dem Hafen jetzt ein Sarg."

Auch die allzu häufige Verwendung von oft weit aus der Fremde hergeholten Beispielen zu Vergleichen und volltönenden Reimen nach Freiligraths Vorbild gehört zu den wohlberechneten, nicht aber stets wohlangebrachten Eigenheiten der Herwegh'schen Lyrik.

Die vor 1840 in Preußen zwischen Staat und Kirche entbrannten Kämpfe erregen Herweghs protestantischen Zorneseifer „Gegen Rom", der sich mit äußerster Erbitterung entlädt:

„Noch einen Fluch schlepp' ich herbei:
Fluch über dich, o Petri Sohn!
Fluch über deine Clerisei!
Fluch über deinen Sündenthron!
Nur Gift und Galle war, o Papst,
Was du vom Pol bis zu den Tropen
Der Welt mit deinem Szepter gabst,
Mit deinem Szepter von Ysopen.

*) In seinem Werke „Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts." Berlin 1900. G. Bondi.

Weh dir, Europas Kanaan,
Das einen Brutus einst gezeugt
Und jetzt sich vor dem Vatikan
Mit feigem Sklavengruße beugt!
Im Fleisch der Menschheit ward zum Pfahl
Die Wiege des Rienzi Cola,
Seit Luthern traf des Bannes Strahl
Und seit loyal dort nur Loyola.

Der Boden, der von Honig trof,
Nur Thränen bringt er noch hervor,
Seit Heinrich in des Pfaffen Hof,
Ein Knecht im Büßerhemde, fror;
Sein Weihrauch ist ein Grabgeruch,
Das Eden wurde zur Sahara,
Und zu Italiens Leichentuch
Die farbenglühende Tiara.

Doch spreiz' dich nicht, du stolzes Rom,
Dir ist ein baldig Ziel gesetzt;
Du bist ein längst verfiechter Strom,
Der keines Kindes Mund mehr letzt;
Du bist ein tiefgefallen Land,
Du bist das auferstandne Babel,
Der Trug ist deine rechte Hand,
Dein Schwert das Märchen und die Fabel.

Und ob du Diener dir erkürst
In aller Welt, du mußt vergehn;
Es kann wohl ohne Kirchenfürst
Der Geist, der heilige, bestehn.
Du Autokrat im Höllenpfuhl,
Empfange noch mein letztes Heter:
Du Herrscher auf Sankt Petri Stuhl,
Fürwahr! Du gleichest jenem Peter,

Dem keine Glut ins Antlitz flammt,
Wenn man ob Göttern hält Gericht,
Der, wenn man sie zum Kreuz verdammt,
Noch ruft: „Ich kenn' die Menschen nicht!
Der, wenn die Erde selbst sich härmt
Und tief in sich zusammenschaudert,
Am Feuer seine Hände wärmt
Und mit des Richters Mägden plaudert.

Du bist kein Fels, wie Petrus war,
Du bist nur feig und schwach wie er,
Ein Morgenhauch bringt dir Gefahr
Und streut dein Reich wie Sand umher!
Du wirst erliegen, Lügenhirt,
Empören werden sich die Denker,
Das Brausen des Jahrhunderts wird
Zertrümmern seine letzten Henker!

Wie man sieht, sind es im Wesentlichen die in dem Kampf gegen Rom von jeher gebräuchlichen Argumente, die der ehemalige Tübinger Stiftler und rationalistische Protestant mit aller pathetischen Leidenschaft gegen den ultramontanen Papst dich-

terisch verwendet. An konkreten aktuellen Momenten für den damals schwebenden Streit, der sich in Köln wie in Posen um ganz bestimmte Fragen drehte, wird in Herweghs Philippika nichts Neues geboten. Die Schroffheit der Polemik gegen den Klerikalismus war schon in den dreißiger Jahren bei hochbedeutenden Dichtern die gleiche, wie z. B. bei Platen, der selbstverständlicher Weise als Muster in der Formvollendung Herweghs Vorbild war. Johannes Scherr, der dies ausdrücklich bezeugt, *) betont zugleich, daß auch Börne auf Herwegh von großem Einfluß gewesen. Hatte Gustav Kühne von Karl Beck gesagt, dieser habe sein horchendes Ohr an das große Weltherz der Börne'schen Gedanken gelehnt, so behauptet Scherr noch entschiedener von Herwegh, seiner poetischen Verklärung des radikalen Systems liege Börne's Gedankenwelt zu Grunde. Bei Herweghs erstem Aufenthalt in Paris im Jahre 1841 sei Börne's Grab auf dem Père Lachaise die Kaaba gewesen, zu der Herwegh gepilgert sei. Indessen hätten doch die Einwirkungen Börne's wie Platens so wenig wie die der älteren Vorbilder Luther und Hutten die Originalität Herweghs beeinträchtigt.

Rhetorische Phraseologie ist Herweghs größter Fehler. Klarer, faßbarer sind Herweghs lyrische Ergüsse, wenn sie sich konkreten Zielen, wie der vaterländischen Einheitsbewegung, zuwenden. In gerechter Klage um Deutschlands Zerrissenheit gibt er „Dem deutschen Volk" die Einheitsparole aus:

Deutschland, o zerrissen Herz,
Das zu Ende bald geschlagen,
Nur um dich noch will ich klagen
Und in einer Brust von Erz
Schweigend meinen kleinen Schmerz,
Meinen kleinen Jammer tragen,
Vaterland, um dich nur klagen.

Lustig grünt dein Nadelholz,
Lustig rauschen deine Eichen,
Zu den sechsunddreißig Reichen
Fehlt ein einzig Körnchen Golds:
Freier Bürger hoher Stolz
Fehlt im Lande sondergleichen
In den sechsunddreißig Reichen.

Wenn ein Sänger für dich focht,
Wenn ein Mann ein Schwert geschwungen,
Hast du scheu nur mitgesungen,
Hast du schüchtern mitgepocht,
Und man hat dich unterjocht,
Hat dich in den Staub gezwungen,
Weil du gar so still gesungen.

Ihr beweint es und bereuts —
Und das nennt ihr deutsche Treue!
Laßt die Thränen, laßt die Reue,
Soll nicht einst der Enkel Teuts
Sterben an der Zwietracht Kreuz:
Kämpf' und handle, Volk, aufs neue,
Denn der Teufel ist die Reue!

Tritt in deiner Fürsten Reih'n!
Sprich: die sechsunddreißig Lappen
Sollten wieder besser klappen
Und Ein Heldenpurpur sein;
Ein Reich wie Ein Sonnenschein!
Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen!
Helf' uns Gott, so soll es klappen!

*) Georg Herwegh. Literarische und politische Blätter von Dr. Johannes Scherr. Winterthur, Druck und Verlag der Steiner'schen Buchhandlung. 1845.

Herweghs bestes politisches Gedicht, wodurch er sich um das Vaterland ein großes und dauerndes Verdienst erworben hat, war schon vor dem Abdruck in den „Gedichten eines Lebendigen" als Einzeldruck erschienen: „Die deutsche Flotte, eine Mahnung an das deutsche Volk. Zur sechsten Säkularfeier der Stiftung des Hansebundes. Zürich und Winterthur 1841."

Herweghs schwäbischer Landsmann, Friedrich List, hatte die Schaffung einer deutschen Kriegsflotte zum Schutze des deutschen Seehandels sowohl in der „Allgemeinen Zeitung" als in seinem für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands später so bedeutsam gewordenen Werke über das „nationale System der politischen Oekonomie" auf die Tagesordnung der vaterländischen Forderungen gesetzt, und Herwegh führte nun die patriotische und realpolitische Idee in folgenden schwungvollen Strophen aus, die noch nach Jahrzehnten im neuen Deutschen Reich für die endlich erfolgte Neugründung deutscher Seemacht beredte und wirksame Förderung geboten haben:

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick' in des Schicksals goldnes Buch!
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk! Heiß deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Hinweg die feige Knechtsgeberde!
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus!
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von besserm Stamme
Als du? von besserm Stamme Rom?
Daß Hermann, dein gepriesner Ohm,
Mein Volk, dich nicht verdamme!
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe deiner Amme
Wie seinem Quell dein Strom!

Wohl ist sie dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug' entzückt:
Der Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast du sie deinem Gotte!
Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch dieſe Frucht ſollſt du erſiegen,
Wenn erſt das Salz dein Ruder netzt
Und all die Sterne, die ſich jetzt
Stolz überm Haupt dir wiegen,
Gleich ſchmucken Sklaven dir zu Füßen liegen,
So zwiſchen zweien Himmeln hinzufliegen,
Dies Ziel iſt dir geſetzt!

O blick' hinaus ins Schrankenloſe!
Beſtürmt dein Herz nicht hohe Luſt,
Wenn, wie an einer Mädchenbruſt
Die aufgeblühte Roſe,
Die Sonne zittert in des Meeres Schoße
Und rauſchen nicht der Tiefe tauſend Mooſe
Dir zu: du mußt! du mußt!

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Toten Aſche mußt du ſtreiten —
Ha! ſchlummern nicht aus deiner Hanſa Zeiten
Auch deutſche Helden drin?

Wiegt nicht ſich auf kriſtallnem Stuhle
Im Meer der Nereiden Schar,
Die ſich ihr Schickſal Jahr um Jahr
Abſpinnt von goldner Spule?
Lockt ſie dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit hohe Schule,
Lockt dich nicht die Gefahr?

Das Meer wird dir vom Herzen ſpülen
Den letzten Reſt der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unſre Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen —
Das Meer, das Meer macht frei!

Kühn wie der Adler kommt geflogen
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch ſchwebt der Geiſt des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Columb gezogen,
Geht Deutſchlands Zukunft auf.

Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Leben ſein,
Das alle Zungen benedei'n
Und einen Purpur nennen.
Er ſoll nicht mehr um Krämerſchultern brennen —
Wer will den Purpur von dem Kaiſer trennen?
Ergreif' ihn, er iſt dein!

Ergreif' ihn und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faß' es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist leck,
Sei du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer:
O sprich: Wann lodern wieder deutsche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör', Deutschland, höre deine Barden:
Dir blüht manch lustig Waldrevier —
Erbaue selbst die Segler dir,
Der Freiheit beste Garden
Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden!
Bleib' nicht der Sklave jenes Leoparden
Und seiner schnöden Gier!

Wen bittrer Armut Not erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnsucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaste —
Dem sei's beim Schwanken einst der deutschen Maste,
Als ob er träumend noch zu Hause raste
Im kühlen Eichenwald.

Es wird geschehn, sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt
Und eines Herrschers Munde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde,
Wenn keine Krämerwage mehr wie Pfunde
Europas Schicksal wägt.

Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute.
Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vließ der Welt!

Mit einziger Ausnahme des Wortes „Po", wofür, ohne dem Sinn und Wortgefüge des Gedichtes im geringsten Gewalt anzuthun, der Inn oder der Rhein gesetzt werden kann, ist dies Flottengedicht Herweghs ohne Abänderung bis heute die beste poetische Verherrlichung von Deutschlands Beruf zur See, und als solche noch in der letzten mächtigen Bewegung für die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte um die letzte Jahrhundertwende in entsprechender Gesinnung verwertet worden.

Ein hochbedeutsames Gedicht der ersten Sammlung ist an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gerichtet. Das Gedicht bekundet in typischer Weise die zu seiner Zeit in Deutschland vielverbreitete Auffassung von der erhabenen Mission, die man dem im Jahre 1840 zum Thron gelangten geistreichen und für manch schöne und edle Ideale, freilich auch für manch bedenkliche und verwerfliche Idole schwärmenden Fürsten zuschrieb. Das

Gedicht bildet aber auch gewissermaßen den Ausgangspunkt eines vom Persönlichen in das Politische übergreifenden Zwischenfalls, der zur allgemeinen Geschichte der Vierziger Jahre einen nicht unwichtigen Beitrag liefert. Zum Verständnis des Gedichtes ist vorauszuschicken, daß im Jahre 1831 Graf Platen an den damaligen Kronprinzen von Preußen eine poetische Fürbitte für die von Rußland hartbedrängten Polen gerichtet hatte. Hierauf nimmt Herwegh im Eingang seiner Apostrophe Bezug. Weiterhin streift der Dichter die aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. auf seinen Nachfolger übergegangenen kirchenpolitischen Streitigkeiten mit Rom, sowie die feudalen Restaurationsbestrebungen des nunmehrigen Königs, die wir aus der allgemeinen Geschichte jener Zeit als bekannt voraussetzen dürfen.

„An den König von Preußen."

1841.

Einst hat ein bess'rer Mann gewagt
Mit seinem Lied vor dich zu treten;
Du kennst ihn, der so unverzagt
Die Tyrannei bei Dir verklagt
Und dich um deinen Schutz gebeten,
Um Schutz für jenes arme Land,
Das blutend vor dem Himmel stand
Und keine, keine Hilfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

O lebt' er noch, er würde heut
Dich aus dem süßen Schlummer stören;
Ob alle Welt dir Weihrauch streut
Und jeden Siegerkranz dir beut,
Sein stolzes Herz würd' sich empören.
Er spräch' dem falschen Jubel Hohn
Und nahte zornig deinem Thron;
Tot ist der Vater, und der Sohn,
Der Mächtige, er müßt' ihn hören.

Doch Platen schläft am fernen Meer,
Und Polen ist durch uns verloren;
In Ehrfurcht tret' ich zu dir her —
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor dir, dem Fürst, den Mut,
Zu flehen für dein eigen Gut,
Zu flehen für dein eigen Blut,
Für's deutsche Volk, dem du geschworen!

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie sie nach Kampf und That begehrt —
Oh, drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde sind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager!

Die Sehnsucht Deutschlands steht nach dir,
Fest, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürst, entfalte dein Panier!
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, du thust nicht Recht,
Wenn du ein moderndes Geschlecht,
Wenn du zu Würden hebst den Knecht:
Nur wer ein Adler, sei von Adel!

Laß', was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen:
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz:
Mögst du in seiner Sonne siegen!

Das ratlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirt,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!"
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht, —
Wirst du auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus
Aufs neue seine falschen Netze:
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze.
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein.
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.

Noch ist es Zeit, noch kannst du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst du treue Herzen sehn,
Die gern mit dir zum Tode gehn,
Zum Tode im heiligen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut:
O eil' dich! Eh' der Morgen graut,
Sind schon die Freunde in der Weite.

Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schar der Tollen.
Gleichviel — wie Er auch immer schmollt,
Ich hab' gethan, was ich gesollt,
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Man darf wohl annehmen, daß es neben dem von allen höher gebildeten Zeitgenossen kräftig empfundenen Gesamteindruck der Herwegh'schen Gedichte diesem energischen Mahnworte zuzuschreiben war, daß Friedrich Wilhelm, als Herwegh auf einer sich zum Triumphzuge gestaltenden Reise durch Deutschland im November des Jahres 1842 auch nach Berlin kam, dem Dichter die Auszeichnung eines persönlichen Empfanges zu Teil werden ließ. Die Gelegenheit konnte um so leichter ergriffen werden, als der Leibarzt des Königs, Geh. Medizinalrat Dr. Schönlein, früher als Professor in Zürich die nähere Bekanntschaft des jungen Poeten gemacht hatte und die königliche Einladung vermitteln konnte. Die Audienz des oppositionellen Poeten bei dem absolutistischen Fürsten war ein ungemein sensationelles Ereignis. Hatte der König sein stolzes Selbst- und Machtbewußtsein bei Begegnungen mit hervorragenden Männern oft in schroffster Weise manifestiert, so war man nun aufs äußerste gespannt, welche Behandlung er dem mehr als freimütigen Poeten zu Teil werden lassen würde.

Da bei der Audienz nur Schönlein als Dritter zugegen war, konnten die im Publikum über den Verlauf des Gesprächs verbreiteten Gerüchte nur, sofern sie auf Mitteilungen der Beteiligten beruhten, Glaubwürdigkeit beanspruchen. Daß es an Ausschmückungen und Erfindungen nicht fehlte, ist nur natürlich.

Varnhagen von Ense erzählt in seinen „Tagebüchern" (Bd. I, S. 121), der König habe den von Schönlein Eingeführten als großen Dichter begrüßt und zu ihm gesagt: „Ich freue mich Ihres Besuches mehr als eines andern, den ich vor einiger Zeit von einem Fremden hatte." Zu Schönlein gewandt habe der König erklärend hinzugefügt: „Ich meine den Besuch von Herrn Thiers." Diese Bezugnahme fand man, Varnhagen zufolge, in der Berliner Gesellschaft sehr unangebracht: wir glauben aber doch, daß die Bemerkung des Königs auf einer wohl verständlichen Ideenverbindung beruhte, wenn wir an Thiers' Aufrollung der Rheinfrage und an Herweghs kräftige Abwehr der Franzosen durch sein Rheinlied denken. Weiter meldet Varnhagen, habe der König zu Herwegh geäußert: „Wir sind ganz verschiedener Ansichten, aber das thut nichts: wir können auch als ehrenwerte Feinde zusammen sein. Sie haben mir viele unverdauliche Pillen zu verschlucken gegeben, aber der da (Schönlein) hat doch noch ärgere."

Die zuverlässigste Darstellung des ganzen Vorgangs verdanken wir Theophil Zolling, der in der Wochenschrift „Die Gegenwart" (Jahrgang 1898, Nr. 39—41) auf Grund der ihm gewährten Einsicht in die Akten des Königlich Preußischen Staatsarchivs in Berlin die Audienz und ihre offiziellen Nachwirkungen näher zu schildern im Stande war. Aus dieser Schilderung ergibt sich, daß der König den jungen Poeten mit großem Wohl-

wollen behandelte, ihm freundliche und ehrende Worte über seine Gedichte sagte, dabei auch erklärte, er achte und liebe eine gesinnungsvolle Opposition, daß er ihm aber auch nicht verhehlte, wie sein inniger Wunsch darauf gerichtet sei, den Dichter gemäßigtere Bahnen einschlagen zu sehen: für diesen Fall würden ihm die größten Erfolge beschieden sein. Herwegh selbst hat die Mahnung des Königs später im zweiten Bande seiner „Gedichte eines Lebendigen" in folgender Fassung wiedergegeben: „Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken."

Auf dieses königliche Motto, das für Friedrich Wilhelm höchst bezeichnend genannt werden muß, mit einem entsprechenden Schlagwort sofort zu replizieren, fehlte es Herwegh offenbar an Geistesgegenwart. Zu einem Marquis Posa, wie ihn der Spötter Heine am Schlusse seines auf bloße Erregung der Lachmuskeln berechneten fingierten Dialogs hinstellt, war Herwegh so wenig geeignet wie zu einem Jacoby, der dem König bald genug die radikale Unverblümtheit zu kosten gab. Erst nachträglich, im zweiten Bande seiner Gedichte, erwiderte Herwegh auf das Mahnwort des Königs mit dem vielzitierten Vierzeiler:

„Auf dem Wege von Damasco
Machte Saulus einst Fiasco,
Doch das ihn bekehrt — das Licht —
Ein Berliner war es nicht."

Thatsächlich ist die Audienz im Berliner Schlosse ohne jeden unfreundlichen Zwischenfall verlaufen, Herwegh bewahrte dabei eine schüchterne, befangene Haltung.

Der Dichter verlobte sich damals in Berlin mit Fräulein Emma Siegmund, der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, die für den jungen Poeten höchlich schwärmte und seine treue Lebensgefährtin wurde. Von Berlin begab sich der Bräutigam nach Königsberg, wo ihm die ostpreußischen Liberalen weitere Ovationen bereiteten. Von dorther richtete der Dichter an den König „unter vier Augen" einen taktlosen Brief, aus Anlaß des Verbots, das vom preußischen Ministerium gegen eine von Herwegh in der Schweiz vorbereitete Druckschrift ergangen war. Dieser Brief, in Leipzig durch Indiskretion veröffentlicht, führte die Ausweisung Herweghs aus Preußen herbei, und der anfängliche Triumphzug endete mit des Dichters schleuniger Rückkehr nach der Schweiz.

Seitdem gefiel sich der Dichter in der Rolle eines politischen Ratgebers, die ihm seine näheren Freunde zum Teil schon früher anvertraut hatten. Im zweiten Bande der „Gedichte eines Lebendigen" (Zürich und Winterthur, Verlag des Literarischen Comptoirs, 1844) gibt er unter der Ueberschrift: „Auch dies gehört dem König" eine umständlich motivierte Abrechnung mit Friedrich Wilhelm zum Besten:

„Ich wußt', ein König ist ein irrer Stern,
Und nur der Zufall regelt ihm die Bahnen —
Doch warnt' ich vor dem Schweif, nicht vor dem Kern,
Dem Schweif von Sklaven und von Charlatanen.
Ich dachte mir: dein eigen Fürstenherz
Sei mehr als ein Register seiner Ahnen,
Und ich vergaß, daß stets ein dreifach Erz
Euch, selbst im Tod, von Eurem Volk noch trenne —
Drum nahmt Ihr meine Worte nur für Scherz!
Mir Thoren war's, als ob ich dich schon kenne,
Als ob gesäugt uns einer Mutter Brüste,
Der Mutter, die ich mein Jahrhundert nenne;
Mir war's, als ob ich in der deutschen Wüste
Von einem fernen Quell das Rieseln höre,
Und träumend lag ich an Atlantis Küste,
Und ich vernahm so feierlich: „Ich schwöre!" —
Herüber klangen von der Ostsee Borden
In meine Republik die Jubelchöre.
Begeistert rief ich: „Hoher Fürst im Norden!
Das Mädchen, drum die Väter einst gefreit,
Ist für die Söhne schier zu alt geworden:
Du führ' herauf die junge große Zeit!
Laß unbesorgt den welken Reiz vermodern
Und um den Tod der Knechtschaft trag' kein Leid,
Den Geistern gib die Sühne, die sie fodern,
Laß endlich das gelobte Land uns erben!
Der Freiheit Oriflamme, laß sie lodern!
Laß all den Spuk beim Hahnenruf ersterben,
Getrosten Muts: Gevögel nur der Nacht
Wird elend an dem neuen Licht verderben,
Dem Lichte, das den Völkern Heil gebracht! —
O sprich ein Wort, das ihre Angst vermindert!
O sprich ein Wort, vor dem der Schlaf erwacht!
Gib ein Gesetz, das heilet, nicht nur lindert:
Ja gib ein wahrhaft königlich Gesetz,
Das uns am Fallen, nicht am Gehn verhindert!
So sei ein Fürst! so wag' es und verletz'
Den alten heil'gen hergebrachten Plunder:
Zertritt das Pfaffen- und das Adelsnetz!
Wirf in die harrende Welt hinaus den Zunder
Und spreng' den morschen Bau hoch in die Luft!
Bist du ein Gott, wohlan, so thue Wunder!
Die Toten nur laß in der Totengruft:
Es ist zu früh, wenn man am jüngsten Tage
All diesem Volk zur Auferstehung ruft."
Nicht ganz so lautet' es, wie ich jetzt sage,
Mein Stachel hat nicht ganz so scharf gestochen;
Doch war's der tiefe Sinn von unsrer Klage,
Wenn wir, wie Hamlet einst, zu dir gesprochen:
„Im Staate Dänemark ist etwas faul,
Und seine Kraft ist in sich selbst gebrochen."
Du aber spielst den königlichen Saul;
(Nicht jenen andern, den du mich gescholten,
Wohl hoffend auf den Apostaten Paul —)
Du hast die freien Worte schlecht vergolten
Und warfst den Speer mit mörderischer Hand,
Wenn wir nicht jedem Knechte Beifall zollten.
Du hast den eitlen Buhlen Freund genannt,
Der solchen Schergenruhm mit vollen Backen

Posaunt; hast unsre reine Glut verkannt,
Die nur das Erz wollt' läutern von den Schlacken:
Denn kommen muß er jetzt, der Tag, auf Erden,
Der freie Männer scheidet von Kosaken.
Da stehst du nun, mit zornigen Geberden,
Ratloser Fürst, inmitten deiner Larven,
Der Larven, die sich nie entpuppen werden,
Erschaudernd vor der Wahrheit, vor der scharfen,
Und wirst der Gaukler eifriger Mäcen,
Die zwischen Licht und Finsterniß dich warfen.
Zu scheu, der neuen Zeit ins Aug' zu sehn,
Zu beifallslüstern, um sie zu verachten,
Zu hochgeboren, um sie zu verstehn,
Willst du durch bunte Gläser sie betrachten,
Durch Gläser, die dir deine Puppen schleifen,
Den letzten hellen Blick dir zu umnachten.
Was half's dir, ein paar Blätter abzustreifen?
Du wirst den Drang der Schöpfung nimmer stillen,
Und schneller werden nur die Früchte reifen.
Du armer Spielball armer Camarillen!
Du konntest deiner Zeit die Fahne tragen
Und trägst nun ihre Schleppe wider Willen.
O lern' dem Traum des Heldentums entsagen!
Vertrocknet ist für dich der Born der That,
Aus deinen Steinen wirst du nicht ihn schlagen,
Nur feile Zungen dreschen deine Saat,
Als wär' ein Wald von Aehren draus entsprossen:
Ich sehe nichts als Unkraut und Verrat;
Verrat, der dir die Herzen hat verschlossen,
Verrat an dir und deines Volkes Ehre,
Das thöricht für dein Haus sein Blut vergossen;
Verrat in dem verpestenden Verkehre
Mit jenem Scheusal! Scheusal, mag's auch gleichen,
Wie Nero, dem Apoll von Belvedere:*)
Es herrscht kein Zweites in des Abgrunds Reichen.
Und Freund und Bruder nennst du den Despoten
Und lauschest seines Munds geheimsten Zeichen.
Du willst, wie Er, nur schweigende Heloten
Und Fürstenallmacht, die Ukase schreibt
Dem Staube, dem Erniedrigung geboten.
Doch glaub' nicht, daß der Staub am Boden bleibt!
Es kommt ein Tag, da wird Euch Fürsten grauen!
Ein Sturm, der allen Staub nach oben treibt!
Man wird den Staub auf Eurer Krone schauen;
Auf Eurem Purpurkissen wird er liegen —
Dann wagt 's, auf Eure Söldner zu vertrauen!
Feig, wie sie sind, sie werden flugs sich biegen
Und wedeln vor dem Volk, die Edelknaben,
Das Rohr, mit dem Ihr wollt den Sturm bekriegen.
Du hast verschmäht, dem Strom sein Bett zu graben,
Und sinnest, ihn zurück zum Quell zu drängen:
Er aber schäumt und wird sein Bette haben.
Dein war das Amt, der Freiheit Ring, den engen,
Mit Meisterschlägen friedlich zu erweitern —
Du hasts verschmäht! Nun gilt es, ihn zu sprengen.

---

*) Gemeint ist Kaiser Nikolaus von Rußland, der bekanntlich von sehr schöner äußerer Erscheinung war.

Das Schiff mit seinen ungeschickten Leitern,
Mit dir und deinem unglückselʼgen Thron,
Ich seh's vor Abend an der Klippe scheitern.
Noch lebt die Sphinx der Revolution!
Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen
— O, tausend Kränze harrten deiner schon!
Du konntest nur den Knoten fester schürzen,
Und in den Sternen — hatt' ich falsch gelesen.
Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen,
Und du — du bist kein Oedipus gewesen!"

Diese Terzinen sind vom 11. November 1843 aus Paris datiert, wohin der Dichter nunmehr seinen Wohnsitz verlegt hatte. Sind auch die prophetischen Schlußworte durch die Berliner Märztage von 1848 zur Wahrheit geworden und ist auch noch vieles Andere vollberechtigt in den politischen Kundgebungen des Dichters, so wird man darin doch nicht mehr als den Ausdruck der allgemeinen Meinung des liberalen Bürgertums der damaligen Zeit zu erkennen haben, zu deren Herold sich Herwegh berufen finden konnte. So ernst und leidenschaftlich das Pathos des Dichters ertönt, bleibt doch seine Freiheitsidee wesentlich negativ: Bekämpfung des geistigen, kirchlichen, sozialen, politischen Zwanges und Druckes; positive, konkrete Gestaltung gewinnt der Gedanke fast nur, wenn er das Ziel der staatlichen Einigung ins Auge faßt. Dabei ist der Dichter von dem guten Glauben befangen, daß sein Lied das Volk zur That, zur Verwirklichung seines Ideals begeistern und fortreißen könne — einem Irrwahn, dessen unausbleibliche baldige Enttäuschung dann den Idealismus in Pessimismus verkehren, an die Stelle des Hochschwungs seiner Gefühle die erbitterte, bis zur Unwürdigkeit herabsinkende Mißachtung und Anfeindung der realen Mächte setzen sollte, die der Erfüllung seiner Träume entgegenstanden. Den edlen Enthusiasmus, der seine früheren Gedichte beseelte, fand Herwegh später nicht wieder.

Das Herabsteigen Herweghs von der Gipfelhöhe des idealistischen vaterländischen Freiheitsdichters zum poetischen Apostolat der radikal-demokratischen Partei prägt sich am deutlichsten in einem „Die Partei" überschriebenen Gedichte aus, das uns der zweite Band der „Gedichte eines Lebendigen" bringt. Das Gedicht bildet ein wichtiges Glied in einer literarisch-politischen Kette, die für unsere vaterländische Dichtung wie für die Parteiströmung ihrer Zeit von so großer Bedeutung ist, daß wir auf dieselbe unser Augenmerk richten müssen.

Ferdinand Freiligrath hatte im Stuttgarter „Morgenblatt" (Jahrgang 1841, Nr. 286), das damals unter den literarischen Organen Deutschlands eine führende Stellung einnahm, ein gefühlvolles Gedicht auf den Tod des spanischen militärisch-politischen royalistischen Märtyrers Diego Leon veröffentlicht. Der poetische Nachruf enthielt folgende Strophe:

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt,
Ob's jedem recht? schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Hirnen Enghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Dieses Pronunciamiento des damals noch der politischen Bewegung fernstehenden, dem Ausland fast mehr als der Heimat zugewandten westfälischen Dichters wurde von Herwegh wie eine Herausforderung aufgefaßt. Hatte er den Bonaparte-Kultus in Deutschland schon längst mit seiner Geißel getroffen und seinen Landsleuten zugerufen:

Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

so mußte vollends die poetische Verherrlichung eines spanischen Romantikers, der sich für eine Königin von zweifelhaftem Rufe zum Ritter hergab, seine ganze Entrüstung entfesseln. So brach er denn gegen Freiligrath los, und die Königin Christine in Paris mußte auch ihren Teil mitbekommen:

„Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Sieh hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Das Gestern ist wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch, —
Begräbt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme
Und webt nicht länger an dem Leichentuch!

Dem Leben gilts ein Lebehoch zu singen
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei;
Der Menschheit gilts ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein, die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angst so mancher Seele schaut;
Es ist das Bangen vor dem Hochzeitstage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten sich die Erben
Ans Krankenlager unsrer Zeit herbei;
Laßt, Dichter, laßt auch ihr den Kranken sterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Obs auch ein andres denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Mit diesem radikalen Bekenntnis war in die Publizistik und in die poetische Literatur ein Feuerbrand geworfen, der sofort zünden und weiter glühen und versengen mußte. Daß Freiligrath sich erst später der Herwegh'schen Losung zugänglich erwies, ist zwar eine Thatsache und nicht auf Herweghs Einwirkung zurückzuführen; wohl aber erweckte Herweghs Gedicht sofort den beifälligen Jubel der Radikalen und den nicht minder lebhaften Protest der Konservativen und Gemäßigten, die für die Sache des Vaterlandes und der gesetzlichen Freiheit auf Herweghs Wegen kein Heil zu erblicken vermochten. Die kräftigste und poetisch bedeutendste Absage erfuhr Herwegh durch Emanuel Geibel, der, wie er sagte: keinem Fürsten, sondern nur „der Wahrheit" eingeschworen, in die Flammen des Herwegh'schen „Branders" mit solchem Erfolg seinen Gegenwurf that, daß Herwegh, wie Johannes Scherr bezeugt, auf Gutzkows Frage, ob er replizieren werde, bescheiden erklärte: „Nein! Das Gedicht ist zu schön!" *)

Die Parteistellung Herweghs war in der Folgezeit immer mehr den Extremen der Linken zugekehrt, und die Wirkung war weder für den Menschen noch für den Poeten günstig. Mit tiefem Bedauern mußte man gewahren, daß er sich allmählich in einen fanatischen Haß gegen Alles verbohrte, was seinen Idolen nicht entsprach. Statt des Kaisers als Trägers der deutschen Einheit war es nun die Republik, für die er schwärmte, und sein verirrtes Freiheitsgefühl entwürdigte sich zu dem Wunsche, daß die Deutschen in dem Kampfe gegen das Polentum unterliegen möchten.

*) Das Gedicht wird in unserm späteren Kapitel über Geibel mitgeteilt werden.

Auf die deutschen Fahnen rief er — es wäre kaum glaublich, wenn es nicht gedruckt vorläge — „jede Schmach" herab!

Welch trauriger Abfall von Herweghs einstigem Schlachtruf:

Noch hat der Deutsche eine Hand
Und eine starke Wehr,
Gibt keinen Schritt vom Vaterland
Selbst für die Freiheit her!

Zur Kennzeichnung der weiteren politischen und poetischen Entwickelung Herweghs dient als Beispiel ein „Zukunftslied aus dem Sommer 1844", das in tönenden Tiraden den Aufruf: „Reißt die Kreuze aus der Erde" folgerichtig weiterführt:

„Uebermüt'ge Triumphirer,
Weh' Euch, wenn Ihr's noch nicht [fühlt,
Wie der treffliche Minirer
Schon den Boden unterwühlt,
Daß Ihr in der Geisterstunde
Kläffend unser Ohr zerreißt! —
Doch wir wissen: Ihr seid Hunde
Und Ihr glaubt an keinen Geist.

Aber kommen wird ein Pfingsten
Donnernd über Euer Haupt
Und ein Festtag der Geringsten,
Der des Hochmuts Stamm entlaubt.
Der sich lange selbst vergessen,
Ist am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Mensch, der sie durchmessen,
Kommt beim Menschen endlich an.

Fort mit Eurer Ahnenbilder
Uebernächtigem Gesicht!
Geht und pflanzt in Eure Schilder,
Ritter, ein Vergißmeinnicht!
Nur Ein Ritter ohne Tadel,
Nur Ein Priester soll noch sein:
Für die ganze Welt den Adel!
Für die Menschheit Brot und Wein!

Keine Steuern, keine Zölle,
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!
Nieder mit dem Blutpokale,
Drin der Kirche Wahnwitz kreist!
Ein Columb zerbricht die Schale,
Wenn er eine Welt beweist!

Einmal noch uns aufzuraffen
Zu des Lebens Maienlust,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
Aus der Menschheit wunder Brust!
Zwischen Jägern und Gehetzten
Sei entbrannt die wilde Schlacht,
Bis man Frieden auf dem letzten
Eingestürzten Tempel macht!

Zittert, zittert, blöde Thoren,
Vor der Zukunft eh'rnem Tritt —
Ja, die Zeit ist neugeboren,
Ja, und ohne Kaiserschnitt;
Und erobert wird das Leben,
Und wir jubeln gloria:
Alle Schulden sind vergeben,
Denn kein Gläubiger ist da.

Durch die Wolken seh' ichs tagen,
Und die Nebel, sie verwehn;
Mit dem Pegasus am Wagen
Muß es endlich vorwärts gehn.
Eine Phalanx laßt uns schlingen,
Die kein Henker brechen kann,
Und wie jener Römer singen
Nur die Waffen und den Mann!*)

Ungestüm in tausend Gliedern,
Tausend Adern glüht der Streit,
Und ein Arsenal von Liedern
Liegt in Deutschland kampfbereit.
Denn wir wissen: die Erhörung
Wird kein Flehender empfahn:
Drum die Fahne der Empörung
Trag' die Poesie voran!"

Auch dieses Gedicht kann Mommsens Verdikt nur aufs neue bestätigen: die Fahne der Empörung voranzutragen für eine Anarchie ohne Staat und Kirche, ohne Vaterland und gesetzliche Ordnung ist doch etwas ganz anderes als das Banner der Freiheit aufzupflanzen für Wahrheit, Heimat und Recht. Allerdings sein

*) Arma virumque cano — beginnt Vergils Aeneide.

Volk will der Dichter nicht preisgeben, so nebelhaft sein Freiheitsideal erscheinen muß. Mit der Mahnung „O wag' es doch nur Einen Tag!" variiert Herwegh im Januar 1845 seinen alten Aufruf zur thatkräftigen Politik der Freiheit:

„Frisch auf, mein Volk, mit Trommelschlag
Im Zorneswetterschein!
O wag' es doch nur einen Tag,
Nur einen, frei zu sein!
Und ob der Sieg vor Sternenlicht
Dem Feinde schon gehört —
Nur einen Tag! es rechnet nicht
Ein Herz, das sich empört.

O wart' in deiner tiefen Not
Auf keinen Ehebund!
Wer liebt, der gehet in den Tod
Für eine Schäferstund:
Und wer die Ketten knirschend trug,
Dem ist das Sterben Lust
Für einen freien Athemzug
Aus unterdrückter Brust.

Mag düstre Weisheit fort und fort
Nur Tod und Schrecken sehn:
Dem Volk soll vor Prophetenwort
Der Ruf der Ehre gehn.
Horch auf! der letzte Würfel fällt,
Dein Abend, er ist nah,
Noch einmal stehe vor der Welt
In deiner Größe da!

O tilg' nur einen Augenblick
Aus deine Sklaverei,
Und zeig' dem grollenden Geschick,
Daß sie nicht ewig sei;
Erwach' aus deinem bösen Traum:
Reif ist, die du gesucht,
Und schüttle nicht zu spät vom Baum,
Wenn sie gefault, die Frucht!

Wach' auf, wach' auf! Die Morgenluft
Schlägt mahnend an dein Ohr —
Aus deiner tausendjähr'gen Gruft
Empor, mein Volk, empor!
Laß kommen, was da kommen mag:
Blitz' auf, ein Wetterschein!
Und wag's, und wär's nur einen Tag,
Ein freies Volk zu sein!"

In den folgenden Zeitgedichten Herweghs macht sich die Abnahme des poetischen Talents sowohl in Betreff des Inhalts als der Form stärker bemerkbar. Auffällig ist insbesondere die Schiefheit der angewandten Bilder und Vergleiche, die oft dem bloßen Reimbedürfnis zu Liebe in so ungelenker Art hingestellt zu sein scheinen: der Geist ist da „verwaist", er „steigt von seinem Thron", er hat sich „verbaut" u.s.f. Hält man die früheren Prachtstücke dagegen, so erscheint der Poet oft geradezu ärmlich.

Im April 1846 verfaßte Herwegh ein für den Niedergang seiner politischen Einsicht und seines poetischen Geschmackes sehr bezeichnendes Gedicht, in dem sich auch die Angriffe auf König Friedrich Wilhelm IV. in wenig geschmackvoller Art wiederholen:

„Ordonnanzen!

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie ich ihnen aufgespielt!
Eins — zwei — drei — und Runde!
Tanzet, ihr getreuen Hunde, Runde!
Wenn der König es befiehlt!

Lernt des Lebens Lust begreifen,
Euer König wird Euch pfeifen —
Und Ihr werdet ihn verstehn.
Nur im Kreise, nur im Kreise,
Nach dem Takt der Russenweise,
Nur um Mich sollt Ihr Euch drehn!

Ich bin Euer Kopf und Magen,
Antwort Ich auf alle Fragen,
Aller Rede letzter Sinn;
Ihr der Abglanz nur des Fürsten —
Und wer wagte noch zu dürsten,
Wenn Ich selber trunken bin?

Volksvertreten? Volksvertreten?
Beten sollt Ihr, ruf' ich, beten!
Ich bin Solon und Lykurg!
Brecht Mir nicht des Schweigens Siegel,
Denn Ich habe Schloß und Riegel;
Gott ist eine feste Burg!

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!
Tanzt, o Polen — tanzt, o Deutsche,
Alle nach derselben Peitsche,
Wenn der König es befiehlt!

Ich bin König, Meine Gründe
Donnern durch Kanonenschlünde
In des Pöbels taubes Ohr;
Rasselt irgendwo die Kette,
Hunderttausend Bajonette
Schaffen Ruhe wie zuvor.

Wer sich rühret, wird geschlossen
Und womöglich schon erschossen,
Eh' man ihm das Urteil fällt.
Die Justiz — geheim und schnelle,
Fördert noch vor Tagesbelle
Jeden Meutrer aus der Welt.

Freiheit — welch ein toll Begehren!
Ja, der Henker soll sie lehren
Euch zum Schrecken und zum Graus;
Wird der Vorrat hier zu mager,
Hilft ja gern Mein lieber Schwager
Mir mit seinen Galgen aus.

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!
Tanzt, ihr Deutsche — tanzt, ihr Polen,
Wie der Zar es Mir befohlen,
Wie's der König Euch befiehlt!

Jeder Flügel sei beschnitten,
Auch dem Amor — der die Sitten
Unsres Reichs kompromittiert.
Und von nun an sei bewußtes
Bett von weiland Herrn Prokrustes
Als Reichsehbett eingeführt.

Nur ein Vorurteil ist Liebe,
Unsre ungestümen Triebe
Zügl' Ich durch ein christlich Joch.
Ich bin Herr von allen Sachen,
Und allein das — Kindermachen
Laß' Ich Euch in Gnaden noch.

Ich verbiete, Ich erlaube,
Ich nur denke, Ich nur glaube,
Und Ihr Alle seid bekehrt.
Jeden Zweifel löst die Knute:
Hat man denn das Absolute
In Berlin umsonst gelehrt?

Seid Ihr denn nicht Meine Knechte?
Und Ihr fragt nach einem Rechte,
Wenn der König was befiehlt!?
Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müssen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgespielt!"

Im Jahre 1847 — demselben, in welchem endlich das zur Zeit der Freiheitskriege gegebene, von Friedrich Wilhelm III. uneingelöst gebliebene Versprechen einer konstitutionellen Verfassung mit Volksvertretung für Preußen durch den Vereinigten Landtag den thatsächlichen Anfang der Erfüllung finden sollte — richtet Herwegh folgende recht geschmacklos durch Entlehnungen Prutz'scher und Heine'scher Witze gewürzte Apostrophe

„An Borussia":

„Und so wären's vierzig Jahre,
Seit ein Fürst in tiefster Nacht —
Nicht der jetz'ge, Gott bewahre! —
Guter Hoffnung dich gemacht,
Seit du trächtig, niederträchtig,
Arme Preußenhündin du:
Doch nun gehst du, o wie prächtig!
Deinem Wochenbette zu.

Denn du fängst mit Einemmale
So gewaltig an zu schrei'n,
Und man raunt im Fürstensaale:
Sollten dies die Wehen sein?
Hat das Ohr auch recht vernommen?
Jüngster Tag, und bist du nah?
Willst du wirklich niederkommen?
Wirklich, o Borussia?

Und was sagt der Ritter Bunsen,
Hocherfahren, tiefgelehrt?
Hat er nicht für aufgedunsen,
Voller Winde dich erklärt?
Solltest du zum Zeitvertreibe
Gar nur wassersüchtig sein?
Oder trägst du mehr im Leibe
Als den freien deutschen Rhein?

Nichts! es spricht der neu'ste Ukas
Auch dem kleinsten Zweifel Hohn,
Und man macht den Doktor Lukas*)
Deinethalb nun zum Baron,
Daß er glücklich dich entbinde,
Wenn die Zeit herangerückt,
Und mit Schonung deinem Kinde
Schnell den Kopf zusammendrückt.

Und die preußischen Auguren,
Loben sie der Adler Flug?
Was sie im Urin erfuhren,
Ist's beruhigend genug?
Haben sie trotz aller Mühe —
Und die Herrn sind so geschickt! —
In dem Herzen deutscher Kühe
Nichts Gefährliches erblickt?

Zwar ich möcht' es kaum bedauern,
Denn der Balg verheißt nicht viel,
Und ich wette, just die Bauern
Fehlen in dem Kartenspiel;
Doch gar Viele sind berufen
Und nur Wenige erwählt — —
Wenn man christlich einst die Hufen
Irdischen Besitzes zählt.

Zwar wir haben nichts zu essen,
Doch der König wird nicht matt,
Und er macht mit neuen Späßen
Uns, mit neuen Reden satt;
Zwar der Schwager schwingt die Knute,
Die Kosaken prügeln schon,
Doch wir haben eine gute
Deutsche Konstitution."

Die Volksbewegung von 1848, die von allen für die Einheit, Freiheit und Macht Deutschlands begeisterten Patrioten mit Jubelrufen begrüßt wurde, erregte bei Herwegh zunächst die Begierde, sein republikanisches Ideal zu verwirklichen. An der Spitze eines bewaffneten Arbeiterhaufens beteiligte er sich an dem von Hecker und Struve in Szene gesetzten Versuch, just in demjenigen deutschen Bundesstaate, dessen Fürst und Volksvertreter seit Jahren am meisten für verfassungsmäßiges Recht und deutsche Einigung eingetreten waren, mit den freistaatlichen Träumereien den praktischen Anfang zu machen. Der klägliche Verlauf des Putsches ist bekannt. Die unrühmliche Rolle, die der von seiner Gattin begleitete Dichter auf der Flucht vor den Bundestruppen spielte, ist in satirischen Darstellungen zu seiner persönlichen Verhöhnung viel ausgebeutet worden.

Der Fürsprech und Vorkämpfer der Republik konnte natürlich die Verhandlungen und Bestrebungen der Frankfurter Nationalversammlung nur als nutzlose Redeübungen betrachten und gab dieser Auffassung auch in versificierter — wir möchten kaum mehr sagen „poetischer" — Form den entsprechenden Ausdruck:

---

*) Lukas Schönlein, der Leibarzt des Königs, wurde nicht zum Baron gemacht; hohe Auszeichnungen wurden ihm allerdings zu Teil.

„Das Reden nimmt kein End."

Zu Frankfurt an dem Main
Sucht man der Weisen Stein;
Sie sind gar sehr in Nöten,
Moses und die Propheten,
Präsident und Sekretäre,
Wie er zu finden wäre —
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End.

Zu Frankfurt an dem Main —
Da wird man uns befrein;
Man wird die Republiken
Im Mutterleib ersticken,
Und Bassermann und Welcker
Beglücken dann die Völker
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End.

Zu Frankfurt an dem Main
Bald zieht der Kaiser ein!
Schon träuft der Gnade Manna,
Ihr Knechte, Hosiannah!
Mathy, der Schuft, Minister —
Triumph, ihr Herrn Philister!
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End.

Zu Frankfurt an dem Main
Die Wäsche wird nicht rein;
Sie bürsten und sie bürsten,
Die Fürsten bleiben Fürsten,
Die Mohren bleiben Mohren
Trotz aller Professoren
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End.

Zu Frankfurt an dem Main
Ist alles Trug und Schein;
Alt Deutschland bleibt zersplittert,
Das Kapitol erzittert,
Umringt von Feindeslagern,
Die Gänse giga — gagern
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End.

Zu Frankfurt an dem Main
So schlag' der Teufel drein!
Es steht die Welt in Flammen,
Sie schwatzen noch zusammen,
Wie lange soll das dauern?
Dem König Schach, ihr Bauern!
Dein Parla — Parla — Parlament,
O Volk, mach' ihm ein End!

In der Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser findet Herwegh — in scharfem Gegensatz gegen Dingelstedt — nur einen neuen Betrug des habsburgischen Kaiserstaats zum Verderben der deutschen Freiheit. Der Erzherzog hatte seine Wahl bekanntlich seiner gut deutschen Gesinnung zu verdanken, für die man schon in seinem vielberufenen Trinkspruch beim Kölner Dombaufeste eine Bürgschaft sah. (Wir haben darüber schon bei Hoffmann von Fallersleben berichtet.) Herwegh verspottet in einem Gedichte mit der Ueberschrift: „Kein Preußen und kein Oesterreich!" den Trinkspruch, mit dem „ein Prinz der Jungfer Germania beim Dessert den Hof gemacht". Er fragt: „Oesterreich soll thronen?" und setzt dem Erzherzog das deutsche Millionenvolk entgegen, das keinen neuen Fürsten mehr haben wolle, sondern „die deutsche Republik". Oesterreich sei schon „totenbleich", Preußen „am Verscheiden" — „solche Sonnen brauchen wir nicht — Und tränk' er ganze Bäche auf unser Wohl!" Nur in diesem Sinne solle dem Wort sein Recht verbleiben: „Kein Preußen und kein Oesterreich!"

Mit bitterem Sarkasmus widmet er der „Huldigung" für den Reichsverweser im August — von Paris aus — eine satirische Betrachtung:

„Huldigung“:

„Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Zion! öffne deine Thore!
Israel, zieh' Ihm entgegen, bring' Ihm Palm' und Trikolore,
Dem Meſſias der Monarchen! Thu die frohe Botſchaft kund!
Dem Meſſias der Propheten — aus dem alten deutſchen Bund!

Gnädigſt hat er angenommen eines goldnen Szepters Bürde,
Angenommen die Entſagung unſrer eignen Manneswürde!
Legt euch, ihr empörten Wellen! Platz, du Volkesozean!
Platz dem kaiſerlichen Steuer auf der ſtolzen Siegesbahn!

Schweigen wird der Herr gebieten dieſer Zeit bewegtem Meere,
Retten in den deutſchen Hafen Oeſtreichs ſcheiternde Galeere;
Bändiger der Elemente, der den Frieden uns verheißt,
Eine Schöpfung ohne Leben und ein Chaos ohne Geiſt.

Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Aller Segen kommt von Oben!
Blaſt, ihr Dichter, die Poſaunen! Denn die Prinzen ſoll man loben.
Zweifel, nüchterner Geſelle, ſchau die Menge hochgeſtimmt,
Wie ſie trunken den Johannes ſchon für den Erlöſer nimmt!

O Erlöſer, thu ein Wunder! Oeffne dieſem Volk die Augen!
Schade freilich, daß nur Fürſten zum Erlöſertume taugen.
Wohl vergeſſen und verſchollen wäre längſt der heilge Chriſt,
Hätt' die Bibel nicht bewieſen, daß er kein Plebejer iſt.

In der kaiſerlichen Hofburg jubilieren ſie und zechen,
An des Wahnſinns düſtrer Stätte, in dem Hauſe der Verbrechen,
Und die vielbelobte Treue — daß der Himmel ſie verdamm'! —
Schlingt die buhleriſchen Arme um den alten Sünderſtamm.

Freude herrſcht in Troja's Hallen — die Miniſter ſind geraten,
All die glühenden Apoſtel wandeln ſich in Apoſtaten:
Wie ergiebig iſt die Ernte, und die Schnitter, wie behend,
Und wir dreſchen ruhig weiter leeres Stroh im Parlament.

Aber tückiſch im Verſtecke lauert Auſtria, die Spinne,
Lauert, wie ſie das Vertrauen dummer Fliegen ſich gewinne,
Und an ihrem Spinnefaden reihn wir zu der Einheit Kranz
Vierunddreißig ſchöne Perlen unſres deutſchen Vaterlands.

Und was bringt Er Dir zum Danke? Edelſtein aus allen Kronen,
Bringt als ſchönſte Morgengabe dir den Fluch der Nationen.
Habsburg! — Lothringen! Der Herrſchſucht unerbittliches Geſetz
Erbt von Oeſterreich dem Henker auf den Schlächter Windiſchgrätz.

Wehe ruft im Todeskampfe, Wehe das zertretne Böhmen,
Ewig wie die Flut der Weichſel wird des Polen Klage ſtrömen,
Eine neue Trauerbotſchaft kündet uns der Flammenſchein:
Die Barbaren ziehen heute in den Dom von Mailand ein. – –

Dich vergiften deine Aerzte, die den Samen der Verweſung
In die Adern dir geträufelt: hoffe nicht mehr auf Geneſung,
Krankes Deutſchland, nur im Fieber ſprachſt du von der neuen Welt,
Denn der Acker der Geſchichte bleibt von Knechtshand beſtellt.

Schau, wie sie am Wege stehen, hunderttausend Domestiken,
Bettelnd einen Strahl der Gnade sich von des Erlösers Blicken!
Feiger Pöbel, laß' erschallen deiner Stimme Donnerkraft!
Alles treibst du mit Behagen, doch du dienst mit Leidenschaft.

Gestern war es, daß sie riefen: Barrikaden! Barrikaden!
Und im Bußhemd vor dem Volke stand der Fürst von Gottes Gnaden.
Unnütz in dem Sand zerronnen ist das letzte Heldenblut,
Schneckensaft der Rest — zum Färben eines Purpurmantels gut.

Die Cäsaren kommen wieder nach den Idus dieses Märzen,
Noch einmal sind wir belogen und der Himmel wollte scherzen.
Schließt euch, schließt euch, Hoffnungsblüten! denn ihr seid zu früh erwacht,
Und Europa deckt noch immer kalt und stumm die alte Nacht.

Opfern wir dem neuen Götzen, daß in einer Weihrauchwolke
Sich verhülle und vergrabe diese Schmach dem deutschen Volke!
Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Schmeichle, schmeichle, feiles Erz!
Gebt ein jeder Schuß doch mitten durch der jungen Freiheit Herz.

Ein Musterstück seiner pessimistisch-sarkastischen Satire ist auch sein an Geist und Witz allerdings den besten ebenbürtiges Gedicht:

„Deutschland zum Neujahr 1849":

Mein Deutschland, strecke die Glieder
Ins alte Bett so warm und weich!
Die Augen gehn dir nieder,
Du schläfrig's deutsches Reich.
Hast lang geschrie'n dich heiser,
Nun schenke Gott dir die ew'ge Ruh!
Dich spitzt ein deutscher Kaiser
Pyramidalisch zu.

O Freiheit, die wir meinen,
O deutscher Kaiser, sei gegrüßt!
Wir haben auch nicht einen
Faunkönig eingebüßt.
Sie sind uns alle verblieben,
Und als wir nach dem Sturm gezählt
Die Häupter unsrer Lieben —
Kein einzig's hat gefehlt.

Deutschland nimmt nur die Hüte
Den Kön'gen ab — das g'nügt ihm schon,
Der Deutsche macht in Güte
Die Revolution.
Die Professoren reißen
Uns weder Thron noch Altar ein,
Auch ist der Stein der Weisen
Kein deutscher Pflasterstein.

Wir haben was wir brauchen —
Gesegnet sei der Völkerlenz!
Wir dürfen ferner ja rauchen
In unsrer Residenz.

Wir haben Wrangels Säbel,
Berlin und seinen Wolkensteg,
Das Maultier sucht im Nebel
Noch immer seinen Weg.

Wie freu'n sich die Eunuchen,
Die bilden jetzt den ersten Stand,
Der Welcker frißt die Kuchen
Den Königen aus der Hand.
Du hältst dir einen Gesandten,
Deutschland, im Stillen Ozean,
Und fühlst den Elefanten
In Indien auf den Zahn.

Die Fragen sind erledigt,
Die Pfaffen machen bim bam bum,
Den Armen wird gepredigt
Das Evangelium.
Wir bau'n dem lieben Gotte
Den hohen Dom zu Köln aus
Und geben eine Flotte
Auf Subskription heraus.

Die schwarzrotgoldnen Wimpel
Besorgt der Jakob Venedey,
Als Wappen nahm er den Gimpel,
Sein eignes Konterfei.
Fünfhundert Narrenschellen
Zu Frankfurt spielen die Melodie —
Das Schiff streicht durch die Wellen
Der deutschen Fantasie!

Im Januar 1849 schließt Herwegh seine von Kurzsichtigkeit, Mißverstand und Leidenschaft erfüllten Spottgedichte auf die damalige deutsche Bewegung mit einer düsteren Vision ab, die auch durch den schließlichen Wunsch, daß noch ein Frühling kommen möge, wenig erhellt wird:

Im Frühling.

O laß sie träumen den Kaiserwahn,
Altdeutschlands Ritter und Recken:
Wie werden sich vor dem roten Hahn
Die roten Adler verstecken!

O laß sie träumen noch eine Nacht!
Dann wetzen wir aus die Scharte,
Dann werden Fidibuse gemacht
Aus der europäischen Karte.

Die Völker kommen und läuten Sturm —
Erwache, mein Blum, erwache!
Vom Kölner Dome zum Stephansthurm
Wird brausen die Rache, die Rache.

Die alten Cohorten am Tiberstrom
Stehn auf beim Klang der Trompeten.
Die Glocken schweigen, du ewiges Rom,
Vergiß dein Singen und Beten!

Die Glocken schweigen, die Pfaffen schrei'n
In ihren zertrümmerten Hallen;
Den Heiligen wird der goldne Schein
Vom zürnenden Haupte fallen.

Die Henker falten, vor Schrecken bleich,
Die blutigen Hände zusammen;
Und aus dem stürzenden Oesterreich
Hoch lodern werden die Flammen.

Das alles, das alles soll geschehn
In kommenden Frühlingstagen —
Herrgott, laß die Welt nicht untergehn,
Eh' die Nachtigallen schlagen!

Die Weissagung des Dichters ist weder in der angekündigten Zeit noch in der von ihm ersehnten Art und Richtung in Erfüllung gegangen: die politische Entwickelung Deutschlands hat, erst nach anderthalb Jahrzehnten, auf Bahnen, für die der unklare Freiheitsschwärmer weder Ahnung noch Verständnis besaß, ihren weltgeschichtlichen Fortschritt vollzogen. Der mißvergnügte Dichter aber, der die letzten Jahrzehnte nicht im monarchischen Deutschland, sondern in Frankreich und der Schweiz verlebt und sich zuletzt noch um die internationale Sozialdemokratie durch eine Arbeitermarseillaise verdient gemacht hatte, ist schließlich doch nach der deutschen Heimat zurückgekehrt und am 7. April 1875 in Baden-Baden gestorben.

VI.

Robert Prutz.

Unter den politischen Lyrikern der Vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts steht auch Robert Prutz mit in erster Reihe. Ohne die hohen dichterischen Eigenschaften, welche mehrere seiner Genossen in reichstem Maße auszeichneten, in ähnlicher Stärke zu besitzen: ohne Herweghs Schwung und Pathos, ohne Hoffmanns leichtbeweglichen Humor, ohne Dingelstedts fein pointierende Eleganz, ohne Heines bittern Sarkasmus, ohne Freiligraths leidenschaftliche Phantasie, ohne Geibels vertrauensvolle Zuversicht ist der vielseitige, anempfindungsreiche, durchgebildete Geist von Robert Prutz allen jenen Begabungen so nahe verwandt, von so sympathischem Ebenmaß ähnlich gestimmter Neigungen und Richtungen durchdrungen, daß seine Gesamtwirkung nicht bloß derjenigen seiner genialeren Genossen ebenbürtig, sondern sogar in manchem Betreff überlegen erscheint. Gerade das den Dichter nie verlassende Maß verleiht seiner Poesie ein Gewicht, das ihre Mängel zurücktreten läßt, während es ihren Gehalt verstärkt. So ist Prutz in erster Linie als der korrekte und populäre Dichter der liberalen Opposition der Vierziger Jahre gefeiert worden. Dabei erhöhte seine literarhistorische, kritische und publizistische Thätigkeit trotz mancher Einseitigkeit und Oberflächlichkeit auch in weiteren Kreisen seine Autorität, die freilich seit den Fünfziger Jahren sehr zurückging.

Robert Eduard Prutz war am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren, hatte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und auf den Universitäten Berlin, Breslau und Halle seine Studien gemacht, an letzterer Hochschule mit einer geschichtlichen Abhandlung den Doktorgrad erworben und publizistisch sich bereits an den Hallescheu, späteren Deutschen Jahrbüchern — unter Ruge's und Echtermeyer's Redaktion — beteiligt, als er im Herbst 1840 mit seinem poetischen Erstling: „Der Rhein" und dann im Jahre 1841 mit

seinem Buche: „Der Göttinger Dichterbund" als Dichter und Literarhistoriker hervortrat. Seine Absicht, sich an der Universität Jena zu habilitieren, wurde durch die Weimarische Regierung vereitelt, die ihn sogar 1843 wegen eines Gedichtes „An Dahlmann" des Landes verwies; ebenso erging es ihm in Halle, da die preußische Regierung in des Dichters weiteren poetischen Schöpfungen, insbesondere in seinen geschichtlichen Schauspielen und seiner satirischen Komödie „Die politische Wochenstube" eine dem herrschenden politischen System feindselige Richtung erkannte. Prutzens Drama „Moritz von Sachsen" wurde nach der ersten Aufführung auf der Berliner Hofbühne für ganz Preußen verboten, wegen seiner „politischen Wochenstube" wurde sogar ein Hochverratsprozeß eingeleitet, der jedoch auf Befehl des Königs im Jahre 1846 niedergeschlagen wurde. Prutz hielt nun in Berlin Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters; seine im Winter auf 1847 eröffneten Vorlesungen über die Literatur der Gegenwart wurden nach dem ersten Vortrag wieder verboten. An Ostern 1847 wurde Prutz als Dramaturg an das neue Stadttheater zu Hamburg berufen, gab aber schon nach zwei Monaten diese Stellung auf, da sich dort für künstlerisches Wirken keine Möglichkeit bot. In Hamburg und Dresden sodann mit einer Geschichte des Jahrzehnts beschäftigt, ging Prutz nach Ausbruch der Märzbewegung von 1848 nach Berlin, wo er in demokratisch-konstitutioneller Richtung als Redner und Publizist eifrig thätig war. Die Novemberkatastrophe veranlaßte ihn, nach seiner Vaterstadt Stettin zurückzukehren, wo er Vorträge über die neueste Zeit hielt. Im Frühjahr 1849 wurde er als Professor der Literaturgeschichte an die Universität Halle berufen, wo er dann längere Zeit verblieb. Seit 1850 gab er mit Dr. Wolfsohn in Leipzig die Halbmonatschrift „Deutsches Museum" heraus.

Eine typisch-klassische Probe für die Eigenart der Prutz'schen politischen Lyrik ist in dem zuerst als Flugblatt erschienenen Rheingedicht im zweiten Abschnitt dieses Buches: „Der freie deutsche Rhein" bereits mitgeteilt worden. Klare und breite Entwickelung des Gefühls und des Gedankens, edle, gewählte Sprache, wohlabgemessene, wohlklingende Verse, ernste, wissenschaftlich begründete, wahrhaft freie Gesinnung, vaterländisches, zugleich aber dem Humanitätsideal zugewandtes Streben — alle diese Kennzeichen erheben das erste größere Gedicht des jungen Halle'schen Literarhistorikers zu einem wertvollen Markstein unserer politischen Lyrik.

Die im Jahre 1841 bei Otto Wigand in Leipzig erschienene erste Sammlung Prutz'scher Gedichte brachte merkwürdiger Weise außer dem darin abgedruckten Rheingedichte nichts von *politischer* Lyrik, wiewohl sie solche in der Einleitung ankündigte, da „das Werben zu Thaten kühn und groß" die Aufgabe des Dichters sei:

„Denn wer hat so des Vaterlandes Wunden,
Das Messer so, das unsren Leib zerwühlt,
Und Ruhm und Schmach — wer hat sie so empfunden,
Wie des Poeten warme Brust sie fühlt?"

Um so ausschließlicher ist die „Neue Sammlung" der „Gedichte von R. E. Prutz", herausgegeben im Jahre 1843 zu Zürich und Winterthur, im Druck und Verlag des literarischen Comptoirs, vom Verfasser „seinen Freunden in Königsberg in Preußen gewidmet", mit politischer Lyrik angefüllt. Der Dichter beginnt sofort mit einer „Rechtfertigung" der politischen Poesie:

„Man hat die Poesie verklagt,
Man zürnt mit uns Poeten,
Daß wir mit stolzem Mut gewagt
Vor unser Volk zu treten:
Daß wir gewagt, mit lautem Ton
Die Schlummernden zu wecken,
Daß wir gewagt, auf ihrem Thron
Selbst Könige zu schrecken." .....

Der Dichter, offen für Herwegh Partei nehmend, setzt der idyllischen Liebespoesie das Recht des Zeitgedichts, der Freiheitslyrik entgegen; den Anhängern des Alten ruft er zu:

„Nun gut! so rutscht denn auf dem Knie
Und räuchert eurem Fetisch,
Und klagt, die neue Poesie
Sei gar zu unästhetisch:

Wir kümmern uns den Teufel drum,
Wie man uns kritisiere,
Und ob ein feines Publikum
Uns höchlich degoutiere! —

Dich, deutsche Jugend, dich allein,
Dich suchen diese Lieder!
Dein Ohr ist wach, dein Herz ist rein,
Dein Busen hallt sie wieder!

Die Jugend nur, die Jugend nur,
Die Jugend soll uns hören,
Und nicht Kritik und nicht Censur
Soll unsre Lieder stören!"

Mit allem Nachdruck vertritt der Poet das Recht der Jugend, der Zukunft, der Begeisterung gegen das Alter und die Rückständigkeit; er will eine neue Zeit heraufführen helfen.

Im „Lügenmärchen" beschreibt Prutz voller Humor ein utopisches Zukunftsland, dessen einzelne Erscheinungen den Betrachtenden immer wieder zu dem Ausrufe drängen: „Unterdessen nimmt mich's Wunder." Das Gedicht läßt sich in mehr als einer Hinsicht mit den heiteren Erfindungen Hoffmanns vergleichen; auch ist ihm, wie bei Hoffmann so oft, ein Hinweis auf einen germanischen Schriftsteller vorgesetzt: „Wilhelm Wackernagel, Deutsches Lesebuch, Th. II, Vorr. p. IX." Das Gedicht in seiner ganzen Ausdehnung mitzuteilen, müssen wir uns versagen: es genügt zu

bemerken, daß der Dichter von einem Berge aus ein ideales Land liegen sieht, wo alle die übeln Einrichtungen fehlen, die von der nationalen und liberalen Opposition der Zeit in Preußen und im übrigen Deutschland beklagt und angegriffen wurden. Die letzte Strophe faßt die einzeln nach einander, von Stufe zu Stufe immer vermehrt in den dadurch stets vergrößerten Strophen aufgeführten negativen Vorzüge des idealen Fabellandes zum guten Ende zusammen:

Und nun zum letzten Mal hinan,
Was sah ich da!
Ein jeder durft' auf eignem Bein
Die ew'ge Wahrheit suchen,
Kein Pfaffe durfte: „Kreuz'ge!" schrei'n
Und von der Kanzel fluchen.

Wunder über Wunder!
Keine Barone
Neben dem Throne?
Glückliche Staaten
Ohne Soldaten?
Kein Paßvisieren
Und Chikanieren?
Ohne Spione,
Denkt Euch nur: ohne!?
Ganz ungenierte
Volksdeputierte?
Freie Autoren
Ohne Censoren?
Die Philosophen
Nicht hinterm Ofen?
Kein Pietismus,
Kein Servilismus?
Sanfte Theologen —
Das ist gelogen!

Das „Lügenmärchen" gehörte bald zu den beliebtesten Pretiosen des damaligen Liberalismus, ebenso der „Esel des Buridan", der zwischen Heu und Klee herumschnobernd, keine Entscheidung treffen kann, wie die noch dümmere Zeit, der die Wahl schwer fällt zwischen Censur und freier Presse.

Daß die Freiheitslieder noch nicht die Freiheit bringen, daß die politischen Gedichte keine politischen Thaten und Erfolge sind, ist dem Sänger selbst wohlbekannt. Immerhin ist ihre Bedeutung für die staatliche und freiheitliche Entwicklung durchaus nicht zu verkennen und zu mißachten. In einem Gedicht „An die Neunmalweisen", an die sich allein als die berufenen Staatsmänner dünkenden Praktiker, stellt Prutz den Dünkel der Realisten, die doch auch thatsächlich für die nationalstaatliche Einigung und freiheitliche Entwickelung nichts leisteten, dem idealistischen Streben der politischen Lyriker gegenüber; von jenen „Neunmalweisen" sagt er:

„Sie sehen stolz hernieder,
Sie schmähen unsre Lieder,
Daß es nicht Thaten sind:
Was schlagt Ihr nur die Saiten
Und wollt mit Liedern streiten?
Man sang zu allen Zeiten,
Sang immer in den Wind.

Nein, wer die Welt will meistern,
Der habe nicht mit Geistern
Und Träumen nur Verkehr:
Der lerne nicht blos singen,
O nein, der lerne ringen
Und handeln und vollbringen,
Denn alle That ist schwer."

Die Antwort des politischen Lyrikers auf diese Mahnung bestimmt Wesen und Wert seiner Thätigkeit in charakteristischer Weise:

„Wohlan, Ihr Neunmalweisen,
Wir woll'n Euch dankbar preisen,
Wollt Ihr nur Eins gerubn:
Ihr wißt ja schön zu raten —
So gönnt in Euren Staaten,
So gönnt uns Raum zu Thaten,
So gebt uns doch zu thun!

Wir wissen selbst: die Leier,
Die macht die Welt nicht freier,
Taub ist der Hohen Ohr,
Doch schwebt denn nicht, ich frage —
Mit munterm Flügelschlage
Dem werdenden, dem Tage,
Die Lerche auch zuvor?

Und kommt auf schwarzen Wogen
Ein Sturm herangezogen,
Seht Ihr die Möve nicht?
Und wenn der Lenz soll kommen,
Habt Ihr da nicht vernommen
Der Nachtigall, der frommen,
Prophetisches Gedicht?

Drum, was die Neunmalweisen
Auch predigen und preisen,
Wir dulden ihren Spott.
Wir streuen doch zu Thaten,
Zu künftigen, die Saaten —
Nun mag die Frucht beraten
Der allerhöchste Gott!*)

Treffend geißelt der Dichter das besonders in dem protestantisch und philosophisch aufgeklärten Preußen, selbstverständlicherweise in seinen höher gebildeten Ständen, vielverbreitete heuchlerische Scheinwesen, das Denkfreiheit und Unglauben für die bevorzugten oberen Zehntausend unverschränkt in Anspruch nimmt, für das gemeine Volk aber die dogmatisch korrekte Gläubigkeit und Kirchlichkeit, sowie die blinde Unterwerfung unter die herrschende Autorität mit aller Strenge fordert und aufrecht hält. So spricht bei ihm

„Der Minister":

Alles um des Volkes willen!
Seht, ich lache selbst im Stillen
Dieser Bibeln und Postillen
Und daß man so gläubig ist:
Ich für mich bin Atheist!
Doch das Volk, das Volk muß glauben!
Glauben heißt der Talisman,
Dem die Erde unterthan:
Wir die Adler, sie die Tauben!
Und das Volk, das Volk muß glauben,
Glauben — oder doch so thun!

Täglich in die Kirche laufen,
Himmlische Traktätchen kaufen
Und mit Jordanwasser taufen,
Samt dem christlichen Verein —
Nun, für mich sinds Faselei'n.
Doch das Volk, das Volk muß beten!
Denkt, o denkt nur den Skandal,
Wenn die Bürger auch einmal
Gottlos wie der Adel thäten!
Nein, das Volk, das Volk muß beten,
Beten — oder doch so thun!

Ja, wenn ich es recht ermesse,
Kann vielleicht sogar die Presse
Für Beamte und Noblesse
Schon ein wenig freier sein.
Aber für die Andern? Nein!
Nein fürwahr, das Volk muß schweigen,
Wer gehorchen will, sei stumm!
Schweigend wird das Publikum
Stets sich am loyalsten zeigen.
Drum das Volk, das Volk muß schweigen,
Schweigen — oder doch zu thun!

An der Unzufriedenheit, spöttelt der Dichter, seien nur die schlechten Scribenten schuld, die uns die großen Männer und großen Thaten unserer Zeit verekeln:

*) Das Gedicht erschien zuerst in der Rheinischen Zeitung im Dezember 1842.

„Habt Ihr nicht Könige, die dichten?
Nicht Könige, die Redner sind?"

fragt er die Zweifelnden unter deutlichem Hinweis auf Friedrich Wilhelm von Preußen und König Ludwig von Bayern.

Die Erinnerung an Hutten gibt ihm Anlaß, die Jugend vor der bösen Ungeduld zu warnen, die an allem Uebel schuld sei:

„Vielleicht nach drei Jahrhunderten,
Vielleicht, wir können warten,
Vielleicht nach drei Jahrhunderten
Wehn vorwärts die Standarten!"

Solcher Pessimismus ist freilich nicht ernsthaft gemeint: in einem Begrüßungsgedicht an Herwegh, „den geliebten Freund", wird die Hoffnung auf baldige Waffenbrüderschaft im Kampfe für eine bessere Zukunft ausgesprochen:

„Nur Worte hatten wir bis jetzt —
O denk dir! denk dir! welche Lust,
Darfst du einmal das Eisen auch
Dem Feinde stoßen in die Brust!
Darfst du der zweifelnden Kritik
Ins bleiche Antlitz demonstrieren,
Daß unsre Lieder etwas mehr
Als blos mit Tugend renommieren."

Die Vision dieser thatenreichen Zukunft ist allerdings in der geträumten Weise nicht zur Wahrheit geworden — und allem Anschein nach zum Glück der poetischen Freunde selbst! Bei aller Aufrichtigkeit der lyrischen Freiheitsbegeisterung war diese doch von einer Unklarheit und Unbestimmtheit, daß es den Sängern schwer gewesen sein würde, den Gegner aufs Korn zu nehmen, dem das mörderische Eisen in die Brust gestoßen werden sollte.

Ein klareres Ziel zur Bethätigung deutschen Einheits- und Bürgersinns bot das im Mai 1842 durch eine verheerende Feuersbrunst heimgesuchte Hamburg, das aus allen deutschen Gauen werkthätige Hilfe fand. Hier finden auch die Dichter einen dankbaren Stoff zu politischer Mission; Prutz ruft ihnen zu:

„Zeigt, wie aus Trümmern neubelebt,
Erprobt im Feuer und gereinigt,
Ein neues Hamburg sich erhebt,
Das freie Männer frei vereinigt.
Vom Volk gestiftet und beschworen
Zeigt uns den neuen Bürgerbrief,
Zeigt uns die neuen Senatoren,
Die die Gemeinde selbst berief."

Eine realpolitische Idee der Zukunft vorausnehmend, stellt Prutz schon damals die Forderung des Anschlusses der alten Hansastadt an den deutschen Zollverein auf.

„Das Banner laßt des Zollvereins
Auf seinen Zinnen sich entfalten!
Denn dies allein und anders keins
Kann Hamburgs Blüte frisch erhalten."

Bei solchen konkreten Objekten der Tendenzlyrik kommt dann freilich der ästhetische Wert des Poems zu kurz. Für diesen ist es besser in Lenzgefühlen zu schwärmen, wie sie Prutz ebenfalls nicht fremd waren:

„Süßer Frühling, holder Mai,
Frühling unsrer Herzen,
Komm', o komm', und wär' es auch,
Wär' es auch mit Schmerzen!
Müßten wir aus Wunden auch
Deine Rosen färben,
Müßten auch wir selber als
Frühlingsopfer sterben!"

Das Gedächtnis einstiger Führer der nationalen und freiheitlichen Bewegung gibt der Prutz'schen Lyrik dankbare Vorwürfe. So feiert ein schwung- und klangvolles Lied das Andenken an die von der deutschen Burschenschaft als Bannerträger hochgehaltenen Brüder Ludwig und Karl Follen, von denen der eine, Karl, im Jahre 1841 auf einem Dampfschiff bei Boston verbrannt war, der andere, Ludwig, noch bis 1855 in der Schweiz lebte:

„Und Herwegh sprach und hob das Glas: Follen!
Wir stießen an, wir meinten ihn zu sehn,
Wie er der Jugend einst vorangegangen,
Glorreich und kühn, mit kampfgebräunten Wangen,
Aufrechten Haupts mit Blicken stolz und frei
Recht eines Kaisers Konterfei!

Als tönte noch, als risse noch sein Wort
Die jungen Herzen allgewaltig fort,
Als klängen noch die unvergess'nen Töne,
Das „Katzbachlied" und „Vaterlandes Söhne"!
Als schmückte noch in jugendlichem Glanz
Ihn frisch der Jugend grüner Kranz!"

Dem noch lebenden des brüderlichen Dioskurenpaares spricht der Dichter den Heilwunsch aus:

„Du sollst sie noch, du sollst sie wiederschauen
Vereint und frei, des Vaterlandes Gauen!
Dein letzter Athem trinke deutsche Luft,
In deutscher Erde deine Gruft!" —

In einem programmatischen Gedichte faßt Prutz die Forderungen der liberalen Opposition zusammen: „Was wir wollen." Zuerst heißt es da:

„Das Vaterland
Soll fest zusammenhalten,
Vom Rhein bis an den Ostseestrand
Selbständig, ungespalten";

Da sollen die Fürsten
„Dem Volke vertrauen,
Die Säulen ihrer Macht
Nur auf dem Recht erbauen";

Die Völker seien
„Kühn und stark,
Von keinem Joch gebogen,
Genährt von ihrer Vorzeit Mark,
Zu Knechten nicht erzogen;"

Die Gesetze seien
Kurz und rund,
Die klar und deutlich sprechen,
Und die auch keines Königs Mund
Darf biegen oder brechen;"

Minister will der Dichter,
„Die dem Jahrhundert
Weit offne Straßen bahnen."

„Freie Wissenschaft", „freie Presse" und „noch Eins, bei dem die Herzen schlagen" -- die hier unausgesprochen bleibende Forderung hat der Dichter beim Kölner Dombaufeste verlautbart: die „Constitution", in dem vielberufenen Seitenstück zu seinem Rheingedicht: „Dem Könige von Preußen. 4. Sept. 1842":

Mit Festgeläut, Standarten, Ehrenbogen,
Den König grüßt der königliche Rhein.
Wie glänzt der Strom! wie drängen sich die Wogen!
Wie schaun die Ufer stolz und froh darein!
Die Freude jauchzt aus tausend muntern Kehlen
Und donnernd trägt der Wiederhall sie fort;
Doch darf zum Guten nicht das Beste fehlen:
Das ist, o Herr, ein freies Wort!

Du kommst, o Herr, zum Kölner Dombaufeste,
Mit eigner Hand den zweiten Grund zu weihn;
Sie rührten dich, der Vorzeit edle Reste,
Laut sprach zu dir das bröckelnde Gestein.
Ein Wink von dir — und die Gerüste steigen,
Sich wiederspiegelnd in dem goldnen Strom,
Und was sich auch für Wetterwolken zeigen,
Fortbaun willst du den Kölner Dom!

Fortbaun, fürwahr! Da hast du es getroffen,
Das ist der Klang, der unserm Ohr gefällt!
Das ist es, das, was deine Völker hoffen,
Das ist die Losung der verjüngten Welt!
Nicht Dome blos, nicht Burgen und Paläste,
Bau' fort, o Herr, an einem andern Haus!
Bau' fort, bau fort an einer andern Veste:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

Fortbaun allein, fortbauen heißt erhalten!
Dieselbe Huld, die du dem Dom beschcert,
O laß sie auch im Vaterlande walten,
Auch dies, bei Gott! ist einen Grundstein wert.
Dem Dome gleich, halb fertig, halb Ruine,
Erwartungsvoll steht unser teures Land;
Es schaut dich an und fleht mit stummer Miene —
Auch ihm, auch ihm ein Wink der Hand!

Warum nicht ihm? Warum nur Steine tragen,
Nur Heil'ge meißeln, Wölbungen erbau'n?
Kein Herz wird dir in diesen Mauern schlagen,
Kein Auge wird aus diesen Säulen schau'n.
Dort aber kannst du Herzen dir entzünden,
Zum Tempel dort kannst du ein Volk dir weihn —
O lockts dich nicht, den Tempel auch zu gründen,
Bauherr der Freiheit auch zu sein?

Dem Krahne gleich dort auf des Turmes Mauer,
Der regungslos manch ein Jahrhundert stand,
So steht die Presse, Herr! Sie steht voll Trauer,
Weil sie noch nicht die volle Freiheit fand.
O laß auch sie, auch sie sich neu bewegen,
Wie du den Krahn sich neu bewegen heißt,
Und wonnenvoll, der ganzen Welt zum Segen,
Grüßt Protectori! dich der Geist. —

Herr, zürne nicht! Wir wissen, was wir wollen,
Und daß wirs frei bekennen, das ist Pflicht.
Sieh! die Geschichte drängt! die Räder rollen!
Und wollt' es Gott, Gott selber hielt' sie nicht!
Gieb frei den Weg! denn Freiheit ist das Beste,
Du baust mit ihr zugleich den eignen Thron:
So sprich das Wort zum zweiten Dombaufeste,
Sprich aus das Wort: Constitution!

Das ist der Bau, zu welchem du berufen,
Auf diesen Säulen gründe sich dein Ruhm!
Hier knie du mit uns auf denselben Stufen!
Denn auch die Freiheit ist ein Heiligtum.
Paläste fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort,
Und ewig dann zu deinem Ruhm wird sprechen,
Das heut dich grüßt, das freie Wort!

Das Gedicht hat gewiß manche Schönheiten, indessen können wir dem Urteil Gottschalls nicht Unrecht geben, wenn es dasselbe im Hinblick auf die — auch metrisch bedenklich — eingefügte Bitte um Verleihung der „Constitution" als gereimte Petition charakterisiert: „die bestimmte politische Formel ist unpoetisch."

In glücklicherer, leichterer Form als die Verfassungsbitte wird die Forderung der Preßfreiheit vom Dichter behandelt. In humorvoller Satire verspottet er die vom König gewährte Censurfreiheit für Bücher von mindestens zwanzig Bogen:

„Preußens freie Presse".

Zwanzig Bogen, zwanzig Bogen!
Nun gereckt und nun gezogen,
An den Federn nun gesogen,
Bis die zwanzig Bogen voll!
Neunzehn Bogen sind noch sündig,
Aber zwanzig machen mündig,
Wär' der zwanzigste auch toll!

Nun geplündert, nun gestohlen!
Denn der König hat befohlen,
Und der Setzer steht auf Kohlen:
Rasch den zwanzigsten herbei!
Neunzehn Bogen sind gefährlich,
Aber zwanzig machen ehrlich,
Aber zwanzig machen frei.

Heil'ge Zwanzig! zu dir bet' ich:
Rätselhaft und wunderthätig
Macht des Königs Majestät dich,
Und ich ehre seine Huld.
Zwar das neunzehnte Jahrhundert
Steht beschämt und fragt verwundert —
Ja die Neunzehn hat die Schuld!

Und so läßt es sich erraten:
Unsre Fürsten, unsre Staaten
Nehmen als Homöopathen
Jetzt die Völker in die Kur.
Laßt die Leser sich erboßen!
Wenig Fleisch und lange Saucen,
Das ersetzt uns die Censur.

Schreibt denn nnn in Gottes Namen,
Schreibt, ihr Herren und ihr Damen,
Schreibt, ihr Blinden und ihr Lahmen,
Schreibt nach Maß und nach Gewicht!
Zwanzig Bogen zwar sind Euer:
Aber zwanzig sind zu teuer,
Zwanzig Bogen kauft man nicht.

Ja zumal in unsern Tagen,
Wo die dampfbeschwingten Wagen
Sausend durch die Länder jagen
Und es doch an Zeit gebricht:
Zwanzig Bogen — welche Menge!
Zwanzig Bogen — welche Länge!
Zwanzig Bogen liest man nicht.

Eines der glänzendsten und wirksamsten Gedichte der Neuen Sammlung ist Ludwig Uhland gewidmet. Prutz, gerade in das Studium des besten unserer damals lebenden Dichter vertieft, wird von einem Freunde mit der Meldung überrascht, daß König Friedrich Wilhelm IV. soeben dreißig hervorragenden deutschen Männern den Orden pour le mérite verliehen habe, und erfährt zu seinem Erstaunen, daß bei der königlichen Auszeichnung zwar auch die Dichtkunst beteiligt sei — mit Tieck,

„Dem Urahn der Romantik
Und dem deutschen Mandarin,
Rückert, den zwar nicht die Reime,
Aber längst die Musen fliehn" —

daß aber Uhland nicht zu den Dekorierten gehört, der edelste Dichter,

„Der in allertrübsten Tagen,
In den Tagen unsrer Schande
Dennoch seine Lieder weihte
Dem geliebten Vaterlande,
Der aus eingestürzten Hallen,
Aus der Vorzeit dunklem Schacht
Gold der Liebe, Gold der Treue
Glänzend an das Licht gebracht,

Daß aus frisch belaubtem Stamme
Alte Zeiten neu erblühten,
Daß für Vaterland und Freiheit
Alle Herzen neu erglühten,
Daß der Wiederhall erwachte
In dem deutschen Dichterwald,
Daß Gesang aus tausend Kehlen
Rings von allen Zweigen schallt."

Er, der Liebling der deutschen Nation, dem vor allen andern der höchste Ordensstern gebührt hätte, den ein sein Volk und Vaterland wahrhaft liebender und ehrender, kunstsinniger deutscher König unmöglich vergessen oder zurücksetzen durfte, — Ludwig Uhland fehlt in der Ordensliste! — Bei dieser Enttäuschung muß natürlich das Urteil des glühenden Uhland-Verehrers scharf lauten:

„Den die Könige nicht mögen,
Der den Fürsten nicht behagte,
Weil er in der Zeit der Knechtschaft
Dennoch frei zu dichten wagte:
Ludwig Uhland, deutscher Dichter,
Vaterlandes Schmuck und Zier,
Einen Orden, einen andern,
Geben Deutschlands Bürger dir!

Geben brennend Rot der Liebe,
Geben sanftes Blau der Treue,
Daß dein Haupt, das silberweiße,
Grünen Kranzes sich erfreue!
Geben bürgerliche Wahrheit
Für gekrönten Fastnachtscherz:
Dreißig Männern dreißig Orden,
Aber Uhland unser Herz!" —

Ein Cyklus von Liedern wird der badischen zweiten Kammer gewidmet, in der damals Professor Welcker von Freiburg und der greise Adam von Itzstein den deutschnationalen und den liberalen Gedanken leuchten ließen. Daß die Volksvertretung eines nicht zu den größten zählenden Einzelstaates den deutschen Bund an seine Verpflichtungen mahnte, rechnet ihr Prutz, gewiß mit Recht, zu hohem Verdienst an. Er läßt die schläfrige, pflichtvergessene Haltung der Bundesversammlung in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt in den wichtigsten Fragen Revue passieren: der Verfolgung der „tadellosen" Burschenschafter, De Wette, Jahn und Arndt; der Nichtausführung des 13. Artikels der Bundesakte, wonach in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung bestehen sollte; dem jämmerlichen Treiben der Mainzer Kommission; der Inkompetenzerklärung des Bundestags gegenüber dem Verfassungsbruch in Hannover:

„Nicht kompetent zu sagen,
Daß Meineid Meineid sei?!
Das kann der Bauer schlichten,
Der seine Bibel kennt,
Und du und du mit nichten?
Und du nicht kompetent?" —

Das politische Streben des Dichters ist auch dem religiösen Gefühl nicht fremd. In ergreifendem Gegensatze stellt er in der „Sonntagsfeier" dem frommen christlichen Gottesdienste den Freiheitsmorgen der politischen Auferstehung gegenüber:

„Wir beten auch — unausgesprochen,
Ein Hauch, der unsre Brust durchweht,
Ein stummer Schwur, ein Herzenspochen,
Und eine That — das ist Gebet!"

Hoffnungsfroh läßt der Dichter seine Lieder aus der Schweiz durch die Heimat flattern,

„Bis der Zukunft Rosen blühen
Nach der winterlichen Nacht,
Bis, wie prächtges Alpenglühen,
Morgenrot der Freiheit lacht!
Bis, wie Donner der Lawinen,
Deutschland seine Ketten sprengt,
Bis ein neuer Tell erschienen
Und die That das Lied verdrängt."

Die in den Gedichten von 1843 so vielfach bekundete freie politische Gesinnung wird von Prutz auch in allen seinen späteren literarischen Veröffentlichungen ungeschwächt dargelegt — bei ihm ist von einem Wechsel der vaterländischen und entschieden liberalen Haltung keinerlei Spur zu finden.

Ein Lied des Dichters im „Vorwärts", einem „Volkstaschenbuch für das Jahr 1844", trägt die alte Zuversicht zur Schau:

„Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Noch sind wir nicht, nicht ganz besiegt:
Mit jedem Lied wird sie geboren,
Das aus der Brust der Lerche fliegt.
Sie rauscht uns zu im jungen Laube,
Im Strom, der sich durch Felsen drängt,
Sie glüht im Purpursaft der Traube,
Der brausend seine Bande sprengt!

Der sei kein rechter Mann geachtet,
Den lohne nie der Jungfrau Kuß,
Der nicht aus tiefster Seele trachtet,
Wie er der Freiheit dienen muß.
Das Eisen wächst im Schoß der Erden,
Es ruht das Feuer in dem Stein —
Und wir allein soll'n Knechte werden?
Ja Knechte bleiben, wir allein?

Laßt euch die Kette nicht bekümmern,
Die noch an eurem Arme klirrt:
Zwing-Uri liegt in Schutt und Trümmern,
Sobald ein Tell geboren wird!
Die blanke Kette ist für Thoren,
Für freie Männer ist das Schwert:
Noch ist die Freiheit nicht verloren,
So lang Ein Herz sie noch begehrt!"

In gewissem Sinne eine Ergänzung der vormärzlichen politischen Lyrik Prutzens darf hier auch seine 1845 erschienene Aristophanische Komödie, „die politische Wochenstube", nicht unerwähnt bleiben, mindestens nicht der lyrisch wie politisch-prophetisch wertvolle Schlußchor, mit welchem die Sklaven der unterdrückten Germania die Hoffnung auf den einstigen Rächer und Retter Deutschlands zum Ausdruck bringen:

„Wird er erscheinen?
Wird er sich zeigen,
Unser erwarteter,
Pfeilbewaffneter,
Rächender Gott?
O du erwarteter,
O du verheißener,
Freundlicher Bote zukünftiger Zeit!
O erschein', o erschein' uns, wir flehen dich an,
Dein wartet in Thränen, dein wartet die Welt:
O erscheine dem hoffenden Volke!"

Prutz's „Neue Gedichte", aus den Vierziger Jahren bis Ende März 1849 stammend und im letztgenannten Jahre in Mannheim bei J. P. Grohe im Druck erschienen, (auch in zweiter Auflage) sind überwiegend politischen Inhalts und vom Dichter einem deutsch-österreichischen Politiker, seinem „teuren Freunde Franz Schuselka als öffentliches Denkmal inniger und unveränderlicher Freundschaft" gewidmet. Geist und Ton dieser neuen Gedichte sind im allgemeinen nicht mehr so jugendfrisch und keck wie bei ihren Vorgängern: vielfach macht sich eine gewisse Ermüdung und Resignation fühlbar, die dem doch noch in den kräftigsten Mannesjahren stehenden Dichter einen ältlich kränklichen Zug verleiht. Indessen bricht wieder an manchen Stellen der idealistisch-burschikose Aufschwung durch, der den gesinnungstüchtigen Sänger der Halleschen Junghegelianer zugleich als Herzensverwandten der Schenkendorf und Follen erscheinen läßt — eine eigentümliche Mischung, die auch in der Form und Diktion

der Gedichte zum Ausdruck kommt und nur wenige als harmonische, einheitliche lyrische Ergüsse auszuzeichnen gestattet, bei denen dann auch der politische Charakter zurücktritt.

Wie kurzsichtig geschäftig der vormärzliche Polizeistaat die publizistische Satire herausforderte, die sich natürlich auch der poetischen Form bediente, zeigt ein von Prutz in „fünf neuen Liedern" besungener Erlaß des Ministers von Bodelschwingh, der die volkstümliche Feier des Karnevals in Düsseldorf nach mehr als zwanzigjährigem Bestehen im Februar 1848 verbot. „Auf den kläglichen und höchstbetrübenden Hingang des edlen Prinzen, genannt Held Karneval", Trauergesänge zu erheben, in denen es an mehr oder minder scharfen Spitzen gegen den Scharfrichter und gegen die Polizei nicht fehlen durfte, war für die oppositionelle Poesie eine lockende Aufgabe. Wie nahe lag es, dem „Pascha in Berlin", der seine Gensdarmen gegen die rheinischen Faschingsfreunde losließ, auf den Kopf zuzusagen, daß er mit seinem Gewaltstreich „die Narrheit als sein Monopol" erklärte! — Trost für die Störung ihrer Freude läßt der Dichter seine Düsseldorfer Genossen beim besten Sorgenbrecher, dem Rheinwein, suchen und finden:

„Den man tückisch uns verboten,
Den die Häscher uns erschlagen,
Den mit Thränen wir beklagen,
Dieses Glas dem großen Toten!

Daß zu Nacht bei Mondenscheine
Jenem Pascha, der es wagte,
Der die Freude uns versagte,
Daß sein Schatten ihm erscheine!

Nicht, wie wir ihn lebend sahen,
Rebumkränzt die schlanken Lenden,
Einen Humpen in den Händen,
Nein, als Schreckbild soll er nahen!

Seine Glocken, seine Schellen,
Festmusik der klugen Thoren,
Sollen in des Paschas Ohren
Hell wie Aufruhrglocken gellen!

Und die Peitsche, jene flinke,
Die er führte zum Entzücken,
Daß sie von des Paschas Blicken
Drohend wie ein Dolch ihm blinke!

Also während wir hier sitzen,
Bei Gesang und Wein vereinigt,
Von Gespenstern er gepeinigt,
Soll er ächzen, soll er schwitzen.

Bis er endlich wird genesen
Und bekennen wird verwundert,
Daß im neunzehnten Jahrhundert
Er der einz'ge Narr gewesen."

Ueber die bald darauf hereingebrochene Volksbewegung des Jahres 1848 und insbesondere über das Frankfurter Parlament, dem Prutz, ebenso wie Hoffmann von Fallesleben, nicht als Mitglied angehörte, hat der Dichter seine Eindrücke, Auffassungen und Nörgeleien in einem Doppeldutzend meist kurzer Gedichte niedergelegt. Die Verschiedenheit der politischen Strömungen, die damals bei der noch sehr geringen staatsbürgerlichen Schulung unseres Volkes zu Tage treten mußte, spiegelt sich auch in diesen Gedichten wieder, die der Verfasser, als „Einer, dem Verschiedenes heutzutage spanisch vorkommt", mit der Aufschrift „Neuspanische Romanzen" einführt. Im Lichte späterer, reiferer Einsicht erschei-

nen manche dieser „Romanzen" in ihrem Inhalt recht einseitig oder ganz verfehlt. Die Epigramme auf eine Reihe von Rednern aus der Paulskirche verspotten zwar oft mit Geist und Witz allerlei Schwächen vielgenannter Persönlichkeiten, ebenso oft aber sinken sie zu ziemlich schalen Wortspielen und wohlfeilen Reimereien herab, wie z. B. in den Apostrophen an Bassermann und Venedey:

„O Bassermann! o Bassermann!
Was bist du für ein Wassermann!
Du siehst ja Wein für Wasser an!"
. . . . . .
„O Venedey! o Venedey!
Da wird mir ja ganz weh dabei!
O sei doch nur ein Mann dabei
Und laß die viele Schwärmerei,
Die Nebelei und Schwebelei,
Die alte Burschenschafterei
Und dies und das und mancherlei,
Sonst wirklich, guter Venedey,
Sonst wird uns wirklich weh dabei!"

Insbesondere werden auch solche Parlamentarier, die sich durch ihre nüchternere Haltung die Ungunst der Freiheitsschwärmer zuzogen, mit oft recht schwächlichen Bekrittelungen heimgesucht. So wird Wilhelm Jordan, der schon damals für den maritimen Beruf Deutschlands Verständnis besaß und an Duckwitz's Seite als Marinerat ins Reichsministerium eintrat, als „Oberreichsmarineaal" von Prutz mit ebenso billigen Scherzen verspottet wie von Dingelstedt.

Zur Kardinalfrage der deutschen Einigung, dem Zusammenschluß der Bundesstaaten unter einer leistungsfähigen Führung, konnte Prutz natürlich nur diejenige Stellung einnehmen, die für jeden einsichtigen deutschen Patrioten vorgezeichnet war. Bei der damaligen politischen Verwirrung aber und der durch die Persönlichkeit des preußischen Königs gegebenen Unwahrscheinlichkeit einer thatkräftigen Erfassung des deutschen Berufs der Hohenzollern konnte der Dichter nur ahnungsweise für eine fernere Zukunft seine Ansicht über die Kaiserfrage kundgeben. In seiner fünften neuspanischen Romanze singt er:

Ob ich einen Kaiser wollte?
Freilich wohl will ich ihn auch!
Ob sein Banner wehen sollte
Feierlich nach altem Brauch?

Nach dem alten nicht, dem neuen,
Den wir stifteten im März,
Nach dem Brauch der wahrhaft Freien
Soll es ragen himmelwärts!

Euer Kaiser, den ihr bettelt
Aus den Ecken euch mit Not,
Kaum, wie ihr sie angezettelt,
Ist die Farce wieder tot!

Diese Krone, die aus Zindel
Ihr geklebt, aus buntem Tafft,
Eh' das Kind noch in der Windel,
Hat der Sturmwind sie entrafft!

Keinen Kaiser, den man billig,
Besser auf dem Trödel kauft,
Einen solchen Kaiser will ich,
Den die Freiheit selbst getauft!

Den man uns nicht zugeschoben,
Heimlich wie ein totes Wild,
Den das Volk emporgehoben
Selber auf dem eignen Schild:

Klar und frei, an offnem Tage
Ohne Widerſpruch und Streit,
Den mit ihrem Ritterſchlage
Die Geſchichte ſelbſt geweiht!

Der vom Schickſal uns erzogen,
Kräftig, mit bewährter Hand,
Durch die Wellen, durch die Wogen
Glücklich führt das Vaterland!

Der nicht marktet und verhandelt
Mit dem Sklaven und dem Zar,
Nein, der ſeine Straße wandelt
Frei durch Wetter und Gefahr;

Der durch Briefe nicht und Noten,
Nein, durch Thaten zwingt die Welt,
Deſſen Adler Siegesboten,
Deſſen Schwert ein Freiheitsheld.

Schüttelt, ſchüttelt eure Loſe,
Schickſalsnornen, mit Gebet,
Daß vielleicht im Mutterſchoße
Bald ein ſolcher Mann erſteht.

Herkules, der in der Wiege
Schlangen ſchon erdrücken kann —
So zum Kampfe, ſo zum Siege,
Deutſcher Kaiſer, führ' uns an!

In den ſpezifiſch preußiſchen Angelegenheiten richtet der Dichter ſeine ſchärfſten Pfeile gegen den im November 1848 zum Miniſter beförderten, ſpäter als Miniſterpräſident für die geſamte preußiſche Staatspolitik leider ſo einflußreich gewordenen Freiherrn Otto v. Manteuffel. Daß der weiſe Salomo auf dem Throne nicht Engel, ſondern Teufel brauchte, um ſeine Reifen zu ſchmieden, will der Dichter begreifen, aber warum er einen ſo völlig dummen und ſtummen genommen, verſteht er nicht. Echt freilich ſei der Teufel, ohne Frage, aber „wann war ein Teufel ohne Geiſt" wie dieſer?! und wann habe man je vorher einen „ſo vollkommen lahmen Teufel" geſehen?!

„Und dennoch iſt der Teufel echt!
Denn nie war einer ſo bepecht:
Trotz Wort und Schwur, trotz Hieb und Stoß,
Den Teufel werden wir nicht los!"

Zum Schluß will allerdings der Dichter ſeine Schwarzmalereien nur als Scherze aufgefaßt wiſſen:

„Dieſe kleinen Schelmereien,
Unberufne Teufeleien,
Wird man ſie mir wohl verzeihen?
Ei, verſteht ſich, ohne Zweifel!
Eitel iſt ja ſelbſt der Teufel,
Und die Klauen ihm zu ſtutzen
Und das Schwänzchen ihm zu putzen
Und die Ohren ihm zu zauſen
Und das Fell ihm abzulauſen,
Worin liegt da das Verbrechen?
Darum denk' ich, frei zu ſprechen,
Dieſe kleinen Schelmereien,
Unberufne Teufeleien,
Wird er nicht blos mir verzeihen,
Sondern als gebild'tes Weſen
Selbſt ſie mit Vergnügen leſen."

In der That hatte Prutz im Jahre 1849 nicht dieſelben Erfahrungen zu machen, wie ſein älterer Kollege Hoffmann im Jahre 1843. Er war auch im Grunde als geborener Preuße ebenſo gut preußiſcher wie deutſcher Patriot. In einem Prolog zur Aufführung von Kleiſts „Prinzen Friedrich von Homburg" im königlichen Schauſpielhauſe zu Berlin am 15. Oktober 1848 ſagt er in gut preußiſcher Zuverſicht:

Der du in ſchwerer Zeit uns beigeſtanden
Und haſt aus jeder Prüfung ſchlimmer Tage
Nur herrlicher uns ſtets hinausgeführt:
Du Genius unſ'res Vaterlands, o neige
Auch heut' dich unſ'ren heißen Bitten zu!
Laß uns ein Volk von Brüdern wieder ſein,
Der Freiheit treu, gehorſam dem Geſetz,
In Liebe ſtark, durch Eintracht groß und feſt;
Und ſoll ein Kampf noch ſein hinfort, wohlan,
So ſei es der, wer dir am treuſten diene,
O ſchönes deutſches, preuß'ſches Vaterland! —
Beglückend Schauſpiel, das mein Aug' erblickt!
Vorangeeilt dem trägen Lauf der Zeit,
Vollendet ſeh' ich unſ'rer Freiheit Bau;
Ich ſeh' den Bund errichtet und beſchworen,
Der Volk und Fürſt zu gleichem Dienſt vereinigt,
Dem heil'gen Dienſt der Freiheit und des Rechts;
Ich ſehe Deutſchland groß und frei und ſtark,
In lebensvoller Mannigfaltigkeit
Und einig doch durch ſeiner Bürger Herz;
Ich ſehe Preußen, neidlos, unbeneidet,
Das ihm gebührt, das Banner Deutſchlands tragen,
Glorreich und kühn, im Wetter der Gefahr;
Und millionenſtimmig, nah und fern,
Vom Strand der Oſtſee bis zum ſchönen Rhein,
Den Jubelruf gen Himmel hör' ich ſteigen,
Der heut' prophetiſch dieſen Tag begrüßt:
Dem erſten Bürger des erneuten Staats,
Dem freien König eines freien Volks!

Als echter Preuße und für praktiſche Realpolitik verſtändnisfähiger Deutſcher erweiſt ſich Prutz namentlich auch in dem Gedichte „Dem Alten Fritz“:

Nun, Alter Fritz, nun iſt es Zeit,
Die Hähne krähn, nun ſei bereit!
Mit deines Geiſtes Adlerblitz,
Mit deinem Krückſtock, Alter Fritz,
Nun, in das Wirrſal dieſer Tage,
Entſteig' dem ehrnen Sarkophage!

Noch ſteht dein prächt'ges Sansſouci,
Doch deine Größe, wo blieb die?
Auf Sansſouci wohnt Sorg' und Not,
In öde Fenſter blickt der Tod,
Und nur die Hunde in der Nähe,
Die ſind lebendig, wie ich ſehe.

Nun auf, o Fritz, aus ſtummer Ruh,
Dir ruft dein Volk, dein Preußen zu!
Was uns dein tapfres Schwert errang,
Schon ſteht es nah am letzten Gang:
Auf, Geiſt von Roßbach und von Leuthen,
Die Rätſel uns der Zeit zu deuten!

Wär' irgendwo im deutſchen Reich
Ein Mann jetzt dir, o König, gleich.
Und wär's nur deines Geiſtes Spur,
Ja deines Schattens Schatten nur,
Wie wären wir ſo warm gebettet!
So raſch vom Untergang gerettet!

Ich denke, wenn du wiederkämſt,
Daß du das Ding wohl anders nähmſt:
Den Zopf, den hättſt du wohl entfernt
Und auch vermutlich Deutſch gelernt;
Du ſtändeſt heut wie einſt bewundert,
Der größte Genius im Jahrhundert!

Und ſprächſt: Hier ſoll die Pumpe ſtehn!
Hieher, ihr Herrn, auf mich geſehn!
Faſſ' an, o Volk, und Mann für Mann,
Ich ſelbſt als Erſter geh' voran —
Er ging ſchon ſonſt der Freiheit Bahnen,
Er kennt des Fortſchritts heil'ge Fahnen!

Da wird es ſtumm, da wird es ſtill —
Und wo noch einer muckſen will,
Der Fritz drückt ihm den Daumen auf
Mit eins, zwei, drei und dran und drauf —
Fürwahr, der Schmerling und Konſorten,
Die liefen durch die Hinterpforten!

Zwar meint da wohl ein Sachſe ſpitz,
Tyrann geweſen ſei der Fritz —
Tyrann, ja von der Freiheit Stamm!
Tyrann, der Tyrannei zum Damm!
Auch hat ihn nicht der rote Kragen,
Ihn hat ſein Volk emporgetragen.

Vergeb'ner Wunſch! Zu dieſer Zeit
Gibts ſolchen Mann nicht weit und breit.
Und wenn es denn nun gar nicht geht,
So hör' mich, alte Majeſtät:
So wolle doch, o nur bis morgen,
Nur deinen Krückſtock woll' uns borgen!

In dem Konflikte, der ſich im Spätherbſt von 1848 in Preußen zwiſchen der Krone und der Volksvertretung ſo ſcharf zuſpitzte, daß der König die oppoſitionelle Nationalverſammlung von Berlin nach Brandenburg zu verlegen befahl, nahm Prutz, wie ſich bei ſeiner demokratiſch-konſtitutionellen Geſinnung von ſelbſt verſteht, für die in Berlin den Widerſtand gegen das Miniſterium Brandenburg fortſetzenden Abgeordneten Partei: „Der zehnte November 1848" wird von ihm pathetiſch geprieſen:

Ja, wahrlich ſie war ſchön, die Nacht der Barrikaden,
In jenem Monat März, da, auch von Gottes Gnaden,
Die Freiheit auf den Thron ſich ſchwang!
Da hell im Mondenſchein, voran den dunklen Maſſen,
Die Trikolore flog! da durch die ſtillen Gaſſen
Der Donner der Kartätſchen klang!

Doch ſchöner jene Nacht, da Arm in Arm geſchloſſen,
Aufrechten Haupts, umragt von ſtarrenden Geſchoſſen,
Die Volksvertreter wandelten!
Da ſelbſt ein Wrangel ſich vor Groll den Bart zerwühlte,
Da in der engen Bruſt der Füſilier es fühlte,
Daß ſie wie Männer handelten!

In jener Nacht zuerst, da ist, o Fürst, geschehen,
Was deine Söldlinge im Traum der Angst gesehen·
Bei Tag, bei Nacht seit langer Zeit:
Da wankte, da zuerst, der Grund von deinem Throne,
Da zitterte, o Fürst, auf deinem Haupt die Krone,
Die Krone der Gerechtigkeit!

Ihr habt von Haus zu Haus sie flüchtig jagen können,
Dürft ihnen selbst daheim die karge Ruh' mißgönnen,
Ihr dürft es — denn ihr habt die Macht!
Doch aber, o bedenkt, daß über Jedes Haupte
Das nie verlöschende, von Euch zwar nicht geglaubte,
Der Freiheit heil'ges Auge wacht! —

's ist nicht das erste Mal, wird nicht das letzte bleiben,
Noch öfter wird, wie heut, Gewalt das Recht vertreiben,
Und doch berauscht Euch nicht im Glück:
Es ging die Freiheit wohl schon öfters mit Verbannten,
In fremdem Sand verweht der Staub der kaum Gekannten,
— Sie selber aber kehrt zurück!

Macht sich in diesem Gedichte an einigen Stellen eine Phraseologie breit, die nicht aus lyrischer Begeisterung, sondern aus politischer Doktrin hervorgegangen, einen gezwungenen, manchmal sogar gequälten Eindruck hervorrufen muß, so ist dies noch mehr in weiteren Strophen der Fall, die der Poet, in übertriebenem Pflichtgefühl zu allen bedeutenderen Tagesfragen Stellung nehmend, zur standrechtlichen Erschießung Robert Blums in Wien, zur Polenfrage, zu allerlei parlamentarischen und kritischen Vorkommnissen — nicht bloß zu verfassen, sondern auch zu veröffentlichen beflissen war. Daß es dabei an kräftigen Gefühlsausbrüchen und Gedanken nicht fehlt, die dem Empfinden und der Auffassung des gebildeten Patrioten charakteristisch entsprechen, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden. Eine strengere Zusammenfassung aber und eine sparsamere Auswahl des Geschriebenen für den Abdruck wäre dem Ruhme des Dichters wie des Politikers förderlicher gewesen. Bei nicht wenigen Anlässen, die der Dichter zur Gestaltung in Versen benützte, wäre ein publizistisches Alinea in der Tagespresse eher angezeigt gewesen und würde auch besser gewirkt haben.

In einem seiner besten Gedichte: „Der Dichter ist ein Menschenkind" führt Prutz selbst den Wahrspruch aus, daß beim Poeten frohes, gelingendes Schaffen und Sauregurkenzeit abwechseln:

„Wird dir die gute Zeit gewährt,
So denk', daß Gott sie dir bescheert,
Und denk', daß sie nicht lange währt."

Der Spruch erwahrte sich an ihm selbst, und es ist anzuerkennen, daß er sich nach den „Neuen Gedichten" von der poetischen Produktion, wenigstens auf dem für uns in Frage stehenden Gebiete, zurückzog. Da er im Jahre 1849 zum außerordentlichen Professor für Literaturgeschichte an der Universität Halle ernannt

wurde und sich nunmehr dem Lehrberuf und der historischen Arbeit zumeist zuwandte, konnte es nicht fehlen, daß ihm von radikaler Seite der Vorwurf gemacht wurde, er habe „umgesattelt", sei wohl gar „ein feiger Fürstendiener" geworden. Darauf erwidert er noch im genannten Jahre in offenem Bekenntnis: „Confiteor", mit der Adresse „an die zuckersüßen Jungen mit den zart beflaumten Mäulchen, mit den schönen Kinderpeitschchen und den ausgestopften Gäulchen" — sein Verbrechen sei nur, daß er diese lieben Kritiker für Narren halte; ich habe, sagt er,

„Wohl so ziemlich, hab' in alt und jungen Tagen
Für das Volk, nach besten Kräften, meine Haut zu Markt getragen,
Habe, während Ihr noch Euer Kindersüppchen habt gegessen,
Brust an Brust und Aug' in Auge mich mit der Gewalt gemessen."

Seiner freien politischen Ueberzeugung ist Prutz auch in seinem Lehramt nicht untreu geworden, und in der Zeit der späteren Verfassungskämpfe in Preußen hat er auch wieder mit geharnischten Terzinen zur politischen Poesie neue gewichtige Beiträge geliefert, die indessen weder an Wert noch an Wirkung den Gedichten der Vierziger Jahre gleichkamen. Nachdem er 1859 seine Professur in Halle niedergelegt hatte, siedelte er wieder nach seiner Vaterstadt Stettin über, wo er am 21. Juni 1872 starb.

VII.

Ferdinand Freiligrath.

Bei dem Namen Freiligrath denkt man sofort an eine Reihe herrlicher Gedichte, deren dauernde Nachwirkung vollgiltiges Zeugnis für ihren hohen poetischen Wert ablegt. Wer könnte den „Löwenritt", „Der Blumen Rache", „Die Auswanderer", „O lieb', so lang du lieben kannst" — um nur einige Beispiele anzuführen — ohne tiefe Ergriffenheit, ohne mächtige Erregung der Einbildungskraft, des Nachdenkens, der Mitempfindung gelesen; wer könnte dabei aber auch die Schönheit der edlen Form achtlos übersehen haben, in der uns hier ein echter, ganzer Dichter mit dem Reichtum seiner Phantasie und der Glut seines Gefühls überschüttet? —

Auch der politische Dichter Freiligrath nimmt unter seinen Zeitgenossen eine der allererſten Stellen ein und darf um so aufmerksamere Beachtung beanspruchen, als nach dem ersten erfolgreichen Auftreten des Lyrikers seine sensationelle Zuwendung zur politischen Opposition, sogar zum extremen Radikalismus vielfach Befremden und manche Mißdeutung hervorrief. Gerade dieses Dichters Entwicklungsgang ist für die damalige Periode bezeichnend und belehrend. Einem durch realpolitische Erfahrung gereiften Geschlecht mögen die revolutionären Enunciationen einer radikal-demokratischen Lyrik maßlos übertrieben erscheinen: historische Kritik wird derartigen Sturm und Drang sehr wohl begreifen. Mit Freiligrath waren es viele der besten deutschen Patrioten, die für die Erbärmlichkeit der politischen Zustände unter dem deutschen Bunde keinen andern Ausweg möglich fanden als den einer radikalen Revolution, die der Unfähigkeit und dem Uebermut eines absolutistisch-bureaukratischen Systems, wie es damals nicht bloß manche der kleinen Gliedstätchen, — trotz ihrer Verfassungen —, sondern auch die beiden Vormächte Deutschlands bedrückte, gründlichen Wandel schaffen sollte. Bei Freiligrath kommt diese Sehnsucht als persönlich individuelle innerste, aufrichtigste Empfindung in ungemein wuchtiger, aber doch zugleich lyrisch kunstmäßiger Fassung zum poetisch vollwertigen Ausdruck. Selbst sein bluttriefender Berliner Mahnruf „Die Toten an die

Lebenden" ist dichterisch kaum weniger großartig als sein afrikanischer „Löwenritt"; die gräßlichen Szenen der opferreichen Berliner Märztage werden mit erschütternder Tragik und Drastik, wahrheitsgetreu, unverfälscht, im leidenschaftlichsten Ausdruck kaum ein paarmal fehlgreifend geschildert. In der Darstellung mancher vom Dichter selbsterlebter Situationen, in denen es sich um sein und seiner Familie Lebensglück, ja um die Existenz handelt, erfaßt uns noch heute, so weit entfernt wir von allen radikalen Träumereien uns fühlen mögen, das tiefe menschliche Mitgefühl mit den Kämpfen und Leiden einer revolutionär erregten Zeit und ihrer nicht bloß mit der eigenen Schuld beladenen Märtyrer. Wenn man jene Zeit versteht, ihr Verhängnis und ihre Ursachen erkennt, wird man auch ihre Auswüchse begreifen und ihre Verfehlungen verzeihen.

Zur richtigen Beurteilung Freiligraths als politischen Dichters muß auch aus seinem Lebens- und Bildungsgang einiges Wesentliche herangezogen werden.

Freiligrath, am 17. Juni 1810 in Detmold geboren, hatte sich aus dem Gymnasium heraus der Kaufmannschaft zuwenden müssen, um einmal an die Seite eines kinderlosen Erbonkels in England treten zu können. Aber der Onkel machte Bankerott, und das Opfer des Neffen war vergebens gebracht. Der Kaufmannslehrling zu Soest, später Commis in Amsterdam und Barmen hatte sich indessen mit ungewöhnlichem, von der frühen Jugend bis zum späteren Lebensalter unermüdlich ausdauerndem Eifer und Fleiße selbständig weitergebildet, französische und englische Poesie aufs gründlichste studiert und in sein geliebtes Deutsch vortrefflich übertragen. Für seine exotischen Stoffe und ungewöhnlichen Formen, wie sie in seinen Gedichten der ersten Sammlung (1838) die Lesewelt überraschten, war namentlich Viktor Hugo das hohe blendende Vorbild. Auf Freiligraths *politische* Dichtung wirkte der geniale französische Neuromantiker wohl nur in formeller Beziehung, die im Vormärz vom deutschen Liberalismus sehr überschätzte Rolle Frankreichs als Freiheitsführerin auch nur *mittelbar* förderlich ein. Sachlich bedeutend, anregend, mustergiltig war für Freiligraths politische Lyrik zumeist die neuere *englische* Poesie, vorzüglich Robert Burns, Thomas Moore, Thomas Hood, Felicia Hemans, Thomas Campbell, und einige Amerikaner wie William Cullen Bryant, deren politische Kernlieder ja auch großenteils von Freiligrath in meisterhaften Uebersetzungen und Nachbildungen verdeutscht worden sind.

Die gründliche Beschäftigung mit der englischen Literatur,*) der sich Freiligrath, von der Kaufmannschaft seit 1839 gänzlich zum schriftstellerischen Berufe übergegangen, mit Vorliebe hin-

*) Vergl. Kurt Richter: Ferdinand Freiligrath als Uebersetzer. Berlin, 1899. Alex. Duncker. (Heft XI der von Franz Muncker herausgegebenen Forschungen zur neueren Literaturgeschichte.)

gab — der Versuch, in Darmstadt ein deutsch-englisches publizistisches Organ zu gründen, gelang allerdings nicht — und späterhin Freiligraths langjähriger, wiederholter Aufenthalt in England übten auf ihn sehr großen Einfluß und mußten namentlich seine politischen Auffassungen und Bestrebungen wesentlich mitbestimmen. Englands Politik trug damals noch nicht so deutlich den heutigen imperialistischen, sondern noch jenen überwiegend liberalen Charakter, den namentlich die Flüchtlinge vom europäischen Kontinent anerkennend zu schätzen wußten, da sie von der britischen Freiheit persönlichen Schutz empfingen und ihnen in England die Möglichkeit wirtschaftlichen Fortkommens geboten war. Auch für Freiligrath, den seine publizistische Thätigkeit später vom vaterländischen Boden vertrieben und selbst der Ausweisung aus Nachbarländern ausgesetzt hatte, bot England in den Zeiten seiner vormärzlichen und nachmärzlichen Verbannung das schirmende Asyl, das er dankbar zu schätzen wußte. Sein Exil war ihm aufgenötigt, er entbehrte das Vaterland schwer und hing ihm im Herzen nur um so treuer an. Ganz anders als bei Herwegh und Heine, die der Heimat verstimmt den Rücken kehrten, ohne zur Trennung gezwungen zu sein, mußte Freiligrath in der Fremde auch durch anstrengende bürgerliche Berufsarbeit für seine Familie den Unterhalt mühsam erwerben. So trat er auch der sozialen Frage des Kampfes um das Brot persönlich praktisch nahe: sein „Requiescat", worin er die Ehre wie die Schwere der Arbeit schildert, ist ein Produkt eigenster persönlicher Empfindung und Erfahrung, und manche seiner Originalgedichte sowie viele Nachbildungen englischer Lyrik haben die soziale Poesie mit vorzüglichen Beiträgen bereichert.

Die Anschauung vom Wesen und Wirken der englischen Freiheit, wie sie der Aufenthalt in London kennen lehrte, trug aber auch dazu bei, den Dichter bei all seiner Freiheitsbegeisterung im politischen Denken und Fühlen bei konkreten Erscheinungen und klaren Zielen festzuhalten und vor bloßer Ideologie und Phraseologie zu bewahren. Selbst in den revolutionären Dithyramben der späteren Vierziger Jahre ist im Gegensatz zu den unklaren Nebelbildern Herweghs und ähnlicher Rhetoren bei ihm stets Plastik und Anschaulichkeit zu finden, oft sogar ins allzu Drastische übertrieben. Auch hat sich der Dichter selbst im hitzigsten Fieber seiner republikanischen Exaltation nie zu einem undeutschen Schmähwort auf sein Volk und Vaterland hinreißen lassen. Seine grundehrliche Natur und echte Liebe zur Heimat hat ihn auch nach den klärenden Ereignissen der Sechziger Jahre nicht in Zweifel gelassen, auf welcher Seite ein Deutscher Stellung zum Anbruch der neuen Zeit zu nehmen habe, und da sich gerade damals der Dichter in seiner materiellen Subsistenz gefährdet sah, ergriff die dankbare Nation auf einen landsmännischen Mahnruf von Rittershaus in der „Gartenlaube" gern die Ge-

legenheit, durch freiwillige Sammlung eines Ehrensoldes dem Dichter die Rückkehr aus der Fremde in die Heimat und einen von Nahrungssorgen ungetrübten Lebensabend im Vaterlande zu sichern.

Ein eigentlicher Politiker ist Freiligrath allerdings nicht gewesen, und dieser Mangel kam seiner Poesie nur zu gute. Seine politischen Stoffe haben stets eine allgemein menschlich berührende und ergreifende Bedeutung und werden wahrhaft poetisch behandelt, in Darstellung, Ton, Farbe, nach jeder formalen Seite, so daß die Tendenz regelmäßig von dem Kunstgehalt überboten wird. Auch sind seine Themen niemals gesucht, oder gar bei den Haaren herbeigezogen, wie man zuweilen bei andern Tendenzpoeten findet — seine Gedichte sind, wie er selbst mit Recht bemerkt, nicht gemacht, sondern geworden.

Daß der Poet nach seiner ersten Periode, in der er vorzugsweise ausländische: tropische, orientalische, afrikanische, transatlantische Gegenstände behandelte, einen innerlichen Umschwung durchmachte, der ihn „ans Herz der Heimat warf", hat damals in weiten Kreisen große Ueberraschung und mancherlei Deutungen hervorgerufen, auch solche, die für die thatsächliche Entwicklung des Dichters geringes Verständnis bewiesen. Einigen loyalen Kritikern erschien es unbegreiflich, wie Freiligrath die vom König von Preußen ihm ausgesetzte Pension zurückgeben und sich in die extremste politische Opposition stürzen konnte. Dazu konnte der Dichter nach ihrer Meinung nur durch persönliche Einflüsse der schlimmsten Art gedrängt worden sein! — Als solchen bösen Dämon schien ja Freiligrath selbst in dem Gedicht „an Hoffmann von Fallersleben" den Verfasser der „Unpolitischen Lieder" zu verraten, der ihm in einer zu Koblenz im Gasthof zum Riesen verkneipten Nacht seinen ganzen Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge eingeträufelt hatte. Nun ja: einen letzten Anstoß hat wohl auch der fahrende Sänger-Agitator von Breslau noch unserm Poeten gegeben, aber nach dem ebenso offenen wie ernsten Bekenntnis Freiligraths selbst war es in der Hauptsache schon vorher die politische Entwicklung Preußens unter Friedrich Wilhelm dem Vierten gewesen, die den Dichter von seiner „höheren Warte" auf „die Zinne der Partei" herabsteigen ließ. Der Zusammenstoß seines Rechtsgefühls mit dem damaligen Regime zwang ihn zur Opposition; von eigenwilligem Fahnentausch war bei ihm so wenig die Rede, wie bei dem großen Teil der Nation, der seine anfänglichen Hoffnungen auf den König nach wenigen Jahren verloren und auf die kommende Revolution übertragen hatte.

Mit der nach Freiligraths Wendung zur politischen Lyrik vielbesprochenen königlichen Pension des Poeten hatte es folgende Bewandtnis. Laut einer Meldung der „Allgemeinen Zeitung" hatte König Friedrich Wilhelm um Neujahr 1842 dem Dichter ein Jahresgehalt ausgesetzt, als dem Monarchen vorgestellt wurde, daß

Freiligrath aus seiner Heimatprovinz nach Darmstadt übergesiedelt war, um dort eine Zeitschrift für englische Literatur herauszugeben, daß aber dieser Zweck durch den Verleger vereitelt worden sei. Die Pension war, wie das betreffende Reskript bemerkte, vom König auf so lange verliehen, bis man eine für den Dichter geeignete Anstellung gefunden habe; irgend eine Bedingung war an die Verleihung nicht geknüpft. Freiligrath verlegte nun seinen Wohnsitz nach dem schönen Rheinstädtchen St. Goar, wo Emanuel Geibel, der vom König ebenfalls mit einem Jahrgehalt bedacht worden war, sein Nachbar und Freund ward. Nachdem sich die politische Wandlung bei Freiligrath vollzogen, erklärte er an Neujahr 1844 seinen Verzicht auf die königliche Begünstigung.

Freiligrath äußert sich über die Angelegenheit und seine politische Umstimmung im Vorwort zu seinem „Glaubensbekenntnis" selbst und zitiert gewissermaßen als Zeugen dafür, daß seine Entwicklung zum politischen Oppositionsdichter eine durchaus natürliche war, zwei Sätze aus Chamisso's Briefen an de la Foye: „Die Sachen sind, wie sie sind. Ich bin nicht von den Torys zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig."

Das in so bedeutsamer Vorankündigung eingeführte Buch: „Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath. Mainz, Viktor von Zabern. 1844" — trägt das Motto:

„Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!
In die Stickluft dieser Tage
Dieses Büchleins kecken Schuß!"

Mit dieser Losung an Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen" gemahnend, darf das denkwürdige Buch jenem Vorgänger wohl an die Seite gestellt werden. Namentlich an Kraft und Schwung der dichterischen Sprache, wenn auch nicht an rhetorischem Pathos, läßt sich Freiligrath mit Herwegh in Vergleich stellen. Denken und Fühlen des Dichters in seiner Schärfe und Wärme, Phantasie und Gestaltungskraft in ihrem Reichtum und ihrer Plastik, Gesinnung und Willensrichtung in ihren hohen und edlen, oder doch edel aufgefaßten Zielen lassen uns den Poeten als Menschen und Patrioten von stark ausgeprägtem, über das Gemeine hoch emporragendem Charakter erscheinen. Der unruhigen, verworrenen, vielfach kleinlichen Bewegung der Zeit prägt er einen großen, thatkräftigen Zug auf, wie ihn denn auch die weiteren revolutionären Zeitgedichte Freiligraths bis zum Niedergang des Jahres 1849 unverändert bewahrt haben.

Das „Glaubensbekenntnis" ist in zwei Abteilungen gegliedert. Die erste enthält Gedichte aus den Jahren 1841, 1842 und 1843, vor Freiligraths Wendung zur Politik. Den Reigen eröffnet das vielberufene, bedeutsame Gedicht auf den Tod des spanischen Märtyrers Diego Leon, das durch zwei inhaltschwere Zeilen zum

Ausgangspunkt jenes poetisch-publizistischen Ringkampfes zwischen Freiligrath und Herwegh wurde, über den wir schon im fünften Kapitel berichtet haben:

Aus Spanien: Zur Erschießung Diego Leons, 1841, Ende Oktober.

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen,
Der Dampf verflog, die Schüsse sind verhallt:
Nur hier und dort steht einsam noch ein Haufen,
Im Auge Zorn, die Hände starr geballt;
Husaren ziehn — ein Tag der Schmach war Euer!
Ihr goßt das Blei, das seine Brust zerriß!
Ihr schoßt es ab, Euch galt sein Wort: „Gebt Feuer!
. . . Exoriare aliquis!"

„Gebt Feuer!" — Ja, das hat er oft gesprochen,
Wenn er zu Roß durch Eure Reihen flog,
Wenn zu der Hufe ungeduld'gem Pochen
Er nun sein Schwert, das makellose, zog.
Für Spaniens Heil, für Eurer Waffen Ehre,
Wie hat er stets zu führen Euch gewußt!
Heut lenkt er wieder Eure Feuerröhre
— O Gott! auf seine eigne Brust!

Und wer verdammt ihn? — Er, der jetzt das Ruder
Des morschen Staats in ehrnen Händen hält!
Der Waffenbruder seinen Waffenbruder!
Nicht wahr? sie schliefen in demselben Zelt?
Ihr saht sie rasten oft in Einer Scheuer?
Aus Einem Becher tranken sie? — Gewiß!
Ihr saht es oft! — O Gott, und heute! — „Feuer!
Exoriare aliquis!"

So war sein Wunsch: „Laßt mich zu Pferde sitzen!
Ja laßt mich steigen auf mein liebstes Pferd!
Noch einmal gern säh' ich mein Schwert erblitzen,
So wie es Reitern aus der Scheide fährt!
Den ich im Kampf erblickt auf tausend Seiten,
Dem ich seit Jahren dreist die Stirne bot,
Auch jetzt dem Tod möcht' ich entgegen reiten —
Gern stürb' ich einen Reitertod."

Er starb ihn nicht! Er ward hinaus gefahren!
Gesenkten Halses blieb daheim sein Roß;
Dicht lag der Staub auf seinen Mähnenhaaren,
Indes man draußen seinen Herrn erschoß!
Einförm'gen Hufschlags trat es sein Gemäuer —
Ja, lieber wahrlich knirscht' es ins Gebiß
Und stampfte wiehernd in den Zuruf: „Feuer!
Exoriare aliquis!"

Schlank, hoch und herrlich trat er aus dem Wagen,
Dann küßt' er brünstig ein Marienbild.
„In allen Schlachten hab' ich dich getragen:
Was du vermochtest, hast du treu erfüllt!
Die dich mir gab, mein Weib, hat dich gesegnet,
Geh zu ihr heim — gethan ist deine Pflicht!
Du lenkst die Kugel, so die Wahlstatt regnet,
Der Richtstatt Kugel lenkst du nicht!" —

Dann, daß kein Blei an ihm vorüberpfeife,
Gab er den Schützen ſelber ihren Stand
Und wies ſie an und richtete die Läufe
Und riß ſich auf ſein blitzend Kriegsgewand,
Gab Ring und Kreuz dem Freunde drauf: — „du Treuer!
Dieß dem Regenten — meinem Weibe dies!
Zerbrich mein Schwert! Was zaudert ihr! Gebt Feuer!
Exoriare aliquis!“

Die Salve fiel: was wollt ihr weiter wiſſen?
Die Salve fiel — ſein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feu'r!“ — Zerſchmettert und zerriſſen
Sank in den Staub ſein edel Angeſicht. —
So war ſein Tod! Ich heiß' ihn einen ſchönen!
Es war ein mut'ger, ritterlicher Fall, —
Und er verdient es, daß ihm Verſe tönen,
Dumpf, wie gedämpfter Trommeln Schall.

Die ihr gehört — frei hab ich ſie verkündigt:
Ob Jedem recht? ſchiert ein Poet ſich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird geſündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt ſein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesſchrei:
Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei!

Drum auch: Soll ja, was Jener ernſt geſprochen,
Jetzt oder ſpäter in Erfüllung gehn;
Soll aus der Opfer blutbeſpritzten Knochen
Ein Held, ein Rächer flammend auferſtehn: —
Nicht ſei's für ſie! Was Einzelnen Altäre!
Dir nur, o Spaniens kriegszerriſſne Mark,
Dir nur, du Land altritterlicher Ehre,
Zwei Arme wünſch' ich feſt und ſtark.

Unſelig Land, dich wollt' ich, daß ſie rächten;
Du liegſt und ſtöhnſt — kein Helfer tritt heran.
Du gleichſt dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht ſterben kann.
Die Völker ſehn's, ſie ſtehn geſpannt im Kreiſe!
Daß er dich rette, tritt kein Einz'ger vor?
Ein Matador! Wen lüſtet nach dem Preiſe?
„Ein Reich für einen Matador!“

Nicht daß er vollends dich zum Tod verwunde —
Nein, daß er heile deine Wunden dir!
Noch iſt es Zeit! Noch haſt du Kraft! Geſunde!
Wirf deine Quäler, Andaluſiens Stier!
Noch wehn in Büſcheln deines Hauptes Haare,
Dein Auge glüht, ſcharf noch iſt dein Gebiß!
Ein Matador! Wer wagt's! Exoriare,
Exoriare aliquis!

Ein ſpäteres Freiligrath'ſches Gedicht, das ſich, in erſichtlicher Parallele zu Herweghs berühmter Dedication gegen Pückler-Muskau, direkt „An Georg Herwegh“ richtet und zuerſt in der „Kölniſchen Zeitung“ erſchien, die Freiligrath mehrfach zu ſeinen zeitgeſchichtlichen Gedichten als Organ benützte, iſt überſchrieben: „Ein Brief“:

Das war ein luſtig Ziehen
Und Reiſen durch die Welt!
Das war ein Fackelſprühen
Von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen
Stieg Weihrauch dir empor;
Pelotons von Tafelſprüchen
Schlugen knatternd an dein Ohr!

Ein neuer Held Sankt Jürgen
Durch Deutſchland zogſt du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grauſe
Noch züngelt ungeſcheut?
Verpaßteſt du beim Schmauſe
Vielleicht die rechte Zeit?

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!
Verwelkt ſchon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt ſchief!
Du ſchriebſt dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können ſie dich bänd'gen,
Philiſter und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er ſchlug ſich ſelber tot!"
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte ſie wie Schnee!
Wahr iſt es: Renommieren
Verdirbt die Renommee!

Wer ſagt, er ſtände Wache
Fürs Recht, der halte Stich
Und gebe ſtatt der Sache
Nicht immer nur ſein Ich!
Der ſchwinge, wo fürs Ganze
Man ernſte Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffart ficht!

Wer ſo mit Wein der Ehren
Empfangen ward wie du,
Wie mocht' es den bethören,
Trank auch ein Volk ihm zu?
O Schmach, im Rauſch zu fallen,
In Händen noch den Krug!
Berauſcht ſich zu erlallen
Des Lächerlichen Fluch!

Das iſts! — Wohl wird geſchlagen
Ein Held im Kriegsgewühl;
In alt und neuen Tagen
Schritt Mancher ins Exil;
Doch rings im Volksgetümmel
Kein Höhnen und kein Groll:
Sein Stern erloſch am Himmel —
Doch rein und würdevoll!

Die Freiheit rang die Hände,
Da ſeine band der Strick!
Wie tote Fackelbrände
Der Freunde düſtrer Blick!
Ringsum Gewitterſtürmen,
Rings Murmeln durchs Viſier,
Ringsum verhaltnes Zürnen —
O, ſtänd' es ſo mit dir!

Dir folgt, wie plumpen Schnittern,
Ein Rauſchen, hörbar kaum;
Das iſt der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!
Der Knoſpen und der Triebe,
Die freudig ihn geſchmückt!
Die, ach, mit Einem Hiebe
Du alle faſt geknickt!

So ziehſt du! Was ich ſagte,
Wohl klingt es ſchonungslos,
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog ſelber ſich das Loos!
Du nannteſt den alten Rieſen
Zu alt zu dieſer Friſt!
Du haſt uns nur bewieſen,
Daß du zu jung noch biſt!

Zieh hin! — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeihn!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' ſie ein!
Der Dichtung Goldſtandarte
Laß wehn ſie, doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenſtreich!

Dieſe wenig ſchmeichelhafte Epiſtel war dem ſo ſcharf zurechtgewieſenen Herwegh, als er ſein programmatiſches dichteriſches Bekenntnis zur Partei ſchrieb, noch nicht bekannt; wenigſtens findet ſich in Herweghs Antiſtrophen gegen Freiligrath keine Bezugnahme auf Freiligraths Fehdebrief vor. Um ſo entſchiedener

ist der offenkundige vollständige Sieg der Herwegh'schen Losung über die anfängliche grundsätzliche Gegnerschaft Freiligraths aus dem zweiten Teile des „Glaubensbekenntnisses" ersichtlich.

Diese zweite, an Umfang die erste weit übertreffende Abteilung des „Glaubensbekenntnisses" enthält die der Zuwendung Freiligraths zur freiheitlichen politischen Richtung entstammten Gedichte aus dem Herbst 1843 und dem Jahre 1844. Ein Teil der Stoffe ist der vaterländischen Geschichte entnommen. Da erscheint Prinz Ludwig von Preußen, der im Jahre 1805 mit dem Abschneiden des Zopfes das Signal für das Abwerfen französischen Zwanges gibt. Auch der alte Fritz wird vorgeführt, der noch im Himmel bei der Meldung preußischer Verkehrtheiten zornig aufspringt — er würde heute an der Spitze des Fortschritts marschieren. Das Gedicht, worin Freiligrath als politisches Programm Friedrichs des Großen das künftige neue Deutsche Reich voraussieht, wie es durch Wilhelm den Ersten ein Menschenalter später zur Ausführung kam, ist vom Dichter folgendermaßen in Szene gesetzt:

„Im Himmel".

So ging es jüngst im Himmel zu: Der alte Fritz sprang auf
Und rieb die Hände sich und schlug an seinen Degenknauf;
Er schritt im Himmel auf und ab und schaute grimmig drein
Und trat dann vor den Blücher hin und vor den Herrn von Stein.

Winkt auch den Ziethen noch heran, dazu den Winterfeldt,
Die haben mit dem Gneisenau alsbald sich eingestellt;
Imgleichen kamen der Schwerin, der Scharnhorst und der Keith
Und all die großen Preußen sonst aus alt' und neuer Zeit.

Und als er sie beisammen sah, da rief er: Schwerenot!
Die Sache geht mir durch den Kopf! Was Teufel bin ich tot!
Was Teufel bin ich eben jetzt daheim nicht zu Berlin!
's wär' wieder eine Zeit für mich! — Was — meint Er nicht, Schwerin?

Wie wollt' ich sie ergreifen! Ha — nicht mehr als Autokrat!
Nein, nein — ein ander Säkulum, ihr Herrn, ein andrer Staat!
Goß ich doch selber aus ein Licht zu flammend und zu klar,
Als daß ich kehren könnte ganz derselbe, der ich war!

Nein, was ich auch gewirkt, ihr Herrn, durch Beispiel und durch Wort,
Dazu die ganze große Zeit von Dreizehn und so fort —
Ein Unterbau nur wär' es jetzt — gewaltig zwar und breit! —
Drauf ich erhübe frischen Muts den Staat der neuen Zeit!

Der neuen Zeit, die Andres will als Eidbruch und Verrat!
Der neuen Zeit, die Andres will als Lug und Lügensaat!
Die endlich einmal mehr verlangt als Schall und Rederei!
Die endlich einmal atmen will — aufatmen tief und frei!

Herr, dies betrog'ne deutsche Volk! — Und Keiner, der es rächt!
Und Keiner, der ihm schaffen mag sein vorenthalt'nes Recht!
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert fest und kühn!
Der zornig mit dem Fuße tritt auf Karlsbad und auf Wien!

Ich thät's! Einschlüg' ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
„Reichsstände! Oeffentlich Gericht! Ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!" — Bei Gott, so trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!

's wird eine Bombe ſein! Gleichviel! Ging's auch ein Jahr lang kraus,
Ich brächt' es in die Richte ſchon, ich führt' es doch hinaus!
Und zög' ein Wetter auch heran, und würfe Keil auf Keil:
Ein König trotzt' ich Königen — zu meines Volkes Heil!

Und nach dem kurzen Wetter dann ein Land voll Sonnenſcheins!
Ein neues Deutſchland frei und ſtark; ein Deutſchland groß und eins!
Ja nach dem Sturm die Iris dann auf flieh'nder Wolken Grund!
Ein Bund der Fürſten mit dem Volk — ein rechter deutſcher Bund!

Es iſt das Volk ein edler Strom! Wer mutig ihm vertraut,
Wer hellen Auges unverzagt in ſeine Tiefen ſchaut,
Den hebt er freud'gen Schalls empor, den trägt er flott im Schoß —
Den Feigen und den Schwachen nur fortreißt er mitleidslos!

Mich höb' er ſchon, mich trüg' er ſchon! — Was, Blücher, hab' ich Recht?
Ein Held des Volkes, mehr als je, durchſchritt' ich dieß Geſchlecht!
Ging' ich zur Ruh' einſt, allezeit geſegnet und erfleht!" —
Die alten Herrn verneigten ſich: „Ja — Sie auch, Majeſtät!"

Geſchichte und Gegenwart in Gegenſatz und freier Abwechſelung, vaterländiſche Zeitfragen und Ereigniſſe wie umfaſſende Weltausblicke, ſoziale Tragödien wie geiſtreiche Spiegelbilder liefern eine bunte, ſtets aber feſſelnde Reihe lyriſch-epiſcher Darſtellungen und Gefühlsergüſſe. Der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., wird als eigenwilliger Lenker der Staatskaroſſe keineswegs günſtig gekennzeichnet: er weiß ſeinen acht edlen Roſſen — den acht damaligen preußiſchen Provinzen —, nur ſein ſtraffes Peitſchenreglement zu applicieren, wiewohl die Roſſe ohne Fehl und einer beſſeren Behandlung würdig ſind. Die Sage von der weißen Frau und die Fabel vom ſüßen Brei, der den treuen Bauleuten verſprochen ward, wird herbeigezogen, um an das noch immer unerfüllte königliche Verſprechen einer konſtitutionellen Verfaſſung zu mahnen. In fröhlichem Scherz wie in wuchtigem Pathos wird das zeitliche und ewige Recht der Freiheit verkündet: „O glaubt nicht, ſie ruhe fortan bei den Todten!" Und der Beruf Deutſchlands in der Mitte der europäiſchen Staaten, eine der edelſten Blüten am Baum der Menſchheit darzuſtellen, wird in frommer Zuverſicht auf Gottes weiſe Führung der Weltgeſchicke prophetiſch verkündigt:

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf:
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und kräftig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen,
Und jede Blüte iſt ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sahn doch ſchon manche ſterbend und geknickt:
Vom Steppengeier ward die Roſe Polen
Vor unſern Augen wild und grimm zerpflückt!
Durchs Laub Hispanien, ernſt auf ihrem Gange,
Stürmt die Geſchichte: ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morſch und faul ſchon lange,
Zerflatternd hinſauſt übern Bosporus?

Doch neben dieſen, die des Weltgeiſts Weben
Vom Aſte ſchüttelt mit gewalt'ger Kraft,
Sehn wir ans Licht auch andre Triebe ſtreben,
Helläugig, freudig, voll von jungem Saft.
O welch ein Sproſſen, welch ein reich Entfalten!
O welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knoſpe ſahn auch wir ſich ſpalten,
Wie manche platzen laut und voll und ſtolz!

Der Knoſpe Deutſchland auch — Gott ſei geprieſen! —
Regt ſichs im Schoß! Dem Berſten ſcheint ſie nah!
Friſch, wie ſie Hermann auf den Weſerwieſen,
Friſch, wie ſie Luther von der Wartburg ſah!
Ein alter Trieb, doch immer mutig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knoſpe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! — Dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig ſich entfalten muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zuſieht, daß kein Mehlthau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Baſt man wegwirft und die Scheere!
Dafern — je nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinander falteſt,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knoſpen ſpalteſt,
O Hauch der Freiheit, weh' auch dieſe an!
In ihrem tiefſten, ſtillſten Heiligtume
O küß' ſie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einſt vor allen dieſes Deutſchland ſein!

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen ſie ſich drauf:
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und knoſpend auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stilleſtand.
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen,
Und ihre Loſe ruhn in Gottes Hand.

Der erhabene Standpunkt weltkundiger Ueberſchau, der philoſophiſche Gleichmut, der religiöſe Ernſt, die politiſche klare Einſicht dieſer geſchichtlichen Betrachtung und Vorausſagung, wie die durchaus maßvolle Sprache und edle Form machen dieſes Gedicht zu einer echten Perle unſerer politiſchen Lyrik.

Unangekränkelt von internationalem Kosmopolitismus, mit geſunder deutſcher Realpolitik, unabhängig von aller tendenziöſen Ueberſchätzung franzöſiſcher Freiheit, zugleich aber auch in ſtolzer, ſelbſtbewußter Abwehr gegen den heutigen engſten Alliierten der galliſchen Republik, den damals in ſcheinbarer Freundſchaft für Preußen und die deutſchen Kleinſtaaten ein unwürdiges Patronat

über Deutschland beanspruchenden Autokraten des slavischen Oestreichs, bringt unser kerndeutscher Dichter nationales Selbstgefühl zu kräftigem Ausdruck. Zorn und Stolz bäumt sich auf in dem steifnackigen Westfalen beim Anblick fremdländischer „Zwei Flaggen auf dem Rhein", der französischen und der russischen; er ersehnt das deutsche Banner:

Ein Schiff der Mosel auf dem Rhein!
Es kam zu Berg! Die Pferde keuchten!
Am Vordermast mit hellem Schein
Sah ich die Flagge mutig leuchten!
Lang wallend flog sie übers Boot —
Stattliche Farben, frisch und munter!
So wahr ich lebe: Blau Weiß Rot!
Und grad am Flaggenstock herunter!

Anhielt ich staunend meinen Fuß;
Da drang vom Schiff zu meinem Ohre
Stolzlustig ein Franzosengruß:
„Ja doch, schau her — die Trikolore!"
Ei, dacht' ich zornig, seid nur still!
Wird doch noch deutsch bei euch gesprochen.
Lothringisch Volk von Thionville
Sollt' also nicht auf Frankreich pochen!

Somit den Wimpel ließ ich ziehn;
Bald schon verbargen ihn die Zweige.
Ich bin ihm auf dem Rhein nicht grün,
Deß ist der liebe Gott mein Zeuge!
Und wollt' er anders auf ihm wehn
Als friedlich von beladnem Schiffe:
Ich würde mit im Treffen stehn,
Wenn zu den Schwertern Deutschland griffe!

Das Höchste bleiben Land und Herd!
Doch sonst — kein Wort von blindem Hasse!
Auch uns ist dieses Banner wert,
Es brach der Freiheit eine Gasse!
Noch ist es feucht von Juliblut —
Nennt eins, das edler und verwegner!
Drum, sind wir auch auf unsrer Hut,
Ist uns gerecht doch solch ein Gegner!

Und runzeln wir ihm auch die Brau'n,
Wir sagen doch: ein wackrer Kämpfer! —
Denselben Tag im Abendgraun
Fuhr noch stromab ein Kölner Dämpfer.
Dem flog, vom Winde flott geschwellt,
Breit übern Bord der Aar von Preußen,
Daneben, schwarz im gelben Feld,
Der Doppeladler aller Reußen!

Derselbe schwarze, der zerfleischt
Den weißen jüngst als gute Beute;
Derselbe, der das Dach umkreischt
Wildfreier Bergbewohner heute;*)

*) Der Niederwerfung Russisch-Polens war seitdem der Kampf gegen die Tscherkessen gefolgt, der in Deutschland viel Teilnahme erregte.

Derſelbe, der von ſeinem Pol
Rundſpäht mit immer kühn'rem Dräuen
Und als der Deſpotie Symbol
Feind und verhaßt iſt allen Freien!

Derſelbe, der zu dieſer Friſt
Als Büttel hauſt auf unſern Grenzen,
Der gegendeutſch und undeutſch iſt
Und dem wir dennoch feig ſcherwenzen,
Der nur aus Schlauheit eng und feſt
Den Adlern diesſeits ſich verbündet
Und keck in jedem deutſchen Neſt
Ein Filial des eignen gründet!

Derſelbe! — Drum auch dieſes Thal
Durchſtrich er heut und dieſe Reben!
Von einem deutſchen Filial
Nahm er den Flug nach Holland eben!
Drum auch mit freudigem Geklapp
Schwirrt unſer Adler ihm entgegen!
Drum ſauſten beide noch ſtromab,
Als ob — nach Einem Ziel ſie flögen!

Hinblickt' ich knirſchend übern Strand: —
O Deutſchland, du im Dienſt der Steppe!
Du mit Sibirien Hand in Hand,
Du tragend des Kalmücken Schleppe!
Du vor dem Polenmörder Zar
In Unterwürfigkeit zerfließend!
Du ſeinen Sohn und ſeinen Aar
Mit Böllerſchuß am Rhein begrüßend!

Ei, wie das girrt und kokettiert!
Ei, wie das um ſich wirft mit Küſſen!
Glück auf den Weg! Wohin er führt,
Wir warten's ab — weh, daß wir's müſſen!
Glück zu! doch das ſagt euch der Rhein:
Ob die Monarchen Freundſchaft treiben, —
Die Völker werden Feinde ſein,
Die Völker werden Feinde bleiben!

Geduld'ger Strom! du trägſt und wiegſt
Des Franken Banner und des Slaven!
Daß du ein deutſches endlich trügſt,
In jeder Bucht, in jedem Hafen!
Ein einig deutſches, das — bereit,
Wenn allzufrüh der Hahne krähte! --
Stolz und beherzt zu gleicher Zeit
Des Ruſſenadlers Gunſt verſchmähte!

Das ſtarke Gefühl für nationale Ehre und Würde ſpricht ſich auch bei ganz individuellen Anläſſen aus. Dem Märtyrer Sylveſter Jordan war während ſeiner Haft eine Tochter geſtorben, der der Vater die Augen nicht zudrücken durfte: der Dichter läßt ſie im Jenſeits Troſtworte hören von Seume, der ſeinerzeit auch vom Landesfürſten verfolgt ward, während Schiller, Schubart, Hutten ebenfalls ihre Teilnahme bezeugen:

„Neben Hutten soll dein Vater sitzen —
Tochter Jordans, bet' und sei getrost!"

Unheimlich düster ergreift uns des Dichters Schilderung der schon auf Erden die Quälgeister der Menschheit und die Schergen der Gewalt oft erfassenden Höllenstrafen in dem schrecklichen Bilde des früheren Censors im Irrenhause und in einem zweiten Gedichte die höhnende Aufforderung eines „braven Henkers", der seines Scharfrichteramtes überdrüssig den Gewalthabern zuruft:

„Köpft selber eure Missethäter,
Wir köpfen keinen mehr!"

In das Kindheitsglück der Weihnachtszeit tritt mit dem gestrengen Nikolaus die Erinnerung an den Weißen Zaren, der damals von deutschen Fürsten und loyalen Schweifwedlern als Vater des Vaterlands gepriesen wurde. In einer „wahren Geschichte" vom Jahre 1843 aus dem Harze wird das blutige Unheil eines aus der Feudalzeit ins moderne Leben überkommenen Jagdrechts mit ergreifendem Sarkasmus drastisch dargestellt. Tiefe Wehmut erfüllt jedes fühlende Herz bei dem Frage- und Klageruf des schlesischen Weberjungen, der in der Gebirgsöde nach dem Berggeist Rübezahl aushorchend ihm sein Päckchen Leinwand anbietet, um Eltern und Geschwister vor dem Hungertode zu retten — sein vergeblicher Bittruf ist nur der Vorbote des eigenen tragischen Schicksals! —

Eines der geistvollsten und für seine Zeit wirkungsvollsten Gedichte Freiligraths ist sein berühmter Vergleich Deutschlands, des damaligen, vormärzlichen, politisch verwahrlosten, über seine Zukunft unsichern und unschlüssigen, mit dem unglücklichen Dänenprinzen:

Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Da steht die hohe blankbewehrt
Und sagt dem Zaud'rer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!"

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund' an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mut'gen That
Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt,
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Atem und zu fett.

Er ſpann zu viel gelehrten Werg,
Sein beſtes Thun iſt eben Denken;
Er ſtak zu lang in Wittenberg,
Im Hörſaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entſchloſſenheit;
Kommt Zeit, kommt Rat — er ſtellt ſich toll,
Hält Monologe lang und breit
Und bringt in Verſe ſeinen Groll,
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein zu fechten,
So muß Polonius Kotzebue
Den Stich erhalten ſtatt des Rechten.

So trägt er träumeriſch ſein Weh',
Verhöhnt ſich ſelber insgeheim,
Läßt ſich verſchicken über See
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verſchießt ein Arſenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkön'gen —
Doch eine That? — Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beſchön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernſt zu erfüllen ſeinen Schwur;
Doch ach — das iſt im letzten Akt,
Und ſtreckt ihn ſelbſt zu Boden nur!
Bei den Erſchlagnen, die ſein Haß
Preisgab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entſeelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben.

Gottlob, noch ſind wir nicht ſo weit!
Vier Akte ſahn wir ſpielen erſt!
Hab' Acht, Held! daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im letzten du bewährſt!
Wir hoffen früh, wir hoffen ſpät:
O, raff' dich auf und komm zum Streiche
Und hilf entſchloſſen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach' den Moment zu Nutze dir!
Noch iſt es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh mit franzöſiſchem Rapier
Dich ſchnöd vergiftet ein Laërt!
Eh raſſelnd naht ein nordiſch Heer,
Daß es für ſich die Erbſchaft nehme!
O, ſieh dich vor — ich zweifle ſehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entſchluß! Aufſteht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreiſt!
Denk' an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geiſt!
Wozu dies Grübeln für und für!
Doch — darf ich ſchelten, alter Träumer?
Bin ich ja ſelbſt ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!

Wir lassen zwei Gedichte folgen, deren ästhetischer Wert minder hoch erscheinen kann, die aber durch die preußische Censur politische Bedeutung erlangt haben. Das eine ist eine Nachbildung nach englischem Muster:*)

Trotz alledem!

Ob Armuth euer Los auch sei,
Hebt hoch die Stirn, trotz alledem!
Geht kühn dem feigen Knecht vorbei:
Wagt's arm zu sein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Plack und alledem!
Der Rang ist das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Und sitzt ihr auch beim kargen Mahl
In Zwilch und Lein und alledem,
Gönnt Schurken Sammt und Goldpokal
Ein Mann ist Mann trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Prunk und Pracht und alledem!
Der brave Mann, wie dürftig auch,
Ist König doch trotz alledem!

Heißt „gnäd'ger Herr" das Bürschchen dort,
Man sieht's am Stolz und alledem;
Doch lenkt auch Hunderte sein Wort,
's ist nur ein Tropf trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz Band und Stern und alledem!
Der Mann von unabhängigem Sinn
Sieht zu und lacht zu alledem!

Ein Fürst macht Ritter, wenn er spricht,
Mit Sporn und Schild und alledem:
Den braven Mann kreirt er nicht,
Der steht zu hoch trotz alledem!
Trotz alledem und alledem!
Trotz Würdenschmuck und alledem —
Des innern Wertes stolz Gefühl
Läuft doch den Rang ab alledem!

Drum Jeder seh', daß es geschehʼ,
Wie es geschieht trotz alledem,
Daß Werth und Kern, so nah wie fern,
Den Sieg erringt trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es kommt dazu trotz alledem,
Daß rings der Mensch die Bruderhand
Dem Menschen reicht trotz alledem!

Das zweite Gedicht zeigt den Dichter wieder als pathetischen Herold seiner Partei:

---

*) Nach Robert Burns. In ähnlicher Nachbildung hat Freiligrath auch Thomas Hood's „Lied vom Hemde" verdeutscht.

Die Freiheit! Das Recht!

O glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Toten,
O glaubt nicht, sie meide fortan dies Geschlecht,
Weil muthigen Sprechern das Wort man verboten
Und Nichtdelatoren verweigert das Recht!
Nein, ob ins Exil auch die Eidfesten schritten,
Ob müde der Willkür, die endlos sie litten,
Sich Andre im Kerker die Adern zerschnitten —
Doch lebt noch die Freiheit und mit ihr das Recht!
Die Freiheit! Das Recht!

Nicht mach' uns die einzelne Schlappe verlegen!
Die fördert die Siege des Ganzen erst recht;
Die wirkt, daß wir doppelt uns rühren und regen,
Noch lauter es rufen: Die Freiheit! Das Recht!
Denn ewig sind Eins diese heiligen Zweie,
Sie halten zusammen in Trutz und in Treue:
Wo das Recht ist, da wohnen von selber schon Freie,
Und immer wo Freie sind, waltet das Recht!
Die Freiheit! Das Recht!

Und auch das sei ein Trost uns: Wie flogen, wie Feuer,
Die freudigen Zwei von Gefecht zu Gefecht!
Wie flutete voller ihr Odem und freier,
Durch die Seele selbst brausend dem niedrigsten Knecht!
Sie machen die Runde der Welt und der Lande,
Sie wecken und werben von Strande zu Strande,
Schon sprengten sie kühn des Leibeigenen Bande
Und sagten zu denen des Negers: Zerbrecht!
Die Freiheit! Das Recht!

Ja, ihr Banner entflattert und weht allerorten,
Daß die Unbill gesühnt sei, die Schande gerächt!
Ja, und siegen sie hier nicht, so siegen sie dorten,
Und am Ende doch siegen sie gründlich und ächt!
O Gott, welch ein Kranz wird sie glorreich dann zieren!
All' die Läuber, die Völker im Fahnentuch führen!
Die Olive des Griechen, das Kleeblatt des Iren,
Und vor allem germanisches Eichengeflecht!
Die Freiheit! Das Recht!

Wohl ruhn dann schon manche, die jetzo noch leiden,
Doch ihr Schlummer ist süß und ihr Ruh'n ist gerecht!
Und licht an den Gräbern stehen die Beiden,
Die wir i h n e n auch danken — die Freiheit, das Recht!
Unterdeß hebt die Gläser! Ihr Wohl, die da stritten!
Die da stritten und muthig ins Elend drum schritten!
Die das Recht uns verfochten und Unrecht drum litten!
Hoch ewig das Recht — und die Freiheit durch's Recht!
Die Freiheit durch's Recht!

Mit diesen Probestücken ist die Mobilmachung Freiligraths zum Feldzug gegen das widerwärtige politische Regime des damaligen Deutschlands genügend gekennzeichnet: von den 38 Gedichten dieser Serie haben wir die wichtigsten vorgeführt. Zum Abschluß gibt der Poet seinem Glaubensbekenntnis noch einen kurzen Reisepaß mit, der Provenienz und Crescenz zusammenfaßt:

„Zu Aßmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht.
Ich schrieb es ab bei Rebenschein,
Weinlaub um's Haus und saft'ge Reiser,
Drum, wollt ihr rechte Täufer sein,
Nennts: Vierundvierzger Aßmannshäuser!"

Die königlich preußische Censur hatte natürlich an einzelnen Gedichten des Freiligrath'schen Glaubensbekenntnisses manches auszusetzen und gegen einige derselben schon bei ihrem vereinzelten Erscheinen Stellung genommen. In dem herrlichen Gedichte:

„Am Baum der Menschheit"

war es namentlich die dritte und vierte Zeile der zweiten Strophe:

„Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt",

die das königliche Obercensurgericht in Berlin mit seinem Präsidenten Bornemann als „unzulässig" bezeichnete. Bei dem Freundschaftsverhältnis zwischen Preußen und Rußland erkannte die Censur in dem Satze des Dichters „eine Verunglimpfung einer mit dem preußischen Staat in freundschaftlicher Verbindung stehenden Regierung." In dem Gedichte nach Robert Burns: „Trotz alledem!", ferner in dem Gedichte: „Die Freiheit! Das Recht!" fand das Gericht den Grundgedanken zwar an sich berechtigt, aber das Censurwidrige liege darin, daß „dem Grundgedanken eine solche Wendung und Beziehung gegeben sei, daß damit den gegen die bestehende soziale und politische Ordnung der Dinge ankämpfenden Tendenzen — in dem ersten den falschen Freiheitsideen, in dem andern der feindlichen Entgegensetzung der verschiedenen Stände — in aufregender Weise das Wort geredet wird." Beide gerichtliche Entscheidungen datieren vom 13. Februar 1844. Eine Berufung vom Urteil des Präsidenten Bornemann an die öffentliche Meinung konnte sich der censierte Poet doch nicht versagen. In einem „Walpurgisnachtstraum" läßt sich „ein Kollegium" hören:

Laßt leben unsern Obermann,
Den Rächer der Censirten!
Nach seinem Namen nennt fortan
Die Welt uns die Bornirten!

Die energische Sprache der Freiligrath'schen Poesie verfehlte nicht auf empfängliche Leser — und solche mußten bei den damaligen politischen Zuständen zahlreich sein — den entsprechenden sympathischen Eindruck. Um so mehr mißfiel der oppositionelle Dichter der Polizei, und um seiner persönlichen Sicherheit willen war er genötigt, zuerst in Belgien und in der Schweiz, dann — bis 1848 — in England eine Freistatt zu suchen, wo er auch, um den genügenden Lebensunterhalt für seine Familie zu gewinnen,

zur kaufmännischen Thätigkeit zurückgriff. Die schriftstellerische Arbeit gab er natürlich nicht auf.

In seinem „Glaubensbekenntnis" hatte er versprochen, seinen „Simsonsfüchsen" „nur das Kühnste anzubinden" und „nicht mit Schlüsselbüchsen, sondern mit Kanonen auf den Plan zu treten". Dieses Versprechen löste er redlich ein; seine Kampflust, sein brennender Eifer, anfeuernd für ein freies Staatsleben zu wirken, war in beständigem Wachsen, und die Zeitereignisse boten ihm reichen Anlaß, seine revolutionären Signalrufe erdröhnen zu lassen. Die blutige Katastrophe vom 12. August 1845 zu Leipzig, wo vor dem Absteigequartier des mißliebigen Prinzen Johann von Sachsen auf das Volk geschossen wurde, erschien dem damals unfern dem Jesuitensitz Luzern*) lebenden Dichter als eine moderne Bartholomäusnacht, und ein beziehungsreiches Gedicht widmete er

Leipzigs Toten!

„Tue! Tue!"
Karl IX. in der Bartholomäusnacht.
„Laßt Ader! Laßt Ader! Die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam wie im Mai."
Cavannes in derselben Nacht.

Sie kam heran im wehenden Trauerflor
Ueber den See nach ihrem Brauche;
An Huttens Insel**) beugte sie das Rohr
Mit ihres Odems feuchtem Hauche.
Ich sah sie nahn, ich sah in sie hinaus;
Dann wieder setzt' ich mich zu schreiben —
Da trat sie plötzlich finster vor mein Haus
Und hauchte leis an meine Scheiben:
„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert:
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert."

„O fünfzehnhundert zwei und siebenzig!
Ha, wie der Pulverdampf die Gipfel bräunte!
Ha, wie da schießend aus dem Fenster sich
Hervorbog jener Karl der Neunte!
Auch Er ein Allerchristlichster! o Schmach!
Anschrie und hetzt' er seine Söldnerrotten,
Bis wehrlos hingewürgt am Boden lag
Die letzte Kraft der Hugenotten!
Ich bin die Nacht ꝛc. (wie oben.)

„Nicht ganz so blutig wohl wie dazumal!
Doch das ist gleich — hinpfiff die Kugel sausend!
Die Opfer stürzten — was liegt an der Zahl?
Gleichviel, ob Dreizehn oder Dreißigtausend!
Die Hähne knackten — auf ein Prinzenwort!
Ein Wehruf zog durch meine Finsternisse!
Livreebedienter, sprühte dreist der Mord
Die vielbeliebten, sichern Rückenschüsse!
Ich bin die Nacht ꝛc.

*) Zu Meyenberg am Züricher See.
**) Ufnau.

„Man hat gesagt: sie haben es verdient!
Wer hat sie rebellieren denn geheißen?
Was haben die Verwegnen sich erkühnt,
Kronleuchter, allerhöchste, zu zerschmeißen?
Man war erstaunt, man war mit Recht empört!
Denkt: auf dem Boden klirrte Scheib' um Scheibe! —
Wohl! — Aber niemals hab' ich doch gehört,
Daß man mit Blut zerbrochne Fenster kleibe!
Ich bin die Nacht ꝛc.

„Und dann: Sie flohn! Der Blitz des Rohres fuhr
In abgewandte, schon geworfne Reihen!
Ha, fliehende nur, schuldlose Wandler nur
Hat man erlegt mit königlichen Bleien!
Ein Weib, ein Kind — o herzzerreißend Weh!
Da lagern sie, am Pflaster die Gesichter!
— Was ballst du nur an deinem Schweizersee
Die zorn'gen Fäuste, heimatloser Dichter?
Ich bin die Nacht ꝛc.

„Soll ich noch melden von dem Leichenzug?
Der Marsch ertönte, Trauerweisen schallten;
Aus diesem Haus und dann aus jenem trug
Man einen Sarg, und weiße Fahnen wallten.
Nachschoß des Volkes endlos lange Flut —
Ein Thränenstrom, soweit das Auge schaute!
Ach, nie doch wäscht er dies unschuldge Blut
Von Leipzigs Kiesweg und von Sachsens Raute!
Ich bin die Nacht ꝛc.

„Man hat ein Wort: die Mitternacht ist stumm!
Doch schrei' ich laut: Wer soll dies Blut euch stillen?
Das allererste floß es wiederum
Durch einen Fürsten, um des Glaubens willen!
O deutsches Land, was trugen dir schon ein
Wie deine Fürsten, so dein Glauben! —
Allein du liebst es, stets ein Kind zu sein!
Nicht Eine Kette läßest du dir rauben!
Ich bin die Nacht ꝛc.

„Doch heut kein Grollen! an der Gruft kein Spott!
Thu, was du mußt! folg' deinem Wahrheitsdürsten!
Hau', wie dich's drängt, dir deinen Weg zu Gott!
Nur — suchst du Gott, was fragst du deine Fürsten?
Erwache, Deutschland! denk' an jenen Herrn,
Der aus dem Louvre schoß mit blindem Wüten!
— Fahr' wohl, Poet! Ich muß noch nach Luzern,
Zu meinen Vätern noch, den Jesuiten!
Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht,
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Im Jahre 1846 erschien im Druck und Verlag des Literarischen Instituts zu Herisau in der Schweiz eine neue kleine Sammlung Freiligrath'scher politischer Gedichte unter dem als revolutionäres Motto beliebten Titel: „Ça ira!" „Sechs Gedichte von Ferd. Freiligrath." Darin wird („Vor der Fahrt", „Jenseits der

grauen Wasserwüste") das Freiheitsland Amerika gepriesen, ein „Eispalast" auf der Newa politisch fructificiert, die „Revolution von unten auf" („Ein Dampfer kam von Bieberich") sowie („Wie man's macht") ein Zeughaussturm und („Festen Tons zu seinen Leuten") die „Freie Presse" empfohlen und schließlich („Springer") von dem aus der Heimat gescheuchten und zu wechselndem Aufenthalt in verschiedenen freieren Ländern hin und her getriebenen Dichter der unbeugsame Widerstand auch für die Zukunft in Aussicht gestellt.

Wir lassen zwei dieser Gedichte folgen, das eine, für die Revolution von 1848 prophetische, im Auszug, das andere, kürzere, im Wortlaut:

Wie man's macht.

So wird es kommen, eh' ihr denkt: — das Volk hat nichts zu beißen mehr!
Durch seine Lumpen pfeift der Wind! Wo nimmt es Brot und Kleider her? —
Da tritt ein kecker Bursche vor; der spricht: „die Kleider müßt' ich schon!
Mir nach wer Rock und Hosen will! Zeug für ein ganzes Bataillon!"

Es geht der Zug — zum Landwehrzeughaus, von wo das neubekleidete Bataillon der „Geusen", voran als Feldzeichen den „Bettelsack", herausmarschiert, um — der königlichen Linie zu begegnen:

„Feuer!" befiehlt der General; „Choc!" heißt es bei der Reiterei —
Doch ha! Kein Renner hebt den Huf, und keine Flinte schickt ihr Blei!

Ein Murren aber rollt durchs Heer: „Auch wir sind Volk! Was königlich!"
Und plötzlich vor dem Bettelsack senkt tief die Adlerfahne sich!
Dann Jubelschrei: „Wir sind mit Euch! Denn wir sind Ihr und Ihr seid wir!"
„Kanaille!" ruft der Kommandeur — da reißt ein Leutnant ihn vom Tier

Und wie ein Sturm zur Hauptstadt gehts! Anschwillt ihr Zug lawinengleich!
Umstürzt der Thron, die Krone fällt, in seinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk sieghaft sein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt!— So wird es kommen, eh' ihrs glaubt! —

Springer.

Kein besser Schachbrett als die Welt:
Für Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen,
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch brauſt das Meer
Um Norwegs freie Bauernſtätten;
Noch raſſelt es von Frankreich her
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von ſeiner Schwelle noch gewieſen,
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio luſt'gen Wieſen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich ſchiert es wenig!
Kein Zug des Schickſals hetzt mich matt, —
Matt werden kann ja nur der König!

Die Bewegung kam bald in vollen Fluß. Zunächſt der Sonderbundskrieg in der Schweiz, dann die Inſurrectionen in Italien, bald auch die Februarrevolution in Paris und der deutſche März von 1848 — Schlag auf Schlag folgten die großen Ereigniſſe und die ſie feiernden Dithyramben, die freilich oft — wie der zunächſt folgende — mehr als zeitgeſchichtliche Stimmungsbilder, denn als poetiſche Kunſterzeugniſſe zu buchen ſind:

Im Hochland fiel der erſte Schuß,
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja, die Lawine kam in Schuß —
Drei Länder in den Waffen!
Schon kann die Schweiz von Siegen ruhn:
Das Urgebirg und die Nagelfluhn
Zittern vor Luſt bis zum Kerne!

Drauf ging der Tanz in Welſchland los —
Die Scyllen und Charybden,
Veſuv und Aetna brechen los:
Ausbruch auf Ausbruch, Stoß auf Stoß!
— „Sehr bedenklich, Euer Liebden!"
Alſo ſchallts von Berlin nach Wien
Und von Wien zurück wieder nach Berlin —
Sogar den Nickel graut es!

Und nun iſt denn auch abermals
Das Pflaſter aufgeriſſen,
Auf dem die Freiheit nackten Stahls
Aus der lumpigen Pracht des Königsſaals
Zwei Könige ſchon geſchmiſſen;
Einen von ihnen gar geköpft —
Und drauf du lang genug geſchröpft
Dein Volk, o Julikönig!

Anrückt die Linie: Schuß auf Schuß!
Und immer friſch geladen!
Doch dies iſt ein Volk wie aus Eiſenguß,
Stülpen Karren um und Omnibus —
Das ſind die Barrikaden!
Stolze, opferfrohe Reihn,
Singen ſie, in der Hand den Stein:
„Mourir pour la patrie!"

Die Kugel pfeift, der Kieſel fliegt,
In Lüften wallt die Fahne!
Ein General am Boden liegt —
Ça ira, ça ira, die Blouſe ſiegt,
O Vaterſtadt Saint-Antoine!
Maſſen auf Maſſen! Keiner wankt —
Schon hat der Guizot abgedankt,
Bleich, zitternd mit den Lippen.

„Vive la Réforme! Le Système à bas!"
O treffliche Geſellen!
Der Birne Schütteltag iſt da!
Die halbe Linie, ça ira!
Und Amiens ſind Rebellen!
Keine neue Kriegsmacht naht:
Das Volk zerſtörte Schien' und Draht —
Bahnzug und Telegraphen!

Was weiter wird: — noch harren wir!
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!
Im Hochland fiel der erſte Schuß,
Und die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam ins Rollen!

Sie rollt, ſie ſpringt — o Lombardei,
Bald fühlſt auch du ihr Wälzen!
Ungarn und Polen macht ſie frei,
Durch Deutſchland dröhnen wird ihr Schrei,
Und kein Bannſtrahl kann ſie ſchmelzen!
Einzig in der Freiheit Wehn
Mild und leis wird ſie zergehn,
Des alten Zorns Lawine!

Ja, feſt am Zorne halten wir,
Feſt bis zu jener Frühe!
Die Thräne ſpringt ins Auge mir,
In meinem Herzen ſingts: „Mourir,
Mourir pour la patrie!"
Glückauf, das iſt ein glorreich Jahr,
Das iſt ein ſtolzer Februar —
„Allons, enfants" — „Mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!"

London, 25. Febr. 1848.

Am nächſten Tage wurde die in drei Tagen fertig gewordene franzöſiſche Republik in einem Gedichte geprieſen, das die Spuren der Schnellmacherei noch in höherem Grade trägt und der Wiedergabe weniger wert iſt. Daß der Dichter das Allheilkraut der „Republik" ganz allgemein empfiehlt und die banale Phraſeologie für ihre Vorzüge vor der Monarchie, die mit der Sklaverei gleichbedeutend erachtet wird, mit mehr Leidenſchaft als Geiſt gebraucht, mag er ſpäterhin ſich ſelbſt wohl nicht zum Ruhm angerechnet haben.

Auch das folgende Gedicht hat Freiligrath noch in London geschrieben: darauf aber, sofort nach der rheinischen Heimat zurückgekehrt, begleitet er den Fortgang der Bewegung in unmittelbarster Nähe und nimmt an der revolutionären Agitation persönlich thätigen Anteil. Betitelt als „Neues Revolutionslied, dem deutschen Volke gewidmet, geschrieben in London am 25. März 1848" (London, Verlag von Joh. Clemens Eggers), zugleich aber auch mit der Ueberschrift: „Berlin, Lied der Amnestierten im Auslande", begrüßt sein Sang die am 18. März mit der Feuertaufe revolutionär geweihte preußische Hauptstadt:

Zum Völkerfest, auf das wir ziehn,
Zu dem die Freiheit ladet,
Wie wandelst herrlich du Berlin!
Berlin! in Blut gebadet!
Du wandelst rußig und bestaubt
Einher in deinen Wunden!
Du wandelst hin, das bleiche Haupt
Mit Bannertuch verbunden!

Mit Tuch, von dem du jene Nacht
Geheiligt jeden Faden!
O erste deutsche Fahnenwacht
Auf deutschen Barrikaden!
Du rissest es aus langer Schmach
Empor zu neuer Schöne!
In Einer Nacht, auf Einen Schlag
Rein wuschen's deine Söhne!

So helfe dir nun Gott, Tyrann!
Erstochen und erschossen!
Und abwärts durch die Straßen rann
Ihr Blut in allen Gossen!
Arbeiterblut, Studentenblut —
Wir knirschen mit den Zähnen,
Und in die Augen treibt die Wuth
Uns seltne Männerthränen!

Sie fochten dreizehn Stunden lang,
Die Erde hat gezittert!
Sie fochten ohne Sang und Klang,
Sie fochten stumm erbittert!
Da war kein Lied wie ça ira —
Nur Schrei und Ruf und Röcheln!
Sie standen ernst und schweigend da,
Im Blut bis zu den Knöcheln! —

So schlaft denn wohl im kühlen Grund,
Schlaft ewig unvergessen!
Wir können euch den bleichen Mund,
Die starre Hand nicht pressen!
Wir können euch zu Ehr' und Zier
Mit Blumen nicht bewerfen
Doch können wir und wollen wir
Die Schwerter für euch schärfen!

Denn einen Kampf, der so begann,
Soll kein Ermatten schänden!
Ihr strittet vor, ihr finget an!
So laßt denn uns vollenden!
Wir sind bereit, wir sind geschwind,
Wir treten in die Lücken!
Mit Allen, die noch übrig sind,
Die Klinge woll'n wir zücken!

Denn heißen soll es nimmermehr:
Für Nichts sind sie gestorben!
Für Nichts, als was sie Tags vorher
Ertrotzt schon und erworben!
Denn keiner sage je und je:
Sie waren brav im Schießen,
Doch fehlt' auch ihnen die Idee,
Da sie sich metzeln ließen!

Drum sollen eure Leichen nicht
Den Strom der Freiheit stauen,
Den Sturm, der seine Fesseln bricht,
In diesem Märzesthauen!
Drum sollen sie die Stufen sein,
Die Stufen grün von Zweigen,
Auf denen wir zum Dach hinein
Der freien Zukunft steigen!

Was Manifest noch, was Bescheid!
Was Bitten noch und Geben!
Was Amnestie und Preßfreiheit
Tod gilt es oder Leben!
Wir rücken an in kalter Ruh,
Wir beißen die Patrone,
Wir sagen kurz: Wir oder Du!
Volk heißt es oder Krone!

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
O Volk, ein einz'ger Tag verstrich —
Und schon von Vivat heiser!
Erst gestern ließ Er schlachten dich —
Und heute deutscher Kaiser!?

Schmach! — mit dem Blute wild verspritzt,
Bei jenem freud'gen Sterben,
Aus dem jetzt möcht' Er sich verschmitzt
Den Kaiserpurpur färben!
Allein daß das unmöglich sei,
Dafür noch stehn wir Wache!
Dafür bleibt unser Feldgeschrei:
Hie Republik und Rache!

Wir treten in die Reiseschuh',
Wir brechen auf schon heute!
Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
Die Mütter und die Bräute!
Nun tröste Weib, nun tröste Kind,
Die Wittwe und die Waisen —
Wie derer, die gefallen sind,
So unsre, will's das Eisen!

Freiligraths Begrüßung des altdeutschen Reichspaniers ist ebenso von hochrevolutionärem Eifer eingegeben:

„Schwarz-Rot-Gold 1848."

In Kümmernis und Dunkelheit
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ei, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurrah, du Schwarz, du Rot, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter hau'n und holen wir
Uns bald wohl junge Narben:
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!
Pulver ꝛc.

Ja, die das Banner ihr gestickt,
Ihr Jungfern, unverdrossen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln gossen:
Nicht wo man singt nur oder tanzt,
Geschwungen sei's und aufgepflanzt!
Pulver ꝛc.

Denn das ist noch die Freiheit nicht,
Die ungeteilte, ganze,
Wenn man ein Zeughausthor erbricht
Und Schwert sich nimmt und Lanze,
Sodann ein Weniges sie schwingt
Und — folgsamlich zurück sie bringt!
Pulver ꝛc.

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn man, statt mit Patronen,
Mit keiner andern Waffe ficht
Als mit Petitionen!
Du lieber Gott! Petitioniert,
Parlamentiert, illuminiert!
Pulver ꝛc.

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf dem Throne laßt!
Pulver ꝛc.

Die Freiheit ist die Nation,
Ist Aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auktion
Von dreißig Fürstenhüten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals: die Republik!
Pulver ꝛc.

Die Eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!
Das ist der große, letzte Strauß —
Flieg' aus, du deutsch Panier, flieg' aus!
Pulver ꝛc.

Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt!
Der Kampf nur gibt die Weihe!
Und kehrst du rauchig und zerfetzt,
So flickt man dich auf's neue.
Nicht wahr, ihr deutschen Jungfräulein?
Hurrah, das wird ein Sticken sein!
Pulver ꝛc.

Und der das Lied für euch erfand
In einer dieser Nächte,
Der wollte, daß ein Musikant
Es bald in Noten brächte!
Heißt das: ein rechter Musikant!
Dann kläng' es hell durchs deutsche Land.
Pulver ꝛc.

Im Juli folgte dann jene berühmte, Funken sprühende Krone der Revolutionslyrik Freiligraths, das Gedicht, wegen dessen der Poet in strafrechtliche Untersuchung gezogen, aber nach wenigen Wochen freigesprochen wurde:

Die Toten an die Lebenden.

Die Kugel mitten in der Bruſt, die Stirne breit geſpalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unſre Schmerzgeberde
Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er ſie ſehe Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Oeffnen ſeines Bibelbuchs wie im Champagnerſchaume!
Daß wie ein Brandmal ſie ſich tief in ſeine Seele brenne:
Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rote Wunde
Ihn ſchrecke noch, ihn ängſte noch in ſeiner letzten Stunde!
Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch ſchalle,
Daß jede tote Fauſt ſich noch nach ſeinem Haupte balle —
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen,
Mög' er es auf ein Blutgerüſt zum letzten Atmen legen!
So war's! Die Kugel in der Bruſt, die Stirne breit geſpalten,
So habt ihr uns auf ſchwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter!" — Und er kam gewankt — gewankt an unſer Bette;
„Hut ab!" — er zog — er neigte ſich! (So ſank zur Marionette,
Der einſt ein Komödiante war!) — Bleich ſtand er und beklommen!
Das Heer indeß verließ die Stadt, die ſterbend wir genommen!
Dann „Jeſus meine Zuverſicht!", wie ihr's im Buch könnt leſen:
Ein „Eiſen meine Zuverſicht!" wär' paßlicher geweſen!

Das war der Morgen auf die Nacht, in der man uns erſchlagen;
So habt ihr triumphierend uns in unſre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zerſchoſſen und zerhauen,
Doch lag des Siegers froher Stolz auf unſern grimmen Brauen.
Wir dachten: hoch zwar iſt der Preis, doch ächt auch iſt die Ware!
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unſrer Bahre.

Weh euch, wir haben uns getäuſcht! Vier Monden erſt vergangen,
Und alles feig durch euch verſcherzt, was trotzig wir errangen!
Was unſer Tod euch zugewandt, verlottert und verloren —
O Alles, Alles hörten wir mit leiſen Geiſterohren!
Wie Wellen brauſt' an uns heran, was ſich begab im Lande:
Der Uberwitz des Dänenkriegs, die letzte Polenſchande,
Das rüde Toben der Vendée in ſtockigen Provinzen,
Der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen;
Die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier*); das Hänſeln, das Entwaffnen
Allüberall der Bürgerwehr, der eben erſt geſchaffnen;
Die Tücke, die den Zeughausſturm zu einem Diebszug machte,
Die ſelber uns, die ſelbſt das Grab noch zu begeifern dachte;
So weit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede;
Mit der Verſammlung freiem Recht die täglich frechre Fehde;

*) In Mainz, wo der Bundesfeſtung wegen eine preußiſche Beſatzung ſtand, während in der Bevölkerung die demokratiſche Partei überwog, herrſchte im Frühjahr 1848 wiederholt ſtarke Aufregung, die zu ernſten Zuſammenſtößen führte. Am 21. Mai fand ein blutiger Straßenkampf zwiſchen den preußiſchen Truppen und der Civilbevölkerung ſtatt und die Militärbehörde erklärte die Stadt in Belagerungszuſtand. Das Frankfurter Parlament entſandte eine Kommiſſion nach der Stadt und die Unterſuchung führte zur Aufhebung der vom Militär verhängten Maßregel. In Trier kamen ebenfalls zwiſchen der revolutionär erregten Bevölkerung und den Repreſſivgewalten ſcharfe Konflikte vor, die den Vertretern der Volksbewegung Grund zu leidenſchaftlichen Beſchwerden boten.

Der Kerkerthore dumpf Geknarr im Norden und im Süden;
Für Jeden, der zum Volke steht, das alte Kettenschmieden;
Der Bund mit dem Kosakentum; das Brechen jedes Stabes,
Ach, über euch, die wert ihr seid des lorbeerreichsten Grabes:
Ihr von des Zukunftdranges Sturm am weitesten Getragnen,
Ihr — Junikämpfer von Paris! Ihr siegenden Geschlagnen!
Dann der Verrat, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzfells Falten?
Sag' an, birgt es nicht auch den Krieg? Den Krieg herausgeschüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit Allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „die Republik!" die Glocken überdröhnen,
Die diesem allerneuesten Johannesschwindel tönen!*)

Umsonst! Es thäte Not, daß ihr uns aus der Erde grübet
Und wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erhübet!
Nicht, jenem abgethanen Mann, wie damals, uns zu zeigen —
Nein, zu den Zelten, auf den Markt, ins Land mit uns zu steigen!
Hinaus ins Land, soweit es reicht! Und dann die Insurgenten
Auf ihren Bahren hingestellt in beiden Parlamenten!
O ernste Schau! da lägen wir, im Haupthaar Erd' und Gräser,
Das Antlitz fleckig, halbverwest — die rechten Reichsverweser!
Da lägen wir und sagten uns: Eh wir verfaulen konnten,
Ist eure Freiheit schon verfault, ihr trefflichen Archonten!
Schon fiel das Korn, das keimend stand, als wir im März starben:
Der Freiheit Märzsaat ward gemäht noch vor den andern Garben!
Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Sense Hieben —
O, wär' der Grimm, der rote Grimm, im Lande so geblieben!

Und doch, er blieb! Es ist ein Trost im Schelten uns gekommen:
Zuviel schon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
Zuviel des Hohns, zuviel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehobnen Armes, wehnden Haars da steht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rote Fahne läßt er weh'n hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
Die Adler fliehn; die Löwen fliehn; die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

Indessen bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen
Euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet! seid bereit! o, schaffet, daß die Erde,
Darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns stören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jetzt — und ewig! — sind sie Sklaven!

Düsseldorf, Juli 1848.

Zu hochtragischen, wehklagenden Gefühlsergüssen mußte dem Dichter die Wiener Oktober-Revolution Anlaß bieten. Als der kroatische Banus Jellachich mit dem Heere die Kaiserstadt bedrohte, machte sich das Mitgefühl des Dichters für Wien in ergreifenden Tönen Luft:

*) Zur Feier des deutschen Reichsverwesers, Erzherzogs Johann.

Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien!
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet —
Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht steht!
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt!
Der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesänge singt!
Wozu noch bitten, winseln? Ihr Männer, ins Gewehr!
Heut ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!
Es ist das Händefalten ein abgenützt Geschäft —
Die linke an die Scheide, die rechte Hand ans Heft!
Die Linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft,
Die Rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!
Ein riesig Schilderheben, ein Ringen wild und kühn —
Das ist zur Weltgeschichte das rechte Flehn für Wien!

Ja, Deutschland, ein Erheben! ja Deutschland, eine That!
Nicht wo im roten Dolman einhersprengt der Kroat,
Nicht wo vom Huf der Rosse das Donauufer bebt,
Nicht wo vom Stefansthurme der weiße Rauch sich hebt,
Nicht wo aus Slavenmörsern die Brandraketen sprühn —
Nicht dorthin, ernster Norden, gewaffnet sollst du ziehn!
Nicht dorthin sollst du pilgern zu Hülfe, zum Entsatz —
Allwärts, um Wien zu retten, stehst du an deinem Platz!
Räum' auf im eignen Hause, räum auf und halte Stich —
Den Jellachich zu jagen, wirf *deinen* Jellachich!*)
Ein dreister Schlag im Norden ist auch im Süd ein Schlag:
Mag fallen *unser* Olmütz, und Olmütz rasselt nach!

Der Herbst ist angebrochen, der kalte Winter naht —
O Deutschland, ein Erheben! o Deutschland, eine That!
Die Eisenbahnen pfeifen, es zuckt der Telegraph —
Du aber bleibst gelassen, du aber bleibst im Schlaf!
Beim Todeskampf der Riesin dastehst du wie von Stein —
Alles, wozu dich ermannst, ein kläglich Bravoschrein!

1848, 3. Nov. Nachmittags.

Am 9. November 1848 war der hochbegabte, mutige Volksmann Robert Blum auf der Brigittenau bei Wien standrechtlich erschossen worden. Zum Gedächtnisgottesdienst für den Freiheitsmärtyrer in seiner Vaterstadt Köln wurde von Freiligrath ein poetisches Totenopfer dargebracht:

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen,
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen;
Ein Kind mit breiter, schöner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
Ein prächtig Proletarierkind, ein derber Küferjunge.
Er schrie, daß in der Werkstatt rings des Vaters Tonnen hallten;
Die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihre Brust gehalten;
An ihrer Brust, auf ihrem Arm hat sie ihn eingesungen —
Es ist in Köln das Wiegenlied des Knaben hell erklungen.

*) Der Reim ist für den Sprachkenner unrichtig, da der kroatische Name Jellacic, für deutsche Leser gewöhnlich „Jellachich" geschrieben, phonetisch nicht auf ich, sondern auf itsch endet: „Jellatschitsch". Indessen ist diese Incongruenz dem Dichter um so weniger schwer anzurechnen, als in der deutschen Literatur die weitverbreitete Unkenntniß der slavischen Sprachen zahlreiche, oft viel stärkere Unrichtigkeiten zu fast allgemeiner Gewohnheit gemacht hat.

Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
Und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes.
Nicht singt die Ueberlebende, die Mutter es dem Sohne:
Das ganze schmerzbewegte Köln singt es mit festem Tone.
Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf deiner Kammer,
Vor deinem Gott, du graues Haupt, ausströme deinen Jammer!
Auch ich bin seine Mutter, Weib! ich und noch eine Hohe —
Ich und die Revolution, die grimme, lichterlohe!
Bleib du daheim mit deinem Schmerz! Wir wahren seine Ehre —
Das Robert-Requiem singt Köln, das revolutionäre!

So redet Köln! und Orgelsturm entquillt dem Kirchenchore,
Es sieht die Säulen des Altars umhüllt mit Trauerflore,
Die Kerzen werfen matten Schein, die Weihrauchwolken ziehen,
Und tausend Augen werden naß bei Neukomms Melodieen.
So ehrt die treue Vaterstadt des Tonnenbinders Knaben —
Ha, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben!
Ha, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen!
(Dort auch, was er allstündlich war, ein Wackrer, kein Verräter!) —
Was greift ihr zu den Schwertern nicht, ihr Singer und ihr Beter?
Was werdet ihr Posaunen nicht, ihr ehernen Orgeltuben,
Den jüngsten Tag ins Ohr zu schrei'n den Henkern und den Buben?
Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knieen lag er da im ersten Morgenthaue!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos heut vor acht Tagen,
Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerschlagen!

Ja, ruhig hat man ihn gemacht: er liegt in seiner Truhe!
So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ewigen Ruhe!
Ruh' ihm, der uns die Unruh' hat als Erbteil hinterlassen! —
Mir, als ich hier im Tempel stand in den bewegten Massen,
Mir war's, als hört' ich durch den Sturm der Töne ein Geraune:
Du rechte mit der Stunde nicht! die Orgel wird Posaune!
Es werden, die du singen siehst, das Schwert in Händen tragen —
Denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen!
Ein Requiem ist Rache nicht, ein Requiem nicht Sühne —
Bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehangner Bühne!
Die dunkelrote Rächerin! mit Blut bespritzt und Zähren,
Wird sie und soll und muß sie sich in Permanenz erklären!
Dann wird ein ander Requiem den toten Opfern klingen —
Du rufst sie nicht, die Rächerin, doch wird die Zeit sie bringen!
Der Andern Greuel rufen sie! So wird es sich vollenden —
Weh Allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkershänden!

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen —
Acht Tage sind's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Sande —
Heut scholl ihm Neukomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande. —

Die nach dem „Glaubensbekenntnis" und nach „Ça ira" bis 1848 verfaßten politischen Gedichte sind gesammelt unter dem Titel „Neuere politische und soziale Gedichte" in einem „Ersten Heft" im Jahre 1849 abgedruckt, dem im Jahr 1851 ein „Zweites Heft" folgte. Eine Gesamtausgabe der politischen und sozialen Gedichte Freiligraths enthält der dritte Band seiner „Gesammelten Dichtungen" (Stuttgart G. J. Göschen'sche Verlagshandlung). Dieser letzteren Sammlung entnehmen wir noch folgende, zum

Jahrestage der Berliner Revolution gedichtete deutsche Marseillaise:

Reveille.

(Für die Revolutionsfeier auf dem Gürzenich zu Köln am 19. März 1849.)

Frisch auf zur Weise von Marseille,
Frisch auf ein Lied mit hellem Ton!
Singt es hinaus als die Reveille
Der neuen Revolution! :|:
Der neuen, die mit Schwert und Lanze
Die letzte Fessel bald zerbricht —
Der alten, halben singt es nicht!
Uns gilt die neue nur, die ganze!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marsch, Marsch!
Marsch, Marsch!
Marsch — wär's zum Tod!
Und unsre Fahn' ist rot! :|:

Der Sommer reift des Frühlings Saaten,
Drum folgt der Juni auf den März.
O Juni, komm' und bring' uns Thaten!
Nach frischen Thaten lechzt mein Herz! :|:
Laß deine Wolken schwarz sich ballen,
Bring' uns Gewitter Schlag auf Schlag!
Laß in die ungesühnte Schmach
Der Rache Donnerkeile fallen!
Die neue Rebellion! ꝛc.

An unsre Brust, an unsre Lippen,
Der Menschheit Farbe, heil'ges Rot!
Wild schlägt das Herz uns an die Rippen —
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod! :|:
Hurrah, sie sucht des Feindes Degen!
Hurrah, die ew'ge Fahne wallt!
Selbst aus der Wunden breitem Spalt
Springt sie verachtend ihm entgegen!
Die neue Rebellion! ꝛc.

Unter den von revolutionärer Leidenschaft durchglühten Liedern Freiligraths, bei denen uns nur das Bedauern erfüllen muß, daß der hochbegeisterte Dichter in dem damaligen Sturm und Drang für seinen Genius keine probehaltigeren, der Zukunft Deutschlands besser entsprechenden Aufgaben zu lösen fand, dürfen wir eines nicht anzuführen unterlassen, das poetisch zu den bedeutendsten gehört. Es ist das in der Londoner deutschen Zeitung veröffentlichte „den Berliner Arbeitern und Bürgerwehrmännern zur Totenfeier ihrer gefallenen Brüder" am 20. Oktober 1848 gewidmete

Lied vom Tode:

Auf den Hügeln steht er im Morgenrot,
Das gezückte Schwert in der sehnigen Hand.
„Wer ich bin! Ich bin der Befreiertod!
Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!
Nicht der Leisetreter am Krankenpfühl,
Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
Nein, der eiserne Stürmer im Kampfgewühl,
Der den Mann und den trotzigen Jüngling erschlägt!

„Unterm blauen luftigen Himmelszelt,
Da durchflieg' ich, da licht' ich die jauchzenden Reih'n,
Da werf' ich sie hin auf das Ackerfeld,
Auf die Blumenflur, auf den Pflasterstein!

O wie ſtirbt es ſich ſchön in der Kraft, im Zorn: —
Sie liegen, emporgewandt den Blick!
Sie liegen, die Todeskugel vorn,
Und das bleiche, blutige Haupt im Genick!

„So lagen die Tapfern von Wien und Spree,
So lagen die Turner am Eiderfluß,
So lagen auf jener Schwarzwaldhöh'
Die Freiſtaatsmänner, gefällt vom Schuß.
So liegen und lagen ſie hundertweis,
Die der März gefordert und der April;
So findet ſie liegen die Roſe des Mais,
Daß ihr Grab ſie bekränze freundlich und ſtill!

„Die Roſe des Mais! Ja, was bringt der Mai?
Ich will es euch ſagen: Hieb und Stich!
Ich will es euch ſagen: Trompetenſchrei,
Knatternde Salven und abermals mich!
Denn ihr ſollt euch gründlich und ganz befrei'n,
Und das leuchtende Gold, das die Fahn' euch ſchmückt,
Sei die Treſſe nicht blos, die des Lakai'n,
Die des Kammerdieners Livree beſtickt!

„Ja, ihr habt, was ihr thatet, erſt halb gethan!—
Wer iſt, der die Kugel hemmen darf?
Sie roll' und ſie donnre auf ihrer Bahn,
Bis ſie viermal alle Neune warf! —
Euch heißt „Rebell" der entſchiedene Mann,
Der die volle Freiheit zu fordern wagt?
Ei, wie man ſo bald nur vergeſſen kann,
Daß von Aufruhrs Gnaden zu Frankfurt man tagt!

„Demokratiſche Baſis!" die „breiteſte" gar!
„Parlament und Verfaſſung!" „Kaiſer und Reich!"
Von dem Allen iſt nur das Eine klar:
Einer „Baſis" bedürft ihr — ja wohl für euch!
Eines Stuhles, auf dem ihr behaglich ſitzt,
Eines „breiteſten", drauf ihr breit euch macht!
Ihr wollt nur ein Jahr, das wie Dreißig blitzt —
Ihr wollt kein Gewitter von Vierzig und Acht!

„Doch wir ſchreiben jetzt Achtundvierzig, ihr Herrn!
Und das Wetter iſt da und ihr haltet's nicht auf!
Und wie ihr euch ſtellen mögt und ſperrn:
Es nivelliert bis zu euch herauf!
Wolken auf Wolken und Strahl auf Strahl,
Und der Donner kracht und das Echo gellt:
Der Odem Gottes wieder einmal
Reinigt die faul gewordene Welt!

„Und der ſendet auch mich! Ja, ich komm' mit dem März,
Schreite ſtreng und ernſt von Gefild zu Gefild,
Reiße die Beſten und Kühnſten ans Herz,
Laſſe ſie fallen feurig und wild!
Und ſo werd' ich ſchreiten und töten zumal,
Bis die Sonne folgt auf das Morgenrot!
O du Weihelenz in Luſt und Qual —
Vorwärts! ich bin der Befreiertod!"

Zur politischen Lyrik Freiligraths keinen wesentlichen Zuwachs bietet des Dichters „Nachlese älterer Gedichte", die er unter dem Titel „Zwischen den Garben" (J. G. Cotta's Verlag) im Jahre 1849 erscheinen ließ. Diese unpolitische Sammlung sollte ihm nur „den Kummer um das zertretene Vaterland" ertragen helfen, indem sie ihn von der Politik abzog.

Den Epilog zur kläglich gescheiterten Erhebung der sturm- und drangvollen Bewegungsjahre schrieb Freiligrath in seinem „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung", zu deren bedeutendsten Mitarbeitern der Dichter in der Kampfzeit gehörte, am 9. Mai 1849:

Kein offener Hieb in offener Schlacht —
Es fällen die Nücken und Tücken,
Es fällt mich die schleichende Niedertracht
Der schmutzigen West-Kalmücken!
Aus dem Dunkel flog der tötende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg' ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!

Auf der Lippe den Trotz und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: „die Rebellion!" —
So bin ich mit Ehren erlegen.
O gern wohl bestreuten mein Grab mit Salz
Der Preuße zusammt dem Zare —
Doch es schicken die Ungarn, es schickt die Pfalz
Drei Salven mir über die Bahre!

Und der arme Mann im zerriss'nen Gewand,
Er wirft auf mein Haupt die Schollen;
Er wirft sie hinab mit der fleißigen Hand,
Mit der harten, der schwielenvollen.
Einen Kranz auch bringt er und Blumen und Mai'n,
Zu ruhn auf meinen Wunden;
Den haben sein Weib und sein Töchterlein
Nach der Arbeit für mich gebunden.

Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt,
Nun ade, ihr ringenden Heere!
Nun ade, du pulvergeschwärzter Held,
Nun ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun ade — doch nicht für immer Ade!
Denn sie tödten den Geist nicht, ihr Brüder!
Und richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk ein letztes „schuldig!" spricht,
Dann stehen wir wieder zusammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein —
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!

Der Dichter hat sich Gottlob zu seinem und des Vaterlands Bestem getäuscht: die Zukunft brachte eine andere, bessere Lösung, und der im innersten Kern wahrhaft deutsche Mann wandte sich vom falschen Idol einer republikanischen Utopie zurück zum ächten Ideal des deutschen Nationalstaates und sühnte seine verzeihlichen Irrtümer aus den Tagen unklarer, wilder Gährung in der glänzenden Zeit der Erfüllung durch seinen herrlichen Mahnruf zum Entscheidungskampfe mit Frankreich, aus dem das neue Deutsche Reich emporstieg. Sein „Hurrah, Germania!" und sein „Trompeter von Gravelotte" sichern ihm auch als nationalem Dichter unverwelklichen Lorbeer.

Freiligrath, schon 1868 aus England in die Heimat zurückgekehrt, starb zu Cannstatt am 18. März 1876.

VIII.

Heinrich Heine.

In demselben Jahre, in welchem Freiligrath mit seinem politisch-poetischen „Glaubensbekenntnis" hervortrat: 1844, erschien auch von Heinrich Heine diejenige episch-lyrische Dichtung, in der sich die politischen Auffassungen und Bestrebungen des tonangebenden Poeten des „Jungen Deutschlands" am klarsten widerspiegeln.

Der geniale Verfasser der „Reisebilder" und des „Buches der Lieder" hatte sich in der modern-geistreichen Erzählung und feuilletonistischen Plauderei wie auf dem eigensten lyrischen Gebiete der individuellen Empfindung und Stimmung als Meister erwiesen und in weiten Kreisen lebhafte Sympathien gewonnen. Namentlich bei der Jugend und in der Frauenwelt hatten seine Dichtungen mit ihrer eigenartigen Verbindung von zartsinniger Innigkeit und moderner Ironie den größten Reiz ausgeübt und den Dichter zum erklärten Liebling gemacht.

Seit der Julirevolution hatte Heine Paris zum Wohnsitz gewählt und von dorther in Briefen an die „Allgemeine Zeitung", sowie in größeren Schriften über französische und deutsche Zustände und Persönlichkeiten auch seine politischen Ideen dargelegt. Nunmehr gab er seinen „Neuen Gedichten" eine größere Schöpfung bei: „Deutschland. Ein Wintermärchen", worin er nichts geringeres als das hohe Lied der politischen Poesie gesungen zu haben vermeinte.

Ernst Elster führt in der Einleitung, die er in seiner Ausgabe von Heine's Werken*) dem Wintermärchen vorausschickt, einen Brief des Dichters an seinen Verleger Julius Campe in Hamburg an, worin der Verfasser der Dichtung sein Werk als

*) „Heinrich Heine's Sämtliche Werke. Herausgegeben von Professor Dr. Ernst Elster. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut." (Ohne Jahresangabe.)

„höchst humoristisches Reise-Epos" und als „ein ganz neues Genre" bezeichnet, als „versificierte Reisebilder", die „eine höhere Politik athmen werden als die bekannten politischen Stänkereien." „Es ist ein gereimtes Gedicht, welches die ganze Gährung unserer deutschen Gegenwart in der keckſten persönlichſten Weise ausspricht. Es ist politisch-romantisch und wird der prosaisch-bombastischen Tendenzpoesie hoffentlich den Todesstoß geben." „Sie wissen", fährt Heine fort, „ich prahle nicht (!), aber ich bin diesmal sicher, daß ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird als die populärste Broschüre und das dennoch den bleibenden Wert einer klassischen Dichtung haben wird." Und an Joh. Herm. Detmold schrieb Heine am 14. September 1844: „Da das Opus nicht blos radikal, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich, da letztere entweder in Händen der Autoritäten — oder der Nationalen steht und von den unpolitischen Feinden, von rein literarischen Schuften, unter allerlei Masken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann."

Der hier sich ebenso offenherzig wie selbstgefällig einführende Dichter hat sich über die Wirkung seines Werks im ganzen nicht getäuscht. Der negative, extrem-radikale Charakter des Heine-schen Poems erschien in der That der literarisch begabten Jugend einer durch die damaligen politischen Zustände zur pessimistischen Hyperkritik geneigten Generation als herrliches Vorbild geistreicher Verspottungs- und Zerstörungspoesie, wobei aber freilich den Nachfolgern meist der Geist und Witz des Meisters fehlte. Heine forderte, wie ersichtlich, selbst dazu auf, ihn ganz anders aufzufassen und zu beurteilen als die bisherigen Chorführer des Zeitgedichtes der Vierziger Jahre. Zwar, daß erst er das wahre politische Gedicht geschaffen habe, gehört zu den Ruhmredigkeiten, in denen er sich so oft gefällt, aber daß seine Art und Form politischer Poesie von derjenigen der andern Zeit- und Streitgenossen wesentlich absticht, ist richtig. Der Verächter und Bekämpfer der nationalen Tendenzpoesie, als den sich der Verfasser des „Wintermärchens" und des 1847 nachgefolgten „Atta Troll" mit allem Nachdruck bekennt, darf in der politischen Lyrik allerdings einen Platz außer der gewöhnlichen Reihe beanspruchen. Zum Unterschied von den Tendenzpoeten, die in ihrem freilich mehr eifrigen als klaren Streben nach Freiheit und Einheit des Vaterlandes stets auf Aenderung und Besserung der politischen Verhältnisse abzielen, ist es dem Verfechter der Tendenzlosigkeit zunächst darum zu thun, in heiterer wie in bitterer, durchaus rücksichtsloser Satire von den seinen Spott reizenden Schattenseiten der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände komisch-drastische Zerrbilder zu entwerfen und dafür bei den Zeitgenossen die Bewunderung seines aristophanischen Witzes

und den möglichst allgemeinen rauschenden Erfolg einer ungeheuren Heiterkeit einzuheimsen. *)

Manchem ästhetischen Theoretiker mag eine solche Lyrik ohne positive Tendenz der künstlerischen Doktrin entsprechender erscheinen als die Verbindung des politischen Liedes mit einem praktischen Reformprogramm: einen Fortschritt zum Besseren in der politischen Lyrik, oder wohl gar die Musterleistung derselben darin zu finden, erscheint uns nicht berechtigt. An geistreichem, schlagkräftigem Witz und Spott leisten Heine's politische Gedichte das Höchste: an wahrhaft lyrischer Empfindung, die das innerste Gefühl, das Sehnen und Hoffen des Dichters und der Nation zum sittlich erhebenden, künstlerisch abgeklärten Ausdruck bringt, kann es die politische Lyrik Heine's mit den vaterländischen Kernliedern Hoffmanns, Freiligraths, Geibels nicht aufnehmen.

Seinem eigenen Geständnis des „antinationalen" Charakters seines größten politischen Gedichtes schroff widersprechend, will Heine dennoch als deutschpatriotischer, sein Vaterland liebender Dichter gelten. Deutschland war ihm zwar schon von früh auf, wie seine „Nordseebilder" besagen, das Land, dessen „süßer Boden" bedeckt ist

„mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulich dünnen Traktätchen";

dessen bundestägige „Schneckenversammlung" „sich für unsterblich hält",

„Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,
Ob den Maden des Käses der Käse gehört."

Trotzdem spricht er wiederholt in innig anmutenden Gedichten wie in publizistischen Ausführungen anscheinend aufrichtig auch nationales Gefühl aus, und wir würden ihm unrecht thun, wenn wir ihm jede Anhänglichkeit absprächen an das Land seiner Geburt, das Land, wo seine alternde Mutter wohnt, das Land der Eichen und der von ihm vielbesungenen Linden, das Land, dessen kulturelle Verdienste er doch nicht vergessen und verkennen konnte. Aber es fehlte ihm die realpolitische Vaterlandsliebe, der nationale Staatssinn, der den Mann als Bürger beseelen und seinen Charakter durchdringen muß, wenn wir ihn als wirklichen Patrioten anerkennen sollen. Das Vater-

*) Auch die „Geschichte der deutschen Literatur" von Fr. Vogt und M. Koch (Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut, 1897 S. 695) betont als klar erkennbar, daß Heine „Deutschland verhöhnt, weil ihm das Höhnen Freude macht und bei der herrschenden Neigung zu pikanter Lektüre auch den Absatz seiner Schriften förderte — ganz abgesehen von der Pension, die Heine für seine franzosenfreundliche Schriftstellerei von der französischen Regierung bezog."

land, dessen Liebe zu ihm der Dichter selbst in einem allbekannten Liede als einen schönen „Traum" bezeichnet, war ihm auch in seiner politischen Wesenheit nur eine Abstraktion, ein nebelhaftes Gebilde, ungefähr so eine Idealgestalt, wie sie etwa dem liebenswürdigen Schenkendorf im „süßen Engelsbilde" der Freiheit vorschwebte. Für Heine's persönliches Gefühl war Deutschland, wie er es einmal bildlich ausdrückt, eine Art warme Theestube an einem kalten Winterabend, für seine dichterischen Schöpfungen war es überwiegend das Projektionsobjekt seiner mehr ästhetischen als politischen Neigungen und seiner gegen staatliche und gesellschaftliche Schattenseiten gerichteten Kritik. Heine's Stärke und Verdienst als politischen Dichters besteht in seiner geistreichen Bekämpfung und kritischen Zersetzung überlebter, kulturwidriger, auf Schein, Trug und Unrecht beruhender Uebelstände und Mißbräuche, wie sie im vormärzlichen Deutschland auf staatlichem und gesellschaftlichem, auf kirchlichem und wissenschaftlichem, auf bureaukratischem und wirtschaftlichem Gebiete zahlreich vorhanden waren. Eine aufbauende, fördernde Mitarbeit an der Heilung der sozialen und politischen Schäden, ein selbstloses, opferwilliges, geistig sittliches Mitwirken an den positiven Aufgaben deutscher Nationalpolitik war Heine's Sache nicht. Niemand, der ihn kennt, würde sich ihn als ernsthaften Volksanwalt vorstellen können oder gar als wehrhaften Kämpfer für Vaterland und Freiheit, sei es für Kaiser und Reich oder für eine demokratische Republik: Heine würde sich für keine politische Form begeistert oder auch nur erwärmt haben, er hat für alle nur das Gefühl überlegener Gleichgiltigkeit. Die bei Heine's genialer Begabung doppelt bedauerliche Verständnislosigkeit für deutsche nationalstaatliche Bestrebungen, verbunden mit seinem unzähmbaren Bedürfnis, an allen ihm entgegentretenden antipathischen Erscheinungen die freieste Kritik zu üben, mußte den Dichter zum schärfsten Gegner und Bekämpfer derjenigen zeitgenössischen Persönlichkeiten und Kundgebungen machen, die für die positiven nationalen Ziele eintraten und wirkten. Heine scheute sich nicht, auch die ehrenwertesten patriotischen Vorkämpfer mit frivolem Spott anzugreifen, ehrwürdige Fürsten, älterer und neuerer Zeit, herabzuwürdigen und lächerlich zu machen, die teuersten Sinnbilder deutscher Ehre und Macht in den Schmutz zu ziehen; in dieser Richtung ließ er seinem dämonischen Hang zur Verhöhnung schrankenlosen Lauf und schreckte vor keiner Unwürdigkeit und Gemeinheit zurück, die ihm noch geistreich oder witzig erscheinen mochte, während sie für jedes Anstandsgefühl nur widerwärtig sein konnte. Wahrhaft borniert ist sein Haß gegen Preußen, in dessen Regierung er nur ein Stockprügelsystem zu erkennen, dessen deutsche Mission zu ahnen er durchaus nicht vermochte. Gegen die Hohenzollern richtet er einen schmutzigen Anwurf ohne Gleichen:

„Das Brutale in der Rede,
Das Gelächter ein Gewieh'r,
Stallgedanken und das öde
Fressen — jeder Zoll ein Tier!"

Dem preußischen Hofhistoriographen wird niemand das Recht bestreiten, solche Aeußerungen als sodomitisch und niederträchtig zu brandmarken.

Selbst durch so dunkle Schatten aber dürfen wir uns nicht abhalten lassen, die Lichtseiten anzuerkennen, die aus Heine's politischen Gedichten immer wieder hervorleuchten, und wenn wir die Zeit und Umgebung bedenken, wo sie erschienen und zu wirken hatten, ist das Urteil um so vorsichtiger abzuwägen. Das Verdienst, gegenüber einem vielfach herrschenden Scheinwesen, einer rührseligen Sentimentalität, einem hohlen rhetorischen Pathos, verderblichen tendenziösen Einseitigkeiten und Entstellungen in zahlreichen Fällen der Wahrheit zum Siege verholfen, zur Gesundung krankhafter Zustände beigetragen zu haben, kann einer schonungslosen, oft arg übertreibenden, selbst zu häßlichen Mitteln greifenden Kritik nicht bestritten werden. Gilt dies im allgemeinen von Heine's literarischer Stellung und Bedeutung, so kann es auch für seine politische Lyrik in Anspruch genommen werden.

Fehlt dem so reich Begabten auch der deutschnationale Sinn, so ist dafür sein allgemeines sozialpolitisches Verständnis von um so größerer Vielseitigkeit, und die Schärfe seiner Auffassung wie die Treffsicherheit seiner Darstellung steht unter den literarischen Zeitgenossen unübertroffen da.

Für eine gründliche Beurteilung von Heine's Veranlagung, Geistesrichtung und Entwicklung erhalten wir vom Dichter selbst leider nicht immer zuverlässige Anhaltspunkte. Die widerspruchsvolle Natur des Ironikers gefällt sich darin, wahrhaft aufrichtige Bekenntnisse seiner tieferen Einsicht zu vermeiden und lieber scheinbare, im Grunde keineswegs zutreffende Geständnisse und Behauptungen aufzustellen, die meist eher scherzhaft als ernsthaft aufzunehmen sind. Er produziert sich in einer Art Proteus-Natur. Besonders beliebte Spiegelfechterei treibt der als Jude geborene, protestantisch Getaufte, der sich ausgesprochenermaßen am besten zum galanten katholischen Abbé geeignet hätte, mit der christlichen Religion und ihren Konfessionen, zu denen er doch in gar keinem innerlichen Verhältnis steht. Wenn er von seinem konfessionellen Protestantismus — in seinen prosaischen Schriften — wiederholt mit scharfer Betonung spricht, so ist gerade darauf am wenigsten Wert zu legen. Innerlich stand er dem tiefernsten deutschen Protestantismus ferner als irgend einer andern religiösen Gemeinschaft; was er am Protestantismus gut findet und für sich in Anspruch nimmt, ist nur jener Geist der Denk- und Gewissensfreiheit, wodurch der Protestantismus

der Nährboden unserer modernen Literatur und unseres modernen Kulturlebens geworden ist. In Heine's politischen Gedichten ist weder von positivem Judentum noch von positivem Christentum etwas zu spüren: sein poetisches wie sein thatsächliches Bekenntnis deckt sich mit dem „freien Menschentum", wie es sich die seichtere Belletristik im Mißverständnis größerer Geister schon vor dem „Jungen Deutschland" zurechtgelegt hatte.

Für Heine's politische und „patriotische" Anschauungen ziemlich maßgebend sind die Auffassungen, die er als geborener Rheinländer zur Zeit der französischen Herrschaft, unter der er als Knabe in Düsseldorf aufwuchs, mit seiner Umgebung sich angeeignet hatte. Die Abneigung gegen preußisch-deutsches, soldatisch-strenges, bureaukratisch-steifes, aber auch gewissenhaft-treues, zuverlässiges Wesen kennzeichnete den leichtlebigen Anwohner des rebenreichen Rheinstroms ebenso verständlich wie seine Vorliebe für das heitere, freiere, leichtfertig gefällige Franzosentum, dessen fortgeschrittenere äußerliche Civilisation im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch dazu durch die glänzendsten militärischen und politischen Erfolge umstrahlt war. Das damalige kleine deutsche Teilfürstentum verglichen mit dem Kaiserreiche Napoleons konnte und mußte dem Rheinländer als kläglicher politischer Rückstand erscheinen. Bei Heine wurde in dieser Hinsicht ein gewisses Gleichgewicht, das den deutschen Vorzügen zu ihrem Rechte verhalf, erst durch seine Jünglings- und jüngeren Mannesjahre hergestellt, in denen er in Göttingen, Berlin und München wissenschaftliche Studien betrieb und deutsches Volkstum im Norden und Süden des Vaterlandes näher kennen lernte.

Zum deutschnationalen Politiker ist Heine allerdings auch damit nicht geworden. Das Leitmotiv unserer idealistischen Jugend: Kaiser und Reich, blieb ihm ein anachronistisches Idol; für den deutschen Beruf unseres Kernstaates Preußen hatte er kein Verständnis, für die konstitutionellen Bestrebungen des deutschen Liberalismus fehlte ihm ebenso die rechte Schätzung und Sympathie. Der französischen Tricolore von 1830 flog sein Enthusiasmus zu, und sein „deutscher Patriotismus" bestand höchstens darin, daß er neben der Fahne des Julikönigtums auch die deutsche Flagge der Zukunft als das Banner des freien Gedankens, der Humanität, im Bunde mit dem französischen Panier aufgepflanzt sehen wollte. Diese Quintessenz seiner politischen und „patriotischen" Anschauungen weicht zwar sehr weit ab von dem, was für einen normalen Deutschen grundsätzlich und thatsächlich als richtig gelten kann. Zu Heine's Zeit aber entsprach diese Gesinnung nicht nur einer weitverbreiteten Halbbildung, sondern auch einer philosophischen Doktrin der Junghegelianer. Nach Arnold Ruge's Definition ist ja die Auflösung des Patriotismus in Humanismus nichts weiter als die Auflösung des Dialekts in die Kultursprache. „Die Auflösung des Patriotismus

in Humanismus", sagt der Lieblingsphiloſoph der kritiſchen Jugend um 1840, „iſt die Freiheitsfrage der neueſten Geſchichte" . . „Das Vaterland iſt das Vaterland der Freiheit, der freie Staat. Die erſte Partei, die für ihn auftritt, wird das Recht haben, ſich eine patriotiſche im poſitiven Sinne zu nennen." Das iſt ganz Heine's eigene Auffaſſung. Die Tendenzpoeten der Vierziger Jahre ſtehn gegen dieſe ſublime Idee weit zurück — dem patriotiſchen Prutz führt Ruge höhnend zu Gemüte, daß ſein Standpunkt und der des Humanismus Gegenſätze ſeien. „Patriot, Liebhaber des zukünftigen Vaterlandes, mache ein Lied „an die zukünftige Geliebte", wie Klopſtock, als er keine hatte, aber ſage nicht, daß du verliebt biſt, du willſt es erſt werden!" — Mit ſolchen Sophismen iſt ein deutſchpatriotiſcher Charakter unvereinbar und alſo auch bei Heine ausgeſchloſſen.

Die vielumſtrittene Frage, ob Heinrich — eigentlich Harry — Heine formell das ſtaatsbürgerliche Verhältnis zu Deutſchland gelöſt habe und juriſtiſch zum Franzoſen geworden ſei, iſt ſachlich von geringem, für Heine's politiſche Dichtung von keinem Belang. Während Heinrich von Treitſchke annimmt, daß die Naturaliſation Heine's in Frankreich erfolgt ſei, iſt von anderer Seite — zuletzt wohl völlig überzeugend von Dr. F. Mentz in Straßburg (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1902, Nr. 123) — aktenmäßig feſtgeſtellt worden, daß die von Heine einmal beabſichtigt geweſene Aufnahme in den franzöſiſchen Staatsverband nicht erfolgt, jedenfalls nicht nachweisbar iſt. Der Genuß des gewöhnlichen franzöſiſchen Bürgerrechts, der „droits civils", war dem in Düſſeldorf zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft daſelbſt Geborenen geſichert. Die bisher trotz alles Aufgebots von Bemühungen nicht endgiltig entſchiedene Frage, ob 1799 oder 1797 Heine's Geburtsjahr ſei, ändert nichts an jenem Verhältnis. Für uns iſt das Weſentliche, daß Heine in ſeiner politiſchen Dichtung nicht auf national-deutſchem, ſondern auf internationalem Boden ſtand, daß bei ihm die utopiſche humaniſtiſch-kosmopolitiſche Freiheitsidee das deutſchnationale Element nicht blos überwog, ſondern auch neutraliſierte, ſo daß durch Heine's Satiren die politiſche Entwickelung Deutſchlands nur nach dem Geſetz des Gegenſatzes gefördert werden konnte.

In dieſem Sinne, gewiſſermaßen als ein Stachel, daß Deutſchland in ſeinen politiſchen und ſozialen Zuſtänden anders werden müſſe, als es uns Heine mit beißender Ironie ſchildert, haben Heine's politiſche Gedichte zur Erbitterung der Geiſter, zur Aneiferung der oppoſitionellen und reformatoriſchen Beſtrebungen und damit auch zur Vorbereitung des Bodens für den künftigen Nationalſtaat in der Stimmung und Geſinnung der Jugend und des Bürgertums das Ihrige beigetragen.

Das bedeutendſte Stück der politiſchen Dichtungen Heine's iſt, wie ſchon im Eingang bemerkt, das im Jahr 1844 bei Hoffmann

und Campe in Hamburg erschienene „Wintermärchen: Deutschland". Das politisch-humoristische „Reiseepos" beschreibt die Fahrt, die der Dichter im Spätherbst des Jahres 1843 von Paris nach Hamburg unternahm, um seine dort wohnende Mutter zu besuchen. Dem Titel seiner Dichtung „Deutschland" entsprechend beginnen die Vorführungen des Poeten erst an der belgisch-deutschen Grenze, wo ein Harfenmädchen das Begrüßungslied zu singen hat. Ein deutscher Reisender belehrt den Ankömmling über die Segnungen des Zollvereins. Natürlich übernimmt der Humor, oder vielmehr die Satire sofort die Führerrolle, und die vom Dichter selbst angekündigte „antinationale" Stimmung kommt bald genug zum Wort. In Aachen machen ihm die verhaßten Preußen, insbesondere selbstverständlicherweise die Soldaten, den widerwärtigsten Eindruck, der sich beim Anblick des preußischen Adlers zu leidenschaftlichem Ausbruch gedrängt fühlt:

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.

Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie,
Sie tragen sie jetzt im Innern,
Das trauliche Du wird immer noch
An das alte Er erinnern.

Der lange Schnurbart ist eigentlich nur
Des Zopftums neuere Phase:
Der Zopf, der ehemals hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Nase.

Zu Aachen auf dem Posthausschild
Sah ich den Vogel wieder,
Der mir so tief verhaßt! Voll Gift
Schaute er auf mich nieder.

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupf' ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

Du sollst mir dann in luft'ger Höh'
Auf einer Stange sitzen,
Und ich rufe zum lustigen Schießen herbei
Die rheinischen Vogelschützen.

Wer mir den Vogel herunterschießt,
Mit Scepter und Krone belehn' ich
Den wackeren Mann! Wir blasen Tusch
Und rufen: „Es lebe der König!

In Köln freut sich der Dichter, den Dombau unvollendet zu sehen und beruhigt den Vater Rhein über sein nur zu vertagendes Verlangen, die Franzosen wiederzusehen, die nach Nikolaus Beckers „dummem Liede" den Rhein nicht haben sollen. (Die betreffende Stelle ist im zweiten Kapitel unseres Buches: „Der freie deutsche Rhein" mitgeteilt.) Im nächtlichen Traume wandelt der Poet nach der Dreikönigskapelle, wo ihn die toten Heiligen derart ärgern, daß er dem ihm „als That zu seinen Gedanken" folgenden Nachrichter-Lictor den Befehl erteilt, ihnen die Häupter abzuschlagen.

Bei Heine's oft so wirksamer Gewohnheit, zum gegebenen Satze den Gegensatz herbeizuziehen, erinnert ihn auf der Weiterfahrt durch Westfalen die von Friedrich Wilhelm dem Vierten von Preußen auch in den westlichen Provinzen wiederherge-

stellte Ritterschaft — an den französischen Empereur, der kürzlich, leider nur als Leiche, nach der vom Feudalwesen glücklich gesäuberten französischen Heimat zurückgekehrt ist. Im Teutoburger Wald stellt er die durch Geist, Witz und — Rücksichtslosigkeit berühmte Betrachtung an: wie es in Deutschland jetzt aussehen würde, wenn Varus die Teutoburger Schlacht gewonnen hätte. Die bösartigsten Invectiven füllen das vielzitierte Kapitel, das wir im Wortlaut folgen lassen:

Das ist der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beschrieben;
Das ist der klassische Morast,
Wo Varus stecken geblieben.

Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
Der Hermann, der edle Recke:
Die deutsche Nationalität,
Die siegte in diesem Drecke.

Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

In unserem Vaterland herrschten jetzt
Nur römische Sprach' und Sitten,
Vestalinnen gäb' es in München sogar,
Die Schwaben hießen Quiriten.

Der Hengstenberg wär' ein Haruspex
Und grübelte in den Gedärmen
Von Ochsen, Neander wär' ein Augur
Und schaute nach Vogelschwärmen.

Birch-Pfeiffer söffe Terpentin
Wie einst die römischen Damen.
(Man sagt, daß sie dadurch den Urin
Besonders wohlriechend bekamen.)

Der Raumer wär' kein deutscher Lump,
Er wär' ein röm'scher Lumpacius,
Der Freiligrath dichtete ohne Reim
Wie weiland Flaccus Horatius.

Der grobe Bettler Vater Jahn,
Der hieße jetzt Grobianus.
Me hercule! Maßmann spräche Latein,
Der Marcus Tullius Maßmanus!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
Mit Löwen, Hyänen, Schakalen
Sich raufen in der Arena, anstatt
Mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt
Statt Landesväter drei Dutzend;
Wir schnitten uns die Adern auf,
Den Schergen der Knechtschaft trutzend.

Der Schelling wär' ganz ein Seneca
Und käm' in solchem Konflikt um,
Zu unserm Cornelius sagten wir:
Cacatum non est pictum.

Gottlob! Der Hermann gewann die Schlacht,
Die Römer wurden vertrieben,
Varus mit seinen Legionen erlag,
Und wir sind Deutsche geblieben.

Wir blieben deutsch, wir sprechen deutsch,
Wie wir es gesprochen haben,
Der Esel heißt Esel, nicht Asinus,
Die Schwaben blieben Schwaben.

Der Raumer blieb ein deutscher Lump
Und kriegt den Adlerorden,
In Reimen dichtet Freiligrath,
Ist kein Horaz geworden.

Gottlob! Der Maßmann spricht kein Latein,
Birch-Pfeiffer schreibt nur Dramen
Und säuft nicht schnöden Terpentin
Wie Roms galante Damen.

O Hermann, Dir verdanken wir das,
Drum wird Dir, wie sich gebühret,
Zu Detmold ein Monument gesetzt:
Hab' selber subskribieret!

Die Fahrt durch Westfalen geht weiter — die Ortsfolge könnte, nebenbei bemerkt, an die vielberufene Vertrautheit der

Franzosen mit der Geographie Deutschlands gemahnen — da bricht ein Rad an dem Postwagen, und der Dichter gewinnt die Gelegenheit, nächtlicher Weile im Walde an die Wölfe, seine „Mitwölfe", eine charaktervolle Rede zu halten, die dann bedauerlicherweise von der „Allgemeinen Zeitung" nur „verstümmelt" abgedruckt wird. Bei Sonnenaufgang regt ihn ein Kruzifix an der Straße zur Betrachtung und zu etwas selbstgefälliger Bemitleidung des Erlösers, seines „armen Vetters", an; dann weckt die Erinnerung an seine alte Amme eine Vision — im Kyffhäuser, bei der er zuletzt den ehrwürdigen alten Kaiser Rotbart gröblich beleidigt, was er freilich bald wieder bereut. In der Festung Minden wiederholen sich die in Aachen durch die Preußen erregten Empfindungen, denen er sich durch schleunige Flucht entzieht. Nachdem ihm in Bückeburg „das halbe Fürstentum an den Stiefeln kleben geblieben", läßt er sie sich in Hannover putzen und witzelt über den englischen König an der Leine. Im 20sten Kapitel erreicht er Hamburg, wo ihn die Mutter zärtlich empfängt und ihm beim Abendbrot allerlei verfängliche Fragen vorlegt, auf die er aber nicht eingeht; ausweichend erwidert er:

„Die Apfelsinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft
Und ich lasse die Schalen liegen."

In Hamburg ist nun zwar die Reise beendigt, aber das „Reiseepos" wird in der Hansestadt noch um weitere epische und lyrische Partien von pikantestem Inhalt bereichert. Zunächst gibt das große Brandunglück, das Hamburg im Mai 1842 betroffen hatte, die vielseitige Teilnahme, die sich damals für die Beschädigten bekundete, und die zur finanziellen Unterstützung veranstaltete Sammlung Gelegenheit zu allerlei mehr persönlichen als sachlichen Anmerkungen. Zur frivolen Satire gesellt sich die cynische Zote bei der Schilderung der Begegnung des zwar nicht in Hamburg geborenen, aber doch mit Jungfernstieg und Alster von früh auf vertrauten Dichters mit der „hochbusigen Göttin Hammonia". Ihre reichlichen Gunstbezeigungen für ihren Liebling werden gekrönt durch die Auszeichnung, daß er in einer mehr durch die Unanständigkeit als den Witz der Erfindung überraschenden Weise einen Blick in die Zukunft Deutschlands thun darf. Was er da geschaut hat, darf er zwar nicht verraten, denn die Göttin hat ihm unter ganz besonders feierlichen altorientalischen Formen den Schwur abgenommen, davon nichts weiter zu plaudern; nur von dem, was er gerochen, sagt er, es sei gewesen:

„als fegte man den Mist
aus sechsunddreißig Gruben."

Ohne von Hamburg nach der Metropole des verhaßten Preußentums weiter zu reisen, wo der König damals in seiner

Kunstbegeisterung satirische Komödien von Aristophanes in deutscher Uebersetzung aufführen ließ, wendet sich der satirische Epiker in einer hochpoetischen, das neue Geschlecht gegen das alte ausspielenden Schlußapostrophe im Namen der lebenden Dichter an den königlichen Mäcen. Er rät ihm, wenn er die toten Dichter verehre, vor allem die lebenden nicht zu beleidigen, und droht ihm mit Dante's Höllenstrafen, „den schrecklichen Terzetten", von denen kein Gott erlösen könne:

„Nimm dich in Acht, daß wir dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!"

Damit schließt das „Wintermärchen Deutschland". Die kurze Inhaltsangabe kann natürlich die zahlreichen Treffer und Schlagworte des satirischen Epos nicht wiedergeben, der Auszug des Inhalts wird jedoch die Mannigfaltigkeit geistreicher Einzelheiten des Gedichts genügend angedeutet haben. „Die ganze Gährung der deutschen Gegenwart", wie der Autor meint, ist freilich darin nicht ausgesprochen, aber als ein vielfach bedeutsames, charakteristisches Denkmal der Literaturperiode wird es auf die Dauer betrachtet werden müssen, und durch seinen blendenden Witz und Humor — von den gerügten Auswüchsen abgesehen — sowie durch die flüssige, wenn auch saloppe Form der Darstellung wird es auch seinen ästhetischen Wert behaupten.

Wir gehen zu den vom Dichter selbst als „Zeitgedichte" bezeichneten kleinen lyrischen Poesien über, als deren Vorwort ein kleines Gedicht erscheint mit der Ueberschrift „Doktrin":

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegelsche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab' sie begriffen, weil ich gescheidt
Und weil ich ein guter Tambour bin.

Diesem einleitenden Gedicht folgt „Adam der Erste", dessen Held das „volle Freiheitsrecht" ohne die im Paradies gebotene Beschränkung verlangt, dann eine „Warnung" vor zu kühnen Reden und Schriften, sowie eine Belobigung an „einen ehemaligen Goetheaner" und ein Zwölfzeiler „Geheimnis" ohne jede Anspielung auf ein Zeitereignis.

Das erste wirkliche „Zeitgedicht":

„Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris" (1842), richtet sich an Dingelstedt:

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen?
Ist schon befreit das Vaterland?" —

Der Angerufene antwortet mit der Ironie des anrufenden Spottvogels:

„Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Köllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das,
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,
Und Königsworte, das sind Schätze
Wie tief im Rhein der Niblungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheeren,
Die patriotische Ueberkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur."

Einige weitere „Zeitgedichte": „Das Kind", „Verheißung", „Der Wechselbalg" verspotten in unschönen bildlichen Anspielungen die deutschen Freiheits- und Verfassungsbestrebungen. Ebensowenig geschmackvoll wird sodann unter der Aufschrift: „Der Kaiser von China" die angebliche Trunksucht des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verhöhnt, die den Monarchen zu seinen autokratischen Wahngebilden begeistern solle. Noch unverblümter wird der König weiterhin in drei Satiren durchgehechelt:

„Der neue Alexander."

I.

Es ist ein König in Thule, der trinkt
Champagner, es geht ihm nichts drüber,
Und wenn er seinen Champagner trinkt,
Dann gehen die Augen ihm über.

Die Ritter sitzen um ihn her,
Die ganze historische Schule,
Ihm aber wird die Zunge schwer,
Es lallt der König von Thule:

„Als Alexander, der Griechenheld,
Mit seinem kleinen Haufen
Erobert hatte die ganze Welt,
Da gab er sich ans Saufen.

Ihn hatte so durstig gemacht der Krieg
Und die Schlachten, die er geschlagen;
Er soff sich zu Tode nach dem Sieg,
Er konnte nicht viel vertragen.

Ich aber bin ein stärkerer Mann
Und habe mich klüger besonnen:
Wie Jener endete, fang' ich an,
Ich hab' mit dem Trinken begonnen.

Im Rausche wird der Heldenzug
Mir später weit besser gelingen,
Dann werde ich, taumelnd von Krug zu Krug,
Die ganze Welt bezwingen."

II.

Da sitzt er und schwatzt mit lallender Zung',
Der neue Alexander;
Den Plan der Welteroberung,
Den setzt er auseinander:

„Lothringen und Elsaß, das weiß ich längst,
Die fallen uns zu von selber;
Der Stute folgt am End' der Hengst,
Es folgen der Kuh die Kälber.

Mich lockt die Champagne, das bessere Land,
Wo jene Reben sprießen,
Die lieblich erleuchten unsern Verstand
Und uns das Leben versüßen.

Hier soll sich erproben mein Kriegermut,
Hier soll der Feldzug beginnen;
Es knallen die Pfropfen, das weiße Blut
Wird aus den Flaschen rinnen.

Hier wird mein junges Heldentum
Bis zu den Sternen mousssieren,
Ich aber verfolge meinen Ruhm,
Ich will auf Paris marschieren.

Dort vor der Barriere mach' ich Halt,
Denn vor den Barriere-Pforten,
Da wird kein Octroi bezahlt
Für Wein von allen Sorten."

III.

„Mein Lehrer, mein Aristoteles,*)
Der war zuerst ein Pfäffchen
Von der französischen Kolonie
Und trug ein weißes Bäffchen.

Er hat nachher, als Philosoph,
Vermittelt die Extreme
Und leider Gottes hat er mich
Erzogen nach seinem Systeme.

Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding,
Das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit
Ein närrisches Gemisch ist.

Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute.

Ein aufgeklärter Obskurant
Und weder Hengst noch Stute,
Ja, ich begeistre mich zugleich
Für Sophokles und die Knute.

Herr Jesus ist meine Zuversicht,
Doch auch den Bacchus nehme
Ich mir zum Tröster, vermittelnd stets
Die beiden Götter-Extreme."

*) Friedrich Ancillon, geb. 1767, gest. 1835, Theolog und Historiker, seit 1810 Erzieher des Kronprinzen, von 1814 an Staatsmann.

Die Bosheiten und Unwahrheiten, die Heine hier gegen Friedrich Wilhelm von Preußen richtet, werden noch übertroffen durch die Hohngedichte gegen König Ludwig von Bayern, in denen der Satiriker zu infamen Unflätigkeiten und Abgeschmacktheiten herabsteigt, während allerdings manche Sottisen die schwachen Seiten gewisser Persönlichkeiten witzig beleuchten.

„Lobgesänge auf König Ludwig."

I.

Das ist Herr Ludwig von Baierland,
Desgleichen gibt es wenig';
Das Volk der Bavaren verehrt in ihm
Den angestammelten König.

Er liebt die Kunst und die schönsten Frau'n,
Die läßt er porträtieren;
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren.

Bei Regensburg läßt er erbau'n
Eine marmorne Schädelstätte,
Und er hat höchstselbst für jeden Kopf
Verfertigt die Etikette.

„Walhallagenossen", ein Meisterwerk,
Worin er jedweden Mannes
Verdienste, Charakter und Thaten gerühmt
Von Teut bis Schinderhannes.

Nur Luther, der Dickkopf, fehlt in Walhall,
Und es feiert ihn nicht der Walhall-Wisch,
In Naturaliensammlungen fehlt
Oft unter den Fischen der Walfisch.

Herr Ludwig ist ein großer Poet,
Und singt er, so stürzt Apollo
Vor ihm auf die Knie und bittet und fleht:
„Halt ein! ich werde sonst toll, o!"

Herr Ludwig ist ein mutiger Held
Wie Otto, das Kind, sein Söhnchen,
Der kriegte den Durchfall zu Athen
Und hat dort besudelt sein Thrönchen.

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert
Zu Rom ihn der heilige Vater —
Die Glorie paßt für ein solches Gesicht
Wie Manschetten für unsern Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Christentum sich bekehren,
Sie werden gewiß Sankt Ludewig
Als Schutzpatron verehren.

II.

Herr Ludewig von Baierland
Sprach seufzend zu sich selber,
„Der Sommer weicht, der Winter naht,
Das Laub wird immer gelber.

Der Schelling und der Cornelius,
Sie mögen von dannen wandern:
Dem Einen erlosch im Kopf die Vernunft,
Die Phantasie dem Andern.

Doch daß man aus meiner Krone stahl
Die beste Perle, daß man
Mir meinen Turnkunstmeister geraubt,
Das Menschenjuwel, den Maßmann —

Das hat mich gebeugt, das hat mich geknickt,
Das hat mir die Seele zerschmettert:
Mir fehlt jetzt der Mann, der in seiner Kunst
Den höchsten Pfahl erklettert.

Ich sehe die kurzen Beinchen nicht mehr,
Nicht mehr die platte Nase;
Er schlug wie ein Pudel frisch-fromm-fröhlich-frei
Die Purzelbäume im Grase.

Nur Altdeutsch verstand er, der Patriot,
Nur Jakob-Grimmisch und Zeunisch;*)
Fremdwörter blieben ihm immer fremd,
Griechisch zumal und Lateinisch.

Er hat, ein vaterländisch Gemüt,
Nur Eichelkaffee getrunken,
Franzosen fraß er und Limburgerkäs,
Nach letzterem hat er gestunken.

O, Schwager, gib mir den Maßmann zurück!
Denn unter den Gesichtern
Ist sein Gesicht, was ich selber bin
Als Dichter unter den Dichtern.

O Schwager! behalt' den Cornelius,
Auch Schelling, — daß du den Rückert
Behalten kannst, versteht sich von selbst —
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

O Schwager, begnüge dich mit dem Ruhm,
Daß Du mich verdunkelt heute;
Ich, der in Deutschland der Erste war,
Ich bin nur noch der Zweite." . .

Im dritten der „Lobgesänge auf König Ludwig" sind die Obscönitäten nicht mehr mit zeitgeschichtlichen Beziehungen durchsetzt, so daß wir das Pamphlet von der Wiedergabe ausschließen dürfen.

Nach den gegen die Könige von Preußen und Bayern in den poetischen Pasquillen Heines verübten Gemeinheiten erfreulicher wirkt das Zeitgedicht auf „Kirchenrat Prometheus", d. h. den Heidelberger Professor Paulus, den der Vorwurf trifft, wie Prometheus den Göttern das Licht, so dem Philosophen Schelling seine Hefte gestohlen zu haben:**)

„Just das Gegenteil des Lichtes,
Finsterniß, die man betastet,
Die man greifen kann wie jene,
Die Aegypten einst belastet."

Ein verhältnismäßig milder Humor durchweht auch das folgende spätere Gedicht an Dingelstedt:

„An den Nachtwächter."

Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil,
So magst du treiben jedwedes Spiel;
Mein Freund, ich werde dich nie verkennen,
Und sollt' ich dich auch Herr Hofrat nennen.

Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen deiner Verhofräterei,
Vom Seinestrand bis an die Elbe
Hör' ich seit Monden immer dasselbe:

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — O sprich:
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Aeugelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

*) August Zeune, der Philolog, der 1814 die Gesellschaft für deutsche Sprache stiftete.

**) Er hatte Schellings Vorträge in dessen Hörsaal nachschreiben lassen und die Nachschrift im Druck herausgegeben.

Vielleicht bist du müde und sehnst dich nach Schlaf,
Du hast die Nacht hindurch so brav
Geblasen, jetzt hängst du das Horn an den Nagel:
„Mag tuten wer will für den deutschen Janhagel!“

Du legst dich zu Bette und schließest zu
Die Augen, doch läßt man dich nicht in Ruh,
Vor deinem Fenster spotten die Schreier:
„Brutus, du schläfst? Wach' auf, o Befreier!“

Ach! so ein Schreier weiß nicht, warum
Der beste Nachtwächter wird endlich stumm,
Es ahnt nicht so ein junger Maulheld,
Warum der Mensch am End' das Maul hält.

Du fragst mich, wie es uns hier ergeht?
Hier ist es still, kein Windchen weht,
Die Wetterfahnen sind sehr verlegen,
Sie wissen nicht, wohin sich bewegen.

Auf diese zahme Epistel an Dingelstedt folgt das als eins der Meisterstücke Heine'schen Sarkasmus vielzitierte Gedicht

„Zur Beruhigung.“

Wir schlafen ganz, wie Brutus schlief,
Doch jener erwachte und bohrte tief
In Cäsars Brust das kalte Messer!
Die Römer waren Tyrannenfresser.

Wir sind keine Römer. Wir rauchen Tabak,
Ein jedes Volk hat seinen Geschmack,
Ein jedes Volk hat seine Größe!
In Schwaben kocht man die besten Klöße.

Wir sind Germanen, gemütlich und brav;
Wir schlafen gesunden Pflanzenschlaf,
Und wenn wir erwachen, pflegt uns zu dürsten,
Doch nicht nach dem Blute unserer Fürsten.

Wir sind so treu wie Eichenholz,
Auch Lindenholz, drauf sind wir stolz!
Im Land der Eichen und der Linden
Wird niemals sich ein Brutus finden.

Und wenn auch ein Brutus unter uns wär' —
Den Cäsar fänd' er nimmermehr,
Vergebens würd' er den Cäsar suchen —
Wir haben gute Pfefferkuchen.

Wir haben sechsunddreißig Herrn —
Ist nicht zu viel — und einen Stern
Trägt jeder schützend auf seinem Herzen,
Und er braucht nicht zu fürchten die Iden des Märzen.

Wir nennen sie Väter, und Vaterland
Benennen wir dasjenige Land,
Das erbeigentümlich gehört den Fürsten —
Wir lieben auch Sauerkraut mit Würsten.

Wenn unser Vater spazieren geht,
Ziehn wir den Hut mit Pietät —
Deutschland, die fromme Kinderstube,
Ist keine römische Mördergrube.

Dem Beruhigungsliede folgt ein minder sarkastisches Gedicht unter dem Titel: „Verkehrte Welt", darauf ein an den deutschen Michel sich wendendes Mahnwort: „Erleuchtung" und dann ein für Heines deutschen Patriotismus gern angerufenes Gedicht:

„Deutschland."

(Geschrieben im Sommer 1840.)

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern;
Ihr Menschenkinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Ambos entzwei geschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen;
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien besitzen:
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

Die Einsicht, daß Deutschland Großes zu leisten vermöchte, fehlte Heine natürlich nicht. In einer kurzen Verwahrung gegen Unterschätzung seiner eigenen Kraft, mit der Ueberschrift: „Wartet nur!" verheißt der Dichter für den einst kommenden „rechten Tag" ein mächtiges Sturmlied — es ist aber ausgeblieben: vielleicht hat er sein „Wintermärchen" als Einlösung seines Versprechens angesehen.

Die „Nachtgedanken" („Denk' ich an Deutschland in der Nacht") sind weniger als „Zeitgedicht", denn als ein schönes lyrisches Zeugnis für des Dichters Liebe zu seiner in Deutschland lebenden Mutter und seiner — französischen — Gattin bemerkenswert. Herb sozialdemokratisch, aber nicht deutschpatriotisch ist das düstere Fluchlied „Die Weber", veranlaßt durch den Aufstand der bedrängten schlesischen Weber im Jahre 1844:

Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterkälte und Hungernöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geuzt und gefoppt und genarrt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulniß und Moder den Wurm erquickt —
Wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht —
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch —
Wir weben, wir weben!"

Das „nautische Gedicht": „Unsere Marine", steht im strikteſten Gegensatze zu Herweghs schöner Flottenode — eine echt Heine'sche Parodie auf die nationale Begeisterung für die Seemacht Deutschlands. Bei Heine ist es von vornherein nur ein Traum, den wir von einer deutschen Flotte träumen:

Wir träumten von einer Flotte jüngst
Und segelten schon vergnüglich
Hinaus aufs balkenlose Meer,
Der Wind war ganz vorzüglich.

Wir hatten unsern Fregatten schon
Die stolzesten Namen gegeben:
Prutz hieß die eine, die andere hieß
Hoffmann von Fallersleben.

Da schwamm der Kutter Freiligrath,
Darauf als Puppe die Büste
Des Mohrenkönigs, die wie ein Mond
(Versteht sich, ein schwarzer!) grüßte.*)

Da kamen geschwommen ein Gustav Schwab,
Ein Pfizer, ein Kölle, ein Mayer;**)
Auf jedem stand ein Schwabengesicht
Mit einer hölzernen Leier.

*) Anspielung auf eine von Heine wiederholt bespöttelte Stelle in Freiligraths „Mohrenfürst".

**) Karl Mayer, der von Heine auch anderwärts verspottete schwäbische Dichter. Der vorher genannte Kölle (geb. zu Tübingen 1781, gestorben 1848) ist zumeist bekannt durch seine Schriften über Italien.

Da ſchwamm die Birch-Pfeiffer, eine Brigg,
Sie trug am Fockmaſt die Wappen
Der deutſchen Admiralität
Auf ſchwarzrotgoldnem Lappen.

Wir kletterten keck an Bugſpriet und Raan
Und trugen uns wie Matroſen,
Die Jacke kurz, der Hut bethеert,
Und weite Schifferhoſen.

Gar mancher, der früher nur Thee genoß,
Als wohlerzogener Ehmann,
Der ſoff jetzt Rum und kaute Tabak
Und fluchte wie ein Seemann.

Seekrank iſt mancher geworden ſogar
Und auf dem Fallersleben,
Dem alten Brander, hat mancher ſich
Gemüthlich übergeben.

Wir träumten ſo ſchön, wir hatten faſt
Schon eine Seeſchlacht gewonnen —
Doch als die Morgenſonne kam,
Iſt Traum und Flotte zerronnen.

Wir lagen noch immer im heimiſchen Bett
Mit ausgeſtreckten Knochen,
Wir rieben uns aus den Augen den Schlaf
Und haben gähnend geſprochen:

„Die Welt iſt rund. Was nützt es am End',
Zu ſchaukeln auf müßiger Welle!
Der Weltumſegler kommt zuletzt
Zurück auf dieſelbe Stelle!"

Unter den weiteren „Zeitgedichten" findet ſich die ſchon früher erwähnte Anſprache

„An Georg Herwegh."

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Mit klirrendem Jubel ſteigſt du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutſchland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Weil du ſo himmelhoch dich ſchwingſt,
Haſt du die Erde aus dem Geſichte
Verloren — nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du beſingſt.

An denſelben Dichter, deſſen Tendenzpoeſie für Heine reichen Stoff zur Ironiſierung gab, richtete Heine nach Herweghs Ausweiſung aus Preußen folgendes zweite Gedicht:

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarzrotgoldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein theurer Freund, du warst betroffen —
Das Volk, wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm
Und faule Aepfel statt der Kränze —
An jeder Seite ein Gensdarm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebra sind gestreift,
Und Seufzer dringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärk'schen Granden!

Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa:
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa."

Sind diese beiden Gedichte an den schwäbischen Dichter noch von Achtung und Sympathie eingegeben — stets vorbehalten die Frage, inwieweit es dem Ironiker mit solchen Gefühlen Ernst war — so tritt der Spott und die Satire gegenüber dem Autor der „Gedichte eines Lebendigen" um so ungenierter hervor in folgender groben Humoreske, zu deren Verständnis man sich die geschichtlich beglaubigte Darstellung des Empfangs Herweghs bei Friedrich Wilhelm IV. (worüber wir im fünften Kapitel berichteten), gegenwärtig halten möge:

„Die Audienz."

(Eine alte Fabel.)

„Ich laff' nicht die Kindlein, wie Pharao,
Ersäufen im Nilstromwasser;
Ich bin auch kein Herodes-Tyrann,
Kein Kinderabschlachtenlasser.

„Ich will, wie einst mein Heiland that,
Am Anblick der Kinder mich laben;
Laff' zu mir kommen die Kindlein, zumal
Das große Kind aus Schwaben!"

So sprach der König; der Kämmerer lief
Und kam zurück und brachte
Herein das große Schwabenkind,
Das seinen Diener machte.

Der König ſprach: „Du biſt wohl ein Schwab?
Das iſt juſt keine Schande.“
„„Errathen!““ erwidert der Schwab, „„ich bin
Geboren im Schwabenlande.““

„Stammſt du von den ſieben Schwaben ab?“
Frug jener. „„Ich thu' abſtammen
Nur von einem einzigen““, erwidert der Schwab,
„„Doch nicht von allen zuſammen.““

Der König frug ferner: „Sind dieſes Jahr
Die Knödel in Schwaben gerathen?“
„„Ich danke der Nachfrag'““, antwortet der Schwab,
„„Sie ſind ſehr gut gerathen.““

„Habt ihr noch große Männer?“ frug
Der König. „„Im Augenblicke
Fehlt es an großen““, erwidert der Schwab,
„„Wir haben jetzt nur dicke.““

„Hat Menzel“, frug weiter der König, „ſeitdem
Noch viel Maulſchellen erhalten?“
„„Ich danke der Nachfrag'““, erwidert der Schwab,
„„Er hat noch genug an den alten.““

Der König ſprach: „Du biſt nicht ſo dumm,
Als wie du ausſiehſt, mein Holder.“
„„Das kommt““, erwidert der Schwab, „„weil mich
In der Wiege vertauſcht die Kobolder.““

Der König ſprach: „Es pflegt der Schwab
Sein Vaterland zu lieben —
Nun ſage mir: was hat dich fort
Aus deiner Heimat getrieben?“

Der Schwab antwortet: „„Tagtäglich gab's
Nur Sauerkraut und Rüben;
Hätt' meine Mutter Fleiſch gekocht,
So wär' ich dort geblieben.““

„Erbitte dir eine Gnade“, ſprach
Der König. Da kniete nieder
Der Schwab und rief: „„O geben Sie, Sire,
Dem Volke die Freiheit wieder!

„„Der Menſch iſt frei, es hat die Natur
Ihn nicht geboren zum Knechte —
O geben Sie, Sire, dem deutſchen Volk
Zurück ſeine Menſchenrechte!““

Der König ſtand erſchüttert tief —
Es war eine ſchöne Szene; —
Mit ſeinem Rockärmel wiſchte ſich
Der Schwab aus dem Auge die Thräne.

Der König ſprach endlich: „Ein ſchöner Traum!
Leb' wohl und werde geſcheiter,
Und da du ein Somnambülerich,
So geb' ich dir zwei Begleiter.

„Zwei ſichre Gensdarmen, die ſollen dich
Bis an die Grenze führen —
Leb' wohl, ich muß zur Parade gehn,
Schon hör' ich die Trommel rühren."

So hat die rührende Audienz
Ein rührendes Ende genommen.
Doch läßt der König ſeitdem nicht mehr
Die Kindlein zu ſich kommen.

Auf Herwegh gemünzt iſt auch ein ſpäteres Gedicht: „Simpliciſſimus der Erſte", das freilich, wie das letzte, weder im Inhalt noch in der Form zu den höheren künſtleriſchen Leiſtungen des genialen Poeten zu rechnen iſt. Es entſtammt bereits der ſchweren Leidenszeit des Dichters, in der trotz alledem noch immer Ironie und Sarkasmus ihm zu Gebote ſtanden.

Der eine kann das Unglück nicht,
Der andre nicht das Glück verdauen,
Durch Männerhaß verdirbt der eine,
Der andre durch die Gunſt der Frauen.

Als ich dich ſah zum erſtenmal,
War fremd dir alles galante Gehöfel;
Es deckten die plebejiſchen Hände
Noch nicht Glacéhandſchuhe von Rehfell.

Das Röcklein, das du trugeſt, war grün
Und zählte ſchon ſehr viele Lenze;
Die Ärmel zu kurz, zu lang die Schöße,
Erinnernd an Bachſtelzenſchwänze.

Du trugeſt ein Halstuch, das der Mama
Als Serviette gedienet hatte;
Noch wiegte ſich nicht dein Kinn ſo vornehm
In einer geſtickten Atlaskravatte.

Die Stiefel ſahen ſo ehrlich aus,
Als habe Hans Sachs ſie fabrizieret;
Noch nicht mit gleißend franzöſiſchem Firniß,
Sie waren mit deutſchem Thran geſchmieret.

Nach Biſam und Moſchus rocheſt du nicht,
Am Halſe hing noch keine Lorgnette,
Du hatteſt noch keine Weſte von Sammet
Und keine Frau und goldne Kette.

Du trugeſt dich zu jener Zeit
Ganz nach der allerneuſten Mode
Von Schwäbiſch-Hall — und dennoch, damals
War deines Lebens Glanzperiode.

Du hatteſt Haare auf dem Kopf,
Und unter den Haaren, groß und edel,
Wuchſen Gedanken — aber jetzo
Iſt kahl und leer dein armer Schädel.

Verschwunden ist auch der Lorbeerkranz,
Der dir bedecken könnte die Glatze —
Wer hat dich so gerauft? Wahrhaftig,
Siehst aus wie eine geschorene Katze!

Die goldnen Dukaten des Schwiegerpapas,
Des Seidenhändlers, sind auch zerronnen —
Der Alte klagt: bei der deutschen Dichtkunst
Habe er keine Seide gesponnen.

Ist das der Lebendige, der die Welt
Mit all ihren Knödeln, Dampfnudeln und Würsten
Verschlingen wollte und in den Hades
Verwies den Pückler-Muskau, den Fürsten?

Ist das der irrende Ritter, der einst *)
Wie jener andre, der Manchaner, **)
Absagebriefe schrieb an Tyrannen
Im Stile der keckſten Certianer?

Ist das der Generalissimus
Der deutschen Freiheit, der Gonfaloniere
Der Emanzipation, der hoch zu Rosse
Einherritt vor seinem Freischaarenheere?***)

Der Schimmel, den er ritt, war weiß,
Wie alle Schimmel, worauf die Götter
Und Helden geritten, die längst verschimmelt;
Begeisterung jauchzte dem Vaterlandsretter.

Er war ein reitender Virtuos,
Ein Liszt zu Pferde, ein somnambüler
Marktschreier, Hansnarrr, Philistergünstling,
Ein miserabler Heldenspieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Extase.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmut des Gatten,
Als Flintenschüsse seine zarten
Unterleibsnerven erschüttert hatten.

Sie sprach zu ihm: sei jetzt kein Haſ',
Entmemme dich deiner verzagten Gefühle,
Jetzt gilt es zu siegen oder zu sterben —
Die Kaiserkrone steht auf dem Spiele.

---

*) „Im Sommer 1842 bei seinem Triumphzuge durch Deutschland" — bemerkt Elster; es wird aber wohl Herweghs im Spätherbst jenes Jahres an Friedrich Wilhelm geschriebener Brief gemeint sein, von dem wir an betreffender Stelle berichteten.

**) Der Ritter de la Mancha, Don Quixote.

***) Anspielung auf Herweghs Einfall in Baden im April 1848 an der Spitze einer deutsch-französischen Arbeiterschaar, beendet mit der Niederlage durch die Württembergischen Truppen bei Schopfheim, 17. April.

„Denk' an die Not des Vaterlands
Und an die eigenen Schulden und Nöten;
In Frankfurt laff' ich dich krönen, und Rothschild
Borgt dir wie andern Majestäten.

„Wie schön der Mantel von Hermelin
Dich kleiden wird! Das Vivatschreien,
Ich hör' es schon; ich seh' auch die Mädchen,
Die weißgekleidet dir Blumen streuen." —

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Gibt es, woran die Besten siechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unser Held kein Pulver riechen.

Die Schüsse knallen — der Held erblaßt,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasieret gelb — die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

So geht die Sage. — Ist sie wahr?
Wer weiß es? Wir Menschen sind nicht vollkommen;
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das ist auf Erden des Schönen Loos!
Die feinen gehn unter ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, sie selber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.

Dem Bewegungsjahre 1848 sind mehrere Zeitgedichte Heines gewidmet. In einem solchen: „Hans ohne Land" läßt Heine den zum deutschen Reichsverweser gewählten Erzherzog Johann von Oesterreich in einem Abschiedswort an seine Gattin — bekanntlich die Tochter eines Postmeisters in Steiermark — treuherzig die naivsten Geständnisse ablegen, aus denen wieder der ironische Schalk hervorblickt:

„Leb wohl, mein Weib", sprach Hans ohne Land,
„Mich rufen hohe Zwecke:
Ein andres Waidwerk harret mein,
Ich schieße jetzt andere Böcke.

„Ich laff' dir mein Jagdhorn zurück, du kannst
Mit Tuten, wenn ich entfernet,
Die Zeit dir vertreiben; du hast ja zu Haus
Das Posthorn blasen gelernet.

„Ich laff' dir auch meinen Hund zurück,
Daß er die Burg behüte;
Mich selbst bewache mein deutsches Volk
Mit pudeltreuem Gemüthe.

„Sie bieten mir an die Kaiserkron',
Die Liebe ist kaum zu begreifen;
Sie tragen mein Bild auf ihrer Brust
Und auf den Tabakspfeifen.

Ihr Deutſchen ſeid ein großes Volk,
So ſimpel und doch ſo begabet!
Man ſieht euch wahrhaftig nicht an, daß ihr
Das Pulver erfunden habet.

„Nicht Kaiſer, Vater will ich euch ſein,
Ich werde euch glücklich machen —
O ſchöner Gedanke! er macht mich ſo ſtolz,
Als wär' ich die Mutter der Gracchen.

„Nicht mit dem Verſtand, nein mit dem Gemüth
Will ich mein Volk regieren,
Ich bin kein Diplomatikus
Und kann nicht politiſieren.

Ich bin ein Jäger, ein Menſch der Natur,
Im Walde aufgewachſen
Mit Gemſen und Schnepfen, mit Rehbock und Sau,
Ich mache nicht Worte, nicht Faxen.

„Ich ködre durch keine Proklamation,
Durch keinen gedruckten Lockwiſch;
Ich ſage: mein Volk, es fehlt der Lachs,
Begnüge dich heut mit dem Stockfiſch.

„Gefall' ich dir nicht als Kaiſer, ſo nimm
Den erſten beſten Lausangel;
Ich habe zu eſſen auch ohne dich,
Ich litt in Tirol nicht Mangel.

„So red' ich; doch jetzt, mein Weib, leb' wohl!
Ich kann nicht länger weilen;
Des Schwiegervaters Poſtillon
Erwartet mich ſchon mit den Gäulen.

„Such' mir geſchwind die Reiſemütz'
Mit dem ſchwarzrothgoldnen Bande —
Bald ſiehſt du mich mit dem Diadem
Im alten Kaiſergewande.

„Bald ſchauſt du mich in dem Pluvial,
Dem Purpurtalar, dem ſchönen,
Den weiland dem Kaiſer Otto geſchenkt
Der Sultan der Saracenen.

„Darunter trag' ich die Dalmatika,
Worin geſtickt mit Juwelen
Ein Zug von fabelhaftem Gethier,
Von Löwen und Kamelen.

„Ich trage die Stola auf der Bruſt,
Die iſt gezieret bedeutſam
Mit ſchwarzen Adlern im gelben Grund;
Die Tracht iſt äußerſt kleidſam.

„Leb' wohl! Die Nachwelt wird ſagen, daß ich
Verdiente die Krone zu tragen —
Wer weiß? Die Nachwelt wird vielleicht
Halt gar nichts von mir ſagen."

Das folgende Gedicht ist erst durch Professor Dr. Elsters Ausgabe der „Sämtlichen Werke" Heines, im vierten Buch des zweiten Bandes: „Zeitgedichte" bekannt geworden, in allen früheren Ausgaben fehlte es:

„Michel nach dem März."

Solang' ich den deutschen Michel gekannt,
War er ein Bärenhäuter!
Ich dachte im März, er hat sich ermannt
Und handelt fürder gescheuter.

Wie stolz erhob er das blonde Haupt
Vor seinen Landesvätern!
Wie sprach er — was doch unerlaubt —
Von hohen Landesverräthern!

Das klang so süß zu meinem Ohr
Wie märchenhafte Sagen,
Ich fühlte wie ein junger Thor
Das Herz mir wieder schlagen.

Doch als die schwarzrothgoldne Fahn',
Der altgermanische Plunder,
Aufs neu' erschien, da schwand mein Wahn
Und die süßen Märchenwunder.

Ich kannte die Farben in diesem Panier
Und ihre Vorbedeutung;
Von deutscher Freiheit brachten sie mir
Die schlimmste Hiobszeitung.

Schon sah ich den Arndt, den Vater Jahn —
Die Helden aus anderen Zeiten,
Aus ihren Gräbern wieder nahn
Und für den Kaiser streiten.

Die Burschenschaften allesamt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren.

Ich sah das sündenergraute Geschlecht
Der Diplomaten und Pfaffen,
Die alten Knappen vom römischen Recht,
Am Einheitstempel schaffen —

Derweil der Michel geduldig und gut
Begann zu schlafen und schnarchen
Und wieder erwachte unter der Hut
Von vierunddreißig Monarchen.

Ein würdiges Schlußstück von Heines politischer Lyrik bildet das Gedicht

„Im Oktober 1849."

Gelegt hat sich der starke Wind,
Und wieder stille wirds daheime,
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das ist von Uebel —
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

Gemütlich ruhen Wald und Fluß,
Vom sanften Mondlicht übergossen;
Nur manchmal knallts — Ist das ein Schuß? —
Es ist vielleicht ein Freund, den man erschossen.

Vielleicht mit Waffen in der Hand
Hat man den Tollkopf angetroffen.
(Nicht jeder hat so viel Verstand
Wie Flaccus, der so kühn davon geloffen.)

Es knallt. Es ist ein Fest vielleicht,
Ein Feuerwerk zur Goethe-Feier! —
Die Sontag, die dem Grab entsteigt,
Begrüßt Raketenlärm — die alte Leier!

Auch Liszt taucht wieder auf, der Franz,
Er lebt, er liegt nicht blutgerötet
Auf einem Schlachtfeld Ungarlands —
Kein Russe, kein Kroat hat ihn getödtet.

Es fiel der Freiheit letzte Schanz',
Und Ungarn blutet sich zu Tode —
Doch unversehrt blieb Ritter Franz,
Sein Säbel auch — er liegt in der Kommode.

Er lebt, der Franz, und wird als Greis
Vom Ungarkriege Wunderdinge
Erzählen in der Enkel Kreis —:
„So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutsche Wamms zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge!

Es klirrt mir wieder im Gemüt
Die Heldensage, längst verklungen,
Das eisern wilde Kämpenlied —
Das Lied vom Untergang der Nibelungen.

Es ist dasselbe Heldenloos,
Es sind dieselben alten Mären,
Die Namen sind verändert blos,
Doch sinds dieselben „Helden lobebären.

Es ist dasselbe Schicksal auch —
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held, nach altem Brauch,
Den thierisch rohen Mächten unterliegen.

Und diesmal hat der Ochse gar
Mit Bären einen Bund geschlossen —
Du fällst, doch tröste dich, Magyar,
Wir Andre haben schlimmre Schmach genossen.

Anständ'ge Bestien sind es doch,
Die ganz honett dich überwunden,
Doch wir geraten in das Joch
Von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden.

Das heult und bellt und grunzt — ich kann
Ertragen kaum den Duft der Sieger,
Doch still, Poet, das greift dich an —
Du bist so krank, und schweigen wäre klüger.

Diese „aus der Matratzengruft" geschriebenen Verse zeigen die bewundernswerte Geistesfrische, die dem Schwerleidenden bis an sein Ende — am 17. Februar 1856 — erhalten blieb. Unverändert blieb leider auch sein Mangel an Verständnis der politischen Mission und der Zukunft Deutschlands, deren Wendung zum Bessern der moderne Lucian nicht mehr erlebte.

IX.

Emanuel Geibel.

Der kerndeutsche, keusche und zartsinnige Lyriker, der zu Heine im entschiedensten Gegensatze steht, nach und neben ihm aber nicht minder weitverbreiteter Beliebtheit und anhänglicher Verehrung sich zu erfreuen hatte: Emanuel Geibel war auch als politischer Dichter schon 1841, kurz nach Hoffmann von Fallersleben und Dingelstedt, gleichzeitig mit Herwegh, aber weit anspruchsloser und bescheidener, hervorgetreten. Im genannten Jahre erschienen seine „Zeitstimmen", zwölf zeitgeschichtliche Gedichte, in Lübeck, des Dichters Vaterstadt, im Verlage von Friedr. Aschenfeldt.

Die kleine Gedichtsammlung ist von Geibel seinem „verehrten Gönner und Freunde, dem Baron Karl Otto von der Malsburg" gewidmet, einem kurfürstlich hessischen Kammerherrn, auf dessen Schlosse Escheberg Geibel nach seiner Heimkehr aus Griechenland gastfreundliche Aufnahme und durch des Schloßherrn Bibliothek Gelegenheit gefunden hatte, sich durch Studien in der spanischen Literatur auf eine akademische Stellung vorzubereiten. Wie Geibel selbst in der Einleitung zu den „Zeitstimmen" berichtet, wurde er mitten in seinen Forschungen „in Spaniens Pomeranzenhain" durch die politischen Ereignisse veranlaßt, sich der neuen Richtung in der Lyrik zuzuwenden:

„Da kam ein Leben in die Welt, hohlbrausend wuchs der Zeiten Sturm,
Die Eiche bog ihr knotig Haupt, in seinen Festen brach der Turm,
Und als ich nun vom Pergament die Augen hob und sah umher,
Da schien der Osten feuerrot, im Westen hing's gewitterschwer.

Und rings die Völker sah ich stehn im Widerschein des Flammenlichts,
Gewappnet und erwartungsvoll, als harrten sie des Weltgerichts.
Doch murrt' es auch nur dumpf von fern, ich sah, daß auch ein Kampf das ist
Von Nacht und Licht, von Geist und Stoff, ein Kampf von Gott und Antichrist.

Und mächtig faßte mich Begier, mit auszufechten solchen Streit,
Doch was vermag ein einz'ger Arm, ein schwacher Arm in unser'er Zeit?
Da sprach mein Herz: Es ist der Reim des Sängers Wehr in Ernst und Scherz,
Und da von Erz die Zeiten sind, so sei'n die Lieder auch von Erz.

Aus dieser Stimmung und Gesinnung sind nun die zwölf ersten Zeitgedichte Geibels verfaßt: „Der Kreuzzug", „Unsere Zeit", „Hoffnung", „Der Alte von Athen", „Die Schmiede", „Das Negerweib", „Zuflucht", „Napoleons Heimkehr" (frei nach Viktor Hugo), „Auf dem Rhein", „Italien", „Türmerlied" und ein „Abschiedswort an den Leser".

In diesen „Zeitstimmen" gibt sich sofort der Gegensatz gegen die radikale Sturm- und Drangpoesie zu erkennen. Von den dichterischen Vorzügen Geibels treten dabei, wie leicht erklärlich, weniger diejenigen hervor, die seine zartsinnigen, gefühlvollen melodischen Lieder beseelen: hier sind es die mannhaft kräftigen Eigenschaften seines Genius, die sowohl in dem ernst betrachtenden, urteilenden, mahnenden Inhalt wie in der herberen Form zum Ausdruck kommen.

Wie der Dichter die allgemeine politische Weltlage im Frühjahr 1841, namentlich gegenüber der auch für den Occident so wichtigen orientalischen Frage auffaßt, ergibt sich aus seinen Mahnworten in dem Gedicht

„Kreuzzug":

O Schmach und Schimpf Europa dir und deiner thatenlosen Ruh!
In Flammen steht Jerusalem und träge feiernd schaust du zu;
Das Grab, darin der Heiland lag, es ward der Muselmänner Spott,
Doch du verrätst in schnödem Geiz noch heut wie Judas deinen Gott.

Hätt' ich ein Lied so rot wie Blut und laut wie Kriegstrompetenschall,
Zu allen Thronen sendet' ich's, bis daß es fände Widerhall,
Von Land zu Lande sollt' es ziehn durch alles Volk des Occidents
Und werben für die heil'ge Stadt wie jener Mönch von Amienz.*)

Ja, rufen sollt' es aus dem Grab die Zeit von Ruhm und Thaten voll,
Als vor der Andacht mächt'gem Hauch hochflatternd jedes Banner schwoll,
Als, wo es Gottes Sache galt, der Greis der Narben nicht gedacht,
Und froh sein sechzehnjähr'ges Blut der blonde Knabe dargebracht.

Da wälzte sich lawinengleich durch Land und Meer der Kriegesruf,
Da funkelt' hell das Christenschwert, da klang des Christenrosses Huf,
Wie Juda's Wolkensäule zog das Kreuz den Streitern hoch voran,
Bis sie vom Oelberg Zions Burg im Morgenrothe vor sich sahn.

Ei, wie so anders lenkt ihr Schiff die Staatskunst jetzt in schlauer Pflicht,
Am Steuer sitzt der Eigennutz und die Devis' heißt: Gleichgewicht;
Jetzt wird auf morschem Minaret der rost'ge Halbmond klug gestützt
Und mit der Feuerschlünde Wut des alten Erbfeinds Reich geschützt.

O England, Meeresfürstin, wird dein weißer Fels nicht rot vor Scham,
Denkst du an Richard Löwenherz, der Ehre kühnen Bräutigam?
O Deutschland, rauscht auf deinen Höhn der Wald nicht nach Prophetenart,
Dir zu verkünden, wie da starb dein Kaiser mit dem roten Bart?

*) Peter von Amiens, der im Jahr 1096 zum ersten Kreuzzug gegen die Saracenen aufforderte.

O Frankreich, ist in deinem Ohr denn klanglos das Gerücht verhallt,
Wie deiner Söhne Panzerschritt gen Sonnenaufgang einst gewallt?
Tönt aus gewölbter Königsgruft zu Saint-Denys um Mitternacht
Des heil'gen Ludwig Stimme nicht und ruft zur Saracenenschlacht?

Das waren Helden! Ob am Gaum der letzte Tropfen war verdorrt,
Sie achteten des Durstes nicht, sie hielten fest und kämpften fort;
Die Wüste trank der Schlachten Blut, auf fahlen Flügeln kam die Pest,
Der Sandwind grub die Leichen ein — sie kämpften fort und hielten fest.

Jetzt gilt es nicht mehr jahrelang die heißen Steppen zu durchziehn,
Nicht mehr mit braunen Reitern steht entgegen euch ein Saladin:
Nur eines Winkes braucht's von euch und eurer Feinde Burg zerbricht,
Nur eines Winkes und befreit ist Zion — doch ihr winket nicht!

O Schmach und Scham Europa dir und deiner thatenlosen Ruh!
In Flammen steht Jerusalem und träge feiernd schaust du zu!
Das Grab, darin der Heiland lag, es ist der Muselmänner Spott,
Doch du verrätst in schnödem Geiz noch heut wie Judas deinen Gott.

Die politische Auffassung und Erwägung in diesem Gedicht ist ersichtlich von Geibels religiöser Grundstimmung stark beeinflußt und trägt einen romantischen Zug, der bei dem jugendlichen Idealisten nicht wundernehmen kann. Gleich tief wurzelnd in seinem Wesen ist die christliche Betrachtung und Gefühlsrichtung beim Ausblick auf die vaterländischen Bewegungen und Regungen, denen er innerlich doch viel näher steht als der internationalen Politik und ihren höheren diplomatischen Anforderungen. Da findet er das richtige Gebiet für seine dem Volke sympathische Lyrik. Im Anklang an einen allen evangelischen Christen vertrauten Choral ertönt in vollen Accorden sein

„Türmerlied":

Wachet auf! Ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach' auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist.
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange.
Vergiften euch den frommen Geist.
Schon naht des Geiers Flug,
Schon biegt die Schlange klug
Sich zum Sprunge;
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt!
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben.
Seid einig, da die Stunde schlägt!
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!

Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke
Und lehr' uns stark sein Hand in Hand!
Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch!
Halleluja!
Denn dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!

Aber nicht nur in weihevollen Betrachtungen, Gebeten und idealen Wünschen, sondern auch in ganz konkreten Forderungen und scharfen Urteilen, die zuweilen überraschendes realpolitisches Verständnis bezeugen, lassen sich die „Zeitstimmen" und, wie sie der Dichter später benannte, seine „Heroldsrufe" vernehmen. Im vollbewußten Gegensatz zu den Wortführern der radikalen Opposition tritt er für die ersehnten politischen Ziele auf den Wegen der gesetzlichen Reform ein; er hofft und vertraut auf guten Willen der Fürsten, auf Einsicht und Gerechtigkeit. Zu parteipolitischer Polemik läßt er sich ebensowenig herbei wie zu sozialistischen Nacht- und Schreckbildern. Er steht auf staatlich wie gesellschaftlich festem, sittlich religiösem Grunde: auf treuem Bekenntnis zu echtem Deutschtum in der Zuversicht auf die Wiederherstellung von Kaiser und Reich. In seinen Gedichten wird weder feudal-reaktionären Velleitäten das Wort geredet, noch mit kirchlich-konfessionellen Redensarten geprunkt, so daß man den Dichter weder der hochkonservativen Partei noch der dogmatischen Orthodoxie zurechnen darf: er steht einfach auf deutschnationalem und christlichem Boden. Von früh auf ist das Vaterland, ist Kaiser und Reich seine Losung. Schon als Student in Berlin besingt er den im deutschen Volk unvergessenen

„Friedrich Rothbart":

Tief im Schooße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer goldner Bart . .

Rings wie ehrne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf wie er.

Heinrich auch, der Osterdinger,
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln dröhnend
Thut sich auf das goldne Thor;
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Die gleiche Sehnsucht spricht aus dem

„Lied des Alten im Bart":

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Mein Sinn ist wild, mein Sinn ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen;
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren wie das meine,
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob rot der Tag erscheine.

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Trompetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser?

Mit Kaiser und Reich steigt auch die Erinnerung an den im Mittelalter so mächtigen Städtebund der deutschen Hansa vor dem Geiste des patriotischen Dichters auf. Im Ratskeller seiner Vaterstadt Lübeck erscheinen ihm alte Helden des Bundes, sie beklagen die Schmach des Sundzolls, den die deutschen Schiffe an Dänemark zahlen müssen und mahnen an Deutschlands Beruf zur See. Einen edlen hansischen Blutzeugen der alten großen Zeit hört der Dichter sprechen:

„Dreihundert Jahre sinds, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimat Heer und Flotte.
Was Menschen bauten, ward des Windes Spiel,
Nur Gottes Ratschluß bleibt beständig;
Die Hansa sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.

Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all', erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins, und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume.
Schon grollt man jedem fremden Uebermut,
Schon zürnt der Süden, ist der Norden fröhnig:
Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inselkönig!

Frisch auf, mein Volk! Du großes Vaterland
Treueinig, wie ichs nimmer durfte schauen!
Vollführe du, was mir im Herzen stand,

Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen!
Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Lehen!
Mit Kugeln gib den Zoll! Es soll mein Geist
Am Steuer deines Heerschiffs stehen!"

Die markigen Worte Wullenwebers versteht der Dichter wohl zu würdigen:

„Mir graute nicht. Wohl hatt' ich sie erkannt,
Die Heimgekehrten aus dem Reich der Gräber,
Die mächtigen Gestalten: Hand in Hand
Marx Meier,' Jürgen Wullenweber.
Mein Herz schlug kühn, zu Hoffnung froh erwacht,
Und durch des Herbstes Wind und Wettertreiben
Heim schritt ich froh, um noch in dieser Nacht
Was ich vernommen aufzuschreiben."

Der Sundzoll ist seitdem zur historischen Reminiszenz und Geibels prophetischer Ausblick auf die wiederherzustellende deutsche Seemacht zur glänzenden Wahrheit geworden. Das nationale Programm des Dichters hat auch in diesem Punkte von der Geschichte die Bestätigung erhalten.

Ueber seine Stellung zur liberalen Bewegung der Vierziger Jahre spricht sich der Dichter in einem Sonett mit der Ueberschrift: „Gegen den Strom" aus. Seine Freiheitsliebe ist anderer Art als die Herweghs, aber in ihrer Mäßigung hat sie sich nur um so besser bewährt:

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haß' ich Eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die kleinen Seelen glühn in solchen Tagen
Sich aufzuspreizen als des Himmels Boten,
Und frech verlästern sie die großen Toten,
Denn Sünde ward es aus dem Schwarm zu ragen.

Ja wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt: sein Urteil ist gesprochen.

Hat doch der Pöbel einst, der wutentbrannte,
Ob Aristides Haupt den Stab gebrochen
Und ins Exil verstoßen einen Dante.

Geibel scheut sich auch keineswegs, mit offen aufgeschlagenem Visier der revolutionären Doktrin des damals die Lesewelt faszinierenden schwäbischen Republikaners mannhaft gegenüberzutreten, er thut dies in dem wuchtigen Gedicht: „An Georg Herwegh" (Februar 1842), das zur Klärung und Scheidung der Geister mächtig beitrug:

Es ſcholl dein Lied mir in das Ohr
So ſchwertesſcharf, ſo glockentönig,
Als wär' aus ſeiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch, ich weiſ' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden:
Komm an in voller Harniſchzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Biſt du dir ſelber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten,
Daß jeglicher nach ſeiner Bruſt
Das Aergſte mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg, der matte Pfeile ſchnitzt,
Wohl! ſchieß' er, ohne feſt zu zielen!
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend ſitzt —
Der ſoll nicht mit den Zügeln ſpielen.

Fürwahr! ein Sämann ſcheineſt du,
Der Samen ſtreut, doch der Zerſtörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh'
Die Völker ſtürmt, doch zur Empörung.
Du willſt die Flamme, die ſo rein
Und heilig ſtrahlt durch alle Lande,
Du willſt den warmen Götterſchein
Zur Fackel Heroſtrats entweihn
Und ſchwingſt ſie wild zum Tempelbrande.

Wozu ſonſt dieſes Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefodert,
Die haſt'ge Glut, die durch dein Hirn
In tauſend Funken prächtig lodert?!
O nein! — das iſt nicht deutſche Art;
Wohl ringen wir auch für das Neue,
Ums Freiheitsbanner dicht geſchaart,
So ſtehn auch wir — doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt ſind ſie auch uns, wie dir,
Die Unterdrücker der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüt'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten,
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beſte Freiheitshort —
Doch ſoll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub', der Tag iſt bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht:
Der Geiſt iſt ſtärker als die Klingen.
Geharniſcht ſteht er auf dem Plan,
Er, der mit Luther einſt gefochten,
Durch tauſend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nah'n,
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu' dein Schwert an ſeinen Ort,
Wie Petrus that, da er geſündigt;
Die Freiheit geht nicht aus auf Mord,
Blick' nach Paris, das dirs verkündigt;
Vom Geiſt will ſie gewonnen ſein,
Doch wer ihr Kleid, ſo rein und heiter,
Mit blut'gem Makel mag entweihn,
Und ſäng' er Engelsmelodei'n:
Der iſt der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich ſing' um keines Königs Gunſt,
Es herrſcht kein Fürſt, wo ich geboren:
Ein freier Prieſter freier Kunſt
Hab' ich der Wahrheit nur geſchworen.
Die werf' ich keck dir ins Geſicht,
Keck in die Flammen deines Branders,
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand iſt das Gericht,
Gott helfe mir! ich kann nicht anders.

Das auch in der gedrungenen Form kraftvolle Gedicht machte ſtarken Eindruck und wurde dem Dichter von den Gegnern der radikalen Stürmer und Dränger hoch angerechnet. Daß der Dichter nicht „um eines Königs Gunſt" ſein Lied geſungen habe, durfte man ihm ſicherlich glauben, auch ohne auf den bloß äußerlichen Umſtand Wert zu legen, daß Geibel in der Freien Stadt Lübeck, alſo als republikaniſcher Staatsbürger, geboren war. Die der demokratiſchen Oppoſition abgewandte gemäßigt liberale Geſinnung war bei ihm tiefe, von Gunſt und Ungunſt unabhängige Ueberzeugung. Es war aber auch ſelbſtverſtändlich, daß ſich dem vaterländiſchen Dichter die Gunſt des in ſeiner Art für die Nationalidee warm fühlenden Königs Friedrich Wilhelm von Preußen zuwenden mußte, und ſo kam es, daß noch vor Ablauf des Jahres 1842 der wohlwollende Fürſt, um die dichteriſche Unabhängigkeit Geibels durch Erleichterung ſeiner äußeren Verhältniſſe zu fördern, demſelben ein beſcheidenes Jahrgehalt — von dreihundert Thalern — ausſetzte. Geibel nahm die ungeſuchte Ehrengabe dankbar an und ſprach dem König ſeinen Dank in folgenden Strophen aus, die ſeinem Herzen nur Ehre machen, wenn ſie auch dem König höheres Vertrauen ausſprachen, als durch die Erfahrungen der folgenden Jahre gerechtfertigt ward:

„An den König von Preußen
im Dezember 1842":

Ich habe nie nach Gunſt gerungen,
Ich ſang allein, was ich gemußt;
Wie Roſen, friſch dem Lenz entſprungen,
So brachs hervor aus meiner Bruſt.
Und fröhlich ſtreut' ich in die Winde

Die leichte, reiche Blumenpracht;
Ob ſie der Freund, der Tadler finde,
Ich hab' es nie zuvor bedacht.

Doch dir, o Fürſt aus edlem Stamme,
Der treu vor Gott ſein Volk regiert,
Den ſchöner noch des Geiſtes Flamme,
Als ſeiner Väter Krone ziert,
Auf den, wenn ſich die Wolken ſchwärzen,
Als Leuchtturm ſchauet Deutſchlands Kern:
Wie dank' ich dir aus tiefſtem Herzen,
Wie dank' ich alles dir ſo gern!

Was ich in unſrer Wälder Stille,
An Hellas Strand umſonſt begehrt,
Das hat dein königlicher Wille
Aus freien Hulden mir gewährt:
Du gabſt ein Leben mir vom Staube
Des niedern Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel ſingend führt.

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernſt des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutſchen Ehre, Zucht und Art;
Fern von dem Schwarm, der unbeſonnen
Altar und Herz in Trümmer ſchlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felſen, der die Kirche trägt.

Nicht, daß mir drum in Nacht verſunken
Die Welt und ihre Schönheit ſei,
Nein! Wer aus jenem Born getrunken,
Dem ward erſt ganz die Lippe frei.
Sein ernſter Mut mag fröhlich ſcherzen
Des Grundes, drauf er ſteht, bewußt:
Er trägt erblüht im reinen Herzen
Den Roſengarten jeder Luſt.

Und wo die grimmſten Qualen bluten,
In jeden Abgrund ſchaut er kühn,
Sieht er doch ob den finſtern Fluten
Den Bogen der Verſöhnung glüh'n.
Der Fluch, den Oedipus entſandte,
Er zeugt ihn neu aus heiterm Sinn*)
Und ſchreitet unverſehrt wie Dante
Selbſt durch der Hölle Flammen hin.

So laß mich ſtehn, ſo laß mich ringen
Und ſo durch Wonn' und Jammer geh'n!
Kein eitel Spielwerk iſt mein Singen,
Ich fühl' in mir des Geiſtes Wehn.
Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe raſch entgegenflammt:
Zu bau'n, zu bilden, zu verſöhnen,
Fürwahr! mich dünkt's ein beſſer Amt.

*) Der Spruch lautete: „Das Schwert ſoll euer Erbe teilen!"

Ob jemals ich den Kranz gewinne,
Des Dichters Preis, wer sagt es an!
Steil ragt empor des Ruhmes Zinne,
Und kaum betrat ich erst die Bahn.
Doch rührt von jenen dunkeln Zweigen
Ein Blatt auch nur die Stirne mir:
Der Mutter sei's geweiht zu eigen,
Dem deutschen Vaterland, und dir!

In seinem hohen Vertrauen auf König Friedrich Wilhelm den Vierten hat sich nun freilich Geibel geirrt, aber diesen Irrtum teilte er mit vielen der besten Männer seiner Zeit; auch war an der Enttäuschung, die erst ganz allmählich um sich greifen und eigentlich erst in der Volksbewegung von 1848 die schließliche Entscheidung für ihre Berechtigung finden konnte, nicht der König allein schuld: daß er die auf ihn gesetzten Hoffnungen für die Einigung Deutschlands, auch bei stärkerer Willenskraft und besserer Einsicht, seinerseits doch nicht hätte erfüllen können, daß außerdem noch von ihm unabhängige internationale Einwirkungen auf und durch die Großmächte, sowie ganz ungewöhnliche diplomatische Kunst und staatsrechtliche Kombinationen weit überlegener Art dazu nötig waren, das ungemein verwickelte Problem der deutschen Frage zu lösen, hat uns die Geschichte der späteren Jahrzehnte überzeugend gelehrt.

Schon dieser außerordentlichen Schwierigkeiten sich bewußt zu werden und von der zwar gut- und ernstgemeinten, aber auch bei manchem ihrer Anwälte ziemlich leichtfertigen, oberflächlichen, phraseologischen und rhetorischen Einheits- und Freiheitsdoktrin der ersten Vierziger Jahre zu einer ernsteren und tieferen Auffassung der großen Aufgabe vorzudringen, war ein politischer Fortschritt, den Geibel, unter den Poeten als einer der ersten, zu machen wußte.

So war ihm gegenüber der Einsicht in die Unfruchtbarkeit des schönseligen, selbstgefälligen Redens von der Wiederherstellung der deutschen Einheit auch klar geworden, daß die deutsche Frage nur „mit Blut und Eisen" gelöst werden könne:

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängniß fodern;
Doch besser als am innern Krebs vermodern
Däucht mirs dem Feind auf blutgem Feld begegnen.

Ja dreifach will ich jetzt die Stunde segnen,
Wo ihrer Scheiden bar die Schwerter lodern
Und wo an euren Moseln, euren Odern
Statt reger Zankesworte Kugeln regnen.

O säh' ich morgen schon den Sonnenschein
Sich spiegeln auf den Helmen der Geschwader!
Gings morgen schon in Feindes Land hinein!

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todkrank — schlagt ihm eine Ader!

Das bedeutsamste Zeugnis der richtigen Vorahnung des Poeten von der allein möglichen Wiederherstellung von Kaiser und Reich, ein wahrhaft prophetischer Hinweis auf den kommenden Mann, der Deutschland unter einem gottbegnadeten Könige in den Sattel helfen sollte, ist sein später oft zitiertes Sonett aus dem Jahre 1844:

(„Deutsche Klagen", VII.)

Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sag's dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weitertrag' als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern' er diese Worte,
Du Greis noch sprich sie an des Grabes Pforte:
„O Schicksal, gib uns Einen, Einen Mann!"

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgemeint Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner!

Ein Mann ist Not, ein Nibelungen-Enkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Und nicht bloß in der großen deutschen Gesamtfrage — auch in Einzelfragen, die, mit ihr in Verbindung stehend, eine selbständige Erfahrung und Behandlung erforderten, bewies Geibel klaren Blick, tiefeindringendes Gefühl und energisches Zielbewußtsein.

Als mit dem dänischen Thronwechsel im Jahre 1846 das Rechtsverhältnis der deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein zum Königreich Dänemark eine gründliche Aenderung erfuhr, indem nunmehr nach den maßgebenden staatsrechtlichen Bestimmungen für die beiden Herzogtümer die gesamtstaatliche Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark sich lösen mußte, trat, wie bekannt, thatsächlich Gewalt an Stelle des Rechtes. Der neue König von Dänemark, Christian VIII., versuchte, in Verbindung mit der dänischen Demokratie — jener durch einen „Offenen Brief", diese durch widerrechtliche parlamentarische Gesetzgebung — den dänischen Gesamtstaat bis an die Eider auszudehnen und das Recht Deutschlands und Holsteins auf die Verbindung mit Schleswig zu vernichten. Damit wurde die schleswig-holsteinische Volksbewegung für Aufrechthaltung des Deutschtums der vereinigten Herzogtümer zur brennendsten politischen Frage für Deutschland, und Geibel war einer der Ersten, der seine patriotische Stimme in ebenso feierlichem wie kräftig eindringlichem Protest für den bedrohten deutschen Bruderstamm erhob. Sein kerniges

„Proteſtlied der Schleswig-Holſteiner"

gegen den „Offenen Brief" des Königs war die beſte deutſche Antwort auf den däniſchen Staatsſtreich:

Es hat der Fürſt vom Inſelreich
Uns einen Brief geſendet,
Der hat uns ja auf einen Streich*)
Die Herzen umgewendet.
Wir rufen: Nein! und aber Nein!
Zu ſolchem Einverleiben,
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben!

Dem Herzog haben ſie geſagt,
Er ſoll die Zügel ſchärfen,
Wir würden ſtill uns und verzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum ſingt's in ſeine Burg hinein,
Daß zittern alle Scheiben:
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben!

Wir alle ſind hier, alt und jung,
Aus deutſchem Thon geknetet,
Wir haben deutſch geſcherzt beim Trunk
Und deutſch zu Gott gebetet;
Man ſoll uns ſchenken deutſchen Wein
Und deutſche Satzung ſchreiben,
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben!

Nicht ſühnt uns fremder Herrſchaft Putz
Die eingebornen Schmerzen:
Es grollt der alte Sachſentrutz
Noch heut in unſern Herzen;
Der Albion nahm im blutgen Reih'n,
Kann auch ein Joch zerreiben:
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben.

Hie deutſches Land, trotz Spruch und Brief!
Ihr ſollt's uns nicht verleiden!
Wir tragen Mut im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unſern Lippen ſoll allein
Der Tod das Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben!

Auf treuer Wacht wie mit dieſem Proteſtliede, ſo auch mit einer ganzen Reihe andrer Gedichte begleitet Geibel die Phaſen der ſchleswig-holſteiniſchen und der geſamten deutſchen Bewegung. In ſeinen „Sonetten für Schleswig-Holſtein" (1846) führt er den Kampf energiſch weiter und richtet gegen die Ohnmacht des deutſchen Bundes eine vernichtende Kritik:

Mich wills bedünken faſt gleich einem Schwanke,
Daß dieſes Inſelreich, das kleine, ſchwache,
Aufbäumend wie ein zorngер Meeresdrache
Sich wider uns erhebt zu grimmem Zanke.

Denn Eines Streichs nur brauchts, ſo liegt zum Danke
Für ſolchen Trutz es da in blutger Lache,
Es ſei denn, daß vor unſrer ſtarken Rache
Der Slav' es wolle ſchirmen oder Franke.

Doch wär' es ſo und ſpie' aus ſeinen Kreiſen
Der Eispol Scharen her wie Sand am Meere,
Und brüllte Frankreich, ſeinen Ruhm zu ſpeiſen:

Auf dann, mein Volk! Die Herzen hoch, die Speere!
Dann gilt es erſt, im Kampf uns zu erweiſen,
Im eingen Rieſenkampf um Deutſchlands Ehre.

*) Variante: „uns Männern allſogleich".

Neben den „meerumschlungenen" Herzogtümern, denen sich die patriotische Teilnahme der zu politischem Leben erwachenden Nation in erster Linie zuwandte, gedenkt Geibel schon damals auch des dem alten Reiche zur Zeit seiner Ohnmacht entfremdeten Landes am linken Ufer des Rheins in nicht minder berechtigter Mahnung:

Das Elsaß, roth im Schmuck der Purpurtraube,
Den Blutrubin in unsres Reichs Geschmeide,
Ausbrach der Frank' ihn mit des Schwertes Schneide,
Daß er in seines Königs Kron' ihn schraube.

Doch da ers that, lag unser Volk im Staube
Blutrünstig, mit zerrissnem Eingeweide,
Und so ersäuft in tausendfachem Leide,
Daß keiner fragen mochte nach dem Raube.

Und dennoch grollen wir mit unsern Vätern,
Daß sie, obwohl bis auf den Tod zerspalten,
Verloren, was verloren blieb uns Spätern.

Wie sollten wir nun, die wir stark uns halten,
An unsern Enkeln werden zu Verrätern,
Das thuend, drum wir unsre Ahnen schalten!

Das nachfolgende, vielberufene Lied stellte Geibel unter seine „Zeitgedichte", offenbar zum Zeichen, daß er dessen Inhalt in vaterländischem Sinne gedeutet wissen will:

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden!

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden:
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

Bei Geibels tiefernster Auffassung des Staatslebens und seiner ordnungsmäßigen Fortbildung kann man sich denken, daß die

stürmische Volksbewegung von 1848 nicht geeignet war, in seiner Dichtung Blüten zu treiben und Früchte zu reifen. Das Verstummen seiner Lyrik während des revolutionär bewegten Jahres kann nicht verwundern. Die zu diesem Zeitpunkte — mit der Jahreszahl 1848, aber vor der Revolution redigiert — erschienenen „Juniuslieder" enthalten an „Zeitgedichten" nichts, was sich den vorgeführten Musterleistungen der vorangegangenen Jahre anreihte. Ein im September 1848 gedichtetes „Gebet" beweist, daß der Dichter in den ihn umbrausenden Stürmen der Zeit Trost und Erhebung mehr als je in seinem christlichen Gottvertrauen suchte:

Herr, in dieser Zeit Gewog,
Da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog;

Der noch sieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Gräuel nur ein Buch!

Daß wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe noch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt;

Daß ob wir nur Einsturz schau'n,
Trümmer schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Bau'n;

Ja, daß blind und unbewußt
Deiner Gnade heil'gen Schlüssen
Selbst die Teufel dienen müssen,
Wenn sie thun nach ihrer Lust.

Herr, der Erdball wankt und kreist:
Laß', o laß' mir diesen Glauben,
Diesen starken Hort nicht rauben,
Bis mein Geist dich schauend preist.

Das religiöse Element, das in Geibels Lyrik überhaupt oftmals durchdringt, spricht sich auch in andern ähnlichen Strophen aus dieser Periode aus. Auch in Liedern, die an mittelalterlich romantische Muster anklingen, klagt noch im folgenden Jahre der gramerfüllte Poet sein Leid um das schwergeprüfte Vaterland:

Ist's doch ein Traum gewesen,
Der sonder Spur verschwand,
Daß du, mein deutsches Land,
Noch einmal seist zu Ehren auserlesen.
Und wo in vor'gen Tagen
Der Stuhl des Kaisers stand,
Wächst fort das Gras; das muß ich ewig klagen.

Nach dem trauervollen, gänzlichen Scheitern der mit so großen Erwartungen begrüßten Umgestaltungsversuche auf dem Gebiete deutscher Einheitsbestrebungen fand das für Kaiser und Reich in steter Sehnsucht glühende Dichterherz immer neue Töne der bitteren Klage um den jammervollen Schiffbruch, aus dem aber doch noch ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft des Vaterlandes aufleuchtete. Auch hier hat den Dichterherold des künftigen Reiches die eigentümliche Prophetengabe nicht verlassen, die in seiner gefühlsreichen Lyrik mehr als einmal durch einen realpolitischen Gedankenblitz überrascht. Die Vorahnungen von 1866 und 1870, die Vorausverkündigung von Bismarcks gewalti-

ger Persönlichkeit in Geibels Gedichten haben den „poetischen Reichsherold" unter unseren berufenen politischen Lyrikern zu einem der auserwählten gemacht.

Eine Apostrophe an Deutschland vom Jahre 1849 läßt der Klage schon einen Hoffnungsschimmer folgen:

Ein Jahr lang rangest du in bittern Wehen
Gleich einem Weibe, das da will gebären,
Hinströmen sah ich deine blutgen Zähren,
Und deine Seufzer, Deutschland, hört' ich gehen.

Wohl trug ich Leid, dich so in Qual zu sehen,
Doch Eine Hoffnung wagt' ich fromm zu nähren:
Es werd' aus deines Schoßes dunklem Gähren
Die Eintracht wie ein lächelnd Kind erstehen.

Mich trog ein Wahn. Dein Weinen ging verloren,
Verloren alle Not, so du erlitten:
Doch die darüber jauchzen, acht' ich Thoren.

Denn Ahnung sagt mir, stets umsonst bestritten,
Nun werde solche Frucht einst ungeboren
Mit scharfem Stahl aus deinem Leib geschnitten.

Die alte Erbschuld an Deutschlands Mißgeschick, die Zerrissenheit des großen Vaterlandes, wird vom Dichter in einem treffenden Bilde gekennzeichnet:

Ich sah ein Volk von Immen,
Das ohne Weisel fuhr
Und mit verworrnen Stimmen
Hinschwärmte durch die Flur;
Nach allen Winden zogen
Sie ziellos kreuz und quer
Und hatten sich bald verflogen
Und fanden sich nimmermehr.

Ich sah ein Bündel Pfeile
In blöder Knaben Hand,
Die trieben kurze Weile
Und lösten Ring und Band;
Sie spielten mit den Rohren
Uneins und ungeschickt,
Die Hälfte ging verloren,
Die Hälfte ward zerknickt.

Ich sah, wie ein Karfunkel
Verschmäht am Kreuzweg lag,
Vom Staube war er dunkel,
Zerspaltet von Stoß und Schlag;
Die Krone der Welt zu schmücken
Geschaffen deucht er mir —
Nun haschte nach den Stücken
Der fremden Raben Gier.

Mit gerechter Erbitterung rügt der Dichter den durch Englands und Rußlands Machtspruch gegen Deutschlands Recht durchgesetzten nochmaligen Verlust der deutschen Elbherzogtümer:

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram das Herz darob zerbricht.

Denn ach, der Mund, einst aller Treue Hort,
Der deutsche Mund, des Spruch gleich teuren Eiden,
Von Zucht und Wahrheit lernt' er sich zu scheiden;
Zerbrechlich worden ist wie Glas sein Wort,
Und seine Schwüre thaun wie Schnee um Ostern fort.

Und du, o deutsches Schwert, das scharf gefegt
Durch hundert Schlachten kühn sich Bahn gebrochen,
Was zagst du, in der Scheide wie verkrochen,
Als wärst du Schilf, das keine Wunden schlägt,
Sobald nur Moskaus Zar die Stirn in Runzeln legt!

Ach, da's um Treu und Mut bei uns geschehn,
Da neigt' ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Dort liegt sie eingescharrt; die Winde gehn
Mit Pfeifen drüber hin. Wann wird sie auferstehn?!

Die Frage ließ sich damals nicht beantworten, aber trotz aller tiefbetrübenden Erfahrungen läßt der vertrauende Zukunftsherold den Mut nicht sinken. Zeuge dessen ist das in Terzinen abgefaßte, Geibel's politische Lyrik in dem inhaltschweren Jahrzehnt abschließende Gedicht:

Mein Friedensschluß (1850).

Wohl netzt' ich heiß mit Thränen meine Pfühle
Und rang in Qualen mich emporzuhalten,
Denn furchtbar brannte dieser Zeiten Schwüle.

Es lag die Welt in grimmem Kampf gespalten,
Und zu der Heere keinem konnt' ich stehen,
Hier sah ich Wahnsinn, dort Verstocktheit walten.

Das allertiefste Weh war mir geschehen,
Denn meiner Sehnsucht Bild, nun wars gekommen,
Doch wüstverzerrt, ein Greuel anzusehen.

Das trieb mich rastlos um, von Gram beklommen;
Doch endlich, als ich lange Nächt' und Tage
Gerungen, wird von mir die Last genommen.

Nur wem das Schicksal stumm ist, der verzage;
Zu wem der Gott spricht aus der Weltgeschichte,
Dem singt er Trost zuletzt zur Zeit der Plage.

Durch blasse Dämm'rung führt er ihn zum Lichte
Und zeigt ihm, wie von hoher Bergeszinne,
Vergang'nes und Zukünft'ges im Gesichte.

Und so von ihm geleitet, ward ich inne:
Es kämpft sich ein Gedank' in brünst'gem Hoffen
Durch jede Zeit, daß er Gestalt gewinne.

Doch in dem Staub geboren weist er offen
Nicht gleich sein Antlitz; Geist und Bild sind zweie:
Verhüllt erst glüht er unter niedern Stoffen.

Durch miß'geschaffner Formen lange Reihe
Die Seelenwand'rung hat er zu vollenden,
Bis er verklärt erglänzt im Licht der Weihe.

So rang der Vorwelt Sehnſucht aller Enden
Zum Schönen; doch bis ſie's gelernt zu faſſen,
Wie taſtete ſie lang mit ſchweren Händen!

Wie lange band ſie Dinge, die ſich haſſen,
Im Bau der Sphinx, im Zwitterleib des Greifen
Und türmte ſchwunglos trüb gedrückte Maſſen!

Und dennoch lag im Wilden, Rohen, Steifen
Der Keim ſchon, der beſtimmt war, einſt im Bilde
Der Schaumgebornen wonnig auszureifen,

Wie ſie mit Götterlächeln die Gefilde
Durchzieht und tauſend Blumen weckt im Schreiten,
Ganz Liebreiz, ganz Holdſeligkeit und Milde. —

Nun geht der Freiheit Geiſt durch dieſe Zeiten;
Die Maſſen rührt er, daß ſie ſich getrauen,
Nach dumpfem Sinn den Leib ihm zu bereiten.

Doch eine Binde liegt um ihre Brauen,
Ihr Thun iſt maßlos, fiebrig ihr Geberden;
Nur eine Göttin ſchaffen ſie voll Grauen.

Und tauſend Opfer fallen ihr auf Erden,
Denn ihre Satzung iſt mit Blut geſchrieben.
Das ſind Geburtswehn: anders wird es werden.

Das Bild, aus krankem Sinn emporgetrieben,
Drin ſphinxgeſtaltig Menſch und Thier ſich einen,
Zerberſtend wirds dahin in Aſchen ſtieben.

In reinerem Gefäß dann wird erſcheinen
Der heil'ge Funke, ſeine Kraft zu proben,
Denn jede Wandlung läßt ihm mehr vom Seinen;

Bis endlich, wie die Schönheit aus dem Tode
Des Meers, die Göttin aufſteigt aus den Schlacken,
Unſchuldig, auf der Stirn den Strahl von oben;

Im Glanzgelock ruht ſtatt der Krone Zacken
Der Kranz ihr von des Oelbaums Silberlaube,
Und alle Welt beugt feiernd ihr den Nacken.

Die Stunde, da ſie ſo entſchwebt dem Staube,
Nicht träum' ich, noch mit Augen ſie zu grüßen,
Doch auch verzweifeln läßt mich nicht mein Glaube.

Er gibt mir Kraft, zu ſtehn auf kranken Füßen,
Den Spiegel jedem Zerrbild kühn zu zeigen
Und doch dem Keim zu huld'gen drin, dem ſüßen.

Und weil ich muß beim Kampf des Tages ſchweigen,
Den Larven ſchlagen, hab' ich aufgerichtet
Dies Lied als Mal, daß ich der Freiheit eigen.
In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

Der zeitgeschichtlichen Poesie von 1840 bis 1850 folgte für Geibel mit dem Jahre 1870 eine herrliche Nachblüte, und als der mit reichen Lorbern gekrönte Dichter 1884 in seiner heimatlichen Hansastadt starb, war ihm vor seinem Abscheiden der Rückblick auf ein vierzigjähriges Schaffen vergönnt gewesen, dessen politische Ideale glänzender verwirklicht worden waren, als der kühnste Gedankenflug seiner Jugend hatte erträumen können. Von früh auf nie müde, vertrauensvoll an Kaiser und Reich zu mahnen, an die großen, vom deutschen Volke nie vergessenen Hohenstaufen zu erinnern, hatte der gottbegnadete nationale Sänger in begeisterten, formvollendeten, wohllautenden Liedern seine Heroldsrufe vier Jahrzehnte lang erschallen lassen, anfänglich in tiefer Sehnsucht nach der Wiederaufrichtung des Hortes deutscher Einigung, in ernster Bußpredigt an ungläubig und gewissenlos ihrer nationalen Pflicht sich entäußernde Landsleute, dann wieder in befeuerndem Aufruf zu thatkräftiger Erhebung gegen den Erbfeind, in begeistertem Triumphlied zur Siegesfeier nach einer beispiellosen Folge ruhmvoller Schlachten, in schwungvollem Weihegesang zur festlichen Krönung des neuen Einheitsbaues zum Preise des Herrn der Heerscharen. So hatte er die Zeit des nationalen Jammerstandes wie die epochemachenden Ereignisse unserer modernen nationalen Geschichte mit seinen Heroldsrufen treulich begleitet. In der Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850 wird ihm ein Ehrenplatz für immer gesichert bleiben.

X.

Die österreichischen politischen Dichter von 1840 bis 1850.

In dem Zeitraum, mit dessen politischer Lyrik wir es zu thun haben, war das alte staatliche oder doch staatsrechtliche Band zwischen Deutsch-Oesterreich und dem übrigen Deutschland noch nicht gelöst. Noch bis 1866 umfaßte der Deutsche Bund die österreichischen Kronländer diesseits der Leitha, unter ihnen auch solche, die überwiegend der slavischen Nationalität angehören, in denen aber das Deutschtum seine hervorragende Stellung behauptete.

Dieses damalige Verhältnis war auch für die deutsche Literatur und insbesondere für die politische Lyrik bedeutsam. Schon vor 1840 gehörten österreichische Sänger zu denjenigen, die ihre Stimmen für die Einigung und freiheitliche Entwickelung des großen Gesamtvaterlandes erhoben.

An der vaterländischen Dichtung des Vierziger Jahrzehnts ist der Anteil Deutsch-Oesterreichs vollgewichtig und anderen deutschen Landesteilen ebenbürtig. Die volkliche Mischung in Stamm und Sprache, wie sie in Böhmen, Mähren und den südslavischen Ländern vorherrscht, hat natürlich auf die österreichischen Dichter nicht ohne Einwirkung bleiben können, den deutschen Charakter derselben aber hat sie nicht beeinträchtigt, sondern vielmehr im nationalen Sinne verstärkt. Dabei hat das absolutistische Polizeiregiment des bis zum März 1848 in Oesterreich allgebietenden, leider auch im übrigen Deutschland so einflußreichen Staatskanzlers, Fürsten Metternich, durch seinen Druck und seine Willkür die liberale Opposition aufs bitterste gereizt und aufs mächtigste gefördert. Ist es jener Politik auch in vereinzelten Fällen gelungen, schwächere Geister zu entmutigen und einzelne Poeten bei der Bedrohung und scheinbaren Aussichtslosigkeit der freiheitlichen Bestrebungen zum Schweigen oder zum Einschlagen anderer Bahnen zu bringen, so hat sie doch im Ganzen und Großen die entgegen-

gesetzte Wirkung hervorgerufen; sie ist die Hauptursache der Energie, aber auch der beklagenswerten Maßlosigkeit der revolutionären Bewegung, die Wien und große Teile des österreichischen Gesamtstaates im Verlaufe des Jahres 1848 ergriff. Ein schwerer Verlust für die Literatur war es, daß der höchstbegabte der österreichischen Lyriker, von dem nach seiner ergreifenden Behandlung großer Kulturprobleme noch Größeres zu erwarten war, in den ersten Vierziger Jahren der geistigen Umnachtung verfiel und damit allzufrüh aus dem Kreise der Zeitgenossen ausschied.

Auch die nicht zum Deutschen Bunde gehörigen Länder der österreichischen Krone, selbst Ungarn, das damals noch nicht ein von Deutsch-Oesterreich unabhängiges, demselben staatsrechtlich neben- und gleichgeordnetes Königreich, sondern bei dem überwiegend deutschen Charakter von Krone und Regierung der Gesamtmonarchie von deutschen Einflüssen vielfach durchsetzt war, gehörten bis über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinaus zum geistigen und literarischen Herrschaftsgebiete des Deutschtums. Ein ungarischer Erzbischof setzte seinen Ehrgeiz darein, einen höheren Rang unter den deutschen Dichtern zu erringen; magyarische Adelige erstrebten in deutscher Sprache wissenschaftliche und literarische Geltung und Bedeutung; in Ungarn geborene Slaven und Israeliten fanden es ihrer geistigen Entwickelung und Bildung nur congenial, sich auch politisch dem Deutschtum anzuschließen und als deutsche Gelehrte und Schriftsteller ihren Lebensunterhalt und ihre gesellschaftliche wie berufliche Gemeinschaft zu gewinnen. An einer nicht geringen Anzahl politischer Dichter werden wir Beispiele dieser früheren Macht- und Ehrenstellung des Deutschtums in den damals vom Nationalitätenstreit in seiner heutigen Verschärfung noch nicht zerwühlten Bevölkerungen des Doppelreiches diesseits und jenseits der Leitha aufzuweisen haben.

Wo die Deutschen einem fremden Volkstum gegenüberstehen, pflegt sich ihr nationaler Sinn durch den Gegensatz zu kräftigen und namentlich ihr Interesse an dem nationalen Schrifttum zu erhöhen. Die Gleichgiltigkeit gegen das angestammte Volkstum, die selbst zur Verleugnung desselben und zum Untergehn in eine andre Nationalität ausartet, ist bei höherem Bildungsgrade Gottlob seltener geworden, und namentlich gegenüber dem Slaventum hat der Deutsche allmählich gelernt, sein deutsches Wesen zu behaupten. In Oesterreich vollends konnte in den Vierziger Jahren und bis zur Auflösung des Deutschen Bundes die deutsche Nationalität ihre vollberechtigte geistige Vorherrschaft ausüben. In der Literatur kam denn auch der deutsche Geist zur kräftigen Geltung. Die Gefühlsergüsse der politischen Lyrik durchwehte ein starker, warmblütiger, leidenschaftlicher Zug eines jugendfrohen Idealismus, unangekränkelt von jener ernüchternden philosophischen Kritik, wie sie im kälteren Norddeutschland

selbst den freisinnigen Genossen abkühlend anweht. Dabei verleiht die kräftigere Entwickelung des sinnlichen Elements im österreichischen Volkstum auch der poetischen Phantasie einen üppigen Bilderreichtum, der in seiner Ueberfülle oft kaum Maß zu halten weiß und in Gefahr kommt, sich in Unklarheit und Verworrenheit zu verlieren. Minder begabte Tendenzpoeten verfallen dadurch zuweilen in eine überladene Phraseologie, die zwar für den Augenblick und auf die naive Menge Eindruck zu machen vermag, ästhetischen Anforderungen aber um so weniger entspricht. Trotzdem haben selbst solche minderwertige Tagesdichter oft mehr als ephemere Popularität erlangt und über die österreichischen Grenzen hinaus literarische und politische Erfolge errungen.

Neben der Eigenart der österreichischen ethnographischen Verhältnisse, der temperamentvolleren Erregbarkeit und leichteren Aufnahmefähigkeit des Volkscharakters, namentlich auch der allbekannten ganz besonders genußfreudigen Geselligkeit des vormärzlichen Wiens mußten der Geltung und Wirkung der politischen Lyrik in Oesterreich die dort im Vormärz unter dem Metternich'schen Regiment allmählich immer mehr überspannten politischen und sozialen Mißstände zu statten kommen. Auf diese näher einzugehen, ist hier unnötig: der einfache Hinweis wird wohl genügen.

Ueber die Eigenart einzelner deutsch-österreichischer Volksteile aber sind wohl noch einige Vorbemerkungen angezeigt.

Am schmerzlichsten von allen Deutsch-Oesterreichern haben die deutschen Tiroler, soweit sie am höheren deutschen Geistesleben Anteil nahmen, den unwürdigen Druck auf alle freieren Kulturbestrebungen und die durch das Metternich'sche System mit so traurigem Erfolge durchgeführte Absperrung von den freigeistigen Bestrebungen Deutschlands empfunden. Die deutschtiroler Dichter der Vierziger Jahre bringen den an ihrem und ihrer Landsleute innerstem Marke nagenden Schmerz über die Erniedrigung, zu der sie verurteilt waren, die heiße Sehnsucht nach innigerer Verbindung mit den Brüdern im alten Reiche, den bitteren Haß gegen die geschworenen Feinde der freiheitlichen Entwickelung, insbesondere gegen den Jesuitenorden, dessen Zulassung im Lande sie als das schwerste Unglück beklagen, zu immer neuem, leidenschaftlich ergreifendem Ausdruck. Daß diese anfänglich nur von einer kleinen Minderheit geteilte deutschliberale Gesinnung nachwirkend in den späteren Jahrzehnten immer weitere Kreise in dem schönen Grenzlande erfaßt hat, gehört großenteils zu den Verdiensten, die sich die vaterländische Zeitdichtung zuschreiben darf.

Echtdeutsche Gesinnung, noch gehoben durch ihr protestantisches Bekenntnis, hat sich bei den räumlich von Deutschland am

weitesten abgeschiedenen Siebenbürgischen Sachsen erhalten, die auch für deutsche Poesie und Literatur innigen Anteil bewahren.

Deutsch-böhmische Dichter von hervorragender Begabung hatten anfänglich in der poetischen Behandlung tschechischer historischer Stoffe dem freiheitlich-religiösen Motiv vor dem deutschnationalen den Vorzug gegeben — die gleiche Eigenart deutscher „Objektivität" wird in der Tendenzpoesie der Vierziger Jahre auch anderwärts beobachtet. Die deutsche Reaktion gegen das Tschechentum trug auch in Böhmen gute Frucht.

Am bedenklichsten erscheint die politische Begriffsverwirrung in der revolutionären Poesie der letzten Vierziger Jahre; doch muß bei einer gerecht abwägenden Beurteilung der damaligen Irrungen vor allem die widerspruchsvolle Regierungspolitik jener stürmisch bewegten Zeit in Ansatz gebracht werden. Daß Wien und Habsburg unmöglich Kern und Stütze einer einheitlichen und freiheitlichen Gestaltung Deutschlands werden konnten, wird auch durch die bei aller Massenhaftigkeit unreife und einseitige Lyrik der Wiener Bewegung von 1848 klar erwiesen. Die publizistische Restaurationsthätigkeit der folgenden anderthalb Jahrzehnte konnte für eine realpolitische Kritik den Eindruck nicht verwischen, daß die geistig werbende Kraft Deutsch-Oesterreichs für die spätere politische Neugestaltung des deutschen Nationalstaates mit dem Ablauf des fünften Dezenniums des neunzehnten Jahrhunderts endgiltig erloschen war. Auch dieses negative Ergebnis sollte der geistigen Grundlegung für das künftige neue Reich zu gute kommen. Um so wichtiger erscheint eine genauere Prüfung der damaligen politischen Poesie in Oesterreich, an die wir nun herantreten.

---

1. Anastasius Grün.

Unter diesem Dichternamen der meistgenannte politische Dichter Deutsch-Oesterreichs in der vormärzlichen Zeit ist Graf Anton Alexander von Auersperg, geboren zu Laibach in Krain am 11. April 1806, gestorben zu Graz am 12. Sept. 1876, dessen liebenswürdige ideale Persönlichkeit wiederholt sympathische Würdigung erfahren hat. *)

Schon vor 1840 war Anastasius Grün mit zwei größeren lyrisch-epischen Werken von politischem Gehalt hervorgetreten: den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" im Jahre 1831 und dem

*) So namentlich in R. Gottschall's „Deutscher Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts", III. Bd. (Sechste Aufl.) S. 103 ff.

Cyklus „Schutt" 1835. In Geist und Form edle Darbietungen, von echter Humanität und wahrem Freisinn getragen, bilden sie würdige und bedeutsame Vorläufer und Vorbilder der politischen Lyrik unserer Vierziger Jahre.

Dem fünften Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts gehören von Grüns größeren Schöpfungen nur die „Nibelungen im Frack" (1843) an, deren politischer Charakter sich auf die Einkleidung des geschichtlichen unpolitischen Stoffes beschränkt. Außerdem schrieb der in jenem Zeitraume zurückhaltendere Patriot nur kürzere, aber kraftvolle Zeitgedichte. Erst am Schlusse der Periode unserer Betrachtung folgt der „Pfaff vom Kahlenberg" (1850), eine umfangreiche, gehaltvolle, lyrisch-epische Dichtung, wiederum ohne direkte politische Tendenz, aber von freiem, tiefethischem, deutsch-religiösem, poetisch-heiterem Geiste durchweht, mit der auch politisch ergreifenden Widmung an Nikolaus Lenau.

Schon in der Einleitung unseres Buches ist Grüns Wahrspruch hervorgehoben, daß die politische Poesie nicht als Herrscherin über das weite Gebiet der Dichtung zu gelten habe, sondern nur eine einzelne Provinz des poetischen Reiches bilde, dessen unermeßlichen Reichtum Grün überaus anschaulich schildert. Mit seiner Begrenzung erwarb sich Grün ein wesentliches Verdienst um die richtige Schätzung des Zeitgedichtes der Vierziger Jahre gegenüber den unmäßigen Ansprüchen jener übertreibenden Tendenzpoeten, die sich als Generalpächter der Poesie aufzuspielen suchten. Ein zweites hohes Verdienst Grüns als politischen Dichters erkennen wir in seinem warmen Eintreten für das Deutschtum in Oesterreich und für die engere Verbindung desselben mit Deutschland, sowie für wahren praktischen Liberalismus, als dessen Bekenner und Vorkämpfer sich der Dichter auch in der Volksvertretung bewährt hat. Aus der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, in die er von seinem überwiegend slavischen Heimatbezirk gewählt worden war, hat er sich, in seinem Idealismus enttäuscht, schon im September 1848 zurückgezogen, im österreichischen Herrenhause aber noch in späteren Jahren wieder im alten Geiste gewirkt. Der Vorwurf der politischen Apostasie ist ihm zu Unrecht gemacht worden.

Aus den poetisch-politischen Kundgebungen Grüns in den Vierziger Jahren ist als ein für seinen Idealismus bezeichnendes Beispiel das hochsinnige Vertrauen auf König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hervorzuheben. Der Dichter wurde an dem Fürsten, auf den er große Hoffnungen setzte, länger als die meisten Zeitgenossen „nicht irre", bis endlich die Mißgriffe des in seinen Intentionen allerdings wohlwollenden „Romantikers auf dem Throne" sich unwidersprechlich zu schlagenden Gegenbeweisen anhäuften.

In den „Nibelungen im Frack" ist dem König ein Panegyrikus gewidmet, der jedoch auch in Mahnung und Warnung ausklingt. Im ersten Abschnitt: „Ein Stück Exposition, Invocation nebst etlichen Episoden" richtet der Dichter, bevor er seinen harmlosen Helden, einen die Baßgeige spielenden Herzog von Sachsen-Merseburg, mit seinen musikalischen „Nibelungen" einführt, seinen Blick zuerst auf den für die damalige Zeit bedeutendsten Fürsten des deutschen Nordens, den er in blühender, bilderreicher Sprache feiert:

„Aufstieg ein Gestirn im Norden, es strahlte warm und hell,
Schlaftrunkne riefen: Wehe! wie wird es Tag so schnell!
Schlaflose riefen: Wehe! wie säumig, o Sonnenschein!
Wer dankt, daß Licht geworden, was Wetterwolke könnte sein!?

Es herrscht ein Fürst im Norden, groß in der Kunst zu geben,
Fein abgelernt der Sonne hat er's, mit Gunst zu geben,
Stehn denn umsonst dort Blumen und Wiesen, Tannen, Linden,
Und für die Kunst zu empfangen will ihnen sich kein Jünger finden?

Nicht nimmt er seinen Lorbeer von Leichenschläfen fort,
Fest hielt der alte König verschlossen den reichen Hort,
Der Sohn erschließt den Segen, so daß es dünkt dem Volke,
Als ob die Hand ihn schütte des toten Königs aus der Wolke.

Gerecht und mild seid denen, die vor im Kampf uns gingen!
Vor kranzgeschmückten Richtern ist doppelt schön das Ringen;
Im Wald an alten Tannen des Schößlings Wuchs sich messe,
Im kahlen Steppenlande dünkt selbst der Schlehdorn sich Cypresse.

Abtragen ist des Handwerks, der Kunst nur ist das Bau'n,
Wohlfeiler Witz ist Zweifel, doch heil'ge That Vertrau'n;
Der Bauspruch ist gesprochen, der Grundstein ist gelegt.
Sei drum der Bau zerbrochen, weil eine Kron' am First er trägt?

Die gestern Bettler, praßten am Königsmahl als Herrn!
Am Goldplafond ob ihnen säh' ich als Lüstre gern
Den Bettelsack von gestern, sie fein zu mahnen dessen,
Wie Jenen zu Syracusä der Töpferthon bei Goldgefäßen.

Der ungewohnte Gluttrank verwirrt Trinkspruch und Rede,
Mit der Parketten*) Glätte kommt Gleichgewicht in Fehde;
So konnten sie nicht rühmen den Comfort deiner Feste
Und dich, fürstlicher Gastfreund, nicht sehr erbauen deine Gäste.

Wir werden an dir nicht irre! du bist wie Lenz gekommen,
Erhofft, ersehnt! Lenzsonne mag noch nicht allen frommen;
Daß sie kein Keimlein senge, daß sie kein Blühn beirre,
Verhüllt sie sich bisweilen. Wir werden, Herr, an dir nicht irre!

*) Sic! Einzelne Austriacismen nimmt man bei Grün gern in den Kauf.

O werd' an uns nicht irre! Ein Sonnenaufgang weckt
Gevögel viel, das niſtend in Buſch und Klüften heckt!
Du hörſt die Morgenlerche und all der Stimmen Gewirre:
Lenzmündig ſind die Lande! O werd' auch du an uns nicht irre!"

So ſang ich bei deinem Aufgang! Wie wird dein Abend ſein?
Die Antwort liegt verſchloſſen in deines Buſens Schrein!
Ich weiß nur, unſre Liebe ſchuf dir gar ſchwere Pflicht,
Sei ſtark und trau dir ſelber! Dein Leuchten braucht kein fremdes Licht!

In deinem Land nicht ſäng' ichs! Den reinſten Strahl ja ſchwärzt
Verdacht in Knechtgemüthern, ſich dünkend frei und beherzt!
Ich habe nichts zu fürchten und nichts von dir zu hoffen,
Drum ließ ich den Stern der Liebe zu dir hinfluten frei und offen.

Doch möcht' ich in dem Strome, beglänzt von heitrer Sonne,
Nach Lootſenart befeſt'gen manch ſchwarze Warnungstonne:
Herr, ein Geſchenk, gegeben, darf keinen König reu'n!
Wer vorwärts ſchritt, ſoll rückwärts den Schritt wie Niederlage ſcheu'n!

Nicht heb', o Fürſt, zu Thronen, was an die Stufen ſich ſchicke,*)
Und nie zu Märtyrerkronen die eignen Palmen zerpflücke!
Blutwaffen ſind und ſchärfer als Schwerter die Dornenreiſer,
Der Kronentraum des Martyrs gebiert dem Tollhaus einen Kaiſer.

So ſang ich in meinen Bergen, noch hoffend, als dein Land
Schon glaubens-, hoffnungsärmer, dein Sternbild bleichend fand;
Feſthalten gern die Berge den letzten Tagesſtrahl,
Wenn längſt hereingebrochen die alte Nacht ins dunkle Thal.

Wenn ich in Liebe irrte, mich wird es nicht entehren;
Der Liebe heil'gen Purpur, kein Fürſt kann ihn entbehren!
Weh', läßt der Reichgeſchmückte die edlen Kleinode wandern,
Bis ihm vom Leib gefallen ein ſchöner Lappen nach dem andern!

Von Friedrich Wilhelm IV. wendet ſich der Dichter einer allgemeinen Betrachtung zu, in der ſich die bedeutſame Apoſtrophe an das politiſche Lied findet, die im Eingang unſeres Buches mitgeteilt iſt.

Grüns eindringliche Kennzeichnung der Schattenſeiten des politiſchen Gedichts, ſeines Mißbrauchs und ſeiner falſchen Ueberſchätzung war offenbar nicht blos dazu beſtimmt, die Schranken der Berechtigung des politiſchen Liedes feſtzuſtellen, ſie ſollte auch dazu dienen, die von einſeitigen und verblendeten Fanatikern des vulgären Freiſinns gegen ihn ſelbſt erhobenen Vorwürfe des Abfalls und der Umkehr von ſeiner liberalen Haltung und Stellung in ihrer Grund- und Haltloſigkeit darzulegen und zurückzuweiſen.

*) Die Parallele mit Herweghs Mahnung an den König iſt um ſo bemerkenswerter, als Grün im übrigen gerade von Herweghs politiſcher Lyrik weit abweicht.

Das gleiche Thema behandelt Grün in einem seiner markigsten kürzeren Gedichte, dessen aufrichtige Geständnisse und Bekenntnisse die von gegnerischer Seite allzuweit ausgesponnene Streitfrage über seine angebliche Apostasie für eine gerechte Beurteilung wohl endgiltig zu seinen Gunsten abschließen. Es ist das Gedicht

„Apostasie":

Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß sehn!
Nur schwanke nicht hin und her!
Du kannst, ein Ehrenmann, auch stehn
Genüber im Feindesheer!

Magst Bär im Geklüft, magst Falk' im Licht,
Nur Fledermaus nicht sein!
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwischen den Zwei'n!

Ob Wahn, ob Wahrheit dein Panier —
Wer löst's, wem glaubt dein Herz?
Am Feuer der Treue läutre dir
Zu Gold unechtes Erz!

Wer trommelnd, trompetend mit uns geht,
Der bessre Held ist's nicht,
Doch der, so fest zur Fahne steht,
Wenn er kein Wort auch spricht.

Doch schmäht nicht den Mann, der, drüben itzt,
Bei unsrer Fahn' einst stund!
Sein Blut, schon einst für uns verspritzt,
Ein Siegel ist's meinem Mund.

Ich sah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verwehn,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einst schwang,
Bettkügelchen zitternd drehn.

Ich sah's, wie Fieber des Weisen Wort
In Unsinns Greuel zerbrach,
Ich hörte den Thoren im Irrsinn dort,
Der Perlen der Weisheit sprach.

Ich sah den Raufbold friedlich gemacht,
Verwittert der Jugend Rot,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht —
Wer kann für Krankheit und Tod?!

Wills Gott, so lang ich gesund, erspäht
Bei diesen Fahnen ihr mich!
Wahr's Gott, wenn ihr mich je drüben säht,
Dann krank oder tot wär' ich!

Denkt mein wie eines Toten dann!
Es mag wohl bitter sein,
Vorbeizugehn als lebendiger Mann
Am eignen Leichenstein.

Die Sache der Freiheit und des Volkes war und blieb Grüns Losung in Dichtung und Leben.

„Ein Volk schafft sein Geschick sich selbst, sonst ist's nur reif zum Sterben" —

diesem seinem Dichterspruch von 1848 entsprach auch seine persönliche und dichterische Bethätigung im großen Bewegungsjahre. Am 20. April verfaßte er folgenden Freiheitsgruß:*)

*) Im Stuttgarter „Morgenblatt" Nr. 51 und in der „Donau-Zeitung" Nr. 25 veröffentlicht.

„Oeſterreichs Gruß an die deutſchen Brüder,

den jugendlichen Begleitern der nach Frankfurt abgeordneten Oeſterreicher herzlich gewidmet von ihrem Reiſegenoſſen."

Schmettre, du Lerche von Oeſterreich,
Heil von der Donau zum Rhein!
Juble, du kommſt aus Morgenrot,
Zieheſt in Morgenrot ein!

Schwinge dich, Adler von Oeſterreich,
Ledig von feſſelndem Band,
Trage die Grüße vom Donaubord
Allem germaniſchen Land!

Jauchze, du Herze von Oeſterreich,
Jauchze mit freudigem Schrei,
Heil dir, mein deutſches Vaterland,
Einig und mächtig und frei!

Brüder, wir Boten von Oeſterreich
Grüßen euch traulich mit Sang.
Schlagt ihr mit freudigem Handſchlag ein,
Hat es den rechten Klang.

Als Abgeordneter zum Frankfurter Parlament brachte Grün dem zum deutſchen Reichsverweſer erkorenen Erzherzog Johann ſeine Huldigung in einem Gedichte dar, wozu das vom Gefeierten auf die Ankündigung ſeiner Wahl geſprochene patriotiſche Wort das Motto bildet: „Wenn das Vaterland ruft, iſt es die Pflicht, ſeine letzte Kraft, ſeine letzten Jahre demſelben zu weihen — da habt ihr mich, ich gehöre zu euch!"

Das Gedicht lautet:

„Dem Erzherzog Reichsverweſer":

Es war ein ſeltner Lenz, er kam in Wettern,
Mit Donnerkeilen, Welten zu zerſchmettern;
Ihr ſaht ihn dröhnend über Deutſchland rollen:
Das war des Volkes langverhaltnes Grollen;
Es war ein ſchön gewitterprächtig Zürnen,
Gerechter Zorn vergöttlicht Männerſtirnen.
Ein armer Lenz! Wer dachte jetzt an Roſen,
An Nachtigallen und an Blütentriebe?
Wen rührt's, daß Wald und Lenzluft flüſternd koſen?
Der Frühling ſtarb wie die verſchmähte Liebe!
Und dennoch reich iſt dieſer Lenz vor allen,
Denn über ſeine Blumen ſchritt die Freiheit,
Um ſiegreich in das deutſche Land zu wallen,
Und ſeine Lüfte wehn mit Wohlgefallen
Im Banner lang verpönter Farbendreiheit.

Da ſprach das Volk: „Daß Freiheit, meine Braut,
Nicht im Vorbeiflug nur mein Haupt berühre,
Daß ſie's zur lieben Wohnſtatt ſich erküre,
Sei ſie mit goldnem Ring mir angetraut:
Der ſtarke Ring der Einheit ſoll es ſein,
Sein Zauberkreis ſchließ' all mein Deutſchland ein!
Dem Hauſe will ich treue Wächter ſtellen
Und einem treuen Führer ſie geſellen;
Der Führer ſei des Volkes klarer Spiegel,
Der Kern und Mittelpunkt auf deutſcher Erde,
Er ſei des Einheitsrings gefeites Siegel,
Auf daß ſein Herz das Herz von Deutſchland werde.

Ein Mut'ger ſei's! Mut gilt es ohne gleichen,
So vielbedrohte Schätze zu bewachen,
Ich will ihn ſtark und groß und mächtig machen!
Nicht in die Königsgräber will ich ſchleichen,
Nicht aus dem Kaiſerſchrein Kleinode fodern:
Laßt roſten Karols Schwert, ſein Pallium modern,
Die Gruft beſtatte alter Ehren Leichen!
Was ich ihn bitte, mag am Tage wallen,
Es wird nicht an der Luft in Staub zerfallen.
Sein Haupt beſchirmt der Bürgerkrone Segen,
All meine Kraft will ich in ſeinen Degen
Und in ſein Herz all meine Liebe legen.
Von Gottes Gnaden herrſcht nur Wind und Wolke;
Es ſei ein großer heil'ger Bund der Seelen,
Wo ſtatt der Sieben jetzt Millionen wählen
Den erſten der Erkorenen vom Volke!"

Wer ſei der Mann? Des Volkes Boten zogen
Vorbei an Königsburgen ohne Fragen,
Dem Prunke ſind die Schlichten nicht gewogen,
Durch eig'ne Größe darf der Mann nur ragen.
Sie treten in der Armut ſtille Räume;
Gern ſchmückt das Volk die Stuben mit den Bildern
Geliebter Männer ſeiner Hoffnungsträume
Und ſtellt als Laren ſie zu Heiligenſchildern
Und weiht ſie zu Vertrauten ſeiner Kreiſe.
Da ſind viel Heldenbilder, Redner, Weiſe;
Ein Bild doch feſſelt alle: in die Luft
Ragt eine Alpenwand, rings gähnt die Kluft:
Da ſteht ein Mann hoch einſam, im Gewande
Des Jägervolks aus grünem Steyerlande.
Umhüllt von Nebeln ſind die ſchroffen Stege,
Doch ſpricht ſein Blick: Wer in das Berggehege
Sich wagen will, gut prüf' er das Geſtein:
Verſtieg' er ſich, würd' er's nur ſelber büßen!
Er weiß: Hier gilt der Mann durch ſich allein.
Sein Antlitz trägt ein fürſtlich Stammgepräge,
Dran weilt ein deutſches Auge mit Vergnügen,
Denn es begegnet Karls und Joſephs Zügen,
Die Deutſchland nie zu den Vergeſſnen lege!
Des Malers Bild ergänzt das Volk mit Sagen,
Erinn'rung ſpricht von alt und jungen Tagen,
Ja, unterm Lodenrock ſchlägt hier ein Herz,
Das mitgefühlt des Volkes herbſten Schmerz,
Das Heilung ſucht im Volk für Fürſtenleiden;
Die Freiheit aber bringt Geneſung beiden.
Da riefen all die Boten im Verein:
„Das iſt der Mann! Kein andrer ſoll es ſein!"

Die Luſt war fremd der deutſchen Luft geworden,
Drum ruft ſie in ſo volleren Akkorden
Zu dir, mein Fürſt, den alle Lippen loben,
Den alle Hände auf den Schild gehoben.
Und wieder kam's wie Wetterſturm gezogen
Und brauſt zur Oſtmark und zur Nordſee mächtig;
Das ſind des Freudenmeeres laute Wogen!
Wie toſt des Völkerjubels Brandung prächtig!
Nach Flutenbrauch doch werden bald die Wellen

Mit leisem Klang zergeh'n, verweh'n, zerschellen,
Und wenn der Wellen letzte still zerrann,
Stehst du wie einst, ein einsam einzelner Mann
Auf steilster Höh' auf unnahbaren Zinnen,
Dein Wächteramt, das schwere, zu beginnen.
Dort droht die Wand an schwindeljähen Klüften,
Die Stege sind verhüllt in Nebeldüften,
Kobold und Molch umlauern deine Bahnen;
Kein Engel hält die Wache dir in Lüften,
Gleich jenem, der einst Retter deines Ahnen.
Du bist gewohnt der Bergluft frischen Hauch,
Ihr gleicht die Luft der jungen Freiheit auch:
Sie streicht oft rauh und scharf, doch kerngesund,
Erfrischt das Herz und stählt des Armes Mark;
Wer sie verträgt, den macht sie jung und stark
Und schärft sein Aug' zum Blick ins Weltenrund.
In solcher Kraft, in solcher Liebe wage
Das kühne Werk, ob auch die Seele zage!
Wir aber fragen dann beim nächsten Lenze
Nach Blumen wohl für neue Bürgerkränze.

Die Enttäuschung Grüns über den Verlauf der deutschen Volksbewegung von 1848 bis 49 ist in ergreifender Weise in dem Widmungsgedicht zum „Pfaffen vom Kahlenberg" an Nikolaus Lenau ausgesprochen. Das Ideal der Freiheit, das beiden befreundeten Dichtern in der vormärzlichen Zeit vorgeschwebt und worüber sie bis zu Lenaus schwerer Erkrankung ihre Gedanken und Gefühle oft ausgetauscht hatten, war durch den Unverstand und Mißbrauch aufgeregter Massen, wie sie namentlich in Oesterreich der Leitung zu deutschnationalen und verfassungsmäßigen Zielen entgegentraten, in abschreckender Weise entstellt und in sein Gegenteil verunstaltet worden. In tiefer Wehmut und scharfer Anklage, doch nicht ganz ohne Vorahnung einer besseren Zukunft apostrophiert Grün den in geistige Nacht verlorenen früheren Mitkämpfer für die ersehnte Freiheit, den Dichter der „Albigenser":

Dein Banner war tiefschwarze Seide,
Ich schwang ein rosenfarb Panier —
Sie standen nicht genüber! Ihr,
Die beide wob, senkten sich beide.

Wir folgten ihren leisen Spuren
Bis in der Vorzeit dunkeln Schacht,
Du durch die blut'ge Glaubensschlacht,
Ich durch beglückt're Alpenfluren.

Du sahst sie über Schwerterbrücken
Und durch der Trauer Pforten nah'n;
Mir wies der Frühling ihre Bahn
Im Feld, im Wald, auf Bergesrücken.

Da stand sie selbst, ein leuchtend Bild,
In unsrer Mitte rein und prächtig,
Wie ein Gewitterſturm so mächtig
Und wie ein Lenzstrahl hoffnungsmild.

O ſelig Schauen, ſüß Erkennen!
Ein Leid nur durch das Herz mir ſchnitt:
Du ſahſt ſie nicht — Dein Aug' umglitt
Der Schleier, den ſie Krankheit nennen.

Da war kein Haupt ſo nah der Wolke,
Das — ſchuldbewußt — nicht reuig bebte,
Da war, das hoffnungsreich nicht ſtrebte,
Kein reines Herz ſo tief im Volke!

In Wogen ging die Saat des Guten,
Ein läuternd Feu'r umquoll die Welt;
O kurzer Tag, der unentſtellt —
Ein Tag wohl kaum, ach! kaum Minuten!

Ins Gotteswerk griff Gottes Affe,
Stahl ihr Panier und Feldgeſchrei,
Die Thorheit rief: Auch ich bin frei!
Die Unthat prunkt' in heil'ger Waffe.

Sie aber wandte ihre Sohlen
Mit Grauſen von des Greuels Flur:
O glückt' es die verlorne Spur
In Enkelzeiten einzuholen!

Du haſt in Deine Nacht gerettet
Ihr Bildnis groß und rein und ganz,
Uns aber hat an ihren Glanz
Des Zerrbilds Fratze ſich gekettet.

In eigne Tiefen taucht die Seele
Hinunter vom Gewirr der Zeit,
Zu bergen, was noch unentweiht,
Daß es an ſie den Glauben ſtähle.

Dem armen augenkranken Kinde
Geneſung bringt das Schau'n ins Grün,
So wirkt des Dichterwaldes Blühn,
Daß nicht das Seelenaug' erblinde. —

Du mochteſt gern Dein Ohr mir neigen,
Du liebteſt einſt dies Lied im Keim,
Sei einſt vollbracht der Guß im Reim,
Gelobt' ich's, Edler, Dir zu eigen!

Die Sonne jenes heil'gen Märzen
Fand es ſchon flügg' und flugbereit, —
Zu klein ſchien mir's der großen Zeit,
So barg ich's ſcheu im ſtillen Herzen.

Jetzt tritt es wieder vor mein Auge,
Als ob ein Waffenſtück es ſei,
Doch deſſen Kampfzeit längſt vorbei
Und das dem neuen Krieg nicht tauge,

Als ob dem Preis, den ſich's erkoren,
Noch nicht geöffnet das Turnei,
Als ob er längſt gewonnen ſei,
Vielleicht auch wieder längſt verloren.

Man legt doch Schwerter, Banner alle
Zuletzt in's Arsenal zur Ruh,
So trag' ich auch mein Lied dazu,
Zur Rast in deutscher Waffenhalle.

Wenn draußen feur'ge Blitze fallen,
Aufleuchtet auch im Saal das Schwert,
Wenn um den Wall die Sturmbraut fährt,
Rührt drin die Fahnen leises Wallen.

Noch vor der Veröffentlichung des „Pfaffen vom Kahlenberg" entstanden einige kurze politische Gedichte, in denen der schwer enttäuschte Patriot seine Stellung zur Entwickelung der Alles bewegenden nationalen Frage kennzeichnet. Ein solches Zeugnis mußte natürlich der deutschen Kaiserfrage gewidmet sein, und von selbst versteht es sich, daß der Sänger des „letzten Ritters" den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland nicht gut heißen konnte:

„Deutsche Kaiserkrone. 1848. 1849."

Wie hat im letzten Märzen
Der Sonnenbrand gekocht,
Wie habt ihr deutschen Herzen
Gelodert und gepocht!
Eu'r Pochen, das zermalmte
Die ehrnen Götzen im Fall,
Von eurem Lodern qualmte
Zerschmolzenes Kronmetall.

Und Frankfurt hieß die Esse,
Dort steigt aus Flammen wohl,
Daß sich's in Formen presse,
Der neuen Zeit Symbol;
Die Glut verzehrt den Flitter,
Womit sich Schmach umhing,
Und schmilzt die Trümmer und Splitter
Zum mächt'gen Einheitsring.

Im neuen Märzen ging es
Aus dunkler Form zu Tag:
Da statt des mächt'gen Ringes
Ein machtlos Krönchen lag.
Ein Schrei erscholl im Lande:
Weh, ein mißratner Guß!
Solch ungeheurem Brande
So jammervoller Schluß!

Dies Mißgeschick zu heilen,
Erlahmt noch manche Hand;
Lang müßt ihr feilen, feilen
Die Zacken vom Kronenrand,
Wenn nicht, sie umzuschmelzen
Aufs neu es lodern muß
Und eherne Wogen wälzen
Zu neuem, bessern Guß.

Grün's hypothetische Prophetie schließt seinen Anteil an unserer politischen Lyrik ab. Als die Weissagung zur Wahrheit wurde, war für die österreichischen Sänger die alte Verbindung mit Deutschland durch das neue Reich gelöst.

2. Nikolaus Lenau.

Neben Anastasius Grün darf unter den österreichischen Vertretern des Zeitgedichts der Name Nikolaus Lenaus nicht ungenannt bleiben, wiewohl derselbe in der politischen Lyrik keine so ausgeprägte Stellung einnimmt wie sein gräflicher Freund und Gesinnungsgenosse. Lenau war auch nicht so kerndeutschen Stam-

mes wie Auersperg. Die Niembsch von Strehlenau — aus diesem Familiennamen ist der Dichtername verkürzt — waren von schlesisch-slavischem Geschlecht und Nikolaus selbst war in Ungarn geboren. Indessen war das fremde Element bei Lenau durch deutsche Bildung völlig in deutschen Geist aufgegangen, und der Dichter ist wie Grün ein Liebling unserer Nation geworden. Sein tragisches Geschick hat ihn uns nur noch teurer gemacht.

Unter seinen größeren episch-lyrischen Dichtungen haben namentlich „die Albigenser" Anspruch darauf, als zeitgeschichtliches Werk von bedeutsamem Wert gewürdigt zu werden. Im Jahre 1842 erschienen, war die gefühls- und gedankenschwere poetische Verherrlichung der mittelalterlichen französischen Ketzer ein höchst verdienstlicher Beitrag zu einer im deutschen Volke stets lebendigen Geistesbewegung auf religiösem und kirchlichem Gebiete, die gerade damals auf protestantischer wie auf katholischer Seite neue Triebe ansetzte. Sowohl in der Theologie wie im Kultus und Gemeindeleben der beiden Konfessionen traten kräftige Reformbestrebungen hervor, und daß ein katholischer österreichischer Dichter das alte Problem neu aufnahm, war auch politisch und sozial ein wichtiges Zeichen der Zeit.

Lenau gab sein zeitgemäßes Werk ohne Tendenzmacherei auf historischem Grunde. Zum Zeugnis der geistig-sittlichen Höhe seiner Geschichtsauffassung und als Probe seines edlen Pathos sei der Schlußgesang der „Albigenser" mitgeteilt:

Wofür sie mutig alle Waffen schwangen
Und singend in die Todesfeuer sprangen,
Was war es? Trotzte hier ein klarer Blick
Ins Herz der *Freiheit* jedem Mißgeschick?
War's Liebe für die heilige, *erkannte*,
Die heißer als die Scheiterhaufen brannte?
War's von der Freiheit nur ein dunkles *Ahnen*,
Dem sie gefolgt auf allen Schreckensbahnen?
Mehr nicht! — Doch soll die Edlen darum eben
Bewunderung und Wehmut überleben.
O *ernste Lieb' zur Freiheit*, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben! —

Und dringt die Frage weiter in mein Lied:
Warum es nicht so wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Gräuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen
Und gegen Tote Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?
Doch weile auf der Vorwelt unser Blick,
Die Vorwelt soll uns tief im Herzen wühlen,
Daß wir uns recht mit ihr zusammenfühlen
In *ein* Geschlecht, *ein* Leben, *ein* Geschick.
Der Wandrer gibt dem Freund, der nach ihm schreitet,
Wo sich der Scheideweg im Walde spreitet,

Den Weg, den er gewandelt, treulich kund,
Er streut ihm grüne Reiser auf den Grund;
So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

Geteiltes Loos mit längst entschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen
Und Kampf und Schmerz, siegloſen Tod nicht scheuen,
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Woher der düstre Unmut unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag in Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Tote abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Toten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten:
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, und so weiter.

Lenau erkannte, wie aus dieser Probe seiner Dichtung hervorgeht, die innige Verbindung der religiösen mit der politischen Freiheit. Wie kräftig er den Abscheu vor der Knechtschaft, die Sehnsucht nach der Freiheit empfindet, hatte Lenau, der mit der österreichischen Censur viermal in Konflikt geraten war, in seinem — erst im „dichterischen Nachlaß" abgedruckten, aber schon auf seiner amerikanischen Reise lange vor 1840 verfaßten — „Protest" in denkwürdigen Worten ausgesprochen:

Wenn ich verachte heimliches Verschwören
Und wenn ich hasse Meuchelmördershand,
Wenn in des Volkserretters Ruhmgewand
Verhüllte Schufte meinen Groll empören;

Reih' ich das Königtum den Himmelsgaben,
Verlass'ner Völker Vaterhaus und Hort:
O glaubet nicht, ich liebe drum sofort
Was jetzt und hier an Königen wir haben!

O glaubet nicht, ich führe keinen Zunder
Im Herzen für des Zornes edle Glut,
Tritt wo ein Fürst sein Volk im Uebermut,
Noch daß ich ehren kann gekrönten Plunder.

Nie wird mein Flügelroß zum Schindergaule
Für meine Ehre, und mich strafe Gott,
Sing' ich ein Fürstenlied, daß mir, zum Spott,
Die Hand vom Saitenspiel herunterfaule.

Nach solchen Bekenntnissen echten Freisinns war die Nation gewiß berechtigt, Lenau ihren Freiheitsdichtern beizuzählen.

---

3. Karl Beck.

Einer jüdischen Familie in Ungarn entstammt, aber frühzeitig deutscher Bildung zugewandt und zum reformierten Christentum übergetreten, hat Karl Beck in Wien, Weimar und Leipzig den Geist des deutschen Liberalismus eingesogen, ohne jedoch seinen pietätvollen Mosaismus abzustreifen und seiner ungarischen Heimat zu vergessen. Von diesen Gefühlen zeigen sich seine Dichtungen nicht minder durchdrungen wie von lebhaft empfundenen christlich religiösen, romantisch-klassischen und modern-kosmopolitischen Anschauungen und Gesinnungen — ein überaus buntes, überreiches, oft grelles Gemisch geistiger Elemente, dem sich noch eine starke Glut der Leidenschaft, eine kühne Fantasie mit einem Reichtum an Bildern und eine schwungvolle Diktion gesellen. Der sensationelle Eindruck, die pathetische Wirkung seiner volltönenden Strophen auf die Zeitgenossen läßt sich bei solchen Eigenschaften wohl erklären, aber bei einer näheren Betrachtung und Prüfung der Beck'schen Poesie kann nicht bestritten werden, daß sie an Ueberladung, Unklarheit, Verworrenheit ebenso sehr leidet wie an formellen Mängeln, die nach Vorgängern wie Platen und Zeitgenossen wie Geibel doppelt fühlbar sind.

Karl Beck war in den letzten Jahren vor 1840 ein vielgefeierter Dichter, der unter den österreichischen als einer der begabtesten und zukunftsichersten galt. Seine weitere Entwickelung hat diese Erwartungen nicht erwahrt und aus dem überschätzten Sänger ist nur zu bald ein stiller und noch sehr früh ein vergessener Mann geworden.

Karl Becks erste Gedichtsammlung war in Leipzig, wo der junge Deutsch-Ungar an Gustav Kühne, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", einen wohlwollenden Gönner und Förderer fand, im Jahre 1838 unter dem sensationellen Titel: „Nächte. Gepanzerte Lieder" in dem angesehenen Verlage von W. Engelmann erschienen, und noch in demselben Jahre war die zweite Sammlung: „Der fahrende Poet" nachgefolgt.

Mit ihrem Aufputz an ungewöhnlichen Ueberschriften, Widmungen und Datierungen sind beide Bücher für den Poeten nicht minder charakteristisch wie für ihre Zeit. Ein Gedicht über die völkerverbindende Wirkung der Eisenbahnen, die sich bei der damals beginnenden Ausbreitung des neuen Verkehrsmittels an den deutschen Stämmen und Einzelstaaten im Sinne des Dichters bewähren sollte, fand ganz besonders viel Beifall. Darin heißt es:

„Die Papiere feilgeboten
Steigen, fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit;
Diese Schienen Hochzeitbänder,
Trauungsringe blank gegossen;
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.
Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Stämme sitzen drinnen,
Halten liebend sich umschlossen:
Wie sie kosen! wie sie minnen!"

Im Jahre 1840 folgte ein Bändchen „Stille Lieder" — meist Liebesgedichte, nichts von Zeitgedichten enthaltend. Die nach 1840 veröffentlichten Gedichte Becks stehen an Gehalt und Form hinter denjenigen der berufeneren politischen Chorführer bedeutend zurück. Nur in einzelnen Strophen gelang es dem Dichter, sich über das gewöhnliche Mittelmaß zu erheben.

Eine Richtung aber, in der er sich mit wenigen andern besonders hervorthat, war die sozialistische. Im Jahre 1846 ließ Beck eine Gedichtsammlung erscheinen: „Lieder vom armen Mann. Leipzig, Bernh. Hermann" — ein Buch von zwanzig Bogen, das zu dieser Stärke mit Hilfe einer geschmacklosen Raumverschwendung durch unnötige Abteilungen mit Zwischenblättern, ebenso entbehrlichen Motti, größtenteils des Dichters eigenen früheren „Gedichten" und seinem lyrisch-epischen Poem „Janko der Roßhirt" entnommen, sowie durch wiederholte Titel und Ueberschriften aufgebauscht ist, um der nur Büchern mit zwanzig und mehr Bogen zu jener Zeit bewilligten Censurfreiheit teilhaftig zu werden. Dem Titel entsprechend ist der Inhalt des Buches mehr sozialistisch als politisch. Die „Lieder vom armen Mann" beginnen mit einem „Vorwort an das Haus Rothschild", worin der in der Bundestagszeit als Gläubiger der Monarchen gefeierte Börsenfürst folgendermaßen apostrophiert wird:

„Verkühlet sind die römischen Blitze!
Kein Held mit drohender Degenspitze,
Kein Solon und keine Helena
Lenkt zaubergewaltig der Erde Zügel;
Du siegst, o Herr, mit kaltem Geklügel,
Der Könige König stehst du da!

Es ſchauen die Menſchen in Bangen und Staunen
Nach deinen entſcheidenden Augenbraunen;
Sie glauben an deinen Federzug
Wie an des Himmels Offenbarung.
Du willſt — da wandelt ſich im Flug,
Was du berührſt, in Glück und Nahrung.
Nach deinen Launen herrſcht das Gold,
Die Sorge ſteht in deinem Sold.
Dein Name klingt wie eine Märe
Aus duftiger Tauſend und einer Nacht:
O wär' dein Werk ſo ſchön! O wäre
Dein Herz ſo groß wie deine Macht!"

Die dem Goldkönig zugedachte hohe Miſſion, ſich in den Dienſt der Humanität und der Volksfreiheit zu ſtellen — ſo meint der Dichter — wird von Rothſchild ſelbſtverſtändlicherweiſe abgewieſen: er läßt ſeine weltbeherrſchenden Mittel nur für die Fürſten und — für ſich ſelbſt wirken. Das dankbare Thema iſt in jener Zeit mehrfach dichteriſch behandelt worden.

Ein ſozialiſtiſch-kommuniſtiſch aufreizendes Lied trägt die Aufſchrift: „Warum ſind wir arm?" Es läßt die Frage durch die Armen ſelbſt mit der Adreſſierung an die Reichen ſarkaſtiſch beantworten:

Ihr ſitzet im Glanz und in Ehre geboren,
Und ſpielt mit Dukaten und mit Louisdoren.
Wir ſcheuern die Wappen an euern Thoren
In Hunger und in Harm . . .
In Hunger und in Harm.

Wir werben um Ketten und nennen's Erwerben;
Ihr trinket und ſchlagt die Gläſer in Scherben!
Ha, laßt uns ſterben und laßt uns verderben —
:|: Denn — warum ſind wir arm? :|:

Ihr Seligen könnt' euch pflegen und mäſten,
Wir ſpähen für euch nach Kohlen und Aeſten,
Wir frieren und hacken vor euren Paläſten,
:|: Doch euch iſt wohl und warm: :|:

Ihr habet Orden und Aemter und Pfründen,
Wir leben, um euer Lob zu verkünden,
Wir ſchmeicheln euren Launen und Sünden,
:|: Denn — warum ſind wir arm? :|:

Wenn unſere Töchter ums Glück ſich raufen,
Euch in die lüſternen Arme zu laufen,
Wenn die Mütter die eigene Brut verkaufen,
:|: Daß Gott, daß Gott erbarm — :|:

Dann fürchtet nimmer der Väter Rache,
Verloren und faul iſt unſere Sache.
Schlagt auf die weithin ſchallende Lache!
:|: Denn, warum ſind wir arm? :|:

Wir sind's; dafür ein Hoch den Alten,
Die uns gelehrt die Hände falten:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
:|: Der ist erlöst von Harm." :|:

Wir borgen und sorgen, Ihr häufet die Gulden,
Wir füllen die Kirchen und beten und dulden.
Dies Dulden ist unser unendlich Verschulden,
:|: Und — darum sind wir arm. :|:

Ein vielzitiertes zweites Gedicht ähnlicher Tendenz ist überschrieben: „Knecht und Magd"; es lautet:

Es lüstete nicht den Verwaisten, den Ball in die Lüfte zu schlagen,
Ach, war er doch selber ein Ball, vom Sturme des Schicksals getragen!
Er fing die Vögelein nicht, die sorgend im Laube nisten,
Er spähte, wie sie, nach Körnern umher, sein Leben zu fristen.

Er schleppte die Stufen hinan die Körbe, mit Scheiten belastet,
Den Eimer, mit Wasser gefüllt, und hat erst am Abend gerastet,
Hat frierend den müßigen Hund ums bergende Lager beneidet,
Das spinnende Kätzlein, das Gott mit wärmendem Felle bekleidet.

Er reifte heran, es ward sein Geschick, sich im Dienste zu plagen,
Im farbigen Kleid ein farbiges Elend im Leben zu tragen,
Zu lächeln im Leid, zu füttern den Hund, zu satteln den Schecken,
Ein Blümlein der Sünde zu Nacht an die Brust des Gebieters zu stecken.

Er dachte mit redlichem Sinn, sein wonniges Liebchen zu heuern;
Sie hatte nicht Hände wie Sammt, sie hatte die Dielen zu scheuern,
Es floß statt des würzigen Oels der Rauch in die wallenden Locken,
Die zarte Sohle, wie schien sie so plump in den bauschigen Socken!

Ihr Bildnis sandte sie nicht, noch Briefe mit güldenem Ränd'chen;
Er schenkte kein Ringlein ihr und brachte kein girrendes Ständchen;
Sie sahen sich spärlich, sie blieben getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wenn die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Sie alterten rasch, doch jugendlich blieb ihr gläubig Vertrauen,
Ihr Hoffen, es war wie die Blümchen im Korn, die schönen, die blauen,
Und hast du tagüber gepflückt — du schaust am künftigen Morgen
Ein letztes, ein eheletztes, ein allerletztes verborgen.

Ach, nur im Traume schien's den gottgefälligen Seelen,
Als müßten sie dienen nicht mehr, als dürften sie selber befehlen,
Ihm war's, als ob ein Bürger vor ihm den Hut in Demut gerücket
Und freundlich Herr ihn genannt und tief vor ihm sich gebücket.

Und als sie gespart und zusammengescharrt die Kreuzer und Gulden,
Und als sie der Priester getraut nach jahrelangem Gedulden,
Da kauft sie die Spindel, den Flachs, um schneeiges Linnen zu spinnen,
Da kauft er die Hütte, mit Röhricht gedeckt, und sie wohnten darinnen.

Sie starrten ins züngelnde Licht, die Alten, die Endlichvereinten;
Es war nicht die Wonne der Liebe, daß sie nun lachten und weinten;
Das war ja vorüber, sie waren getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wenn die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Sich küssen? Sie thäten es schämig! Sich necken? Sie thäten es leise!
Ach, Blumen waren es wohl, doch waren es Blumen im Eise;
Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein verspäteter armer Falter,
Der halb ein blühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.

Es ist nicht Wonne der Liebe, daß sie nun jauchzen und beben,
Nein! nur daß am eigenen Herd die eigenen Pfühle sich heben;
Nur Gott ist ihr Herr, der die Sterne beruft zu leuchten, wenn's nachtet,
Den Knecht, der die Kette zerbricht, mit seligem Auge betrachtet.

Während der politischen Wirren im Sommer 1848 richtet der Poet ein sympathisches Wort

„An Deutschland":

Das ist ein riesig Vorbereiten
Seit Wochen und seit Monden schon!
Das ist ein Klügeln und ein Streiten,
Ein wirres Reden, wie vor Zeiten
Beim Bau des Turms von Babylon!

Ach, eitel blieb das kühne Streben,
Ach, unvollendet blieb er stehn:
Du Land der Eichen, Land der Reben,
Du meine Liebe, du mein Leben,
Und soll's also auch dir ergehn?

Man will dich stärken, will dich einen,
Man prahl am Main und an der Spree;
Ich aber möchte bitter weinen,
Zerrissen willst du mir erscheinen,
Verlassener denn je, denn je.

Kein Preußen! schallt es durch die Länder,
Kein Oestreich! Hallt es früh und spat;
Sie tragen deine Farbenbänder
Und werden deine Ehrenschänder,
Daß Gott erbarm', in Wort und That.

Sie müßten rollen ihre Bahnen
Um dich in treuer Mondespflicht;
Doch jedes Lichtchen zählt die Ahnen,
Die Fahnen und die Unterthanen
Und hieße gern das große Licht.

Das ist ein Grollen und ein Klagen!
Noch ruht das Schwert — doch zuckt die Hand,
Ach! und vielleicht in späten Tagen
Wird immer noch der Enkel fragen:
Was ist des Deutschen Vaterland?

In einzelnen Gedichten erfreut auch noch in der politischen Verwirrung echt poetisches Fühlen und Denken. In einem Gedicht: „Das neue Heim" wird ausgeführt, wie der über's Meer gegangene Auswanderer aus der Heimat die Gedichte Schillers mitnimmt und vom elterlichen Garten einen Sack voll Erde, damit er in der Fremde aus deutschem Grunde Blumen ziehe und einst auf deutschem Boden sterbe!

Ueberraschend und minder erfreulich war das weitere Verhalten Karl Becks. Der Dichter machte nach der Niederwerfung der revolutionären Bewegung in Oesterreich allzu servil seinen Frieden mit der Wiener Regierung, was ihm von Moriz Hartmann im fünften Kapitel der „Reimchronik des Pfaffen Mauriz ius: „Apostel und Apostaten" eine schneidende Verurteilung zuzog. Es heißt dort, nachdem der Dichter seinem unter russischem Einflusse stehenden österreichischen Vaterlande die volle russische Herrschaft gewünscht hat:

„Und kennen wir nicht die Majestät
Von Oesterreich — der Hofpoet
Ist uns doch jüngst bekannt geworden.
Er ist jetzt Einer vom Sängerorden
Der herrlichen Geburtstagsdichter:
Der Bäuerle, Zedlitz und all der Lichter
Der allgemeinen Theaterzeitung.
Bei Gott! das kam ohne Vorbereitung,
Als plötzlich wir unter einem armen
Schwarzgelben, holzweg-versigen Carmen
Den Namen eines Poeten lasen,
Der noch vor kurzem mit tollem Rasen
Als „armer Mann" und Sozialist,
Als Atheist und Communist,
Als zerfahrender Poete sang,
Daß Einem das Trommelfell schier zersprang" . . . .
„O Carlos Beck, was hast du gethan!
Du schämst dich nicht, der Habsburg zu nahn?"

Von Karl Becks weiteren poetischen Leistungen ist wenig zu sagen. Der Dichter, von der siegreichen Reaktion in Gnaden aufgenommen, verschwindet indessen noch nicht vom politisch-poetischen Schauplatz. Ein paar Jahre später — 1852 — ließ er noch einen Band Gedichte unter dem Titel: „Aus der Heimat. Gesänge von Karl Beck" (Dresden, Robert Schäfer) erscheinen, deren Hauptinhalt aus der Revolutionsperiode Ungarns von 1848 auf 1849 stammt und den Verlauf und Abschluß jener an poetischen Momenten reichen Episode in zum Teil warm berührenden und ergreifenden Strophen schildert. Besonders das Gedicht über die Waffenstreckung unter General Görgey ist poetisch wohlgelungen. Näher auf diese dem ungarischen Freiheitskampfe gewidmeten, elegisch ausklingenden Gedichte einzugehen, ist für unsere der deutschen Bewegung gewidmete Betrachtung nicht geboten.

---

4. Franz Grillparzer.

Die hohe Verehrung, die Franz Grillparzer als dramatischer Dichter genießt, ist auch dem österreichischen Patrioten zu statten gekommen. Seine politischen Kundgebungen besitzen großes Ansehen und die in Verse gefaßten werden natürlich am allermeisten zitiert, insbesondere das an Radetzky gerichtete geflügelte Wort: „In deinem Lager ist Oesterreich", das eine thatsächliche Wahrheit des Jahres 1848 lakonisch glücklich geprägt hat. Scharf zutreffend sind auch sonst manche schneidige Sätze des gefeierten österreichischen Dichters. Indessen darf und muß vom ästhetischen Standpunkt aus das Urteil über Grillparzers politische Gedichte minder günstig lauten. Die Sprache ist oft gezwungen, hart und schwerfällig, Bild und Reim sind nicht selten gesucht und unnatürlich; oft mutet die politische Didaktik recht

schulmeisterhaft an. Eindruck und Geltung der politischen Gedichte Grillparzers entsprechen jedenfalls bei weitem nicht der autoritativen Stellung, die der charaktervolle Meister in der allgemeinen Literaturgeschichte einnimmt.

Grillparzers österreichischer Patriotismus ging so weit, daß er keines seiner Werke außerhalb Oesterreichs drucken lassen mochte, indessen ist nach seinem Tode die Gesamtausgabe seiner Gedichte (als „Jubiläumsausgabe" 1891) bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienen. Ihre Rubrik „Vaterländisches" enthält Grillparzers patriotische Gefühlsergießungen.

Die gutgemeinten Ermahnungen, die Grillparzer an Anastasius Grün in einem Gedichte mit der Aufschrift: „Einem Grafen und Dichter" widmet, fordern unwillkürlich zum Vergleich der bekannten Apostrophen auf, die an den gräflichen Dichter von anderen Poeten adressiert worden sind. Grillparzer wird dabei wohl nur wenige Bewunderer finden, wenn er singt:

„Auersberg, du letzter Ritter
Eines Stamms, der ruhmbelaubt,
Streit' nicht mehr im Helmesgitter,
Zeig' dein freies, edles Haupt!

Nicht mehr grün sind deine Früchte
Reif und hoch, zu hoch dem Zwerg,
Du Erstandner im Gedichte
Anastas und Auersberg. *)

Gehst ja in der Väter Bahnen,
Kämpfst für Wahrheit und für Recht;
Schau'! es sehn auf dich die Ahnen
Und erkennen ihr Geschlecht.

So wie sie in fernen Tagen,
Als der Muselmann gedräut,
Manche heiße Schlacht geschlagen
Und den Vaterherd befreit,

Ziert den Musenroß-Berittnen,
Ihren Sohn, der Kampf zumeist
Mit den Herz- und Geist-Beschnittnen,
Den Ungläub'gen an den Geist.

Und ob Vorteil kaum zu hoffen
In dem ungleich schweren Krieg,
Sei kein Stillstand doch getroffen,
Wo Nichtweichen schon ein Sieg.

Würde selbst das Glück Verräter,
Käme des Erliegens Tag,
Denk' an jenen deiner Väter,
Der in Stambuls Kerkern lag.

Wie da der Bostandschi dräute,
Grimm des Sultans Angesicht,
All sein Glück gab er zur Beute,
Doch des Busens Wahrheit nicht.

Welkte fern den heim'schen Triften,
Starb getrennt von Kind und Weib,
Von zwei dargebotnen Giften
Trank er jenes für den Leib.

Also bleib' am Rechten hangen,
Und ob dich die Welt verläßt,
Sie dich ausspähn, binden, fangen,
Halte deinen Glauben fest,

Daß, wenn einst zerstäubt die Gitter
Rings um all, was gut und wahr,
Man dich grüßt als ersten Ritter
In der Nachgekommnen Schar.

Brücken, die nicht abgetragen,
Haben Stamm und Glück entzweit;
Uns vielmehr laß Brücken schlagen
In die beff're Enkelzeit!"

Aus dem für Oesterreich sturm- und drangvollen März 1848 stammt folgendes Gedicht Grillparzers:

---

*) Für den des Griechischen unkundigen Leser sei bemerkt, daß „Anastas" der „Erstandene" bedeutet.

„Mein Vaterland“:

Sei mir gegrüßt, mein Oesterreich,
Auf deinen neuen Wegen;
Es schlägt mein Herz, wie immer gleich,
Auch heute dir entgegen.

Was dir gefehlt zu deiner Zier,
Du hast es dir errungen,
Halb kindlich fromm erbeten dir
Und halb durch Mut erzwungen.

Die Freiheit strahlt ob deinem Haupt,
Wie längst in deinem Herzen,
Denn freier warst du, als man glaubt,
Es zeigten's deine Schmerzen.

Nun aber, Oestreich, sieh dich vor,
Es gilt die höchsten Güter,
Leih nicht dem Schmeichellaut dein Ohr
Und sei dein eigner Hüter!

Geh nicht zur Schule da und dort,
Wo laute Redner lärmen,
Wo der Gedanke nur im Wort,
Zu leuchten, statt zu wärmen;

Wo längst die Wege abgebracht,
Die Kopf und Herz vereinen,
Und, statt der Ueberzeugung Macht,
Der Mensch ein grübelnd Meinen;

Wo Falsch und Wahr und Schlimm und Gut
Sie längst auf Formeln brachten,
Rasch wechselnd die erlogne Glut
Gleich bunten Kleidertrachten;

Wo selbst die Freiheit, die zur Zeit
Hinjauchzt in tausend Stimmen,
Halb großgesäugt von Eitelkeit
Und von der Lust am Schlimmen.

Bleib du das Land, das stets du warst,
Nur Morgen wie sonst Abend,
Die Unschuld, die du noch bewahrst,
An heiterm Sinn erlabend.

Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden.

So sehr auch die Wiener Bewegung von 1848 die hier erteilten Lehren rechtfertigen mag, wird man doch den politischen wie den poetischen Wert derselben in dieser Form nicht allzu hoch veranschlagen können. Um so besser ist das schwungvolle, zwei Monate später, zu Anfang Juni 1848, entstandene Gedicht Grillparzers an

„Feldmarschall Radetzky“:

Glück auf, mein Feldherr! Führe den Streich,
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer:
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen.

Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu bekennen.

Und deine Garde, die nicht nur wacht,
Nein, auch bewacht und beschirmet,
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit acht,
Wenn nachts die Trommel stürmet.

Der Bürger deiner wandernden Stadt,
Er weiß: dieſe Stadt iſt ſein Alles,
Die, wenn ſie die Flamme ergriffen hat,
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles.

Und deine Miniſter, die Führer im Heer,
Sie führen das Schwert an der Seite,
Sie ſtrafen, wenn's irgend nötig wär':
Gehorſam iſt Frieden im Streite.

Die Gott als Slav' und Magyaren ſchuf,
Sie ſtreiten um Worte nicht hämiſch
Zu folgen, ob deutſch auch der Feldherrnruf,
Denn: Vorwärts! iſt ung'riſch und böhmiſch.

Gemeinſame Hülf' in gemeinſamer Not
Hat Reiche und Staaten gegründet;
Der Menſch iſt ein Einſamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beiſpiel dein ruhmvoller Krieg,
Wir reichten uns freudig die Hände;
Im Anſchluß von Allen liegt der Sieg,
Im Glück eines Jeden das Ende.

Weniger Geſchick zeigt Grillparzer in ſeiner Polemik gegen die öſterreichiſche Volksvertretung. In einer verſifizierten Philippika: „Der Reichstag" heißt es ziemlich proſaiſch:

„Wohlan! Werft um! Reißt ein! Macht euch nur laut!" . . . .
„Mit eurer Weisheit mögt ihr uns verſchonen!"

Die Rubrik „Politiſches" bringt an Zeitgedichten noch weniger Hervorragendes als die Abteilung „Vaterländiſches". Auch die Warnung: „Einem deutſchen Fürſten" (März 1849) — dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zugerufen, iſt ein ſehr ſchwaches Produkt politiſcher Lyrik und öſterreichiſcher Publiziſtik:

„Liebäugle nicht mit dem Unverſtand,
Mit des Volkstums regem Dünkel,
Ich tauſchte nicht für Gewalt und Land
Die Ruh im eignen Winkel.

Die Einheit der Deutſchen bahnſt du an,
Doch der Winzer iſt nicht der Leſer,
Nur andere freute, was du gethan,
Du wärſt nur Reichsverweſer.

Ob ſchlau und fein ihr's kartet gleich,
Die Natur iſt dennoch weiſer,
Sie deutet hin auf Oeſterreich,
Das der wahre deutſche Kaiſer.

Gelänge dir auch der ſchwere Verſuch,
Daß gleiche Fürſten dir dienen,
Geheilt wär' Deutſchlands arger Bruch,
Doch dein Reich, es ſchmölze mit ihnen.

Wenn dann der Tag und die Stunde erreicht,
Mit Oestreichs Obmacht trächtig:
Dann fände man gar die Wahrheit vielleicht,
Daß Preußen der Einheit zu mächtig,

Und im Fürstenrat, der in festes Gleis
Einst lenkt die Wirren der Neuheit,
Wär' etwa Schlesien gar der Preis
Für Italiens künftige Freiheit."

Geschickter hat sich Grillparzer bei der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph an der mehrfach versuchten Umdichtung der österreichischen Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser" beteiligt. In seinen Gedichten finden wir: „Das österreichische Volkslied" in nachstehender Form:

Gott erhalte unsern Kaiser
Und in ihm das Vaterland!
Der du Kronen hältst und Häuser,
Schirm' ihn, Herr, mit starker Hand,
Daß ein Guter und ein Weiser,
Er ein Strahl von deinem Blick:
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsre Liebe, unser Glück!

Mach' uns einig, Herr der Welten,
Tilg' der Zwietracht Stachel aus,
Daß wir nur als Söhne gelten
In desselben Vaters Haus,
Und ein Vaterherz beweis' er
Ungeteilt im kleinsten Stück;*)
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsre Liebe, unser Glück!

Laß in seinem Rate sitzen
Weisheit und Gerechtigkeit,
Sieg von seinen Fahnen blitzen,
Führt das Recht ihn in den Streit;
Doch verschmähend Lorbeerreiser,
Sei der Friede sein Geschick:
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsre Liebe, unser Glück!

Mag denn eine Welt uns dräuen,
Er mit uns und wir für ihn!
Neu im Alten, alt im Neuen
Laß uns unsre Bahnen ziehn!
Wenn sein letzter Pulsschlag leiser,
Schau er segnend noch zurück!
Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsre Liebe, unser Glück!

Zur Würdigung dieses „Kaiserliedes" erscheint es nicht unwesentlich, auf die ziemlich verwickelte Geschichte desselben einen kurzen Blick zu werfen.

Der Urtext ist von Lorenz Leopold Haschka im Jahre 1797 auf Kaiser Franz den Ersten, den „Guten", wie ihn der Poet benannt, gedichtet. Als Kaiser Ferdinand 1835 auf den Thron gelangte, wurde der Haschka'sche Text soweit umgedichtet, daß er statt des Kaisers Franz den Nachfolger nannte. Schon an dieser Umdichtung beteiligte sich Grillparzer, wie es scheint in höherem Auftrag, mit engerem Anschluß an das von ihm in starke Affektion genommene „alte Lied". Die Jubiläumsausgabe enthält die betreffende Umarbeitung. Aufs neue wurde Grillparzer bei dem Thronwechsel im Jahre 1848 durch den Fürsten Schwarzenberg für eine Umarbeitung in Anspruch genommen und entledigte sich dieses Auftrages mit der oben mitgeteilten Version, die er selbst aber keineswegs mustergiltig fand,

*) Variante: In des Ganzen kleinstem Stück.

sondern als eine „verfehlte Arbeit" bezeichnete. Sein Text fand auch von oben her keine Zustimmung.

Das gleiche Los hatte eine Reihe von weiteren „Umdichtern" des Liedes. In seinem „Wiener Parnaß im Jahre 1848" hat Jos. Alexander Freiherr von Helfert (Wien 1882, Manz) eine Liste dieser Poeten zusammengestellt. Wir finden da die Namen: Benno Phisemer, Julius von Zerboni di Sposetti, Hermann Engländer, Freiherr von Zedlitz und Joseph Härdtl. Den Wortlaut der hinter Grillparzers Version mehr oder weniger zurückstehenden Umbildungen mitzuteilen, ist hier um so weniger nötig, als vor und bei der Säkularfeier des Haschkaschen Urgedichts mehrere ausführliche Schriften über das vielerörterte Thema erschienen sind. *) Schließlich wurde Joh. Gabr. Seidl mit der Neuschöpfung der Hymne betraut und seine Dichtung — sie beginnt:

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land" —

im Jahre 1854 offiziell als „authentisch" bestätigt und allgemein eingeführt.

---

5. Freiherr J. Chr. von Zedlitz.

Der neben Grillparzer als politischer Dichter öfters genannte Joseph Christian Freiherr von Zedlitz, der gefeierte Verfasser der „Totenkränze" (1828 erschienen) gehörte in den Vierziger Jahren, wo der frühere Offizier in Wien als kaiserlicher Kammerherr, Geheimsekretär des Reichskanzlers Fürsten Metternich und — seit 1845 — Geschäftsträger des Herzogs von Nassau, daneben auch publizistisch wirkte, der konservativ-klerikalen Partei an und that sich nur noch als Bekämpfer der liberalen Richtung hervor. So suchte er z. B. Herwegh wegen seiner antimonarchischen und kirchenfeindlichen Rodomontaden dem Spotte preiszugeben:

„Daß dir Herwegh also grollet, Gott, wie bist du zu beklagen!
Wie wirst du in deinen Höhen solchen Zorn denn wohl ertragen?
Wenn er mit den Kön'gen fertig, sie erlegen sind dem Recken,
Wehe dann Gott dem Allmächt'gen, möcht' in seiner Haut nicht stecken!"

Im „Soldatenbüchlein" (2 Hefte 1849—1850) findet der österreichische Patriotismus gegenüber den militärischen Leistungen der

*) Vgl. Jakob Minor in der „N.Fr.Pr." vom 18. August 1891, Ludw. Böck im Wiener Neujahrs-Almanach von 1897, O. Teubner und F. Schöchtner „Unser Kaiserlied" (Wien, Seidel 1897), August Sauer im „Euphorion", IV, 616 f, IX, 236.

kaiserlichen Armee im italienischen Feldzuge von 1848 und in der ungarischen Campagne von 1849 kräftigen und beredten Ausdruck. In kürzeren lyrischen, wie in ausführlichen mehr epischen Darbietungen werden die Stimmungen und die Ereignisse von Verona und Custozza, von Raab und Pest in wärmster Teilnahme gefeiert und den Generalen und Helden der Armee Lorbeerkränze geflochten, der schönste dem Feldmarschall Radetzky, dem besten Paladin des Kaisers Franz Joseph:

Bald fliehen sie, die jetzt uns drohn, die Frechen,
Die meinen jungen Herrn, den gnadenvollen,
Vom Throne seiner Väter stoßen wollen
Und seiner Herrschaft gold'nes Scepter brechen.

Nicht eine welsche Mücke soll ihn stechen,
Viel weniger die Schlangen, giftgeschwollen,
Den jungen Aar! Ich will, daß sie's nicht sollen!
Sie sollen nicht am Krönungsmahle zechen!

Und wenn zehn Heere aus dem Boden steigen
Und wenn zehn Könige aufsteh'n der Sarden,
Sie werden bald die Heimat wieder suchen

Und allesamt, die Zähne knirschend, fluchen
Der bösen Stunde, Sarden und Lombarden!
Der „Alte" lebt, wenn's not thut, wird er's zeigen!

---

6. Hermann Rollett,

der in Baden bei Wien das Amt eines Stadtarchivars bekleidete, ist der Typus jener Gattung für ein modernes Freiheitsideal begeisterter, durchaus deutsch gesinnter, jugendfrischer, aber mittelmäßig begabter Poeten, die, wie ihre Vorbilder Anastasius Grün und Karl Beck, ihr schönes Heimatland aus dem Schlafe, in dem es vor 1848 lag, aufwecken und mit dem nationalen und liberalen Aufschwung beseelen möchten, den das nichtösterreichische Deutschland um jene Zeit bereits in weiten Kreisen genommen hatte. Rollett verläßt die heißgeliebte Heimat, um den freien Geist des fortgeschrittenen Deutschlands voll in sich aufnehmen und seine Ideen unbeengt und ungehemmt vom Wiener politischen Druck in Wort und Bild ausströmen und über die schwarzgelben Grenzpfähle nach Oesterreich zurücksenden zu können.

In seinem „Lyrischen Wanderbuch" (Frankfurt a. M., Liter. Anstalt, J. Rütten, 1846) parodiert er Heinrich Heines „Loreley":

Ich weiß, was es soll bedeuten,
Daß ich so traurig bin —
Die große Schmach der Zeiten,
Die kommt mir nicht aus dem Sinn .....

An Bedeutendem ist in den Wanderblättern nichts zu finden.

Ein zweites Buch: „Frühlingsboten aus Oesterreich. Gedichte von Hermann Rollet. Jena, Friedr. Luden, 1846" enthält in seinen „Freien Klängen", „Friedlichen Stimmen" und „Zeitgedichten" einiges Bemerkenswertere. In einem Gedichte „Neueste Geschichte: Im Frühling 1843", läßt der Poet die politischen Dichter Revue passieren:

Als in den Julitagen
Paris in Flammen stand,
Da hat der Brand geschlagen
Weit in das deutsche Land . . .

. . . Und sieh, die kühnen Streiter!
Von Grün und von Karl Beck
Bis zu dem „Undsoweiter",
Wie sprüht es kühn und keck!

Es stieg aus „Schutt" und „Nächten"
Der Freiheit Morgenrot,
Das war ein starkes Fechten,
Das scheute keinen Tod.

Da kam ein mutiger Recke
Von „Fallersleben" her
Und rief aus dem Verstecke
Das Volk zur offnen Wehr.

Und Herwegh kam geflogen
Auf raschem Flügelroß,
Mit Lanze, Schild und Bogen
Mit blitzendem Geschoß.

Die Freiheit als Kokarde,
Den Mut als Bajonett,
Tritt in die Ehrengarde
Der Wächter Dingelstedt.

Das ist ein heißes Streiten,
Das ist ein lauter Klang,
Ringsum in allen Weiten
Ertönt der freie Sang . . .

. . Vielleicht vom Klang der Waffen
Wird Freiligrath bekehrt
Und zäumt sich statt Giraffen
Ein deutsches Flügelpferd.

Vielleicht daß Ruge's Blätter
Zu neuem auferstehn
Und weisend durch das Wetter
Als Wetterfahnen wehn.

Indeß sieht Heinrich Heine
Still der Geschichte zu
Und schreibt uns an der Seine
Den „Atta Troll" in Ruh.

In Rollett's „Kampfliedern" (Leipzig, W. B. Naumburg, 1848) faßt der Dichter im Anklang an bekannte Lieder von E. M. Arndt und R. Prutz poetisch-vulgär zusammen

„Was wir wollen":

Was will das deutsche Vaterland?
Verlangt es von der Fürsten Hand
Nur halbe Freiheit — schnell gewährt,
Doch bald in alte Schmach verkehrt?
O nein, o nein, o nein, o nein:
Das Volk will mehr als leeren Schein!

Was will das deutsche Vaterland?
Will's nur des Censors Macht verbannt,
Doch soll bestehn noch das Gericht,
Wo nicht das Volk sein Urteil spricht?
O nein 2c.

Was will das deutsche Vaterland?
Will's Waffen nur in Kriegerhand?
Nur zu des Landes Schutz und Trutz,
Doch nicht zu seiner Rechte Schutz?
O nein 2c.

In dieser Art geht es weiter ganz wie in den Volksprogrammen von 1848: Schwurgerichte, Bürgerwehr u.s.w., kurzum: „Die volle Freiheit soll es sein!"

Das zuletzt genannte Lieder-Heft enthält auch zwei „Soldatenlieder", die für die damals in der demokratischen Bewegung vorherrschende Auffassung der Fragen der Volkswehr und der Stellung und Aufgabe des Heeres als typisch gelten können. Im ersten Liede wird der Schutz gegen den äußeren Feind als einziger Zweck des Militärs anerkannt, jeder Gebrauch von Truppen gegen das Volk und seine Freiheitsforderungen als verächtlich gekennzeichnet: „Denn unsre deutschen Brüder verlassen (erschießen, verraten) wir nicht." Im zweiten Soldatenlied wird der Satz verfochten: „Im Kriege sollen Alle dem kühnen Kampf sich weihn, Im Frieden wollen wir Alle beglückte Bürger sein." Statt des Schwertes soll dann der Pflug regieren. Im Jahre 1848, wo Rolletts „Kampflieder" erschienen, war bekanntlich nicht allein in Oesterreich, sondern auch in den von der Volksbewegung ergriffenen deutschen Bundesstaaten mehrfach militärische Hilfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe aufgeboten worden. Um so eifriger wurde von radikaler Seite die Lehre von der Verbrüderung der Soldaten mit der Volksbewegung vertreten und verbreitet, wie Rolletts Gedichte zeigen.

Allgemeiner Zustimmung von deutscher Seite bis auf den heutigen Tag ist sicher Rolletts an ein Geibel'sches Vorbild erinnernder „Gesang der deutschen Oesterreicher am Sylvester 1848"; nur daß natürlich die Entrollung der schwarz-rotgoldenen Fahne in Oesterreich nicht mehr im staatsrechtlich-realpolitischen Sinne erfolgen kann:

Wir wollen Deutsche bleiben,
Ihr Brüder, froh und frei!
Wir lassen uns nicht treiben
Ins Joch der Slaverei!

Es war kein eitles Ahnen,
An das wir kühn geglaubt,
Als schwarz-rot-goldne Fahnen
Umwallten unser Haupt.

Wir wollen's noch erreichen!
Entroll' dich sturmesgleich,
Du schwarzrotgoldnes Zeichen,
Im deutschen Oesterreich!

Entrollt euch, deutsche Fahnen,
Zu neuem Siegesruhm
Und sühnt die blut'gen Manen
Des Helden Robert Blum!

Es war kein leeres Singen
Vom deutschen Vaterland,
Als mit gezückten Klingen
Das Volk im Kampfe stand.

Wir lassen uns nicht treiben
Ins Joch der Slaverei,
Wir wollen Deutsche bleiben
Und wenn's im Tode sei!

---

7. Achtundvierziger Freiheitssänger.

Der Sturm und Drang der Volksbewegung von 1848 hat in Oesterreich und namentlich in Wien eine politische Lyrik entfesselt, deren Fülle nichts zu wünschen übrig ließ. Die lang unterdrückten

Gefühle und Gedanken der nach Freiheit und Fortschritt dürstenden Aufgeklärten und Liberalen, die Mißstimmung, Kampf- und Rachbegier eines durch das Repressivsystem großgezogenen Radikalismus und die sich seit dem März überstürzenden politischen Ereignisse in der revolutionären Bewegung gaben überreichen Stoff nicht allein für die publizistische Tagespresse, sondern auch für poetische oder doch versifizierte Ergüsse mehr oder minder berufener Literaten. Zur Blüte der politischen Lyrik haben dergleichen Hervorbringungen allerdings nur in wenigen Fällen einen Beitrag geliefert und wir dürfen uns daher hier auf eine kleine Auswahl aus dem reichen Material beschränken. In einem schon erwähnten Werke (s. o. S. 285) hat sich Frhr. v. Helfert das Verdienst erworben, diese gesamte Literatur zu registrieren.

Den Dichtungen der Achtundvierziger ging ein Vorspiel voraus, das von der Verbitterung, Entrüstung und sittlichen Empörung der österreichischen Opposition im Metternichschen Vormärz ein uneingeschränktes, allerdings auch im Ausdruck maßloses Zeugnis ablegt. Aus einem derartigen Beispiel läßt sich am besten die durch Jahre lange fortgesetzte Unterdrückung angesammelte Hochflut von Haß gegen die Geistesknechtschaft erkennen, die sich in Wien so gewaltsam und verheerend in der revolutionären Aera ergoß.

Das vormärzliche literarische Muster dieser Strömung des „tollen Jahres", wie es die dafür die Schuld tragenden Vertreter eines einsichts- und herzlosen Absolutismus nannten, ist der um die Mitte des Jahrzehnts aus Oesterreich an den Rhein geflohene August Bayr, der in Mannheim, im Selbstverlag, im Jahre 1847 einen Band Gedichte unter dem Titel „Oesterreichische Flüchtlinge" herausgab — ein wildes Sammelsurium von pessimistischen Zeitbildern aus Wien und den verschiedenen Kronländern mit schärfsten Kennzeichnungen des monarchischen Absolutismus und der auf Pfaffen- und Spitzeltum gegründeten Regierungsweise. Phantasie und Pathos stehn dem Poeten nicht minder zu Gebot wie geschichtliche Kenntnis, dagegen ist die kraftgeniale Sprache nicht frei von Unschönheiten, der Reim von Unreinheiten.

Ein paar Proben werden genügen, Bayr's „Flüchtlinge" zu illustrieren. Dem ungarischen Historiker Grafen Johann Majlath, dem österreichischen „Soldschreiber" Freiherrn v. Zedlitz und dem Regierungsrat Ludwig Deinhardstein, der angeblich mit der Aufspürung des Verfassers einer der Regierung mißliebigen Druckschrift über „Oesterreichs Zukunft" betraut war, widmet der leidenschaftliche Poet ein Gedicht mit der deutsamen Aufschrift: „Von dem Spürhunde." Hier ist wohl die höchste Stufe im Ausdruck der Verachtung und Entrüstung gegenüber den Vertretern des Geistesmords nach damaligem Metternich'schen System in folgenden Strophen erreicht:

„Doch Gnade soll auf Erden
Dem Schurken nimmer werden,
Der seine Hände leiht,
Gedanken edler Seelen
Zu schänden und zu stehlen,
Um sie zu Tod zu quälen,
Und so den Geist entweiht!

Die Seele soll verdorren,
Die Hand, die Treu' geschworen,
Ihm faulen von dem Leib!
Im Schmerze soll die Zähren
Das Auge ihm verwehren,
Und Hunde mag gebären
Sein angetrautes Weib.

Und unter Angst und Schrecken
Soll er — allein! verrecken,
Von Wölfen nur umheult!
Und jeder der Getreuen
Soll diese Bestie fleuhen (!)
Und dem ins Antlitz speien,
Der ihm zu Hilfe eilt!

Und wenn am letzten Tage
Die Wahrheit ihre Klage
Durch alle Himmel schreit
Von Mord und falschen Eiden,
Dann wollen wir mit Freuden
Selbst Gottes Himmel meiden,
Wenn er dem Hund verzeiht!

Bayr läßt sich aber auch nichtösterreichische Stoffe nicht entgehen, die seiner temperamentvollen Muse zusagen. Dabei erstreckt sich seine Auswahl auch auf Gebiete, wo zu politischer Polemik Grund zu finden manchmal recht eigentümlich genannt werden muß. Geradezu komisch ist es, wie er sich über die Berliner Meldung von 1846 entrüstet, daß König Friedrich Wilhelm IV. nach einem Entwurf des Professors Böckh eine „Sophokles-Medaille" machen lasse, die in Gold an Hofrat Ludwig Tieck, Musikdirektor Mendelsohn-Bartholdy und Intendant Küstner, in Bronze an alle Schauspieler verliehen werden sollte, die bei der Aufführung der „Antigone" an der Hofbühne beteiligt waren. Herr Bayr findet in dieser Ehrung eine bedrohliche Beeinträchtigung deutscher Kunst. Er ruft die deutschen Dichter auf:

Laßt die Banner flattern,
Daß sich die Schaaren gattern (!):
Ein anderer Varus bedroht
Germaniens Sprache und Künste,
Die frevelnd sein Wille zum Dienste
Erbärmlicher Götzen entbot.
Reißt die Tempel nieder!
Seid Bilderstürmer wieder!
Es schwebet der heilige Geist
Des Ulrich von Hutten zu Seiten
Im Kampf gegen Varus den Zweiten,
Der deutsches Philistertum heißt!
Sehet, wie verachtet
Der deutsche Dichter schmachtet
Und Hungers im Vaterland stirbt,
Indessen die deutsche Kanaille
Zu einer Sophokles- (! !) Medaille
Germaniens Metalle verdirbt.

Die Mahnung, germanische Musen nicht zu Phrynen der fürstlichen Höfe zu entweihen, schließt sich diesem Bravourstück würdig an.

Nach diesem Vorspiel ließen nunmehr bedeutendere Freiheitssänger im Jahre 1848 ihre Stimmen vernehmen.

Ludwig August Frankl, in den Vierziger Jahren Sekretär der israelitischen Kultusgemeinde in Wien, genoß unter den österreichischen Poeten zweiten Ranges als Dichter wie als Patriot hohes Ansehen, das sich namentlich auch dadurch kundgab, daß ihm die Herausgabe der gesammelten Werke von Anastasius Grün durch die Witwe des Dichters übertragen wurde. Frankl war zu Chrast in Böhmen am 3. Februar 1810 geboren, absolvierte die medizinischen Studien in Wien, wo er 1832 ein aus Balladen zusammengesetztes „Habsburglied" herausgab, und in Padua, trat aber bald in den Dienst der jüdischen Cultusgemeinde, worin er 1850 zum Vorstandsmitglied aufrückte. Er starb am 12. März 1894 in Wien. Seine „Gesammelten poetischen Werke" sind bei A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig 1880 erschienen. Als politischer Dichter hat sich Frankl durch sein Begrüßungslied: „Die Universität", das als erstes censurfreies Flugblatt in den Wiener Märztagen erschien, glücklich eingeführt; auch sein im Oktober 1848 anonym „zum Druck überlassenes" Lied zur Abwehr gegen den die revolutionäre Kaiserstadt bedrohenden Ban von Kroatien, General Jellacic, fand damals lebhaften Beifall. Im übrigen waren Frankls unpolitische Dichtungen auf die Dauer doch erfolgreicher.

Die vorbezeichneten zwei Zeitgedichte lauten:

„Die Universität":

Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

Die Stunde des Lichtes ist gekommen;
Was wir ersehnt, umsonst erfleht,
Im jungen Herzen ist's entglommen
Der Universität.

Das freie Wort, das sie gefangen
Seit Josef, arg verhöhnt, geschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität.

Zugleich erwacht's mit Lerchenliedern,
Horcht, wie es dithyrambisch geht!
Und wie die Herzen sich erwiedern:
Die Universität.

Und wendet ihr euch zu den bleichen
Gefallenen Freiheitsopfern, seht:
Bezahlt hat mit den ersten Leichen
Die Universität.

Doch wird dereinst die Nachwelt blättern,
Im Buche der Geschichte steht
Die lichte That mit goldnen Lettern:
Die Universität.

Das pathetische Gedicht Frankls wurde von andern Poeten mehrfach zum Vorbild genommen. Besonders bemerkenswert ist die im August 1848 erschienene „Akademische Legion" von Joh. Nep. Vogl:

„Was kommt daher in dunklen Massen . . ."

Helferts „Parnaß" hat auch dieses Gedicht (S. 315 ff.) abgedruckt.

Das zweite Gedicht Frankls: „Kecker Ban" wendet sich an Jellacic:

Kecker Ban,
Komm nur an!
Sieh die Wälle stolz gebrüstet,
Wenn es dich nach Blut gelüstet,
Hunderttausend sind gerüstet,
Legen die Gewehre an.

Kecker Ban,
Komm nur an.
Mit den drohenden Geberden!
Siegst du auch, was kann dir werden?
Warst doch nur ein Knecht auf Erden,
Tratst der Freiheit in die Bahn.

Kecker Ban,
Komm nur an!
Lies im Buche der Geschichte,
Wer die Helden, wer die Wichte,
Und dann frage dich und richte:
Welchen reiht die Zeit dich an? . . .

Auch Siegfried Kapper, von früh auf mehr mit slawischem Geistesleben vertraut, war einer der Ersten, die das Morgenrot der Freiheit begrüßten. Zu Ende Februar 1848 schrieb er sein Gedicht

„Erhebung":

Nicht mehr in Versen und in Prose,
Jetzt werf' ich hin die müde Pose,
Steck' an den Hut dafür die Rose,
Die mir dein Lenz, o Freiheit, beut
Der Rose Duft ist Freiheitsnarde,
Der Rose Rot Freiheitskokarde,
Nach Liedern sinnt jetzt mehr kein Barde,
Jetzt ist für Thaten da die Zeit!

Die zeigten's uns, wie man's beginne,
Die auf Palermo's blutger Zinne
Der Lust der Freiheit wurden inne,
Die in Milano machten's nach.
Die in Paris, die alten Meister,
Sie wachten auf, die Juli-Geister,
Ein Trugwerk ging aus Leim und Kleister,
Bald folgten auch die andern nach!

Wohin mein Auge sich auch wendet,
Vom Morgenschimmer wird's geblendet —
Wer glaubt jetzt nicht, daß bald geendet
Die alte Pestnacht fern und nah?
Die ersten Lerchen hör' ich schlagen,
Die ersten Lichter seh' ich tagen,
Bald werden's auch die andern wagen,
Dann — in excelsis gloria! . .

Als weitere Probe der in Form und Inhalt gediegneren politischen Lyrik geben wir noch die zwei ersten Verse aus Siegfried Kappers „Befreiten Liedern": „Viget Mars, silet ars":

„Das Wiener Oktoberlied":

(„Kampfgesang gegen Jellacic und alle andern Camarilla-Diener.")

Horch, die Straßen auf und nieder
Wirbelt laut die Trommel wieder.
Frisch herbei in ehrne Glieder,
Bürger Wiens, verweg'ne Schaar!
Mann an Mann und Reih' an Reihen,
Heut vermißt ihr keinen Freien,
Heute gilts, mit Blut zu weihen
Unsre Freiheit am Altar!

Ob von Süden, ob von Norden,
Ob in Herden, ob in Horden,
Schönes Wien, wer dich will morden,
Such' den Weg durch unsre Brust!
Ist ein Weg durch rote Rosen;
Doch der Gruß ist Donnertosen,
Und die Kugel kennt kein Kosen,
Und der Sieg bringt Siegeslust!

Eine mit diesen Strophen in Verbindung gebrachte Fortsetzung in einer dritten Strophe ist im Wiener „Charivari" von 1848 Nr. 95 enthalten:

Gott der Herr, der sah's von oben,
Wie das Netz war eng gewoben;
Gott der Herr hat uns erhoben,
Netz und Kette muß entzwei!
Hand in Hand für Tod und Leben!
Eins die That, weil eins das Streben!
Gott der Herr wird Sieg uns geben:
Wien ist nicht mehr — oder frei!

Ob diese dritte Strophe des Gedichts von Siegfried Kapper in dieser Form verfaßt ist, bleibt unsicher. Die ersten Strophen sind Kapper's „Befreiten Liedern" entnommen. Die Autorschaft der dritten hält Freiherr von Helfert im „Parnaß" für fraglich, und bei der großen Willkür, womit damals in der Wiener Presse ältere Gedichte, selbst der bekanntesten Verfasser, von oft ganz unberufenen Versschmieden ohne Bezeichnung des abgeschriebenen oder sonst benützten Autors in die Oeffentlichkeit gebracht wurden, ist Helferts Frage um so berechtigter, als die dritte Strophe der poetischen Art Kappers wenig entspricht.

Außer den „Befreiten Liedern" sind von Kapper noch erschienen: „Slawische Lieder" (Leipzig 1844) und „Ceske listy" (Prag

1846). Der Dichter war 1821 in Smichow (Böhmen) geboren und als Arzt im serbischen Banat mit südslavischem Denken und Fühlen vertraut geworden.

August Silberstein, geboren zu Ofen 3. Juli 1827, seit 1839 in Wien, wo er im März 1900 starb, veröffentlichte am 14. März 1848 ein „Marschlied der österreichischen Nationalgarde“:

Heran, heran,
Du deutscher Mann
Von Donau und vom Rhein!
Denn jetzt erst sind wir Brüder,
Und drängt ein Feind sich ein,
So schmettern wir ihn nieder!

Nur nach, nur nach
Für gute Sach'!
Und wollen deutsche Erd'
Die Feinde etwa haben,
Wohlan, es sei gewährt,
Sie sei'n darin begraben!

Wie Helfert meldet, blieb bei dem allgemeinen Jubel über die im März so rasch gewährten Freiheiten der Spender aller dieser Gaben nicht vergessen: man ergoß Lob, Preis und Dank auf den hohen, edlen, gütigen Kaiser Ferdinand, „den ersten konstitutionellen Kaiser, den Enkel und Wohlsinns (sic!) Erben des unvergeßlichen Joseph des Zweiten!“

Otto Prechtler feiert am 13. April 1848 in schwungvollen Versen „Das deutsche Banner auf der Spitze des Stephansturms“:

Sei mir gegrüßt im Frühlingsblau,
Hoch auf der luftigen Warte,
Auf Stephans heiligem Riesenbau,
Du schöne deutsche Standarte!
Du loderst dreifarbig zum Himmel empor,
Eine schwarz-rot-goldene Flamme!
Vereint in eine schlägst du hervor
Aus der Deutschen einigem Stamme!

Und wie du rauschest und wallst in der Luft,
Da wird es hell in dem Dome,
Der Gedanke sprengt seine Kerkergruft
Am Rhein und Donaustrome.
O rausche bei Nacht und rausche bei Tag,
Du heiliges Banner am Turme,
Des deutschen Adlers Flügelschlag
In der Zeit erwachendem Sturme!

Und gleichst du der Flamme und gleichst du dem Aar:
Du bist das Symbol der Bewegung.
So leuchte uns am Tag der Gefahr
Und herrsche im Sturm der Erregung.
Sei du die Zunge des deutschen Rechts,
Ohn' allen Rückhalt und Fehle;
Uraltes Banner des deutschen Geschlechts:
Des Volkes sichtbare Seele!

Prechtler, geboren 21. Januar 1813 zu Grieskirchen in Oberösterreich, war „unter Grillparzers und Feuchterslebens Auspizien

zum Dichter gereift" (v. Helfert) und gab „Ein Jahr in Liedern" heraus. In ähnlichem Geiste wie er bot Karl Prantner ein Gedicht „zur Eröffnung der deutschen Nationalversammlung".

Erinnern wir uns noch der lyrischen Freiheitsgrüße von Anastasius Grün, Karl Beck und Hermann Rollett, die wir bereits mitgeteilt haben, so dürften hiemit die Proben österreichischer Freiheitslyrik aus dem Jahre 1848 genügen. Von den selbstverständlicherweise weit zahlreicheren minderwertigen politischen Versifikationen eingehend zu berichten, kann unsere Aufgabe nicht sein.

---

8. Deutschböhmische Dichter.

Moritz Hartmann.

Am 15. Oktober 1821 in Duschnik bei Przibram geboren, von jüdischer Abstammung, erhielt Hartmann in Prag und Wien seine wissenschaftliche Ausbildung und vertauschte bald seine Heimat mit anfänglich freiwilligem, dann durch polizeiliche und strafgerichtliche Verfolgung aufgenötigtem Aufenthalt im nichtösterreichischen Deutschland und im Ausland. 1848 wurde er vom Wahlkreise Leitmeritz in das Frankfurter Parlament gewählt.

Moritz Hartmann kommt als politischer Dichter zwiefach in Betracht. Einmal enthalten seine unter dem Titel „Kelch und Schwert" (Leipzig 1845, J. J. Weber. 327 Seiten) erschienenen Gedichte eine Abteilung „Völkerstimmen", von denen mehrere den politischen Liedern zuzuzählen sind, während andere mit geschichtlichen Vorwürfen zugleich eine freiheitliche Tendenz bekunden. Andrerseits — und dies ist das überwiegende und wichtigste Moment in Hartmanns politischer Lyrik — hat der Dichter, der in seiner Eigenschaft als Mitglied der demokratischen Linken des Frankfurter Parlaments von 1848—49 in die Verhandlungen und Bestrebungen, Pläne und Velleitäten der ersten deutschen Nationalversammlung genau eingeweiht war und dieselben von seinem Parteistandpunkt aus kritisch verfolgte, das innere Getriebe jenes Parlaments und die Persönlichkeiten desselben zum Gegenstand einer geistvollen, allerdings auch schonungslos scharfen, zum Teile selbst karikierenden satirischen Dichtung genommen, die unter dem Titel „Reimchronik des Pfaffen Maurizius" zum eisernen Bestand unserer politischen Lyrik zählt.

Aus Hartmanns „Kelch und Schwert" ist ein Gedicht hervorzuheben, das in erfreulichem Gegensatz gegen die panslavistische Theorie für Böhmen das Heil im Anschluß an Deutschland empfiehlt:

Böhmische Elegie.

O Böhmen, fremdes grünes Blatt
Von einem fremden Wunderbaume,
Nach dem sich sehnt ein Autokrat
In seinem wüsten Kaisertraume!

Gen Westen kehre dein Gesicht:
Die Freiheitssonne kommt aus Westen;
Siehst du das junge Morgenlicht
Wie Rosen über Kron' und Aesten?

Im Osten ist es Nacht und kalt —
Auf einem Thron von Bruderleichen
Sitzt dort die blutige Gestalt
Mit ihrem neuen Kainszeichen.

An Deutschlands Halse wein' dich aus,
An seinem schmerzverwandten Herzen,
Geöffnet steht sein weites Haus
Für alle großen heil'gen Schmerzen.

Vergiß, vergiß den alten Groll —
Mein deutsches Herz kann dir verkünden:
Auch Deutschland fühlt: Das Maß ist voll,
Und büßet seine alten Sünden.

Laß mich dein treuer Herold sein,
Mein Vaterland, in deutschen Landen!
Laß mich mein treues Lied dir weihn
Und deinem Weh, das ich verstanden.

Jetzt steh' ich ferne deinem Schmerz,
Doch will's in meiner Seele lenzen,
Schickt dir sein Lied dies Dichterherz
Die blasse Stirne dir zu kränzen.

Aus einem Cyklus „Krakau" — mitgeteilt in A. Ruges Taschenbuch „Poetische Bilder aus der Zeit", Leipzig 1847 — geben wir als eine lyrisch ergreifende, politisch freilich der damals noch grassierenden Polenschwärmerei entsprechende Probe poetischen Mitgefühls für das tragische Schicksal Polens nachstehendes Gedicht:

Weh den Eidbrüchigen!
Schamlos ertöten sie
Alles, was heilig heißt,
Und nicht erröten sie
Vor der Geschichte Geist.
Weh den Eidbrüchigen! —

Heil den Empörern!
Kämpfend bewiesen sie,
Daß noch die Kohle lebt,
Und den Tod priesen sie,
Denn nicht ein Pole lebt.
Heil den Empörern!

Weh den Eroberern!
Denn wie ein Nessuskleid
Drückt des Beraubten Pracht,
Bringt sie zurück das Leid,
Das sie ihm selbst gebracht.
Weh den Eroberern!

Heil den Gefesselten!
Denn bei der Kette Klang
Schlafen sie süßre Nacht,
Als in dem Bette bang,
Die ihnen Leid gebracht.
Heil den Gefesselten!

Wehe den Mördern!
Segen ausstreuten sie
Für die Geschlachteten,
Flüche erneuten sie
Sich, den Verachteten.
Wehe den Mördern!

Heil den Gefallenen!
Ruh' den Gestorbenen,
Die auf dem Felde ruhn,
Die der erworbenen
Freiheit sich freuen nun.
Heil den Gefallenen!

Für die Polen hat Hartmann auch sonst seine beste Kraft eingesetzt. Gleich Platen und Herwegh hält sich auch Hartmann für berufen, den preußischen König für sein Verhalten gegen die Polen ins Gebet zu nehmen. Von politischem Verständnis der Polenfrage ist natürlich auch bei Hartmann abzusehen, an Schroff-

heit des großenteils seinen Vorbildern entlehnten poetischen Ausdrucks weiß er seine Vorgänger noch zu überbieten. Man höre das Gedicht

„An den König":

Nachfolger bin ich eines Bessern,
Der einstens zu dir sprach,
Als an der Weichsel roten Wässern
Ein großes Leben brach.

Er sprach zu dir noch Hilfe flehend
Für ein zertretnes Land,
Deß Sonne, herrlich untergehend,
Blutrot am Himmel stand.

Die Zeit ist hin und das Vertrauen,
Das ihn zu flehn bewog:
Wir lernten durch den Vorhang schauen,
Der noch dem Edlen log.

Und bettelnd nicht mehr siehst du klagen
Vor dir das Nachgeschlecht,
Ein Wort der Wahrheit dir zu „wagen"
Hat es sich keck erfrecht.

Wir schleudern dir die ganze Schande
Zu Füßen schamentbrannt,
Daß du aus unserm deutschen Lande
Gemacht ein Schergenland;

Daß du die Schaar, bedeckt von Blute,
Das sie zu Heil'gen tauft,
Gemeiner Moskowitenknute
Verrätherisch verkauft.

Und dann von einem Stamm der Weisen
Spricht noch der hehre Mann!
Vom Stamm, den Alle edel preisen —
Wie schnell dies Lob zerrann!

Denn wir — wir wissen nur zu melden
Von einem Prusias,
Der feige einem flücht'gen Helden
Die heiligste Pflicht vergaß.*)

In Oesterreich wendet der Poet seine Pfeile gegen die offiziösen Skribenten. In einem Gedichte „Zwei Federn des Freiherrn v. Zedlitz" wird der Dichter der „Totenkränze" in seinen beiden von einander sehr verschiedenen poetischen und politischen Gestalten witzig gekennzeichnet. Die „erste Feder" beklagt das Hinschwinden der „schönen Zeit", wo der Dichter „so wonnereich gepsaltert"; die „zweite Feder" gesteht ganz offen: „Er liebt einmal die Camarilla." Die „erste Feder" ergreift aufs neue das Wort:

„Er schmäht der Helden Fesselklang,
Ein Dichter wurde zum Barone;
Das ist nicht mehr der alte Sang
Vom Kerker und der Dornenkrone;
Einst stand er auf der Zeiten Warte,
Um Joseph war sein Aug' benetzt;
Einst schwang er eine Prachtstandarte—
Ein Junker Fähnrich ist er jetzt!"

Die „Zweite Feder" geht in ihrer Duplik noch schärfer ins Zeug:

---

*) Die vorletzte Strophe bekämpft Platens Anrede in der Ode an Friedrich Wilhelm III.: „O Fürst aus einem Stamm von Weisen,
Den Alle mild und edel preisen."
Ob „der König" der dritte oder vierte Friedrich Wilhelm sei, ist gleichgiltig.

„Man wird so leicht ein zweiter Gentz,
Und unter allerhöchster Leitung
Ist eine Kraftkorrespondenz
Geschrieben bald in Cotta's Zeitung,*)
Etwas von „einzig guten Quellen"
Zur Händewaschung für Pilat;**)
Etwas „verrucht", etwas „Rebellen"
Und sieh! sie ist gethan, die That!"

Zum Schluß singen „erste und zweite Feder" gemeinsam:

Die Zeit der Schwärmer ist entflohn,
Ein Dichter wird der beste Scherge;
Dünn ist der Trank vom Helikon:
Gebt Wein her vom Johannisberge!***)
Drum lerne jeder früh sich ducken
Mit aller Jugendschwärmerei
Und lasse nie was Andres drucken
Als Dichtungen der Hofkanzlei.

Die „Reimchronik des Pfaffen Maurizius", in der literarischen Anstalt von L. Rütten in Frankfurt a. M. im Frühjahr 1849 erschienen, enthält in ihrem „Ersten Buch" fünf Kapitel mit nachstehenden Ueberschriften: I. „Die Wiener Märtyrer", II. „Die Symbolischen Thiere", III. „Traumbuch für Michel", IV. „Eljen Kossuth!", V. „Apostel und Apostaten."

Vom ästhetischen Standpunkt aus kann natürlich die Mischung von epischer Schilderung und lyrischem Schwung, von allegorischem Bildwerk, satirischem Uebermut und schroffer politischer Tendenz, wie sie in der Reimchronik in buntem Wechsel an uns vorüberzieht, keine harmonische Wirkung erzielen. Indessen enthält das Gedicht Stellen und Einzelheiten von hervorragender Schönheit und Wirksamkeit. Der beredte politische Pfaffe intoniert:

Nun heb' ich an zu singen, zu sagen
Von Leid und Freud in diesen Tagen.
Nun heb' ich an zu sagen, zu singen
Von Kaiser und König und anderen Dingen,
Von Staatsaktionen und Revolutionen,
Vom Wechsel und Fall der Kronen und Thronen,
Von allerhöchsten Entbindungen,
Von allerneusten Erfindungen;
Von Belagerungszustand in Friedenszeiten,
Gespitzten Kugeln, die Liebe verbreiten,
Von niedergeschossenen Zeitungsschreibern,
Von hohen Räubern und Völkertreibern,
Von Wrangulierten freien Städten
Und konstitutionellen Handbilleten,
Von Tagesordnungsvolksvertretern,
Von „edlen, kühnen" Volksverrätern,

*) Frhr v. Jedlitz war Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Ztg."
**) So hieß ein damals vielgenannter Wiener Offiziosus.
***) Bekanntlich Fürst Metternichs Weingut!

Von privilegierten Kaiſermachern
Und heimlichen Inſfäuſtchenlachern,
Von ſtaatsmänniſchen Majoritäten,
Die in der Paulskirch' lernen beten,
Und weiter ſo fort — auch kann es
An Schrecken à la Schinderhannes,
Cartouche und Carlo Moor nicht fehlen,
Ergötzend Schneidermädchenſeelen;
Wir werden manchmal auch erzählen
Die ungeheuren Heldenthaten
Von Windiſchgrätz und den Kroaten.

Nun aber, wie ſteht's im deutſchen Land?
Das iſt der Dinge einfacher Stand:
Die Fürſten oktroieren und belagern
Im Jahr eintauſendachthundert und Gagern.
Der Gagern iſt ein Cincinnat,
Weil er einmal geackert hat,
Auch heißt man ihn den Waſhington:
Den alten Zopf hat er davon,
Den Zopf, den ihm der Dahlmann gemacht,
Und Mathy polizeilich bewacht,
Den Baſſermann mit Liebe gebunden
Und Beckerath mit Blumen umwunden.
Der Gagern iſt ein Staatsmann, ein weiſer,
Er ſchwärmt für einen mächtigen Kaiſer,
Und um ſeinem lieben Wilhelm von Preußen
Die Krone Karls des Großen zu kaufen,
Läßt er mit Schätzen die Donau laufen
Ins Haus dem Kaiſer aller Reußen,
Verkauft er neun Millionen Deutſche
Der ſlaviſchen Peitſche . . . .

Von den lyriſchen Beſtandteilen der Dichtung nehmen unſere Beachtung, wie vom geſchichtlichen und politiſchen, ſo vom äſthetiſchen Standpunkt aus namentlich die übermütig boshaften Lieder in Anſpruch, in denen die von der Linken des Frankfurter Parlaments mit allen möglichen Waffen, ſelbſt ſittlich wie ſtaatlich verwerflichen, bekämpfte Neugründung eines deutſchen Kaiſertums verſpottet und verhöhnt wird. Da ſehen wir Dahlmann mit Beſeler und Waitz wie Macbeth's Hexen um einen Keſſel auf der Bornheimer Haide tanzen und die unglaublichſten Dinge in die Feuerglut werfen, wobei ſie nach bekanntem Muſter folgenden Geſang erheben:

Lodre, brodle,
Daß ſich's modle,
Koche, poche,
Brauſe, ziſche,
Daß ſich's miſche,
Daß der werten
Und gelehrten
Deutſchen Erde
Ein Kaiſer werde! —
Werft zuerſt einen alten Zopf
In den Eiſentopf,
Einen Zopf mit ſeinen verſteckten
Namenloſen Inſekten,
Dann ein Häuflein von Pandekten,
Drauf in die Glut
Werft eine Perrücke
Und eine Doſis Parteienwut
Und Gelehrtentücke.
Als guten Kitt
Nehmt noch mit

Vergoſſenes Agitatorenblut.
Dann in die Jauche laßt noch ſinken
Die Rede von einem äußerſt Linken,
Das Herz von einem Demokraten
Und die Kugel eines lieben Kroaten.
Und eines Märtyrers Eiſenfeſſel
Wird den Keſſel
Wohl nicht zerbrechen —
Wir kitten ihn wieder
Deutſch, treu und bieder
Durch ein preußiſches Verſprechen.
Zwar iſt zum Kaiſer unendlich nötig
Etwas Papſttum und Katholizismus,
Doch iſt man in Potsdam gern erbötig
Mit allerneuſtem Pietismus.
Dann Waffenrock,
Sergeantenſtock
Und Pickelhaube —
Sonſt fehlt dem Breie
Ohne die Dreie
Die Lieb' und Treue
Und fehlt der Glaube.
Und zu des Werkes letzter Vollendung
Nehmt etwas noch vom Wiener Raube
Und eine Doſis Mord, Brand und Schändung.
Oh ſeht, wie ſich die Stoffe zeigen
In allerklarſter Bläſung —
Ach, bald wird aus der Reichsverweſung
Ein funkelneuer Kaiſer ſteigen!

Bei den Schilderungen verſchiedener Perſönlichkeiten aus dem Frankfurter Parlament, insbeſondere der als Führer der Erbkaiſerpartei den Großdeutſchen und den Demokraten verhaßten Profeſſoren, nimmt es Hartmann mit der Wahrheit nicht eben genau und verſteigt ſich, dem populären Witzbedürfniſſe und dem bequemen Reimgeklingel zuliebe, oft ſogar zu direkten Unwahrheiten; da heißt es:

Die Reden des Profeſſors Dahlmann
Findet edel, aber ſchal man!

Der Robert und der Moriz Mohl
Das iſt fürwahr derſelbe Kohl!

Der Doktor und Profeſſor Waitz
Spricht gern ein Langes und ein Breits.

und ſo mit Grazie weiter.

Auch der Nichtprofeſſor Gagern bekommt ſeinen Hieb — ſchon wegen ſeiner Anerkennung für die deutſchen Kämpfer gegen ſlaviſchen Uebermut:

Biſt du zufrieden, edler Gagern,
Mit den Kultur-nach-Oſten-Tragern?!

Als ein Paradeſtück politiſcher Satire darf in der Reimchronik das vielberufene „Kaiſerlied" des Frankfurter Katers gelten, das in der That an peſſimiſtiſchem und dabei doch urkomiſchem Sarkasmus von wenigen Produkten unſerer Oppoſitionslyrik übertroffen werden dürfte; die verſchiedenen Parteiwünſche in der Kaiſerfrage ſind darin köſtlich perſifliert, in majorem gloriam des Antrages Karl Vogts, des radikalen Parteigenoſſen, der auch diesmal den Vogel abſchießt. Der vom Dichter belauſchte Kater ſang: „eh er über die Dächer ſchied", ſein „Kaiſerlied" wie folgt:

Der Kaiſer ſoll nicht erblich ſein,
Der Kaiſer ſoll nicht ſterblich ſein
Und auch nicht lebensdauerlich
Und gar ſechsjährig — ſchauerlich!
Der Kaiſer ſoll nicht wählbar ſein
Und nicht vom Volkshaus quälbar ſein,
Der Kaiſer ſoll nicht unendlich ſein
Und auch nicht präſidentlich ſein —
Was ſoll er ſein? was ſoll er ſein?
O Gott vom Himmel ſieh darein!

Der Kaiſer ſoll kein Märker ſein
Und kein beſoffner Berſerker ſein,
Er ſoll als Andre nicht ſtärker ſein,
Er ſoll kein halber Slave ſein,
Der Kaiſer ſoll auch kein Bayer ſein,
Er ſoll kein geflickter Dreier ſein.
Der Kaiſer ſoll auch kein Sklave ſein,
Der Kaiſer ſoll kein Freier ſein,
Was ſoll er ſein? was ſoll er ſein?
O Gott vom Himmel ſieh darein!

Er ſoll ein Kaiſer auf Miete ſein,
Er ſoll eine bloße Mythe ſein,
Der wird von beſondrer Güte ſein —
Ein Kaiſer der Verſtändigung,
Ein Kaiſer beliebiger Endigung
Und ohne Prinzips-Verſündigung,
Ein Vogtiſcher Kaiſer auf Kündigung —
Das ſoll er ſein, das ſoll er ſein,
Ein Kaiſer auf Kündigung ſoll es ſein!

Die Summe des Jahres 1848 ziehend, peroriert der revolutionäre Kapuzinerprediger:

Dieſes Jahr war nur die Schule,
Fegfeuer nur! — Zum Höllenpfuhle
Seid ihr verdammt, da ihr indeſſen
Nichts habt gelernt und nichts vergeſſen.
Auch uns nur eine Schule war
Das große, blutige, heilige Jahr,
Und ſchülerhaft genug und ärmlich
Und ſtümperhaft und ganz erbärmlich
Hat ſich das Schülervolk benommen —
Doch ſoll's uns für die Zukunft frommen.
Wir lernten haſſen wie Schierlingsſaft
Das Vertrauen, unſre Leidenſchaft;
Wir lernten, daß jedes „erlauchte" Wort
Nur Lug und Trug verbirgt und Mord;
Wir lernten, daß wir müſſen das Halbe
Zerſchmettern gleich dem goldnen Kalbe;
Wir lernten, daß die Satten und Reichen
Verräter ſind und uns umſchleichen,
Und daß die Schreiber und Schriftgelehrten

Die Freiheit für Geld und Stellen verwerten;
Wir lernten, daß jede weiche Verzeihung
Verbrechen wäre und Rechtsentweihung;
Wir lernten: es gibt keinen Friedensſchluß,
Daß einer von beiden fallen muß —
Wir wiſſen, wie's eure Knechte machten
Und haben von euch gelernt das Schlachten.
Im Frühling und Sommer und allen vieren
Jahreszeiten wird man ſeptembriſieren —
Wir waren bloße Girondiſten,
Wir ſind, was ihr uns gelehrt: Terroriſten.

Einer bitteren Satire auf Oeſterreich folgt eine poetiſche Verklärung des Todes des als Rebell kriegsgerichtlich hingerichteten Grafen Batthyany, dann zum Schluß noch eine herbe Apoſtrophe an die deutſchen Liberalen:

„Wo biſt du, o Volk, das dieſen Namen
Verdient und das auch würdig iſt,
Daß ſeiner Zukunft ſolcher Samen
Wird ausgeſtreut, wie zu dieſer Friſt
Zu Raſtatt, Mannheim und allerorten? —
Ich ſehe Leute in Lumpen und Borten,

Ich seh' Gelehrte und Professoren
Und Präsidenten und Assessoren,
Weinküfer seh' ich und Redakteure,
Superintendenten und Accoucheure,
Und Börsenleute und Zeitungsschreiber,
Astronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Altertumskenner,
Biedermänner, Hansemänner, Bassermänner —
Allein wo sind die Männer!? —
Ich sehe sie nicht, soweit ich auch blicke —
Bruchstücke sind's nur, nichtssagende Stücke.
Ich sehe nur Zähler ohne Nenner.

Nach dem Scheitern der politischen Bewegung war für den radikalen Poeten eine Rückkehr nach Oesterreich ausgeschlossen. Fortan in der Schweiz, in Frankreich und England lebend, hat er die deutsche Dichtung und Publicistik noch weiter durch Beiträge und größere Schöpfungen auf verschiedenen Gebieten, freilich wenig mehr auf dem der politischen Lyrik, bereichert.

Alfred Meißner.

Der spezielle Landsmann und Altersgenosse Hartmanns, Alfred Meißner ist ihm auch als politischer Dichter verwandt. In Teplitz am 15. Oktober 1822 geboren, auf der Piaristenschule in Schlackenwerth und an der Prager Universität ausgebildet und zum Doktor der Medizin promoviert, wandte sich auch Meißner früh der Dichtkunst zu („Gedichte" 1845) und behandelte in seinem ersten größeren Werke „Ziska" (1846) einen Stoff aus der böhmischen Geschichte. Der österreichischen Censurverhältnisse wegen nach Leipzig übergesiedelt, ging der junge Dichter 1847 nach Paris, wo er mit Heine und Venedey verkehrte, kam aber mit dem politischen Umschwung von 1848 nach Deutschland zurück und nahm als Journalist in Frankfurt lebhaften Anteil an der Bewegung. 1849 kehrte er nach Paris zurück.

Auch Meißner richtete eines seiner flammendsten politischen Gedichte an den in den Vierziger Jahren für die große Nationalfrage zumeist gewählten Adressaten: nach den Berliner Märztagen erschien seine politische Anklageakte

„An Friedrich Wilhelm IV. von Gottes Gnaden König von Preußen":

Die Maske fiel — noch nicht die Krone —
Und wie du prahlst auf deinem Throne,
Dein ganzes Wesen ist erkannt.
Mit einem Mal ist's kund geworden:
Du bist ein Nero auch im Morden,
Nicht nur, wie er, ein Komödiant!
Du hast gesiegt. Nun sei zufrieden,
Auf blut'gen Leichenpyramiden
Pflanz' auf der Heuchelei Panier!
Du gabst Bartholomäusnächte
Dem Königtum! Drück' dir die Rechte
Dafür dein Schwager, der Baschkir!

Doch juble nicht zu früh! Gedrungen
In alles Volk von allen Zungen
Ist deine ungeheure That!
Kein König darf mit Söldnerrotten
So jedes Menschenrechtes spotten —
Erzittre drum! die Stunde naht!

Du darfst kein volles Jahr mehr sitzen
Auf Leichen hinter blut'gen Pfützen;
Mit solchen Thaten wie sie dein
Kann Sklaven man zu Helden peitschen:
Es muß in Millionen Deutschen
Doch ein Aristogiton sein!

Trifft er sich nicht — bleibt ungerochen
Was an der Menschheit du verbrochen,
Bleibst du zu Thron in deiner Macht —
Dann ist die Erde feig, versunken,
Ein Klumpen Kot, ob dem kein Funken
Von einer Gottheit lebt und wacht!

Dann werde dein Berlin die Grube,
Wo jeder Mann mir heißt ein Bube
Und wert, daß er mit Ketten klirrt.
Ich aber zieh in andre Zonen,
Um nicht bei einem Volk zu wohnen,
Das bald im Mund der Nationen
Das Volk der Schande heißen wird!

Das Gedicht ist aus Prag, am 24. März 1848, datiert; der Aufregung der ersten Tage nach den blutigen Ereignissen, die natürlich von Fama und Presse noch stark übertrieben wurden, wird man einigermaßen die Maßlosigkeiten dieses Gedichts zu gute halten.

Im Wiener „Freimütigen" (1848 Nr. 171) ließ sich Meißner ähnlich bombastisch über den Oktoberaufstand vernehmen:

An Wien!

Das Volk ist aufgestanden, die Steine haben gesprochen!
Von Wien, vom deutschen Osten ist der Tag hereingebrochen.
Dort, wo das Völkerraubnest, das alte Habsburg, stand,
Blick' nun du hohe Warte der Freiheit übers Land.

O Wien, ich sehe dich schwindelnd hintaumeln von deinen Siegen
Und deine Leichen suchen, die unter den Trümmern liegen;
Dein glorreich entstelltes Opfer reizt' dich zur letzten Schlacht,
Die frei dich selbst für immer und für Europa macht.

Sie hatten nichts vergessen, sie wollten dich verraten,
Die treulosen Dynasten der Knechtschaft, den Kroaten;
Im eignen deutschen Hause warst du ein armer Knecht,
Verbündete Slaven und Sklaven diktierten dir dein Recht.

Da hast du dich erhoben, da bist du auferstanden,
Und vor des Löwen Mähne ward all ihr Heer zu Schanden.
Nie hat ein Volk gerungen in solcher heiligen Schlacht,
Das „Capua" ward ein Sparta in seiner ewigen Nacht.

Du hast fürs ferne Mailand und hast für Polen geblutet,
Nicht nur fürs arme Ungarn, das dort in Asche glutet,
Du bluteteſt selbst für jene, die dir entgegenziehn,
Die königswütigen Slaven, du hohes herrliches Wien.

Sie sind aus deinen Mauern, die fürstlichen Verräter,
Die Lügner von Gottes Gnaden, der Völker blut'ge Väter.
Doch steht bei ihren Zelten, den sie dir auserſahn
Zum Zwingherrn, deutsches Oesterreich, der „liebe "Kroaten-Khan.*)

*) Ban Jellacic.

Laß' sie nicht wiederkehren! Das Spiel, das Völker hetzte
Auf Ungarns Fluren, bleibe von ihren Greuln das letzte.
Wie Könige Rückzug halten zur Stadt, die sie verbannt,
Mag dir Neapel künden und der andere Ferdinand.

O bleib' in Waffen gerüstet, bau' fort zu deiner Wehre
An deinen Barrikaden, die heiliger als Altäre.
Auf deine Wälle sende die Scharen wild und bunt,
Du Stadt, nicht minder mutig, sei glücklicher als Sagunt!

Steig' nieder, Volk der Berge! O kommt herangefahren
Auf tausend bewimpelten Schiffen, ihr Brüder, ihr Magyaren!
Wo bleibt der Sobieski — dort liegt der heilige Held —
Der Kampf vor Wien errettet zum zweiten Male die Welt.

O Deutschland, großes Deutschland, was soll die bange Stille?
Sprich: ist dein Dom, die Einheit, nur eine neue Bastille?
Hast keine Scharen, Deutschland, die da zu Hilfe ziehn?
Ist Deutschland ganz entwaffnet? Ist Deutschland nur in Wien?

Ein Kampf und letztes Ringen, und Alles ist geschehen,
Die Steine werden sprechen, das Volk wird auferstehen.
O Wien, dein Kampf entscheidet der neuen Welt Geschick,
Die Losung: „Krone und Knute" und — „deutsche Republik!"

Außer diesen und ähnlichen ultraradikalen Gedichten hat Meißner auch sozialistische und eine größere Dichtung „der Sohn des Atta Troll, ein Wintermärchen" (1850) nach Heine'schem Muster veröffentlicht, indessen seinen Lorbeerkranz nicht auf dem politischen Felde errungen: mit anderen Stoffen hat er wahrhaft Schönes geschaffen.

Uffo Horn.

Freundlicher angemutet wird der politisch besonnene Deutsche von Uffo Daniel Horn aus Trautenau, der sich auch als Dramatiker mit Erfolg versucht hat. Eine Probe seiner „Gedichte" (Prag, 1847) liefert sein für Vaterland und Freiheit tieffühlender

„Flüchtling":

Wie gern, Geliebte, möcht' ich sagen:
Ich bleibe dein, für immer dein!
Doch nicht für seine Liebe schlagen
Darf dieses arme Herz allein.
Und müßt' es auch vor Weh zerspringen
Und untergeh'n im eignen Brand —
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück ins Vaterland!

Dem schönen Land, das mich geboren,
Bin ich verlobt für alle Zeit,
Ihm hab' ich ew'ge Treu geschworen,
Und Götter hüten diesen Eid —

Sein Ruf wird üb'rall zu mir dringen,
Einstürzend jede Scheidewand:
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück ins Vaterland!

Würd' ich die Treu' der Heimat brechen,
Verloren wärst du dann mit mir,
Den Meineid würde blutig rächen
Die Freiheit, Arme, auch an dir!
Schnell wie der Blitz sind ihre Schwingen,
Allmächtig die metall'ne Hand —
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück ins Vaterland!

Und lägst du gleich vor meinen Füßen,
Am Busen unsrer Liebe Kind,
Ich stürmte dennoch losgerissen
Hinaus, hinaus in Nacht und Wind!
Dahin, wo meine Brüder ringen,
Der Leu sich hebt zum Widerstand:
Wenn meines Volks Trompeten klingen,
Muß ich zurück ins Vaterland!

Auf mich gezählt ist in dem Streite,
Die Hoffnung ist mein Paradies,
Die nahm ich einzig mit ins Weite,
Als fliehend ich die Heimat ließ.
Wann wird die Frühlingsschwalbe singen:
Kehrt wieder heim ihr, die gebannt!
O möchte bald dein Ruf erklingen
Zu Kampf und Sieg, mein Vaterland!

Justus Frey.

Auch bei dem feinfühligen, klassischen Vorbildern nachstrebenden Justus Frey — Dichtername des Professors an der Universität Olmütz, Andreas Ludwig Jeitteles, geboren zu Prag am 24. November 1799, gestorben zu Graz am 17. Juni 1878 — müssen wir uns mit einem kurzen Probestück seiner Gedichte begnügen, das wir der von seinem Sohn herausgegebenen Sammlung in der „Bibliothek der deutschen Schriftsteller aus Böhmen" (Prag, J. G. Calve'sche Buchhandlung) entlehnen. Im Jahre 1848 in die deutsche Nationalversammlung abgeordnet, aber noch vor dem Ablauf des Jahres enttäuscht nach der Heimat sich zurückwendend, klagt der Dichter

„Auf der Heimkehr von Frankfurt":

Selbst schmiedet sich ein Jeder sein Geschick,
Ist Glückbegründer oder Glückvernichter;
So sangen schon in alter Zeit die Dichter,
So lehrt auf's Leben uns ein ernster Blick.

Von Völkern auch gilt jener edle Spruch:
Ihr Schicksal ruht in ihren eig'nen Händen;
Ob sich die Knechtschaft soll in Freiheit wenden,
Ob Freiheit weichen soll der Knechtschaft Fluch:

Ihr eig'nes Werk ist's; ob gering, ob groß,
Ob stark, ob schwach, ob einig, ob zerrissen,
Ob heiter wandelnd, ob in Finsternissen:
Die Völker selbst bereiten sich ihr Los.

Doch du, o Deutschland, wie vergaßest du
So ganz die treffliche, die weise Lehre!
Du brauchtest nur zu wählen: hier der Ehre
Geheiligt Gut, hier selbstisch feige Ruh'.

Und war der Augenblick nicht günstig dir?
Du brauchtest nur beherzt ihn zu ergreifen,
Um deiner Hände Fesseln abzustreifen
Und aufzupflanzen deines Siegs Panier.

Du dachtest anders! — Wohl! — Du hast gewählt! —
So elend bist du nun, daß du zur Klage
Sogar kein Recht hast! — Dulde, leide, trage
Die Schmach, der du freiwillig dich vermählt!

---

9. Deutsche Tiroler.

Derjenige deutschtiroler Dichter, der die deutschnationale und liberale Gesinnung als Grundzug seiner poetischen Kundgebungen in den Vierziger Jahren unter seinen Landsleuten am kräftigsten aussprach, ist

Hermann von Gilm.

Einem vorarlbergischen Geschlecht entstammend, war Hermann Heinrich Rudolf von Gilm am 1. November 1812 zu Innsbruck geboren. Als juristischer Beamter bis 1847 in Tirol thätig, schrieb er in der Heimat die meisten seiner Gedichte; dann nach Wien, später nach Linz als Statthalterei-Sekretär versetzt, starb er am 31. Oktober 1864.

In Lebensanschauung und politischer Gesinnung dem gräflichen Freiheitssänger aus Krain, Anastasius Grün, sehr ähnlich, polemisiert Gilm in politischen Gedichten vorzugsweise gegen die Jesuiten, in denen er die ärgsten Feinde einer freien Entwicklung Tirols erkennt. In seinen „Jesuitenliedern" und seinen „Landtagssonetten" wird der verderbliche Orden aufs grimmigste befehdet. Volle Sympathie widmet der Tiroler Dichter der Neubelebung des Schützenwesens als der Wehrhaftmachung des Volkes zum Schutze der Grenzmark des Vaterlandes. Die Wirksamkeit volksfreundlicher Beamten weiß er in ihrem sittlichen und wirtschaftlichen Wert und Verdienst verständnisvoll zu würdigen. Die realpolitischen Vorwürfe seiner Poesie werden aber auch in

edlen Formen behandelt. Gilms Sprache ist markig, gediegen und gewandt, frei von den Härten mancher seiner rhätischen Landsleute; der Versbau ist korrekt, nur gestattet sich Gilm wie andre Lyriker im Sonett einen freieren Reimwechsel.

Gilms Gedichte sind meist vereinzelt in Zeitschriften erschienen, zum Teil anfänglich nur handschriftlich verbreitet worden. Gegen die Veröffentlichung seiner „Jesuitenlieder" sind von seiner Familie noch nach seinem Tode mit Erfolg „Rücksichten" geltend gemacht worden. Die vollständigste Sammlung seiner Gedichte ist erst im Jahr 1894 bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienen.

Gilms Heimatliebe ist auf tiefes Gefühl wie auf gründliche Kenntnis der Geschichte Tirols begründet. Hören wir zunächst sein

„Frühlingslied":

Indes die Freiheit ihre Saaten
In alle Länder ausgestreut
Und selbst in den Satrapen-Staaten
Sich ihrer frischen Keime freut,
Gedrückte Völker sich bereiten
Aus altem Schmutz ein neu Gewand,
Versinkt die Tochter großer Zeiten,
Tirol, das schöne Alpenland!

Indes die alte Rumpelkammer
Der deutsche Geist zusammenschlägt
Und statt dem alten Römer-Jammer
Kühn an die deutsche Harfe schlägt,
Italien selbst — von je geknechtet —
Aus seinem Grabe streckt die Hand,
Wird durch die eigne Schmach geächtet
Tirol, das schöne Alpenland!

Du hattest einst im Schlachtenreigen
Solch' Riesenkraft — nun zeige sie!
Noch einmal hast du Zeit zu steigen,
Zum letzten Mal, jetzt oder nie!
Du brauchst nicht erst dein Blei zu feien:
Reiß', wie du bist, mit bloßer Hand
Die Disteln aus, eh' sie gedeihen,
Tirol, du schönes Alpenland!

Gilms politisches Programm spricht sein poetischer Aufruf an Tirol aus:

Frisch auf, Tirol!

Frisch auf, Tirol, und wag' es frei
Dem Licht ins Aug' zu schauen!
Frisch auf, Tirol, und hilf aufs neu'
Am deutschen Dome bauen!

Die Freiheit sei kein Wetterschlag,
Mit dem Gewitter zücken,
Sie sei ein junger Frühlingstag
Mit himmelblauen Blicken.

Wir wollen nicht das Gotteswort
Und seine Tempel schänden,
Wir wollen nur die Heuchler fort
Aus unsern Thälern senden.

Wir fordern klares Sonnenlicht,
Nicht Rauch aus tausend Kerzen,
Und lassen unsre Freude nicht
Mit trüben Farben schwärzen.

Wir wollen Alle Brüder sein,
An Deutschlands Brust uns schmiegen,
An Inn und Eider, Donau, Rhein
Uns in den Armen liegen.

Frisch auf, Tirol, und wag' es frei
Dem Licht ins Aug' zu schauen!
Frisch auf, Tirol, und hilf aufs neu'
Am deutschen Dome bauen!

Wie der frei und deutsch gesinnte Tiroler über die Pflicht gegen das große Gesamtvaterland denkt, zeigen uns Gilms „Zeitsonette aus dem Pusterthal", von denen wenigstens eines wiedergegeben sei:

Deutschland erwacht, wenn auch zum fremden Spotte,
Und wird zum Volk, zum mächtigen Vereine;
Von hohen Felsen lösen sich die Steine
Zum Tempelbaue dem vereinten Gotte.

Und wo ein Bach, ein Baum, wo eine Grotte,
Da singt's und klingt's im Frührot-Dämmerscheine;
Hört ihr nicht Freiligrath im Eichenhaine
Gewaltig zimmern an der deutschen Flotte?

Tirol, reib' dir den Schlaf aus deinen Augen!
Steh' auf vom alten Lotterbett! Es taugen
Nicht welke Blätter für den frischen Morgen.

Du kannst nicht ewig vom Vergang'nen borgen,
Selbstmörderisch am eignen Blute saugen,
Die Zeit ist da, für neuen Ruhm zu sorgen.

Auch von Gilms „Jesuitenliedern" muß mindestens eine Probe mitgeteilt werden. Nr. I. „Der Jesuit" lautet:

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit,
Es redet nicht, ist still und stumm
Und schleichend ist sein Tritt.

Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und kurzgeschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Dämm'rung war.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh'
Und hat ein fahl Gesicht;
Es drückt beim Tag die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

Es wohnt in einem öden Haus
Und sinnt auf neuen Zwang,
Und schaut es in die Welt hinaus,
So wird der Menschheit bang.

Und Jesus trug ein farbig Kleid
Und seine Brust war bloß,
Und was er sprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jesus trug ein wallend Haar
Und seine Wang' war rot,
Und Jesus' offnes Auge war
So frei — wie sein Gebot.

Am dattelreichen Palmenbaum
Da lehrt' er sein Gebet
Und träumte seiner Liebe Traum
Am See Genezareth. —

Drum seh' ich solch 'nen Finsterling,
So fällt mir immer ein:
Wie kann man doch solch wüstem Ding
So schönen Namen leih'n!

Ein Auszug aus „Tirols Gruß an die Schützen Vorarlbergs" beim Schützenfest in Bregenz im August 1847 zeigt noch einmal schlagkräftig Gilms kerndeutsche Gesinnung:

Wir bleiben deutsch, so deutsch wie dieser See,*)
Wenn auch vier Fürsten und zwei Republiken
In das Ultramarinblau der Camée
Verschiedenartig ihre Wappen drücken.
Ja, Brüder, ja Ihr kennt das Land Tirol,
Das alpengrüne, gletschereisdurchglänzte,
Den Schmuck und Blumentisch und die Konsol',
Wo deutsche Freiheit ihre Schläfe kränzte.

*) Der Bodensee.

Zwar gibt's noch viel' Entbehrende des Lichts
Und viele heucheln Blindheit — das ist ärger!
Wenn wir nicht Deutsche sind, so sind wir nichts,
Das merkt Tiroler ihr und Vorarlberger!
Gelobt es hier bei diesem deutschen Wein,
Der droben rankt am Hügel der Ardetzen:
Kein deutsches Blut soll einen deutschen Stein
Im Bruderkampfe sündhaft mehr benetzen!

Adolf von Pichler,

geboren am 4. September 1819 zu Erl im Unterinnthal, Professor der Naturgeschichte in Innsbruck, gestorben im Herbst 1900, ist Gilms würdiger Geistesbruder in seiner deutschen und freien Gesinnung und seiner edlen Lyrik. Seine „Marksteine", erzählende Dichtungen (Gera, F. Amthor 1874) enthalten davon die vollgültigen Beweise. Aus dem zweiten Teil der „Marksteine" (1843—1848 verfaßt) lassen wir ein Gedicht folgen, das sich auf ein bekanntes Ereignis des vierten Jahrzehnts des neunzehnten Säculums bezieht:

Die Vertreibung der Zillerthaler.

Tirol! Tirol! Du meine Heimat traut,
Auf die mit stolzem Blick das Auge schaut!
Du türmst die Wälle dir von Gletschereis,
Die Stirn umfließt der Kranz von Edelweiß;
Kein Zwingherr durfte dein zu spotten wagen,
Er liegt als wie von Simsons Faust erschlagen,
Und Epheu klimmt empor an Turm und Mauer,
Die stürmend ausgebrannt der freie Bauer;
Die Rebe schlingt das üppig grüne Band,
Durchwebt von Trauben um die schroffe Wand,
Wenn oben hoch, wo nur die Wolke zieht,
Von Fels zu Fels die muntre Gemse flieht.
Auf deinen Firnen thront die Poesie
Und schmückt mit Purpur, schmückt mit Sternen sie,
Auf deinen Schrofen ruht der rote Aar
Und blickt weitaus mit Augen hell und klar.
Er denkt vielleicht an längst entschwundne Zeit,
Wo er voranflog in den heil'gen Streit;
Er denkt vielleicht, wie er einmal dem Franken
Tief in den Schädel schlug die scharfen Pranken;
Das war die hohe Jagd! Der Stutzen Knall
Sang nieder von den Felsen überall,
Verwegne Schützen zielten scharf und gut,
Und röchelnd fiel das Edelwild im Blut: —
Denkst du der großen Tage, Land Tirol?
Denkst du, mein Aar, an jene Jagden wohl?

* * *

Auch eine Jagd! nur gilt ein andres Ziel:
Wer sind die Jäger, welche nahn zum Spiel?
Gleich Wölfen grimmig schleichen sie daher,

Doch ist kein Stutzen ihres Armes Wehr,
Es schmückt die schwarzen, breitgekrempten Hüte
Nicht Spielhahnfeder noch des Speikes Blüte,
Und wo sie nahn, verstummt der frohe Sang,
Die Zither birst, es springt der Saiten Strang.
Und was sie wollen? — Gottes Ehre zwar,
Doch dieser Gott ist nur i h r Gott fürwahr!
O Wort der Liebe, holden Friedens Kunde,
Du wurdest schwerer Fluch in ihrem Munde,
O Wort der Liebe, das vom Kreuze drang,
Wie viele gehn für dich des Kreuzes Gang!

Es kommt ein Zug, wie keiner ward gesehn,
So lang des Thales graue Felsen stehn,
Kein Banner flattert weiß und grün voraus,
Vom Hut des Senners nickt kein Alpenstrauß,
Kein alter Schütze harret auf den Sohn,
Daß dieser bringe Best und Schützenlohn,
Es scheint selbst von der Mädchen lichten Wangen
Wie Abendrot die Heiterkeit vergangen.
Die Männer schreiten vorwärts stolz und frei;
Ob auch umwölket ihre Stirne sei,
So beugt doch nichts den edlen Schwung der Glieder,
So beugt doch nichts die Kraft der Seele nieder.
Sie ziehn vorbei im grauen Lodenrock,
In starker Faust den spitzen Alpenstock,
Am Riemen hängt der Väter letztes Erbe,
Der Stutzen, daß sich Ruhm der Sohn erwerbe.
Mit stummem Schmerz blickt manches Aug' empor,
Berechnet nicht, wie viel es auch verlor:
Wem Treue blieb, der darf ja fest vertrauen,
Die Treue wird die neue Heimat bauen.
Ein Knabe faßt den Vater bei der Hand:
„Gibt's Alpenrosen auch im fremden Land?
Und Gemsen auch? — Recht viele gibt es dort,
Nicht wahr, sonst zögen wir von hier nicht fort?"
So schreiten sie am grünen Zillerstrand,
Wer treibt sie fort von Herd und Vaterland?
Ein Wanderer bleibt stehn und fragt voll Leid: —
„Wir sind halt Lutheraner!" der Bescheid.

Sie wandern fort, es schallte durch das Thal:
„Ein' feste Burg!" der mächtige Choral,
Doch mischen sich ins Lied auf einmal Klagen.
Sie sehen fern des Landes Grenzstein ragen
Und träg beginnt der matte Fuß zu schleichen,
Um nicht des Bannes Marke zu erreichen.
Sie schauen um, ins tiefste Herz das Bild
Zu prägen noch vom heimischen Gefild,
Sie senden ihren Gruß mit offnen Armen —
Zur Seite nur der Mönch hat kein Erbarmen
Und blickt mit Freudelächeln himmelan,
Daß Gott durch ihn ein solches Werk gethan!

Doch plötzlich, sieh! den Himmel aufgeschlossen,
Die Nebel an des Berges Kamm zerflossen,
Daß rot im Abendgold die Zacken glühen
Und wie verjüngt die grünen Matten blühen.

Ja blickt empor! die Berge werden ragen,
Sind auch der Kirchen Säulen längst zerschlagen;
Ja, blickt empor, die Blumen werden sprossen,
Wenn längst der Meßgewänder Pracht verschossen;
Ja, blickt empor! die Sonne lischt nicht aus,
Wenn auch das Licht verglimmt im Gotteshaus!

Schon sind sie fern, und es beginnt zu dämmern,
Da hört man leise einen Finger hämmern
Am andern Thor des Landes und „herein!"
Ruft drinnen eine Stimme lispelnd fein.
„Gelobt sei Jesus Christus!" Paar an Paar
Ziehn Jesuiten ein in voller Schar:
Aufs neu' beginnt der Kampf, bis hell dein Kranz,
Tiroleradler! flammt im Morgenglanz!

Johann Senn,

von dem sich Gilm angeregt bekennt, den er „Kamerad" und „Bruder" nennt, ist der Verfasser des Tiroler Volksliedes

„Der rote Tiroler Adler":

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht: ich sitze
Am First der Ortlerspitze,
Da ist's so sonnenrot,
Darum bin ich so rot.

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht: ich koste
Von Welschlands Rebenmoste,
Der ist so feuerrot,
Darum bin ich so rot.

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht: mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket,
Das ist so purpurrot,
Darum bin ich so rot.

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot!
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot —
Davon bin ich so rot!

Eine Sammlung von Senn's Gedichten ist leider noch nicht zu Stande gekommen.

* * *

Ein humoristischer Volksdichter, dessen Verse vielfach politische Anspielungen enthalten, war der Registrator v. Lutterott in Reutti, von dem eine Sammlung Gedichte im Jahre 1843 zur Veröffentlichung kam.

Eine eigenartige Stellung nimmt unter den deutschtirolischen Schriftstellern der vormärzlichen Zeit der Benediktiner Professor Beda Weber in Meran ein, der 1848 ins deutsche Parlament gewählt, in Frankfurt a. M. Stadtpfarrer und Domkapitular von Limburg wurde. Seine „Lieder aus Tirol" (1842), denen die

Ehre zu teil wurde im J. G. Cotta'schen Verlage zu erscheinen, singen zwar von deutscher Kraft, deutschem Mut und deutschem Vaterlande, streiten aber zugleich für die Tiroler ultramontane Glaubenseinheit gegen den Protestantismus und bekunden eine unklare Mystik, die sich selbst zu blühendem Unsinn steigert. Von gutgläubigen Verehrerinnen als der „Klopstock des Etschlandes" gepriesen, wurde er von berufeneren Kritikern namentlich nach dem Erscheinen seiner „Vormärzlichen Lieder aus Tirol" (1850) scharf gegeißelt und mußte sich Travestien gefallen lassen, die auch seinen „Geruch der Heiligkeit" wesentlich beeinträchtigten.

10. Siebenbürgische Dichter.

Im äußersten Südosten der österreichisch-ungarischen Monarchie, von den deutschen Stamm- und Sprachgenossen durch Slaven und Magyaren abgeschieden, dazu noch von einer dritten Nationalität, der rumänischen, umgeben und durchsetzt, haben die siebenbürgischen Sachsen ihr Deutschtum bis auf den heutigen Tag bewahrt und hochgehalten. In dem politischen Halbschlafe der österreichischen Kronländer bis ins vierte Decennium des neunzehnten Jahrhunderts schien der nationale und liberale Gedanke auch im Lande der sieben Burgen nur schwach und vereinzelt fortzuleben. Das fünfte Jahrzehnt zeigte auch in jener fernen Grenzmark die gleiche Erscheinung kräftigen Erwachens und Erstarkens des deutschen und des freiheitlichen Sinnes wie in anderen deutschen Volksteilen. Die wissenschaftliche und literarische Berührung der siebenbürgischen Sachsen mit Deutschland war namentlich durch die protestantischen Theologen aufrecht erhalten worden, die ihre Studien an deutschen Hochschulen zu machen fortfuhren und den immer anspruchsvoller auftretenden Magyarisierungsbestrebungen energischen Widerstand entgegensetzten. Vorzugsweise unter den Pastoren und Rektoren finden wir denn auch die politischen Lyriker der siebenbürgischen Deutschen.

Der hervorragendste unter ihnen in den Vierziger Jahren war der treffliche Johann Friedrich Geltch, geboren in Mühlbach am 15. Dezember 1815. Er besuchte das Gymnasium in Hermannstadt und die Universität in Berlin, wurde 1838 Rektor zu Broos in Siebenbürgen, 1848 Pfarrer in Rams und starb daselbst am 7. September 1851. Sein leider so kurzes Leben war für seine sächsischen Stammgenossen überaus fruchtreich und seine dichterische Thätigkeit ungemein anregend und nachwirkend. Stadtpfarrer Franz Obert in Kronstadt hat ihm in seinen „Sächsischen Lebensbildern" (Verlag von Carl Graeser in Wien, 1896) ein würdiges Denkmal gesetzt. Den von ihm mitgeteilten politischen Poesien Geltchs entnehmen wir ein paar Proben:

„Die Siebenbürger Deutschen und ihre Stammgenossen in Deutschland."

Die Siebenbürger:

Denkt ihr daran, ihr heißgeliebten Brüder,
Daß euer schönes Land auch uns gebar?
Daß wir auch eures großen Volkes Glieder?
Daß eure Mutter auch die unsre war?
Sind wir euch nah auch in entfernten Gauen?
Liebt ihr uns auch im neuen Vaterland?
Darf unser Herz auf eure Treue bauen?
Und reicht ihr gerne uns die Bruderhand?

Die Stammgenossen:

Uns sollte der Gedanke nicht beleben,
Daß unsre Heimat auch die eure ist?
Mit Leib und Seele sind wir euch ergeben!
Seid uns als treue Brüder treu gegrüßt!
Ihr seid uns ewig nah auch in der Ferne,
Der Raum kann für uns keine Trennung sein!
Wir reichen euch die Bruderhand so gerne!
Wir schlagen fest zu ew'gem Bund sie ein!

In Geltchs Sprechlied „An unsere hasenfüßigen Zweikreuzerpolitiker" ruft der hochsinnige Dichter in gerechter Entrüstung über die ihrem Deutschtum aus feiger Rücksicht auf die Gewalthaber nicht treu anhängenden Landsleute:

Was soll uns denn der ekle Wortbrei frommen,
In welchem salbungsvoll ihr zu uns sprecht:
Dem Feuer, das in Banden wild entglommen,
Darf man mit Oel doch nicht zu Hilfe kommen!
Seid gegen unser Handeln nur gerecht!
Man nennt uns ja die Klugen und die Weisen!
Als solche soll uns auch die Nachwelt preisen,
Drum langsam, langsam vorwärts auf der Bahn!
Nur Alles ruhig! Alles nur mit Weile!
Gebt acht, daß keiner je sich übereile!
Es werde mehr gedacht stets als gethan!

Hat uns die Zeit zu Zwergen umgewandelt,
So ist es klüger, daß man unterhandelt
Und ohne weitern Kampf die Waffen streckt!
Nicht sind wir das mehr, was die Ahnen waren,
Drum laßt die überspannten Träume fahren!
Wir müssen Gott und der Regierung danken,
Wenn man, da unsre Burgenpfeiler schwanken,
Nicht samt und sonders über Bord uns wirft.

Hört auf! Hört auf! Ihr seichten Hasenfüße!
Schwingt euch prophetisch nicht zu hoch empor!
O, daß den argen Frevel jeder büße!
Daß man die Zunge aus dem Mund euch risse
Und würfe Hunden sie zur Speise vor!
Schandsäulen ihr! Verblüffte Automaten!
Ihr Sklaven mit dem Joche im Genick!

Wenn eure Füße manche auch zertraten,
Doch grünen sie von neuem, unsre Saaten,
Ihr Schergen der Zweikreuzerpolitik!
Steigt nur herab von eurer Rednerbühne!
Bläut alten Weibern alte Märchen ein,
Daß keiner sich aus eurer Brut erkühne,
Zu betteln um des Vaterlandes Sühne!
Ihr alle sollt hinfort geächtet sein!
Marsch, in die Rockenstube, feige Memmen!
Um gegen rohe Willkür sich zu stemmen,
Muß eisern man auf Eisenfüßen stehn!

Anklingend an Karl von Binzers Klagelied bei Auflösung der deutschen Burschenschaft ergreift uns wehmutsvoll

Der Burggeist.

Wir hatten gebauet
Der Burgen gar viel
Und ihnen fest vertrauet
Im heißen Waffenspiel.

Sie schützten uns treulich,
Sie schützten uns gut,
Oft hoben sie so gräulich
Aus Thränen sich und Blut.

Nun wütet die Flamme
Des Krieges nicht mehr.
Es hängt am Völkerstamme
Des Friedens Blüte schwer.

Und auf dem Gesteine
Der Burgen erscheint
Ein Geist im Dämmerscheine
Und weint und weint und weint.

Er ruft von den Zinnen
Uns schmerzvoll herab:
„Der Feind naht uns von innen!
Ihr selbst grabt euer Grab!"

O hört denn, ihr Brüder,
Was geistvoll er spricht!
O schlaft hinfort nicht wieder!
Die Geister trügen nicht!

Von Geltchs erfolgreichem politisch-literarischem Wirken ein höchst wertvolles Zeugnis aus dem Jahre 1847 lieferte das „Liederbuch der Siebenbürger Deutschen. Herausgegeben von J. F. Geltch, Rektor in Broos. Hermannstadt, Druck und Verlag der M. v. Hochmeister'schen Erben. Theodor Steinhausen." Der Herausgeber, wie eine ganze Anzahl gleichgesinnter Verfasser von poetischen Beiträgen: Dr. Gottfried Müller, Bedeus, Martin Pildner, Andreas Wellmann, Joseph Martin, Friedrich Leonhard, Dr. Friedrich und David Krasser, Friedrich Löwenhart, Karl Kirchner, Friedrich und Samuel Schiel, J. G. Tr. Kraus, Michael Schuster, G. Giesel, Karl Kraft, H. J. Wittstock, A. Gräser, Daniel Battenseiler, Dr. Daniel Roth, Michael Gestalter und einige Ungenannte bringen die deutsche Gesinnung, die Heimatliebe, die besten deutschen Tugenden in mannichfachen, großenteils den bekanntesten und beliebtesten deutschen Liedern nachempfundenen und nachgebildeten, sprach- und reimfertigen Weisen zum warmen, lebhaften, trotz der Wiederholungen immer wieder sympathischen Ausdruck.

Erst nach 1850 verfaßt, erscheint uns gleichwohl ein Gedicht von Franz Obert am besten geeignet, diesen kurzen Ueberblick

über die deutschnationale Lyrik Siebenbürgens sympathisch abzuschließen:

Dem Sachsenvolk.

Gesprengt sind deiner Burgen Thore,
Zerschlagen deiner Reste Macht,
Dein Freitum ist zu Fall gebracht,
Dein Blau und Rot umhüllt vom Flore,
Doch was die Zeit dir auch geraubt:
O trage stolz das deutsche Haupt!

Daß sich die Götzen vor dir neigen,
Vor denen man dich opfern heißt,
Daß, wenn die Nebeldecke reißt,
Du ohne Makel dich magst zeigen!
Drum, was die Zeit dir auch geraubt,
O trage stolz das deutsche Haupt!

Verzage in dem Mißgeschicke
An dir und deiner Zukunft nicht!
Gerecht ist Gottes Weltgericht,
Ihm wende zu die Trauerblicke,
Und was die Zeit dir auch geraubt:
O trage stolz das deutsche Haupt!

Einst kommt der Frühling angezogen,
Das Eis zerbricht, die Fessel sinkt,
Und neues Geistesleben dringt
Zu dir auf seiner Stürme Wogen —
Drum was die Zeit dir auch geraubt,
O trage stolz das deutsche Haupt! —

II. Andere österreichische Dichter

haben ebenfalls die zeitgeschichtlichen Stoffe der Vierziger Jahre entweder im Geiste der Bewegung oder auch im Sinne des Beharrens bei den althergebrachten Zuständen und der Reaktion gegen die revolutionären und liberalen Umgestaltungen behandelt. Bei der Verschiedenartigkeit der ethnographischen und politischen Zusammensetzung der Habsburgischen Monarchie und bei der dadurch bedingten Ungleichheit der literarischen Hervorbringungen ist es wohl erklärlich, daß auf eine für die Blüte der deutschen politischen Lyrik belanglose Ausdehnung unserer Darstellung auf minder bedeutende Tagespoeten verzichtet werden muß. Wir mußten uns auf die Vorführung der namhafteren Vertreter des Zeitgedichts in Wien und den deutschen Kronländern beschränken, und bringen hiezu nur noch einen kurzen Nachtrag, wobei wiederholt auch Dichter nichtdeutscher Abstammung und transleithanischer Heimat einzureihen sind.

Von Dichtern liberaler Richtung ist zunächst der in der vormärzlichen Bewegung vielgenannte, in Wien geborene Eduard Duller zu erwähnen, den wir aber, weil seine ganze literarische Thätigkeit nicht in Oesterreich, sondern im Rheinlande zur Entfaltung kam, den rheinländischen Dichtern beigesellen werden.

Johannes Nordmann — mit seinem bürgerlichen Namen: Rumpelmaier — in Landesdorf bei Krems 1820 geboren, gab im Jahre 1847 einen Band der österreichischen Censur mißliebiger Gedichte in Leipzig heraus. Er verfaßte in Gemeinschaft mit Eduard Mautner (geb. zu Pest 1828, gest. zu Baden bei Wien 1889) folgenden für die österreichische Politik von 1848 höchst charakteristischen Dialog zwischen dem Grafen Leo Thun und dem Fürsten Alfred Windischgrätz:

Leo.

O Alfred, neuer Wallenstein,
Komm' an mein Herz, mein großes,
Laß uns die Dioskuren sein
Des Camarilla-Trosses!
Und ob sie toben dort und hier:
Wir wollen nimmer wanken,
Ich fordre, Arm in Arm mit dir,
Die Freiheit in die Schranken!

Alfred.

Wie frevelnd auch dein listig Thun,
Mehr halfen meine Bomben,
Es wissen's, die für immer ruhn
In unsern Katakomben;
Sie wagten's und sie stritten gut,
Da hast du sie verraten,
Und ich brach vollends ihren Mut
Durch zündende Granaten.

Leo.

Und käme mich die Laune an,
Mich noch einmal zu schuppen,
So zähl' ich heute wie fortan
Auf deine treuen Truppen.
Mich hielt das dumme Svornostpack
Für treu in der Bethörung,
Drum haben wir sie jetzt im Sack,
Die Fäden der Verschwörung.

Alfred.

Was Ausschuß und was Legion!
Es brächte mich zum Rasen!
Mit einem halben Bataillon
Zerspreng' ich sie wie Hasen.
In Waffen kamen sie zu mir,
Ich aber nahm die Waffen
Und sprach: Solch Lumpenpack wie ihr
Hat nichts damit zu schaffen!

Leo.

Es weiß kein Mensch im ganzen Land,
Ob deutsch wir oder hussisch,
Und doch liegt es auf flacher Hand,
Daß wir vom Herzen russisch;
Es ist die Wiener Freiheitspracht
Ein Gräul dem weißen Zaren,
Drum müssen wir davor mit Macht
Sein Böhmerland bewahren.

Alfred.

Und hab' ich den Spektakel satt,
Darf Wien sich glücklich schätzen,
Wenn wir nicht bald die freche Stadt
Thunen und windischgrätzen;
Ich ziehe mit Kanonen ein,
Den tollen Ausschuß spreng' ich,
Das End' vom Lied soll aber sein,
Daß die Studenten häng' ich.

Leo.

Wir handeln konstitutionell!
So ich wie Euer Liebden,
Am achten sind die Wahlen — schnell
Schreibt man sie aus — am siebten,
Und frei sind sie, potz Blitz und Brand!
Kreuz Bomben und Granaten!
Zwar Prag ist im Belagrungsstand
Und wimmelt von Soldaten.

Alfred.

An unsern Namen naget zwar
Verleumdung anderweitig,
Doch gibt das edle Brüderpaar
Sich Zeugnis gegenseitig,
Und so stehn wir erhaben da
Mit unsern großen Herzen,
Es liebt die Welt, man weiß es ja,
Das Strahlende zu schwärzen.

Leo und Alfred (sich umarmend).

Es wagt kein Mensch zu atmen hier,
Die Presse liegt gekettet,
Und somit hätten glücklich wir
Die Monarchie gerettet;
Und läßt man uns nicht freie Hand
Zu unsern fernern Thaten,
So drohen wir mit Mord und Brand
Und Aufruhr der Soldaten.

Ludwig Foglár, dem Namen nach von südslavischer Abstammung, ließ zwei Bände Gedichte erscheinen: „Cypressen" (1841) und „Strahlen und Schatten" (1846). Seine Vorbilder sind, wie bei manchen andern Oesterreichern, Grün und Lenau. Bei des letzteren Beerdigung (1850) hielt Foglár eine Rede, wegen deren er in gerichtliche Untersuchung gezogen wurde.

Unter dem Namen „W. Conſtant" gab Conſtantin Wurzbach „Parallelen" (1849) und einen Cyklus von Gedichten: „Von einer verſchollenen Königsſtadt" (1850) heraus. Auch bei dieſem Dichter iſt die liberale Tendenz in den „Parallelen" nicht zu verkennen. Die „verſchollene Königsſtadt" iſt das polniſche Krakau, deſſen elegiſche Erinnerungen dem geiſtreichen Deutſchen nach der Beſetzung durch öſterreichiſche Truppen (1846) für Gefühl und Gedanken mannigfache Anregungen boten.

Ein weniger ernſt zu nehmender Herold eines neutralen, tendenzloſen Kosmopolitismus iſt der als Humoriſt allbekannte, aus Ungarn ſtammende Moritz Gottlieb Saphir. Eine politiſch nicht unwirkſame Popularität hat ein von dieſem unpolitiſchen Dichter verfaßtes Lied erlangt, das von deutſchen Sangesbrüdern im Vormärz viel zu Gehör gebrachte Klagelied um den Sohn des franzöſiſchen Soldatenkaiſers:

„Im Garten von Schönbronnen,
Da liegt der König von Rom" . . .

Mehr Fühlung mit den vaterländiſchen Strömungen der Gegenwart, aber auch in beſcheidenem Maße zeigen die Gedichte des ebenfalls in Wien und Oeſterreich vielbeliebten Johann Nepomuk Vogl (1802—1866). Von ihm fallen in unſer Jahrzehnt zwei Sammlungen: „Deutſche Lieder" (1845) und „Soldatenlieder" (1849).

Der Gruppe der konſervativen oder politiſch neutralen Dichter iſt auch Joh. Gabriel Seidl einzureihen, der bei ſeiner Harmloſigkeit als Lyriker das Mißgeſchick hatte, nachdem er bis 1840 in Cilli, der alten Claudia Celeja, als Gymnaſiallehrer thätig geweſen war, nach Wien als Kuſtos an das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet berufen, zugleich als Cenſor verwendet zu werden. Dieſe Wirkſamkeit, im Vormärz vom Liberalismus überall, beſonders aber in Oeſterreich als geiſtmörderiſch gebrandmarkt, fiel im Jahre 1848 dem liebenswürdigen Poeten ſchwer auf Herz und Gewiſſen. Am 21. März ließ er in Saphirs „Humoriſt", in welchem deſſen Herausgeber ſchon am 16. März den „toten Cenſor" beſtattet hatte, unter dem Titel „Aus Nacht zum Licht" ein Gedicht erſcheinen, in welchem er ſein bisheriges Wirken als Cenſor zu entſchuldigen ſucht und das Vaterland bittet, ihn als „verlorenen Sohn" wieder aufzunehmen:

„Mit mir zerfallen, zerrt' ich an den Ketten,
Ohnmächtig ſchleppt' ich meines Eides Pein,
Selbſt wankend ſchon, verſucht' ich mich zu retten.
Und meine Schuld ward: Schild ſtatt Schwert zu ſein" . .

„Ausſtreichen aus dem Buche meines Lebens
Laß mich die Jahr' in feilem Sold erkauft;
Hin werf' ich ſie, ich lebte ſie vergebens —
Der Tag des Lichtes hat mich neu getauft!"

Daß der Neugetaufte 1854 als Neudichter der österreichischen Volkshymne berufen und bestätigt wurde, haben wir schon oben bei Grillparzer konstatiert.

Joseph Weyl entfaltete im Jahre 1848 schon vor dem politischen Umschlag im Oktober als satyrischer Dichter gegen die revolutionäre Bewegung eine für Oesterreich ungewöhnliche; poetisch freilich wenig rühmenswerte Thätigkeit. Nachfolgender Parodie des bekannten Chamisso'schen Zopfliedes darf man umsomehr zeitgeschichtlichen Wert zuerkennen, als sie auch in pikanten Einzelheiten den Verlauf der Wiener Bewegung des „tollen Jahres" kennzeichnet. Die Anspielung auf das Fuchsenlied („Was kommt dort von der Höh'") bezieht sich auf die Thatsache, daß bei der großen Parade zur Feier der Rückkehr des Kaisers Ferdinand aus Innsbruck nach Wien im August 1848 die akademische Legion beim Vorbeimarsch vor dem Monarchen statt eines patriotischen Liedes eben jenes Fuchsenlied aufspielen ließ!

Das in der Wiener „Geißel" (1848, Nr. 68) veröffentlichte Lied Weyls lautet:

Eine neue Geschichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf stets hinten hing,
Er spielte den Erlöser.
Da rief man: Heisa! Hopsasa!
Sang keck: Was macht der Herr Papa?
Und trug den Kalabreser.

Und jeder, der im lieben Wien
Nicht mitgesungen, mitgeschrien,
Den hieß man Zopfchineser!
Da sang man rings am Donaustrand:
„Wo ist des Deutschen Vaterland?"
Und trug den Kalabreser!

Das war der Aula eben recht,
Sie dachte sich: es wär' nicht schlecht,
Wenn wir die Reichsverweser!
Man nahm das Volk in neue Lehr',
Gab jedem Knaben ein Gewehr
Und trug den Kalabreser!

Man lenkte die Empörung schlau,
Verstand den Barrikadenbau
Und trieb es immer böser.
Und jeder, was er wollte, that,
Wollt' nimmer hören klugen Rat
Und trug den Kalabreser!

Doch Nemesis bewährt sich stets,
Sie schickte Fürsten Windischgrätz
Als echten Volkserlöser:
Da war die Aula plötzlich leer,
Studenten sah man keinen mehr,
Auch keinen Kalabreser!

Lauft durch die ganze Stadt euch müd,
Ihr hört nichts mehr vom Fuchsenlied,
Seht keinen Legioneser.
Kein Gardesäbel klappert mehr,
Man trägt jetzt Stock statt dem Gewehr
Und keinen Kalabreser!

Daß sich mit der Unterdrückung des Oktoberaufstandes in Wien und der im Jahr 1849 erfolgten Unterwerfung Ungarns wie mit der in Mitteln und Wegen freilich oft brandmarkenswerten Beruhigungspolitik auch in der Tagespresse und in der politischen Dichtung die Heulmaier und Fuchsschwänzler immer mehr zur Geltung brachten, konnte keinen Kenner der Menschen und der Geschichte überraschen. Wahrhaft patriotische Dichter hatten unter solchen Verhältnissen nur die Aufgabe, auch die Machthaber zur Mäßigung und Humanität zu ermahnen. In diesem Sinne haben sich denn auch erfreulicher Weise berufene Poeten vernehmen lassen.

Auch den Dichter der „Griseldis" und des „Sohns der Wildnis", Friedrich Halm — mit seinem wahren Namen bekanntlich Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen — der in den Vierziger Jahren als Regierungsrat, dann Hofrat und Custos der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien lebte, lernen wir als patriotisch-politischen Poeten kennen. In einem poetischen Gebete richtet er „an den Kaiser" im Jahre 1849 folgende Strophen:

Dem Kaiser nicht, dem Menschen galt mein Beten.
Nicht, Herr, für deine Krone — für dein Herz,
Das rauhe Stürme allzufrüh umwehten,
Für deine Jugend fleht' ich himmelwärts.

Es möchte, fleht' ich, nicht dein Herz verbittert
Zurückgedenken jener trüben Zeit,
Die mit dem Unrecht auch das Recht erschüttert,
Die mit der Wahrheit auch den Wahn befreit!

Nicht grollen möcht' es jenen finstren Tagen,
Die rings des Lebens Tiefen aufgewühlt
Und so viel eklen Schlamm emporgetragen,
So wenig Perlen nur ans Land gespült!

Es möchte nicht, da deines Thrones Stufen
Jetzt huldigend derselbe Troß umdrängt,
Der Willkür kaum als Freiheit ausgerufen
Und jedes Band der Ordnung frech zersprengt,

Es möchte nicht, da jenes Fiebertoben
So kläglich jetzt dem Frost des Bangens weicht,
Und wo Empörung kaum ihr Haupt erhoben,
Angeberei nun feig im Dunkeln schleicht,

Nicht Ekel, fleht' ich, möchte dich erfassen
Und Haß und Abscheu vor der Menschen Wahn,
Die gierig erst am Mahl der Sünde prassen
Und zittern, wenn der letzte Trunk gethan!

Du möchtest, wenn du Treubruch hier erfahren,
Der Treue denken, die du doch erlebt,
Wo todverachtend deine tapfern Scharen,
Dein greiser Feldherr dir den Sieg erstrebt!

Du möchtest, ob auch zu den Trugpanieren
Des Wahnes trunken sich die Menge kehrt,
Du möchtest, fleht' ich, nie die Kraft verlieren,
Zu glauben, Herr, an echten Menschenwert!

Das poetische Bruchstück ist als Probe von Halms politischer Gesinnung um so mehr beachtenswert, als der Dichter in späteren Jahren auch im österreichischen Herrenhause als Mitglied der Linken seine vaterländische und gemäßigt-liberale Haltung bewährte. Auf die patriotische Tendenz seines in den Fünfziger Jahren sensationell gewordenen Drama's „Der Fechter von Ravenna" darf hier nur kurz hingewiesen werden.

Die schärfere Tonart der militärischen und absolutistischen Reaktionäre, denen Jellacic und Windischgrätz, Haynau und Paskjewitsch als hellste Sterne voranleuchteten, hat freilich auch unter Tagespoeten ihre Liebhaber gefunden, von deren minderwertigen Versen und Reimen wir aber absehen können.

Auch die scheinheilige Frömmelei, der das Ringen der Völker um Freiheit nur den Abfall von Gott und vom wahren Glauben bedeutet, ist in der österreichischen Lyrik nicht ganz unbezeugt geblieben; indessen spielte sie doch dort eine geringere Rolle als anderwärts. Nur als kleine Probe dieser Richtung geben wir ein solches schwächliches Produkt in dem Epilog Betty Paoli's: „Nach dem Gewitter":

„Die Tagespropheten":

„Die Freiheit, die ihr Hymnus preist,
Was ist sie, als die frechste Lüge,
Die, zum Gewinn des Staubs, den Geist
In schmachbeladene Bande schlüge?
Ihr Götze heißt: Genuß! Besitz!
Nie haben sie das Glück ergründet,
Das der Entsagung Gnadenblitz,
Des Opfers Weihestrahl entzündet!"

Den wahrhaft fanatischen, klerikal orthodoxen Apologeten der Gegenrevolution lernen wir aber kennen in

12. Sebastian Brunner.

Dieser Hauptvertreter der reaktionären Publicistik Wiens in den Vierziger Jahren war am 10. Dezember 1814 in der Donauhauptstadt geboren. Seit 1838 Priester, wirkte er zehn Jahre als Cooperator in seiner Vaterstadt; von 1843 bis zur Märzrevolution war er vom Reichskanzler Fürsten Metternich als Hilfsarbeiter zur Zusammenstellung und Beurteilung der österreichischen Gesandtschaftsberichte über die religiöse und soziale Bewegung verwendet. Von 1848 an bis 1865 gab er die „Wiener Kirchenzeitung" heraus.

Abgesehen von theologischen und sonstigen Prosaschriften kommt Brunner für uns durch seine versifizierten Satiren gegen den nach seiner Meinung gottleugnerischen, staats-, kirchen- und volksverderblichen Aufruhr des philosophischen, politischen und sozialen Liberalismus in Betracht. Seine Hauptwerke in dieser Richtung sind: „Der Nebeljungen Lied", und „Blöde Ritter. Galerie deutscher Reichspfiffe"; ferner sind zu nennen: „Schreibersknechte", „Das deutsche Reichsvieh" und die „Keilschriften"; endlich noch ein „Gedicht": „Johannes Ronge, der Luther des neunzehnten Jahrhunderts, naturgetreu geschildert."

Ueber die Bedeutung dieses Wiener Poeten gehen die Meinungen und Urteile weit auseinander. Ein moderner Abraham a Santa Clara hat er sich durch seine derben, oft ans Gemeine streifenden Kapuzinaden bei Manchen nur zur komischen Person gemacht, und seine grotesken Späße wurden oft um so weniger ernsthaft genommen, als sie zuweilen auch sprachlich die beim gebildeten Manne üblichen, ja sogar die grammatisch zulässigen Formen gröblich verletzen. Andrerseits aber sind die versificierten Strafpredigten dieses klerikalen Reaktionärs gegen den oberflächlichen Liberalismus und leichtfertigen Radikalismus der vormärzlichen Opposition, wie er in zahlreichen minderwertigen, aber damals in weiten Kreisen sehr überschätzten poetischen und sonstigen literarischen Erzeugnissen zu Tage trat, vielfach von so gesundem und kräftigem Humor eingegeben, von so treffendem Urteil und beißendem Witz begleitet, seine ernsteren, das Grundsätzliche seiner geschichtlichen und kritischen Weltanschauung enthüllenden Kapitel wenigstens zum Teil in solchem Maße begründet und beachtenswert, daß wir seinem zelotischen Eifer in Anbetracht der leidenschaftlichen Erbitterung der damaligen Bewegung manches zu Gute halten und den inneren Gehalt seiner polemischen Dichtungen nicht verkennen und unterschätzen dürfen.

Vor allem sind es die zwei größeren lyrisch-epischen Elaborate Brunners, die wir zur Kennzeichnung dieses neuzeitlichen Kreuzpredigers näher betrachten müssen. Bei beiden sind in Inhalt und Form als zu bekämpfende Gegensätze vorbildlich die bedeutsamsten und sensationellsten Zeitgedichte der Chorführer des atheistischen Nihilismus und des für Brunner fast ebenso hassenswürdigen österreichisch-deutschen Liberalismus von maßgebendem Einfluß gewesen. Wenn auch nicht auf Grund einer Reise, wie in Heine's „Wintermärchen: Deutschland", oder an einen Bären angebunden wie in „Atta Troll", aber ganz in dem willkürlichen sprunghaften Geiste der Heine'schen Satiren gegen wirkliche oder vermeintliche Dunkelmänner der Gegenwart und in tendenziöser Berufung auf das Verfahren des gräflichen „Wiener Spaziergängers" und „Schutt"-Verfassers zieht Sebastian Brunner in „der Nebeljungen Lied" und den „Blöden Rittern" zu Felde gegen die literarischen Tageshelden der Freiheit, des Unglaubens, des Materialismus, ohne auch seinerseits zwischen Gemäßigten und Extremen besondere Unterschiede zu machen; sei's auch nicht immer klug —

„So kommt das nur von der Eile her,
In unseren Zeiten wird nimmermehr
Bedächtig und langsam geschrieben."

„Der Nebeljungen Lied" (im Jahre 1845 im Verlag von Georg Joseph Manz in Regensburg erschienen, 214 Seiten) trägt

auf dem Titelblatt das für Inhalt und Sprache charakteristische Motto:

„Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut an Blumenpflücken —
Das ist eine dumme Arbeit das, (!)
Man muß sich zu sehr dabei bücken."

Im ersten Kapitel wird der „Nebeljunge" als der moderne Fortschrittler gekennzeichnet, der schon in der zartesten Jugend sein unheilvolles Treiben beginnt: bereits auf der Schule —

„Gleich einer Leiche lag auf der Bank
Das Buch der Cäsarischen Kriege,
Und unten das Kindlein Heine lag
Auf meines Schoßes Wiege."

Im zweiten Kapitel zeigt der Poet: „wie sich der Nebeljunge gegen die persönliche Unsterblichkeit und das ewige Gericht verdefendiert und wie er ingleichen das zeitliche Gericht perhorresziert"; an den Dulder Hiob erinnernd, meint Brunner:

„Wir haben den Aussatz geistiger Art,
Uns macht der Weltschmerz beklommen."

Im dritten Kapitel wird das politische Thema angeschlagen: der Nebeljunge phantasiert von Deutschland, vom freien Rhein, um schon im vierten Kapitel den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis im deutschen Leben eingestehen zu müssen:

„Wir leben in einem Widerspruch,
Das läßt sich nicht verbergen:
Wir reden gleich den Riesen groß
Und handeln klein gleich Zwergen."

Auf sein antisemitisches Lieblingsthema kommt der Poet im fünften und sechsten Kapitel: den Juden- und Christenjungen predigt er ironisch die Nichtigkeit der Gottesidee und die Thronbesteigung des „freien Gedankens"; die zwei Nebeljungen „Schwefel" und „Pech" halten eine sarkastische Zwiesprache über die deutschen Zustände, in denen das Judentum die besten Geschäfte mache und die neue Weltanschauung immer mehr um sich greife. Auch den „Historienschreibern" und „Weltbetrachtern" wird im siebenten Kapitel von den Nebeljungen zeitgemäßer Rat erteilt. Im achten Kapitel folgen ihre „kostbarlichen Mahnungen an Romantiker, Novellisten und anderweitiges Dichtervolk"; für die Frauen gilts nicht mehr, das Kreuz anzuschauen:

„Erfreue dich, du schwaches Geschlecht,
Und preise die Heroine,
Die starke Madam Dudevant,
Die Priesterin der freien Minne!"

Das neunte Kapitel widmet der belletristische Nebeljunge den bei allen Liberalen so verhaßten Jesuiten, von denen man ja nicht schreiben dürfe, wie sie wirklich gewesen und wirklich sind, sondern wie sie am liebsten beschrieben werden:

„Als eine wahre Satansbrut,
Als ein Heer von Mördern und Dieben."

Im zehnten Kapitel wendet sich der Nebeljunge an die protestantischen rationalistischen „Armenvertröster" und setzt die Hoffnung der Abhilfe gegen den Pauperismus auf den Communismus. Im elften Kapitel erklärt der Nebeljunge, wie schon Kaiser Karl der Große den Sauerteig zum Brote der Freiheit und des Communismus angesetzt, und im zwölften entwirft er die Grundlage der neuen Lehre, um die Welt auf das Nebeljungenreich vorzubereiten:

„Das ist das neue Kanaan
Für Juden und auch für Christen,
Der Hegel ging mit der Wolke voran,
Der Moses der Pantheisten."

. . . . „Die Hegelschule verkündet es laut:
Sie sei auf nichts Neues gewärtig —
Hegel war letzter Meister beim Dom,
Die Philosophie ist nun fertig" . . .

. . . . „Ein Jeder ist frei und keiner sei
Dem Andern unterthänig,
Die Erde ist ein großer Thron
Und jeder Mensch ist ein König."

. . . . „Die Reichen sind die Baltasars, (Belsazars?)
Die Armen sind Perser und Meder,
Es wird gezählt, gewogen, geteilt,
Und seinen Teil bekommt jeder."

Die schließliche „Liquidation des Nebeljungenhortes" faßt die Grundgedanken des Buches dahin zusammen, daß die deutsche Literatur durch die Abkehr vom alten Gottesglauben und von der Kirche das Volk auf die verderblichsten Irrwege geführt und durch ihre „Allgötterei" die „Allgüterei" mit ihren revolutionären Schrecken vorbereitet habe. Doch

„Dieser Jammer und diese Not
Wird die denkenden klaren Geister
Zurücke führen zum wahren Gott,
Zum einzigen Herrn und Meister" . . .

„Wer schauet in der Zukunft Bild
Sich der Völker Geschicke flechten?
Wer weiß, wie bald das deutsche Land
In einiger Kraft soll fechten?"

Mit der Verwahrung, daß er kein Feind der Freiheit und ein treuer Sohn seines Vaterlandes sei, und einem frischen „Reiterlied", das seine Sorglosigkeit um äußerliche Ehre und scharfes Urteil der Zeitgenossen offen ausspricht, schließt das Lied von der Nebeljungen Not und ihrer Klage.

Das Gegenstück zu „der Nebeljungen Lied" von Sebastian Brunner, seine im Bewegungsjahr 1848 — ebenfalls im katholisch-konservativen Verlage von G. J. Manz in Regensburg — erschienenen „Blöden Ritter", mit dem Untertitel „Poetische Galerie deutscher Staatspfiffe", trägt folgendes Motto:

„Wo ist des Deutschen Vaterland?
Wo Einer 's Pulver einst erfand
Und jetzt noch Jeder glaubt dabei,
Daß er der Miterfinder sei,
Da ist des Deutschen Vaterland."

Der Verfasser dieser zweiten Philippika gegen die gottlosen Liberalen und Revolutionäre widmet das etwas weniger umfängliche Werkchen (136 Seiten) „den deutschen Philistern in unbegrenzter Ehrfurchtslosigkeit und ohne aller Hochachtung." Die Verletzung der Sprachrichtigkeit, der Reinheit der Reime, der metrischen Gesetze ist in diesen — nach des Autors eigenem Geständnis — „geringen Blättern" die gleiche wie bei seinen „Nebeljungen". Der literarische Wert des Büchleins erscheint insofern bedeutender, als neben der mit den alten theologischen und philosophischen Schlagwörtern sich wiederholenden Polemik gegen der Zeit Unglauben und Kirchenfeindschaft kritische Musterung der neueren Literatur einhergeht. An den bei aller Ehrenhaftigkeit und allem Verdienst doch allzu biderben und pedantischen Johann Heinrich Voß und seine mit Witz parodierte Idee von einer gouvernemental vaterländischen Landesdichterei, wie Voß sie zunächst für Baden beabsichtigte, anknüpfend, träumt sich der diesmal als „Junker" auftretende Dichter zurück in die achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. „Das gereimte Spießbürgertum erblickte die Welt. Die Dichtkunst übernahm den Tempeldienst und drechselte für den stillen Wahnsinn der Zopfperiode hölzerne Strahlenkronen und sucht selbe (sic!), so gut es anging, mit Flittergold zu überblasen." In allzu retrospektiver Angleichung an die idyllische Bauernpoesie diese nach Inhalt und Form in seiner Weise rekapitulierend kommt der Dichter endlich auf seinen polemischen Vorwurf gegen den zeitgenössischen Gegner — Anastasius Grün, den Grafen Auersperg:

„Das ist leicht, am offnen Markte
Und in Büchern Freiheit künden
Und zu Hause, auf der Herrschaft,
Systematisch Bauern schinden.

Kann ein Freiheitsdichter schöner
Seine hohen Lieder siegeln,
Als wenn er in Furcht und Angst lebt,
Daß ihn seine Bauern prügeln?

Ein Spaziergang ist viel sichrer
Eines Wiener Herrn Poeten,
Auf Regierung schmähn und schimpfen
Und dabei das Pflaster treten!

Doch ums Schloß des gnädgen Herren
Ist's im Walde nicht ganz sicher,
Denn es lesen nicht die Bauern
Ihrer guten Herrschaft Bücher.

Ja, sie haben ein Gelüste,
Die erbärmlich niedern Tropfen,
Eines edlen Freiheitsängers
Pelz gehörig auszuklopfen!

Ob sie nicht Verlangen tragen,
Gar das Schloß zu Grund zu richten,
Ach, das gäbe Stoff zum Denken
Und auf neuen „Schutt" zu dichten!

Die wohlfeile Satire gegen den gräflichen Dichter, dessen antiklerikale Haltung den geistlichen Fanatiker erbitterte, fand leider auch über die Kreise der Leichtgläubigen und Neidischen, selbst der politischen Gegner hinaus lebhaften Beifall.

Das Gespenst der Gegenwart, das den Junker apostrophiert, läßt jedoch auch manche bittere wirkliche Wahrheit vernehmen; so wendet es sich nach einem kräftigen Ausfall auf Viktor Hugo, dessen Bücher zu seinem Leben einen so sonderbaren Commentar bieten, wiederholt gegen die deutschen Nachäffer der französischen Pornographie:

Allen Mist vom Frankenlande
Bringt ihr glücklich überrheinisch,
Um zu rufen, ihn beschnüffelnd:
Was sind die Franzosen schweinisch!
Wie ist doch der Sittenzustand
Bei den Franken faul und siechend,
Während wir sind fromm parfümlich
Und fast tugendduftlich riechend!
Bei uns ist zum Cultus worden
Die französische Mistbeschauung,
Die Skandale aus der Fremde
Sind uns häusliche Erbauung.

Doch — was sind wir denn im Grunde?
Deutsche Geier, deutsche Raben,
Die an Aesern und Gestänken
Und an Fäulnis sich erlaben!
Unsre Nahrung gibt das Zeugnis
Unserer Geschmacksrichtung,
Uns ergötzt nur die verfaulte
Und verstunkne Frankendichtung.
Ja wir seh'n nicht sonnvergoldet
Tempelzinnen, Alpenzacken,
Unsre Wissenschaft von Frankreich
Ist die Kenntnis — der Kloaken!

Durch einen „lyrischen Sprung" kommt der Poet dann auf die „besitzenden deutschen Radikalen", zu denen er seinen Lieblingsgegner Grün vor allen andern zählt und hält ihnen die Wahrheit vor:

„Daß die Kirche im Rapporte
Steht mit dem Besitz magnetisch."

Grün, den edlen, christlichen Liberalen mit dem Radikalismus zu identificieren, ist sicherlich raffinierte Bosheit, aber den gleißnerischen Taschenspieler in der Kutte geniert die Lüge durchaus nicht. Er behauptet dreist weiter: Wenn die Herren glaubten, das durch ihre heidnischen, kirchenfeindlichen Lehren aufgeregte Volk werde vor ihren Besitztümern Halt machen, so sei dies eine gewaltige Täuschung:

Arme Sänger, die ihr selber
Euch das Totenlied gesungen,
Eure Harfe ist zertrümmert
Und die Saiten sind zersprungen.

Ach, Herr Ritter, voll der Hoffnung,
Weil Sie sich in Grün verkleiden:
Diese Worte sollen Ihnen
Nicht allein ins Leben schneiden.

Ach, es gibt so viele Tausend,
Die den gleichen Holzweg fahren,
Die das A mit Ihnen schreien
Und sich gegen's B verwahren!
Doch es kommt ein Trauermorgen.
Und wenn der einmal getagt hat,
Muß das B ein Jeder sagen,
Der das A einmal gesagt hat.

Hat die radikale Literatur der Reichen den Glauben verspottet, so werden die Proletarier den Glauben an den Besitz verhöhnen:

Seid versichert, keine Staatskunst
Wird euch diesen Knoten lösen,
Denn das ist die alte Frage
Von dem Guten und dem Bösen!

Wie man sieht, ist es die petitio principii, die bei Brunner wie bei den anderen Bekennern seiner Weltanschauung immer wiederkehrt. Für die klerikalpatriotischen Poeten in Oesterreich ist der Poet noch weitere Jahrzehnte der typische Herold geblieben.

Graf Auersperg hat die von Brunner ihm gemachten ehrabschneiderischen Vorwürfe in einem aus Thurn am Hart in Krain den 30. Mai 1849 datierten Briefe an Brunner unter Berufung auf die leicht mögliche Kontrole durch die Bauern seiner ja „nicht im Monde liegenden" Güter als thatsächlich unbegründbare Verdächtigungen zurückgewiesen. Der Brief war vom Verfasser an Ed. v. Bauernfeld *) zur Bestellung an den Verläumder gesandt, ist von Bauernfeld aber erst nach dem Tode Grüns (1876) durch ein norddeutsches Blatt der Oeffentlichkeit übergeben worden, weil Bauernfeld es für unnötig und unwürdig hielt, den Namen Auerspergs in Verbindung mit so niedrigem Krakehl beim gebildeten Publikum rechtfertigen zu wollen, überhaupt Herrn Brunner nicht für würdig hielt, „in eine so noble Polemik", wie sie Grün in seinem Briefe übt, „verwickelt zu werden." Leider hatte aber Brunner durch Bauernfelds Säumnis in der Bestellung des Briefes das Recht gewonnen, zu behaupten, Grün habe sich gegen seine (Brunners) Invektiven „nicht gerührt!" Und so setzte er seine schnöde Polemik bis zu seinem Ende fort. Den festbegründeten guten Namen seines Gegners konnte er aber ebensowenig verunehren, wie seine und seiner Gesinnungsgenossen kulturfeindlicher Fanatismus die spätere Um- und Neugestaltung Oesterreichs verhindern konnte.

*) Auch von diesem erschienen im Herbst 1850 drei „politische Zeitgedichte" (Wien, Jasper, Hügel und Mang).

XI.

Preußische Dichter.

1. Ernst Moritz Arndt.

Wie schon aus dem zweiten Abschnitt dieses Buches, über den „freien deutschen Rhein", ersichtlich, hat sich an der Zeitdichtung von 1840 im Anschluß an Beckers Lied: „Sie sollen ihn nicht haben" auch der altehrwürdige Sänger des bis dahin als deutsche Nationalhymne meistgesungenen Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?" beteiligt. Wir haben auch sein: „Alldeutschland in Frankreich hinein!" mitgeteilt. Der zu Beginn unsres Zeitraums im 71sten Lebensjahre stehende Greis, den damaligen politischen Chorführern im Durchschnitt um mehr als ein Menschenalter voranstehend, hat sich aber keineswegs auf jenes Kriegslied beschränkt: bis zum Ablauf des Jahrzehnts der Bewegung, ja noch in späteren Jahren hat Arndt noch weitere Beiträge zur Zeitdichtung geliefert. Tragen dieselben freilich in Inhalt und Form die Spuren der älteren Zeit, so wird man diese Reliquien darum nicht weniger hoch schätzen, sie vielmehr als Zeugnisse einer bis ins höchste Lebensalter unverminderten glühenden Vaterlandsliebe in Ehren halten. Wir geben daher die bis 1850 reichenden politischen Strophen „Vater Arndts" so vollständig als möglich wieder.

In der kurz vor seinem Tode an Weihnachten 1859 — der Dichter starb am 29. Januar 1860 — geschriebenen Vorrede zur „vollständigen Sammlung" seiner „Gedichte" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1860) sagt Arndt: „Verse und Reime, die seit zwei Menschenaltern vielfach umhergeflogen und, wie zu geschehen pflegt, nachgedruckt verändert, verbessert oder verschlechtert sind, gibt der Neunzigjährige hier nun seinem Volke als ein letztes Vermächtnis in der Gestalt, wie sie einst aus seinen Händen in die Welt ausgeflogen sind." Diese vom Dichter als authentisch bezeichnete Fassung seiner Gedichte ist bei den nachfolgenden Entlehnungen benützt worden.

Zuerſt ſeien ein paar Strophen mitgeteilt, die, ſoweit unſere Kenntnis reicht, in der größeren Oeffentlichkeit nur geringe Beachtung gefunden haben, gleichwohl aber vom literariſchen, kritiſchen und hiſtoriſchen Standpunkt aus intereſſant und für den Dichter bezeichnend ſind. Dieſe Strophen ſind kein ſelbſtändiges Gedicht, ſondern nur ein Zuſatz zu dem bekanntlich ſchon zur Zeit des Befreiungskrieges im Jahre 1813 gedichteten Liede „Des Deutſchen Vaterland", und wurden „im Sommer 1841 zur Feier des Arminiusfeſtes auf Verlangen geſchickt":

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
Das ſei der Ruf, der Klang, der Schein,
Der junge und der alte Schluß,
Der Blücher, der Arminius!
  Das ſoll es ſein!
  Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
So klingt's vom Belt bis über'n Rhein.
Der Römer ſank, der Römling ſinkt,
Wo Stahl in deutſchen Fäuſten blinkt.
  So ſoll es ſein!
  So war, ſo ſoll mein Deutſchland ſein!

Im Geiſte ſeines Schlachtrufes: „Alldeutſchland in Frankreich hinein!" hat Arndt im Jahr 1841 noch ein zweites „Deutſches Kriegslied" verfaßt:

Fürs Vaterland, fürs Vaterland
All-Deutſchland friſch und fröhlich auf!
Vom Oſtſeeſtrand, vom Nordſeeſtrand,
Aus Berg und Thal All-Deutſchland auf!
Auf! auf! was kann die Stange tragen
Und was von deutſchen Ehren weiß!
Und was ein deutſches Herz fühlt ſchlagen,
Dem glüh' das Herz heut doppelt heiß!

Fürs Vaterland! fürs Vaterland!
All-Deutſchland friſch und fröhlich auf!
Auf gegen wälſchen Lügentand
Mit Sturmesſchritt im Sprung und Lauf!
Ha! hört ihr frech die Wälſchen tönen?
„Für uns das Land, für uns der Rhein!
Der Sieg iſt Galliens tapfern Söhnen,
Drum, ſtiller Deutſcher! gib dich drein!"

Fürs Vaterland! fürs Vaterland!
Horch, Wälſchland! hör' ein Gegenlied:
Ein Volk, ein Heer, ein Herz und Hand,
Was gegen euch den Degen zieht —
Sind all zu Schild und Helm geboren,
Das freie, tapfre Teutsgeſchlecht,
Zu edlem Tode aufgeſchworen,
Zum Kampf für Freiheit, Licht und Recht.

Fürs Vaterland! fürs Vaterland!
Drum alle frisch und fröhlich drein!
Auf wälschen Trotz ins wälsche Land!
Für unsern Rhein frisch übern Rhein!
Mit Gott dem Herrn, dem Gott der Freien,
Drum alle frisch und fröhlich drein!
Und was die Prahler dräun und schreien,
Es muß durch Gott zerstoben sein.

Im Frühling 1848 wurde der greise Vorkämpfer für deutsche Einigung in das deutsche Parlament gewählt, wo er selbstverständlicherweise derjenigen Partei angehörte, die den Bundesstaat unter Preußens Führung herbeizuführen suchte. Den König Friedrich Wilhelm zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen, war sein heißer Wunsch, der düstere Verlauf der Volksbewegung sein schwerer Kummer.

Die Frankfurter Septembermorde von 1848 wurden von Arndt in seiner „Klage um Auerswald und Lichnowsky" in flammender Entrüstung verurteilt; er ruft wehklagend:

„Hast du noch Lebensodem,
O Erde grün und schön,
Um die aus schwarzem Brodem
Nur finstre Nebel wehn,
Auf der blutwilde Horden
Brand, Mord und Zeter schrein
Und frech in Meuchelmorden
Der Freiheit Glanz entweihn?

Wie? Sind dies deutsche Fahnen?
Die Farben roter Wut?
Will deutsche Kämpfe mahnen
Das Rot an Brust und Hut?
Wie? Rot der wälschen Seine,
Das mahnte deutschen Mut,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutsche gut?

Sind dies der Freiheit Gaben?
Ist dies der Freiheit Klang,
Vom schwarzen Galgenraben
Der Mitternachtsgesang?
Nein! nein! von Freiheitstötern
Des Blindschleichs Schlangenlist,
Wo unter grausen Zetern
Kein Laut der Freiheit ist.

Ist dies die deutsche Treue?
Trifft so das deutsche Schwert?
Springt so der deutsche Leue,
Der grad aufs Eisen fährt?
Mann steht den Mann, den Satan
Bestehen Zwei und Drei,
Doch sieht man solche That an,
So bricht das Herz entzwei.

Zwei Helden sind gefallen,
Nicht wie der Tapfre fällt
Bei hellem Trommelschallen
Auf blut'gem Schlachtenfeld;
Sie haben andre Rosen
Weiland gepflückt im Streit:
Was war den Waffenlosen
Hier für ein Kampf bereit?

Mein Deutschland, Land der Treue,
Mein Deutschland, Land des Muts!
Wann löschet lange Reue
Die Flecken solchen Bluts?
Den Mord, womit der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutschen Ruhmes Neige!
O deutscher Ehre Gift!

O wehe, dreimal wehe!
Weh dieser düstern That!
Nein, meine Seele, gehe
Nie mit in solchen Rat!
Der Ruhm, den Mörder haschen,
Der werde nie mein Ruhm!
Ach! nimmer wegzuwaschen
Vom deutschen Heldentum!"

Im Frühjahr 1849 gehörte Arndt als Mitglied des Frankfurter Parlaments zu den Abgeordneten, die dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzutragen hatten. Die erfolglose „Ausfahrt zur Heimholung des deutschen Kaisers" wird nach der Rückkehr von Berlin besungen:

Kaiserstolz und Majestät
Zogen auf geschwinden Sohlen
Wir fürs deutsche Reich zu holen,
Wovon neue Sage geht.

Klang und Sage überall,
So weit deutsche Zungen klingen;
Einen Kaiser heimzubringen,
Rief der Völker Jubelschall.

Ach! wie sollten Dorn und Stein
An der Wandrer Sohlen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.

Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn in Staub begraben?
Schrei'n umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?

Nein! und nein! und aber nein!
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein!

Als Freund Friedrich Wilhelms IV., der mit ihm über die Kaiserfrage vertrauten Briefwechsel gepflogen, kannte Arndt den Grund, warum der König die Frankfurter Wahlkrone nicht annahm: der Monarch blieb unerschütterlich in der Ueberzeugung, daß die Nationalversammlung ihre Befugnis weit überschritt, als sie sich berechtigt glaubte, ein Reichsoberhaupt zu küren: der König hielt es für einen Raub an den Rechten seiner Mitfürsten im deutschen Bunde, auf anderem Wege als dem der freien Vereinbarung der Souveräne eine höhere Gewalt über die Gleichberechtigten anzunehmen. Der prophetische Dichter hielt trotzdem an der providentiellen Idee des künftigen Kaisertums der Hohenzollern unverbrüchlich fest, die sich allerdings nicht, wie er wähnte, in Frankfurt, dafür aber um so erfolgreicher auf den Schlachtfeldern in Frankreich verwirklichen sollte.

Arndt's Gefühle beim Scheitern der deutschen Mission des Nationalparlaments sind zusammengefaßt in einem Gedichte: „Erinnerung aus unserem Frankfurter Reichstag von 1848." Der enttäuschte Kaiserkürer spricht sich selbst Beruhigung zu:

„Aergre dich nicht an den Fratzen,
Eseln unter Löwenhäuten,
An den Katzen ohne Tatzen,
Die den Freiheitsjammer läuten,
In den vollsten Freiheitsjammer,
Vaterlandesjammer heulen —
O ein Thor, der mit dem Hammer
Schlüge drein! ein Held mit Keulen!

Doch o weh! Thor hebt den Hammer
Nie auf die, so du gewiesen,
Keilt nicht auf so kleinen Jammer,
Seine Schläge gelten Riesen;
Spuk von Zaubrern, List von Zwergen
Und des Hexenkessels Künste
Können seinem Stahl sich bergen:
Blitz zermalmet keine Dünste.

Weh, o weh! der Geist der Lügen,
Loke, hat den Thor bezwungen,
Sieg ist seinen Wandelzügen
Uebers Reich des Lichts gelungen —
Darum hütet eure Lichter,
Tapfre Deutsche, fromme Christen!
Denn die feinen Bösewichter
Haben hunderttausend Listen.

Drum frischauf! ihr Tapfern, Frommen!
Drum frischauf! ihr Hellen, Lichten!
Zagt nicht! Deutschlands Thor wird kommen
Und die Satansbrut vernichten:
Tausendfach gefeite Hauben
Von dem feinsten Höllensegen
Halten nicht vor unserm Glauben,
Halten nicht vor unsern Schlägen!"

Die Gegensätze, die dem frommen deutschen Seher wie Kämpfe des Loke und des Thor erscheinen, waren in der praktischen Frage des Revolutionsjahres die damals unausgleichbaren Widersprüche zwischen einem zum Idol gewordenen Ideal von Volkssouveränität und konstituierendem Parlament einerseits und der von den Fürsten festgehaltenen Regierungsgewalt andrerseits: vorerst gelang es der Autorität noch einmal, den Sieg über die Majorität davonzutragen.

Ein kurzes Gedicht: „Aus Frankfurt weg!" vom Mai 1849 bezeugt den begreiflichen Unmut der an ihrem Versuch einer parlamentarischen Konstituierung des Reiches bei solchen Gegensätzen Verzweifelnden:

„Hinweg! Die besten Streiter matt,
Die stärksten Arme todeswund.
Hinweg! Satt ist und übersatt
Gelebt — es kommt die Sterbestund.

Weg! Keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein feiger Hund.
Du hast vom Kaiserstolz geträumt —
Vergrab' einstweilen deinen Funo!

Die Besten wissen, wo er liegt,
Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt,
In solcher Schlacht erliegt man nicht."

Ein späterer, erst 1853 von dem 84jährigen Greise „nachgetönter" „Nachklang aus 1848 auf 49" vervollständigt Arndts Kritik des „tollen Jahres", weist aber auch strafend und mahnend auf den tieferen Grund des deutschen Erbübels hin:

Und fragst du noch nach deutschen Straßen?
Es weist dir keiner Weg noch Steg,
Die hellen Töne sind verblasen,
Dumpf schallt und hallt es: Alles weg!
Wie Glockenläuten hinter Toten
Klingt's aus dem deutschen Eichenhain,
Die Weißen läuten mit den Roten
Unisono hier überein.

Ja, weg mit allen Jubelklängen
Vom großen jungen deutschen Jahr!
Weg mit den Vaterlandsgesängen
Vom stolzen deutschen Doppelaar!
Sein Fliegen ward zum Eulenflattern,
Er zog die hohen Flügel ein,
Bald hört man ihn die Gans beschnattern
Und Kräh' und Sperling ihn beschrei'n.

Doch schien's ein Jahr voll Mut und Leben,
Der Weissagung, der Hoffnung Jahr;
Als hätt's auf einmal Gott gegeben,
Ward alles allen plötzlich klar;
Als könnten Stein und Beine sprechen,
Klang aus dem Zauberstein Getön:
Der Kaiserschlummer werde brechen,
Der Barbarossa auferstehn.

Kam er? Sie sind zu leicht erfunden,
Die ihm gerufen und geschrie'n.
Er liegt bis heute festgebunden —
So spricht der stumme Stein für ihn:
„Wie? wagt ihr mir den Schlaf zu strafen
In eurer feigen Ungeduld?
Wißt: weil ihr schnarchet, muß ich schlafen —
Straft eurer eignen Faulheit Schuld!"

Die Mahnungen des ehrwürdigen Veteranen unsrer vaterländischen Lyrik werden hoffentlich auch von den jungen Geschlechtern stets beherzigt werden.

2. Friedrich von Heyden.

Weniger bekannt, als er verdient, wenn auch von manchen seiner Zeitgenossen, namentlich von Platen, als Dichter ungemein hochgeschätzt, hat Friedrich August von Heyden, der Verfasser des „Wortes der Frau", auf dem Gebiete der vaterländischen und zeitgeschichtlichen Poesie im fünften Jahrzehnt des neunzehnten Säculums mehrfach Vorzügliches geleistet. Geboren am 3. September 1789 zu Nerfken in Ostpreußen, wandte er sich dem juristischen Studium und dem Staatsdienste zu, in welchem er die längste Zeit in Breslau wirkte und als Oberregierungsrat am 5. November 1851 starb. Seine gesammelten Gedichte wurden nach des Verfassers Tode von Theodor Mundt, mit einer feinsinnigen Biographie eingeleitet, im Jahre 1852 herausgegeben (Leipzig, bei Friedr. Brandstetter). Sie tragen durchweg das Gepräge eines hochsinnigen, edlen Charakters und verraten in ihrer mannigfachen Bezugnahme auf staatliche und gesellschaftliche Zustände und Bewegungen den vielseitigen und wahrhaft patriotischen Staatsmann. Im allgemeinen näher auf dieselben einzugehen — auch auf den in Terzinen abgefaßten beziehungsreichen Cyklus: „Der Zeit Krankheit, Tod und Wiedergeburt" — liegt außerhalb unserer unmittelbaren Aufgabe. Dagegen müssen wir Heyden's Gedichten „Aus der Gegenwart" einiges entnehmen, was sich direkt mit dem bewegten Zeitlauf befaßt und die politische Auffassung des in Staatsamt und Musendienst gleichmäßig erprobten Zeitgenossen widerspiegelt.

Beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Vierten von Preußen schildert der Dichter die politische Lage, wie sie sich seit den Befreiungskriegen gestaltet hatte. Er blickt zurück auf die Enttäuschung, die dem preußischen Volke, das im Kampf gegen Napoleon „durch Ströme Bluts geschwommen", gegenüber seinem gerechten Anspruch auf eine freiheitliche Verfassung durch die trügerische Staatskunst der Kabinette bereitet worden war:

„Wer konnte sich im Schmerz der Täuschung fassen!
In Ungeduld entbrannten nun die Seelen,
Aus Ungeduld erwuchs ein glühend Hassen.
Dem Hasse kann die Freveltat nicht fehlen.
Nun war der Vorwand für den Zwang gewonnen,
Für neuen Zwang, die Trotzigen zu quälen;
Und bange Zeit hat überall begonnen,
Die Frevelnden hat das Gesetz vernichtet,
Doch still erwägend, feierlich besonnen
Hat ihren Irrtum ein Geschlecht gesichtet,
Das reif geworden in den heil'gen Hallen
Der Wissenschaft, den ernsten Geist gerichtet
Auf Recht und Wahrheit, die von Gott gefallen
Als Segenspfänder auf geweihte Erde,
Die wahre Freiheit zu bereiten Allen.
Da ward zum Heiligtume die Beschwerde,
Zum stillen Tempeldienst das freie Wollen,
Zu ernster Hoffnung, daß erscheinen werde
Der hehre Tag für das Gewährensollen.
Jetzt meint das Volk den Tag herangeschritten,
Geduld und Ehrfurcht hatte man zu zollen
Dem greisen Herrscher, der so viel gelitten,
Dem tapfern Herrscher, der so stark gerungen,
Dem guten Herrscher mit den Vatersitten.
Doch hat sein Geist sich nun zu Gott geschwungen;
Die Rücksicht ist dahin, der Mut entbunden,
Der Ehrfurcht Bann genommen von den Zungen,
Was längst bedacht, hat leicht das Wort gefunden,
Denn Jahrelang hat Zwiespalt vorgewaltet,
Genährt, gestärkt in tausend trüben Stunden,
Ach zwischen dem, was Völkerwunsch gestaltet,
Und dem, was Fürstendiener bilden wollten
Aus zähen Stoffen, welche längst veraltet;
Und dieser Zwiespalt wird nicht weggescholten,
Er ist nun reif, muß zum Vergleiche kommen,
Die Freiheit gelten, was sie stets gegolten,
Des Glaubens Freiheit, die vor Gott entglommen,
Des Bürgers Freiheit vor dem Königsthrone
Mit ihrem Wort bei dem Gesetz vernommen.
Das Volk blickt hoffend nach dem Königssohne,
In allen Herzen will sich Treue regen
Und Liebe schlingt den Kranz um seine Krone.
Doch treten ihm Erwartungen entgegen:
Erfüllt er sie nach Billigkeit und Rechten,
Erfleht sein Volk inbrünstig für ihn Segen.
Im schweren Kampf soll er den Sieg erfechten,
Mit Vorurteil und Angewöhnung ringen,
Dem Ungeschmückten, Neuen, aber Echten

Doch schien's ein Jahr voll Mut und Leben,
Der Weissagung, der Hoffnung Jahr;
Als hätt's auf einmal Gott gegeben,
Ward alles allen plötzlich klar;
Als könnten Stein und Beine sprechen,
Klang aus dem Zauberstein Getön:
Der Kaiserschlummer werde brechen,
Der Barbarossa auferstehn.

Kam er? Sie sind zu leicht erfunden,
Die ihm gerufen und geschrie'n.
Er liegt bis heute festgebunden —
So spricht der stumme Stein für ihn:
„Wie? wagt ihr mir den Schlaf zu strafen
In eurer feigen Ungeduld?
Wißt: weil ihr schnarchet, muß ich schlafen —
Straft eurer eignen Faulheit Schuld!"

Die Mahnungen des ehrwürdigen Veteranen unsrer vaterländischen Lyrik werden hoffentlich auch von den jungen Geschlechtern stets beherzigt werden.

---

2. Friedrich von Heyden.

Weniger bekannt, als er verdient, wenn auch von manchen seiner Zeitgenossen, namentlich von Platen, als Dichter ungemein hochgeschätzt, hat Friedrich August von Heyden, der Verfasser des „Wortes der Frau", auf dem Gebiete der vaterländischen und zeitgeschichtlichen Poesie im fünften Jahrzehnt des neunzehnten Säculums mehrfach Vorzügliches geleistet. Geboren am 3. September 1789 zu Nerfken in Ostpreußen, wandte er sich dem juristischen Studium und dem Staatsdienste zu, in welchem er die längste Zeit in Breslau wirkte und als Oberregierungsrat am 5. November 1851 starb. Seine gesammelten Gedichte wurden nach des Verfassers Tode von Theodor Mundt, mit einer feinsinnigen Biographie eingeleitet, im Jahre 1852 herausgegeben (Leipzig, bei Friedr. Brandstetter). Sie tragen durchweg das Gepräge eines hochsinnigen, edlen Charakters und verraten in ihrer mannigfachen Bezugnahme auf staatliche und gesellschaftliche Zustände und Bewegungen den vielseitigen und wahrhaft patriotischen Staatsmann. Im allgemeinen näher auf dieselben einzugehen — auch auf den in Terzinen abgefaßten beziehungsreichen Cyklus: „Der Zeit Krankheit, Tod und Wiedergeburt" — liegt außerhalb unserer unmittelbaren Aufgabe. Dagegen müssen wir Heyden's Gedichten „Aus der Gegenwart" einiges entnehmen, was sich direkt mit dem bewegten Zeitlauf befaßt und die politische Auffassung des in Staatsamt und Musendienst gleichmäßig erprobten Zeitgenossen widerspiegelt.

Beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Vierten von Preußen schildert der Dichter die politische Lage, wie sie sich seit den Befreiungskriegen gestaltet hatte. Er blickt zurück auf die Enttäuschung, die dem preußischen Volke, das im Kampf gegen Napoleon „durch Ströme Bluts geschwommen", gegenüber seinem gerechten Anspruch auf eine freiheitliche Verfassung durch die trügerische Staatskunst der Kabinette bereitet worden war:

„Wer konnte sich im Schmerz der Täuschung fassen!
In Ungeduld entbrannten nun die Seelen,
Aus Ungeduld erwuchs ein glühend Hassen.
Dem Hasse kann die Freveltat nicht fehlen.
Nun war der Vorwand für den Zwang gewonnen,
Für neuen Zwang, die Trotzigen zu quälen;
Und bange Zeit hat überall begonnen,
Die Frevelnden hat das Gesetz vernichtet,
Doch still erwägend, feierlich besonnen
Hat ihren Irrtum ein Geschlecht gesichtet,
Das reif geworden in den heil'gen Hallen
Der Wissenschaft, den ernsten Geist gerichtet
Auf Recht und Wahrheit, die von Gott gefallen
Als Segenspfänder auf geweihte Erde,
Die wahre Freiheit zu bereiten Allen.
Da ward zum Heiligtume die Beschwerde,
Zum stillen Tempeldienst das freie Wollen,
Zu ernster Hoffnung, daß erscheinen werde
Der hehre Tag für das Gewährensollen.
Jetzt meint das Volk den Tag herangeschritten,
Geduld und Ehrfurcht hatte man zu zollen
Dem greisen Herrscher, der so viel gelitten,
Dem tapfern Herrscher, der so stark gerungen,
Dem guten Herrscher mit den Vatersitten.
Doch hat sein Geist sich nun zu Gott geschwungen;
Die Rücksicht ist dahin, der Mut entbunden,
Der Ehrfurcht Bann genommen von den Zungen,
Was längst bedacht, hat leicht das Wort gefunden,
Denn Jahrelang hat Zwiespalt vorgewaltet,
Genährt, gestärkt in tausend trüben Stunden,
Ach zwischen dem, was Völkerwunsch gestaltet,
Und dem, was Fürstendiener bilden wollten
Aus zähen Stoffen, welche längst veraltet;
Und dieser Zwiespalt wird nicht weggescholten,
Er ist nun reif, muß zum Vergleiche kommen,
Die Freiheit gelten, was sie stets gegolten,
Des Glaubens Freiheit, die vor Gott entglommen,
Des Bürgers Freiheit vor dem Königsthrone
Mit ihrem Wort bei dem Gesetz vernommen.
Das Volk blickt hoffend nach dem Königssohne,
In allen Herzen will sich Treue regen
Und Liebe schlingt den Kranz um seine Krone.
Doch treten ihm Erwartungen entgegen:
Erfüllt er sie nach Billigkeit und Rechten,
Erfleht sein Volk inbrünstig für ihn Segen.
Im schweren Kampf soll er den Sieg erfechten,
Mit Vorurteil und Ungewöhnung ringen,
Dem Ungeschmückten, Neuen, aber Echten

Zum Opfer Abgelebtes, Falſches bringen,
Das aber prunkt mit welkem Farbenſchimmer —
Wird ihm das Nichtvermeidliche gelingen?
Das ſtrenge Muß gefällt den Fürſten nimmer ....

Der Zweifel an des Königs Willen und Geſchick, die Erwartungen ſeines Volkes zu erfüllen, verſtärkt ſich zum prophetiſchen Kaſſandraruf bei dem feſtlichen Empfang des Monarchen in Breslau im Jahre 1841. Vor der blendenden Illumination ergreift den Dichter eine düſtere Vorahnung des im Jahre 1848 eingetretenen Umſchwungs:

Ich muß beängſtigt wandern
In ferne Dunkelheit,
Und denken an Kaſſandern
In dumpfer Bangigkeit.

Ich ſeh' die Schatten gleiten
In dieſem Lichterglanz,
Den Geiſt der Zukunft ſchreiten
Durch dieſen Freudentanz ...

Der Zwieſpalt wird erſcheinen
In nächſten Monden ſchon,
Sein Thun befriedigt Keinen,
Bleibt ohne Gunſt und Lohn.

Der König knüpft die Treue
An alter Satzung Pfand,
Das Volk verlangt das Neue,
Die Freiheit für das Land.

Und dieſe tauſend Stimmen,
Die jetzt ihm Beifall ſchrei'n,
Sie werden dann ergrimmen
Im Sturme der Partei'n.

In Straßen, welche glühten
In Freudenlichtern nun,
Wird dann der Aufruhr wüthen,
Noch nie Geſeh'nes thun.

Heydens politiſche Lyrik trägt erſichtlich einen überwiegend lehrhaften Charakter. Der ſachlich ſcharf urteilende Staatsbeamte judiciert in der politiſchen Kernfrage

„Deutſche Einheit":

Der deutſchen Einheit fehlen nur zwei Dinge:
Die Deutſchheit erſtlich; denn ſo lang man ehret
Das Fremde nur, dies nur allein begehret,
Iſt Hoffnung nicht, daß Deutſchheit Sieg erringe.

Und ferner fehlt auch Einheit, denn man ſinge
Sich heiſer auch nach ihr: ſie bleibt verwehret.
So lang ein Staat ſich von dem andern kehret,
Daß Eigendünkel ſich den Sieg erringe.

So lange man nur haben will, nicht geben,
So lang der Treue Ränke widerſtreben,
Um alten Plunder kleinlich feſtzuhalten,

So lange man der Deutſchen Ehre ſchändet
Und gegen Einheit ſich ans Ausland wendet,
Wird, deutſches Volk, dein Bund ſich nicht geſtalten.

In Betreff ſeiner politiſchen Parteirichtung iſt vor allem bemerkenswert, daß der Dichter zwar den konſervativen Anſchauungen zuneigt, aber die Berechtigung der liberalen Forderungen

der Zeit nicht verkennt und deshalb auch den guten Kern der Volksbewegung von 1848 ausdrücklich betont, ohne freilich mit diesem Bekenntnis in der Oeffentlichkeit hervorzutreten. Am schönsten hat er dieses klare Verständnis seiner Zeit bekundet in dem Gedicht „Censur", das er im Jahre 1843 schrieb, als man ihm bei der Regierung in Breslau das Amt des Censors aufnötigen wollte:

Censur! — Censur! Censur! — und stets Censur!
Das ist die Losung dieser bangen Tage.
Nun ist sie gar mir Armen auf der Spur,
Daß ihr Panier durch Stadt und Land ich trage.
Censiert zu werden — ich ertrug es noch;
Nun soll ich aber selbst den Censor machen.
Im starren Trotz ermann' ich mich jedoch
Und werf' den Stift dem Scheusal in den Rachen.

Und wollte man mit Gold mir jeden Strich,
Vom Stift geführt durch dreiste Zeilen, decken,
Ich riefe laut: Dies Gold ist nicht für mich,
Eh' wählt' ich mir den Bettelsack und Stecken!
Und habet ihr zu zwingen mich die Macht
Und achtet nicht auf Bitten und Beschwerden,
So seid gewiß, schon in der nächsten Nacht
Sinnt ihr darauf, mich wieder los zu werden.

Mein Theuerstes ist mir mein offner Sinn,
Mein Heiligstes die Freiheit der Gedanken,
Die volle Wahrheit nur ist Weltgewinn,
Sie widerspricht im edeln Recht den Schranken.
Censur ist Lüge vor dem Tribunal,
Dem gottgegebenen, der Weltgeschichte,
Ihr schmählich Werk ist nur ein Dienst des Baal,
Verfallen bald dem strengen Weltgerichte.

„Schweig'," sagt ihr mir, „wir stehen am Vulkan,
Der grollend droht in Flammenwut zu walten,
Die freie Presse macht dem Ausbruch Bahn,
So muß Gewalt die Presse niederhalten!"
Ihr Thoren ihr! Was habt ihr für Gewalt,
Den Geist der Zeit, der riesig wächst, zu zwingen?
Ringsum bedrängt, entgeht euch selbst der Halt,
Schon halb gelähmt, wollt ihr mit Riesen ringen!

Mit nächstem kommt, was einmal kommen muß,
Und der Vulkan bricht nächstens aus in Flammen.
Der Boden bebt schon unter eurem Fuß,
Bald stürzt der Zwinger, den ihr baut, zusammen.
Dann weicht Gewalt der höheren Gewalt,
Das kleine Rüstzeug schwimmt auf Lavawellen,
Wo bleibt dann die Censur? — Sie wird alsbald
Die Kraft des Ausbruchs in die Lüfte schnellen.

Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt —
Doch wenn man mich zur Gruft wird künftig tragen,
So sollen nicht, um Alles in der Welt,
Von mir errötend meine Kinder sagen,
Daß ich die Ford'rung meiner Zeit verkannt
Und Werkzeug war, den Völkergeist zu knechten,
Sie sollen Den, so Vater sie genannt,
Mit edlem Stolze zählen zu den Echten.

In der Literatur- wie in der Nationalgeschichte der vormärzlichen Zeit wird diese poetische Verwahrung eines echten preußisch-deutschen Patrioten dem edlen Dichter stets zur Ehre gereichen.

---

3. Fürst Lynar.

Rochus Otto Wanderup Heinrich Fürst zu Lynar, aus einem ursprünglich italienischen, Ende des 16. Jahrhunderts in die Mark Brandenburg eingewanderten Geschlecht, geboren am 21. Februar (nach andrer Angabe 13. April) 1793, gestorben am 10. (9.) November 1860 zu Dresden, ließ im Jahre 1843 bei F. A. Brockhaus in Leipzig einen Band „Gedichte" erscheinen, dem wir ein vom 4. September 1842 datiertes Gedicht: „Der Kölner Dombau" entlehnen:

Horch, Deutschland, auf den Hammerschlag,
Der heut erschallt am Rhein,
Er läutet einen Feiertag
Für dich, mein Deutschland, ein.

Denn heut setzt die erwachte Zeit,
Die, was ihr frommt, erkennt,
Der großen deutschen Einigkeit
Ein ew'ges Monument.

Die beste Stadt am schönsten Fluß
Nenn' ich: das deutsche Rom,
Und jeder blickt mit stolzem Gruß
Nach Köln mit seinem Dom.

Dort wird der Einheit ein Symbol
Gebaut zum Himmel an,
Das dem Jahrtausend künden soll,
Was Deutschland will und kann.

Das Große kanns vollbringen noch,
Und einig will es sein.
Nicht dulden eines Fremden Joch
An seinem deutschen Rhein.

Drum stellt es einen Riesen auf,
Der wachsam um sich schaut
Und selbstbewußt im Zeitenlauf
Auf deutschen Mut vertraut.

Drum baut's in edler Leidenschaft
Den Dom, mit Stolz erfüllt,
Der deutschen Größe, deutschen Kraft
Versteintes, hehres Bild.

Und von des Domes höchstem Ort
Strahl' nun für alle Zeit
Ein neuer Nibelungenhort:
Der Schild der Einigkeit!

---

4. H. F. Maßmann.

Zu den gesinnungstüchtigen Versschmieden, die ohne wahren dichterischen Beruf ihre patriotischen Gefühle in metrischer und gereimter Form auszusprechen sich gedrungen fühlten, gehörte der als Germanist und Turnlehrer hochverdiente und vielgenannte, von Heine mit billigem Spott verfolgte Hans Ferdinand Maßmann. Geboren zu Berlin am 15. August 1797, nahm er 1814 als freiwilliger Jäger am Feldzug gegen Frankreich, hierauf als Stu-

dent an den burschenschaftlichen Bestrebungen Anteil und war später, von 1826 bis 1842 in München, nachher in Berlin als Universitätsprofessor thätig. Er starb zu Muskau am 3. Aug. 1874.

Im Jahre 1841 erschienen mehrere seiner Gedichte in der Sammlung der „Wächterlieder am Rhein" (Schweinfurt, bei Christoph Wetzstein); eines davon behandelt „Die Festungen am Rhein" und beklagt namentlich die damalige Lücke gegenüber Straßburg, „wo leider wälsches Banner weht". Einigen Trost findet der patriotische Dichter an der Landwehr; sie sei

„der Sturm im Lande,
Der brauft zu dir, o Vater Rhein,
Und bricht durch Straßburgs Schanze
Und pflanzt auf Erwins höchsten Stein,
Den einst sie wollten stürzen ein,
Die deutsche Siegeslanze."

Im „Morgenblatt" von 1841 (Nr. 61) veröffentlichte Maßmann ein zweites Zeitgedicht:

„Der Dom zu Köln":

In dem hohen Kölner Dome
An dem heil'gen deutschen Strome
Steht der Sitz des Bischofs leer:
Sitz des Segens und der Predigt,
Sollst du ewig sein erledigt?
Findet sich kein Hirte mehr?

Alten Haß und neue Fehde
Lud man auf der Kölner Rhede
In das lecke Schiff der Zeit:
Und es lief wie wildes Feuer
Wie ein fressend Ungeheuer
Durch das Vaterland der Streit.

Und die Völker in der Runde
Staunten ob dem deutschen Bunde,
Ob dem neuen Riß im Reich:
Diese schürten, jene lachten,
Weil sie alter Träume dachten,
Alter Zeiten beutereich.

Doch die große Gnade Gottes
Nahm die Schmach des Völkerspottes
Von uns bald und wunderbar;
Denn er ließ die alten Grauen
Uns im welschen Spiegel schauen,
Daß die Augen wurden klar.

Dort am heil'gen deutschen Strome,
In dem hohen Kölner Dome,
Wo entbrann der neue Streit,
Laßt uns nun in sel'gen Reuen
Unsern alten Bund erneuen
Recht in Grundeinmütigkeit.

Keiner wird vor Gott bestehen,
Der nicht mag versöhnt eingehen
In den heil'gen Dom der Zeit;
Und der mächt'ge Strom des Lebens
Ueberflutet, wer vergebens
Mit dem Lichte bleibt im Streit.

Kommt zur Buß', ihr deutschen Brüder,
Heil'ger Volksgemeinde Glieder,
Schwört zum Bunde alt und neu:
Most, Jahrtausende gekeltert,
Welterquickend, nie geältert —
Trinkt: sein Nam' ist deutsche Treu!

Und zum ew'gen Bundeszeichen
Laßt des Domes Felseneichen
Endlich wölben sich zum Wald.
Hand an's Werk! es wird gelingen!
Lasset frisch die Meißel klingen,
Daß es durch die Berge schallt!

Helft, ihr Knaben, Knäufe hauen,
Sammelt Gaben, holde Frauen;
Wer versagt wohl eurer Hand
An der Isar grünen Gründen,
Und wo Eider, Elbe münden,
Bis zum fernen Memelstrand?

Schließe bald, o Gotteshalle,
Deine Mauern, daß wir Alle
In dir können beten gehn,
Doch wir warten nicht und schauen —
Innen beten, außen bauen,
Daß wir ganz vor Gott bestehn.

Wachst, ihr kühnen Zwillingstürme,
Und in später Zukunft Stürme
Leuchtet als der Eintracht Bild;
Daß im Schooß des neuen Bundes
Alle preisen Eines Mundes
Wir den Einen Hirten mild.

Wort der Lieb' und des Vergebens,
Felsenwort des ew'gen Lebens,
Ström' in Aller Herzen ein,
Daß zu pfingstlicher Verständnis
Jedes kirchliche Bekenntnis
Möge wohlgerüstet sein.

Alles harrt der heil'gen Weihe:
Deutscher Glaube wird der Laie,
Deutsche Treue Priester sein.
Und die Völker werden kommen
Zu dem Stern, der neu entglommen
In dem Dom zu Köln am Rhein.

---

5. Arnold Ruge.

In seinem Taschenbuch „Poetische Bilder aus der Zeit" (Leipzig 1847) hat sich der zur politischen Bewegung der Vierziger Jahre kräftig mitwirkende Philosoph und Publizist Arnold Ruge — geboren zu Bergen auf Rügen am 13. Sept. 1803, gestorben zu Brighton in England am 31. Dez. 1880 — mit ein paar Distichen auch als Dichter eingeführt:

1. An die Schleswiger.

Edelste Männer, ihr wollt zum Bunde der Deutschen gehören?
Also verzweifelt ihr nicht, daß uns der Bund noch gelingt?

2. Dänemark und das Herzogtum.

Nur Souveräne sind frei, ihr solltet euch reiflich bedenken,
Dänemark wird es vielleicht, nimmer ein Herzog es sein.

---

6. O. F. Gruppe.

Von Otto Friedrich Gruppe, dem verdienstvollen Philosophen, Aesthetiker, Literarhistoriker und Publizisten, der, zu Danzig am 15. April 1804 geboren, als Professor in Berlin eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltete und daselbst am 7. Januar 1876 starb, können wir ein aus dem Jahre 1841 stammendes patriotisches Gedicht mitteilen, das bisher noch nicht gedruckt war:

Der Wanderer.

Mir folget, was ich will vergessen,
Bis in des Waldes Einsamkeit:
Ein Fürst, schwungvollen Geistes, dessen
Ein Volk sich und die Welt erfreut —
Sie sagen, daß die Zunft der Schmeichler
Den hellsten Stern der Kron' ihm stahl —
Des Volkes Herz ein Raub der Heuchler!
O traure mit mir, Berg und Thal!

Mir folget, was ich will vergessen
Bis in den fernsten tiefsten Wald,
Ich habe weiten Weg durchmessen,
Jetzt sink' ich nieder müd und kalt.
Der graue Himmel regnet wieder —
Nicht werd' ich den Gedanken los,
Und Mannesthränen fließen nieder
Verloren in das feuchte Moos.

Ich hebe weiter mich von dannen,
Die öden Berge klimm' ich an,
Und klag' es einsam nur den Tannen,
Was nicht mein Herz vergessen kann!
Es schwebt der Weih ob düstern Klüften,
Dem ruf' ich's, was mein Ruf vermag —
Sag's einem Adler in den Lüften,
Daß der vielleicht es weiter trag'. —

Aus den „Deutschen Xenien", die unter dem Namen „Gustav Adolf Schmidt" in Gruppe's Musenalmanach von 1851 gedruckt sind, die aber von Gruppe aus dem Jahre 1850 herrühren, mögen folgende hier eine Stelle finden:

Alles Traum nur und Rausch? Wir glaubten ein einiges großes
Deutschland — aber dem Rausch folget ein wüstes Gefühl.

Zweimal wälzten wir an den Felsblock gegen den Gipfel,
Zweimal rollt er hinab — sei es zum dritten gewagt!

Wenn der Löwe die Beute verfehlt, nicht springt er zum zweiten;
Heget der Adler auch eben dieselbe Natur?

Kommen wird es, was kommen muß, wir können's nicht wehren,
Aber es stehet bei uns, wann und wie teuer es kommt.

O verblendet Geschlecht, ihr flieht die einzige Rettung,
Vor dem Retter erbebt ihr in erbleichender Furcht.

In drei Tagen des Kampfes wardst frei du vom Joche des Westreichs,
Aber des Ostreichs auch, kämpfend der Jahre so viel?

O Verblendete, was ihr habt, zu verlieren verdient ihr,
Weil ihr zu missen euch sträubt, was ihr besessen noch nie.

---

7. Wilhelm Wackernagel.

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel, geboren zu Berlin am 23. April 1806, als Dichter wie als Sprachforscher und Literaturkenner ehrenvoll bekannt, wird öfters den Schweizern beigezählt, da er seine reiferen Jahre, von 1833 an, nach vergeblichen Versuchen, in der preußischen Heimat eine entsprechende Stellung zu finden, bis zu seinem Tode — 21. Dez. 1869 — zu Basel verlebte, wo er als hochgeschätzter Universitätslehrer und im öffent-

lichen Dienste des Freistaats wirkte. Als politischer Dichter hat er in seinen „Zeitgedichten" (Basel, 1843) den deutschen Standpunkt festgehalten, so daß er mit vollem Recht den preußisch-deutschen Landsleuten einzureihen ist. Von den Beiträgen Balthasar Rebers zu den „Zeitgedichten" wird bei den rheinländischen Dichtern die Rede sein.

Die Zeitgedichte Wackernagels tragen großenteils ein realpolitisches Gepräge und knüpfen mehrfach sehr geschickt an historische Vorgänge von nationaler und internationaler Bedeutung an. Zum Belege seien folgende Beispiele angeführt:

Der Adler im Käfig.

Germania, zu keckem Hadern
Ermanne dich, o Weib!
Noch unterbunden sind die Adern
An deinem Riesenleib;
Noch an der Ströme Munde
Stehn Fremdling' in der Runde:
Erhebe dich! vertreib, vertreib!

Schau, wie mit goldgemengtem Sande,
Mit flüss'gem Rebengold
Der Saum an deinem Prachtgewande,
Der Rhein zu Thale rollt,
Bis ihn die Düne bettet:
Da liegt er schnöd' umkettet,
Und jeder Tropfen wird verzollt.

Die Elbe dort mit blondem Haare,
Wohl reckt sie frei die Hand,
Und Segel wehn ihr, unzählbare,
Von Ost und West gesandt;
Doch muß sie mit Ergrimmen
Ihr sehn vor Augen schwimmen
Des Angeln Wachtschiff Helgoland.

Und dort umstellt von Reußenhorden
Das schöne Wälderkind,
Die Donau, die in breiten Borden
Fernab zu Sklaven rinnt:
Schau hin und schau's mit Zorne:
Schon ist an Einem Horne
Bestrickt Europens blödes Rind.

Wohlauf, wenn noch ein keckes Hadern
Dich freudiger durchblitzt,
Wohlauf mit brausenden Geschwadern,
Mit Zung' und Schwerten itzt!
Nie kannst du freier werden,
Derweil mit Knechtsgeberden
Dein Adler so im Käfig sitzt.

Zur Millenniumsfeier des Vertrages von Verdun (1843) wendet sich der Dichter „An die Redseligen" mit folgender Mahnung:

Singen, Klingen, Schwätzen,
Monumente setzen,
Das in deutschen Landen
Geht euch flink von Handen:
Meinet ihr als Gottes Affen
Mit des Wortes Klang,
Meinet ihr mit Sing und Sang
Eine Welt zu schaffen?

Auf und unterm Throne,
Mit der Kron' und ohne,
Könnt ihrs denn nicht lassen,
Reden abzufassen,
Nun, so bleibt doch bei der alten
Deutschen Mannsnatur,
Nicht zu halten Reden nur,
Nein, auch Wort zu halten!

Solls euch wohl gerathen,
Auf, versuchts mit Thaten!
Laßt einmal in Handeln
Sich das Wort verwandeln!
Denkt des Vaters und der Väter,
Macht's wie der und die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Drum, mein lieber treuer
Deutscher, wenn du heuer
Gehst am grünen Rheine
Hin zur Volksgemeine,
Die von Liedern überbrausend,
Redensarten voll,
Feierlich begraben soll
Deutschlands erst Jahrtausend,

Dich und all' und jeden
Bitt' ich: macht dem Reden
Endlich dann ein Ende,
Brauchet Herz und Hände,
Alte Schulden heimzuzahlen;
Nicht daß ihr erkennt
Etwa gar ein Monument
König Karl dem Kahlen:

Um dem schlauen Franken
Heute noch zu danken,
Daß er uns entschlüpfte,
Frei den Nacken lüpfte,
Von sich warf den deutschen Zügel
Und für tausend Jahr
Unserm Rhein, dem Felsenaar,
Brach den linken Flügel:

Nein du Ludwigsenkel,
Nimm das Schwert vom Henkel,
An des Feindes Grenzen
Geh' und laß' es glänzen;
Geh' und denke, wie zu schlingen
In der Kette Bund
Das verlorne Glied Burgund,
Elsaß, Lotharingen!

Fordre heim die Länder,
Deutscher Schande Pfänder!
Heische wieder, heische
Fleisch von deinem Fleische!
Sag' es kurz und denk' der Väter,
Mach's getrost wie die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Unter dem Stichwort „Herrentausch" bemerkt der realpolitische Poet zum Tauschvertrag zwischen Oldenburg und Dänemark, der auch Hoffmann von Fallersleben zu ähnlicher Kritik Anlaß bot:

Wie doch über Nacht verändern
Kann sein Herz ein Unterthan!
Heut gehört er diesen Ländern,
Morgen wieder jenen an.

Heute spürt er ganz begeistert
Nichts als Oldenburger Mark,
Morgen früh wird er gemeistert
Und beglückt von Dänemark.

Heute für den Herrn der Dänen
Weit gen Norden schlägt sein Herz;
Morgen mit der Liebe Thränen
Blickt und fleht er Hunte-wärts.

Denn es schrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauschvertrag.

Solch ein Handel, solch ein Wandel
Hat mich aber nie erbost:
Ist's kein schnöder Seelenhandel,
Nun, so ist's ein guter Trost:

Daß die Herrn schon selber schätzen
Herrenrecht für Kleinigkeit,
Wenn nur der vertauschte Fetzen
Bleibt am gleichen großen Kleid;

Selber die unzweifelbare
Klare Wahrheit räumen ein,
Kleines Land sei kurze Waare,
Aber groß der Zollverein;

Selbst gestehn, man könne tauschen
Herrn um Herren so bequem
Und dem einen heute lauschen,
Morgen aber lauschen dem;

Wie man auch in einem Zimmer
Tauscht die Bilder an der Wand
Ohne Schaden, weil ja immer
Bleibt das Haus im gleichen Stand.

Aus dem Kranze von Sonetten seien ein paar Blätter ausgewählt:

Gewahr' ich, Deutschland, wie an deinen Küsten
Sich Englands stolze Segel blähn und bauschen,
Damit du mögest Spinngeweb' ertauschen
Und Holz dafür zu neuen Kielen rüsten;

Gewahr' ich dich, an deren Mutterbrüsten
Dies Volk zuerst vernahm des Meeres Rauschen,
Wie du den Wellen magst geruhig lauschen,
Und dich ergreift kein Sehnen, kein Gelüsten.

So mahnst du mich der guten treuen Henne,
Die sorglich ausgebrütet Enteneier
Und nun die Jungen plätschern sieht im Bade.

Was hilft ihr, daß sie auf und niederrenne?
Die Küchlein schwimmen frei und immer freier
Und spotten noch der Mutter am Gestade.

Zur hessischen Steinablagerung vor dem nassauischen Hafen Biebrich (vgl. o. S. 30) bemerkt der Poet:

Sie haben viel vom freien deutschen Rheine
Gesungen in Theatern, Gassen, Schenken,
Da konnte keiner sich und Pferde tränken,
Er sang das Lied bei Wasser, Thee und Weine.

Die guten Steine schwiegen noch alleine:
Sie mögen gern sich auf ein stilles Denken,
So lang die Menschheit also lebt, beschränken,
Doch endlich schrieen auch darein die Steine.

Sie stießen ab von Mainz auf hundert Kähnen,
Und sprangen drüben, daß der Rhein sich staue,
Hinab, hinein und übten gar ein Lärmen.

Da blieb am Land kein Wasser mehr als Thränen,
Denn Nassau war nun eine Trockenaue —
Auf, lasset uns vom freien Rheine schwärmen!

Vortrefflich in seiner schlagenden Dialektik ist das Sonett an Herwegh:

Ritter Georg, dich selber möcht' ich fragen,
Mir bleibt es unklar: bitte, sag' mir's klärlich,
Wonach dein Herz begehrt so höchst begehrlich
Und was dann kommen soll nach diesen Tagen.

„Ein Kaiser, hoch auf deutschem Schild getragen" —
Da paßt dein „Vive la république" schwerlich;
„Verbrüderung mit Frankreich, treu und ehrlich" —
Wie? Schriest du nicht: auf Frankreich losgeschlagen!?

Dir selbst aufs Maul geschlagen hast du, Lieber!
Und rechn' ich ab, so bleibt am letzten Rande
Kein groß und schmeichelhaft Summa Summarum.

Im besten Fall ein hitzig Nervenfieber,
Darin du phantasierst von Mord und Brande
Zu schöner Vers' und Phrasen Lirum Larum.

Echt volksmäßig berührt das Lied:

„Die Freiheit und das Himmelreich":

Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben,
Die was nur halb ist, allsogleich
Zum Königtume salben.

Die wissentlich und frevelhaft
Halbwachsne Geister bleiben
Und Werke ganzer Manneskraft
Sich unterstehn zu treiben.

Die keinen Himmel über sich,
Den Gott in sich nur kennen
Und so in Halbheit ewiglich
Vom Himmelreich sich trennen.

Die Freiheit wollen ohne Recht,
Recht wollen ohne Sitte,
Und so ein ewig halb Geschlecht
Stehn bleiben in der Mitte.

Die halben Augs Maulwürfen gleich
Nur stets im Zwielicht gruben:
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Buben.

8. Hermann Marggraff.

Hermann Marggraff, geboren 1809 am 14. Sept. zu Züllichau, gestorben zu Leipzig am 11. Febr. 1864, als Publizist unermüdlich thätig, machte sich auch als politischer Dichter im besten Sinne charakter- und maßvoll um Vaterland und Fortschritt hochverdient. Als Muster seiner patriotischen Lyrik mögen die nachstehenden Gedichte dienen:

Vorwärts! Rückwärts! Stehen bleiben!

Vorwärts! rufen laut die Einen,
Vorwärts durch die Finsternis,
Mit Zernagen und Verneinen,
Mit des Zweifels Drachenbiß,
Mit des Zornes scharfer Kralle,
Mit des Hasses gift'gem Hauch!
Die Paläste — tilgt sie alle!
Und die Tempel — tilgt sie auch!

Kein Gebet mehr, keine Psalmen!
Gottes- nicht, nur Pöbelgunst!
Was da galt, das laßt verqualmen
In des Aufruhrs wilder Brunst!
Blut ist unsrer Zukunft Dünger,
Blut der Völkerwohlfahrt Kitt,
Blut der Freiheit Wiederbringer,
Blut der Weltgeschichte Schritt!

Rückwärts! rufen laut die Andern,
Sei der Schlachtruf, sei der Eid!
Rückwärts, rückwärts müßt Ihr wandern!
Rückwärts liegt die goldne Zeit,
Wo Geburts- und Vorrecht siegte,
Blind war das gemeine Recht,
Herr, wer kriegte — Sklav, wer pflügte
Und leibeigen jeder Knecht!

Volk — welch blinde dumme Masse!
Voller Schwielen, voller Schmutz!
Nur, damit man schwelg' und prasse,
Als ein Pfühl und Polster nutz!
Laßt uns doch die Bauern schinden,
Wie man eh'mals sie noch schund!
An die Kette laßt uns binden
Den gefräß'gen, tollen Hund!

Sich gedulden! Stehen bleiben!
Ist der Dritten Forderung.
Laßt uns nur nicht weiter treiben
Unsers Geistes Kraft und Schwung!
Weit genug sind wir gekommen,
Ach uns dünkt: schon viel zu weit!
Niedersitzen wird uns frommen,
Still zu stehen ist nun Zeit!

Angelangt sind wir im Hafen,
An dem sichern Ankerplatz!
Laßt uns nun ein wenig schlafen,
Schlafend hüten unsern Schatz!
Apportiert ein guter Pudel,
Streichelt doch der Herr das Tier,
Und ein weniges Gehudel
Dulden wir ja gern dafür! —

Rückwärts! Vorwärts! Stehen bleiben!
Rückwärts in die Geistesnacht,
Vorwärts in ein blut'ges Treiben,
Stehen bleiben mit Bedacht!
Und der Weltgeist lenkt die dumme
Welt der Widersprüche fort,
Stellt die Posten dieser Summe
All' an den gehör'gen Ort!

Von echt poetischem Gefühl und tiefer politischer Einsicht zeugt der Sonettenkranz

„Deutschland an Straßburg"

(bei der Nachricht von der beschlossenen Errichtung eines Denkmals zum Gedächtnis der Einverleibung in Frankreich):

1.

Du meiner allerschönsten Töchter eine,
So voll und straff an jeglichem Gelenke,
Umgürtet stolz mit schmuckem Wehrgehenke,
Stadt Straßburg, hochgebietend längs dem Rheine!

Du Kleinod stets in meines Herzens Schreine,
Einst mir geraubt durch schnöde welsche Ränke,
Du fragst, warum ich mich so tief doch kränke,
Warum ich klagen muß, warum ich weine?

Und doch muß ich so traurig mich geberden,
Seitdem du mir den süßen Trost entrissen,
Der mich allein nicht ließ zu Schanden werden:

Den Trost, daß treu und deutsch noch dein Gewissen,
Daß mir gehöre deines Herzens Klopfen,
Daß noch von meinem Blut in dir ein Tropfen!

2.

Ein Mal der Schmach, um dich und mich zu schänden,
Kein Ehrenmal, gedenkst du aufzubauen,
Drauf Frankreichs stolzes Conterfei zu schauen,
Dein Wappenschild umklammernd mit den Händen!

Erzittert nicht dein Dom in seinen Wänden?
Wird er nicht zornig seine altersgrauen
Turmquadern, die sich in die Lüfte stauen,
Vernichtungsschwer auf dich herniedersenden?

Sein Riesenleib, von deutscher Zucht und Sitte,
Beginnt im Zorn sich wundersam zu recken
Und wiegt den Knauf und neigt sich in der Mitte:

Als woll' in wildem Grimm er von der ersten
Bis zu der letzten Mauerschicht zerbersten
Und mit den Trümmern deine Schmach bedecken.

3.

Das Fremdjoch knirschend tragen die Sarmaten,
Die Fäuste ballend drohn sie ihren Bütteln,
Bekämpfen stetig sie mit allen Mitteln,
Und Waff' und Wehr wird ihnen Hack' und Spaten.

Doch du thust nicht, wie sie und andre thaten,
Dich sieht man nicht an deinen Fesseln rütteln,
Nein, des Erobrers Hand voll Inbrunst schütteln,
Und was er thut, das nennst du wohlgeraten.

Du, abgelöſt von deiner Mutter Rumpfe,
Verherrlichſt nun des fremden Volks Triumphe
Und hilfſt ihm winden ſeine Siegsguirlanden.

Du hilfſt ihm bau'n an ſeinen Ehrenpforten,
Du ſchmiegſt dich freundlich lächelnd deinen Banden,
Du ſprichſt mit ſeinen, nicht mit deinen Worten.

4.

Die Ketten, die mit Frankreich dich verſchlungen,
Du nennſt ſie ſanft und zart gleich ſeidnen Schnüren,
Und Palaſtpforten deine Kerkerthüren,
Und leiſen Wunſch, was man dir aufgezwungen.

Zwar wild wie Frankreich hab' ich nicht gerungen,
Der Freiheit Glut zur Feuersbrunſt zu ſchüren
Und die geheimſten Tiefen aufzurühren
Im Kampf der alten Mächte mit den jungen.

Doch in der Zeit zerwühlte Furchen ſenkt' ich
Die Saat der Freiheit, der vernünftig wahren,
Und ſelbſt mit Blut den jungen Samen tränkt' ich.

Und wenn dann einſt am Tage Allerſeelen
Sich meiner Kinder Reih'n zuſammenſcharen
Auf meinen Ruf — wirſt du allein mir fehlen?

5.

Sprich ſelbſt, ob du nicht mit gekrümmtem Rücken
Stets aufgehorcht, wenn dir Paris geboten?
Sind doch des Reichs Provinzen nur Heloten,
Die vor der Seineſtadt ſich ſklaviſch bücken.

Und was ſie bietet, nimmſt du mit Entzücken
Und ſchwörſt den Weißen jetzt und dann den Roten,
Dann einem trotzig eiſernen Despoten,
Dem du dein Blut leihſt, and're zu erdrücken.

Und deine Söhne ſieht man dich in Menge
Zu Frankreichs Ruhm nach der Melidſchah ſenden,
Daß ſie der Wüſte Brand zu Tode ſenge.

Du, Vorſtadt nur der rieſ'gen Metropole!
Geſtreichelt glaubſt du dich von weichen Händen,
Wenn auf dir ruht der Herrin ſchwere Sohle.

6.

Du warſt ſo deutſch im Mark und im Geblüte,
Als du voll heißer Inbrunſt noch gehangen
An Taulers Mund, wenn auf des Prieſters Wangen
Ein Widerſchein des innern Lichts erglühte;

Als über ihrer Zeiten Sündenblüte
Brandt, Geiler, Murner ihre Geißel ſchwangen
Und Fiſcharts üpp'ger Geiſt mit ſeltnem Prangen
Rings um ſich wunderſame Funken ſprühte!

Hand drauf! So lang noch einer deiner Söhne
An meinen Strahlen seinen Geist entzündet
Und seinen Schein entlehnt von meinem Scheine;

So lang noch einer die geliebten Töne
Der Muttersprache zum Gedichte ründet —
So lang und länger noch bist du die Meine!

Ehrenmale für den Dichter wie für den Politiker sind auch die folgenden Mahnrufe vom Jahre 1850:

An die Schleswig-Holsteiner.

Wenn dich die ganze Welt verläßt,
Noch bist du nicht verlassen,
Hältst du nur an dir selber fest,
Du Volk der Angelsassen!
Volk, das vordem an manchem Tag
Mit Armbrust und mit Bolzen,
Mit Schwerterschwung und Keulenschlag
Den Feind hinweggeschmolzen!

Verzage nicht, du kleine Schar,
Mag auch, von Grimm geschwollen,
In seiner Hofburg dir der Zar,
Der Freiheit Erbfeind, grollen!
Ist legitim auch nimmermehr
Das Königsweib Rasmussen,
Hängt doch am dän'schen Vetter sehr
Der Selbstherr aller Russen.

Verzage nicht an deinem Hort,
Wenn auch, was er versprochen.
Der „edle Lord" so rasch sein Wort
Dir frevelhaft gebrochen,
Wenn England, das am Völkerraub
Sich satt und voll gesogen,
Für jeden Ruf der Ehre taub
Dich treulos hat betrogen!

Verzage nicht an deinem Sieg
Und deiner Heerstandarte,
Führt gegen dich geheimen Krieg
Auch Ludwig Bonaparte,
Der sich des Oheims Neffen nennt
Und der doch nur ein Zwitter,
Halb Fürst und Prinz, halb Präsident,
Halb Don Quixote, halb Ritter.

Verzage nicht, wenn Oestreich schon
Sich mit dem Feind verschworen,
Mit Christians des Achten Sohn,
Dem königlichen Thoren!
Verzage nicht und bleibe stark
In deiner edlen Fehde,
Schafft heimlich auch für Dänemark
Der Normann und der Schwede!

Verzage nicht ob dem Verrat
Der deutschen Kleinmonarchen,
Nicht ob der bösen Lügensaat
Der mächtigen Pentarchen!
Schwelgt, Löwen,*) Euch im Kampfe satt
Und schüttelt Eure Mähnen!
Und brenne, Holsteins Nesselblatt,
Tief bis ins Fleisch des Dänen!

An Preußen.

Eine verlorene Stimme vom März 1850.

Gürte mit dem Schwert die Lenden,
Preußen, und das Reichspanier
Greif' es straff mit nerv'gen Händen!
Schwing' es hoch, wir folgen dir!
Schwing' es hoch und lass' es wallen
Ueber Deutschlands Marken frei,
Stolz und frei, damit es Allen
Ein Verbrüd'rungszeichen sei!

Denke von dir selbst nicht niedrig,
Denke tapfer, trotzig, kühn!
Denke wie dein großer Friedrich,
Wie sein Ahn bei Fehrbellin!
Denk' an Roßbach und an Leuthen,
Zorndorf, Prag und Lowositz!
Denk' an deiner Söhne Streiten
Bei Laon und Dennewitz!

*) Das Wappen Schleswigs bilden zwei „leopardierte" Löwen, das Holsteins ein Nesselblatt.

An das luſt'ge Schlachtgeraſſel
Längs der Katzbach jähem Rand,
Wo im donnernden Gepraſſel
Deines Feindes Hoffart ſchwand!
Denk' an Leipzigs blut'gen Acker,
Wo dem feindlichen Geſchoß
Bei des Dörferbrands Geflacker
Preußiſch Blut in Strömen floß!

Denk' an jenen Tag der Ehren,
Als der Ruf nach dir geſchah:
„Wollte Gott, die Preußen wären,
Oder nur die Nacht erſt da!"
Kaum noch ſprachs der tapfern Britten
Hochbeherzter General,
Als ſchon kam herangeſchritten
Deiner Sturmkolonnen Zahl.

Denke dran, wie um die Wette
Jüngſt dein unerſchrocknes Heer
Mit gefälltem Bayonette
Stürmend nahm die Dänenwehr;*)
Wie es, ſtets an Mut dasſelbe,
Der Empörung üpp'ge Saat
Bald am Rhein, bald an der Elbe
Feſten Schrittes niedertrat.

Laß die ganze Welt in Waffen
Gegen dich gerüſtet ſtehn,
Laß am dunklen Werk ſie ſchaffen,
Dich der Ehre bar zu ſehn:
Stehe feſt und ruhig warte,
Wer ſich wider dich erklärt!
Eine Hand leg' auf die Charte
Und die andre leg' ans Schwert!

Gürte mit dem Schwert die Lenden,
Preußen, und das Reichspanier
Greif' es ſtraff mit nerv'gen Händen!
Schwing' es hoch! Wir folgen dir!
Denke von dir ſelbſt nicht niedrig,
Denke trotzig, tapfer, kühn!
Denke wie dein großer Friedrich,
Wie ſein Ahn bei Fehrbellin!

Von einem Bruder Hermann Marggraffs: Rudolf Marggraff wurde die Volksbewegung von 1848 in „Epigrammatiſchen Splittern" im Stuttgarter „Morgenblatt" mit ernſter Kritik begleitet. Die demokratiſchen Auswüchſe wurden von ihm bitter gegeißelt, die poetiſche Form — insbeſondere der ſchwerfällig überladene Bau ſeiner Hexameter — läßt viel zu wünſchen übrig. Noch zu den beſten ſeiner Diſtichen gehören folgende:

Deutſchheit.

Fehlt euch, was Geſinnung man nennt, nichts hat es zu ſagen,
Hängt nur die Fahne heraus! Steckt nur die Schleife euch an!

Farbig ſei dieſe wie jene, denn Farben wünſcht ja die Menge,
Daß ich deutſch geſinnt, zeigt die Kocarde am Hut.

6. Adolf Glaßbrenner.

Adolf Glaßbrenner, pſeudonym Brennglas, geboren in Berlin am 27. März 1810, geſtorben ebendaſelbſt am 25. Sept. 1876, von kleinbürgerlicher Herkunft, konnte ſich bald nach erreichtem

*) Das „Danewerk" (däniſch: „Dannevirke") in Süd-Schleswig.

zwanzigstem Lebensjahre dem literarischen Berufe widmen, in welchem er durch seine humoristische Begabung und gewandte Schreibart bald große Erfolge und ausgebreitete Beliebtheit erreichte. Insbesondere sein „Berlin, wie es ist und — trinkt" wurde überall populär und viel nachgeahmt. Als politischer Dichter trat er zuerst hervor mit dem Poem „Die jüngste Walpurgisnacht" (1842). Zwei Jahre darauf folgten „Verbotene Lieder eines norddeutschen Poeten" (anonym, Bern, Jenni und Sohn — die dritte Auflage erschien 1857 unter dem Titel „Gedichte"). Von politischer Bedeutung ist auch seine satirische epische Dichtung „Neuer Reineke Fuchs" (1846, Leipzig, Karl B. Lorck), eine geschickte Nachahmung der bekannten Tierfabel in gereimten jambischen Versen, die den absolutistischen Polizeistaat und die verrotteten Zustände des bundestägigen Deutschlands verspottet. Von 1840 bis 1848 lebte Glaßbrenner, mit der Schauspielerin Adele Peroni verheiratet, in Neustrelitz, die Bewegungsjahre verbrachte er in Berlin.

Glaßbrenners politischer Humor schillert in verschiedenen Farben. Ursprünglich ist er sehr harmlos. So schildert er z. B. die politisch Unentschiedenen unter der Spitzmarke „St!":

Die Zwitter und die Zitterer,
Die zischelten zusammen,
Ob's an der Zeit, die Despotie
Aus Deutschland zu verbannen.
Der Erste sagt: es müsse gehn;
Der Zweite sprach: es macht sich;
Der Dritte setzt die Brille auf
Und hat erst noch bedacht sich.
Der Fünfte sprach: 's ist noch nicht Zeit,
Die Fürsten sind dagegen!....

Ein andermal wird sein Humor zur Satire und zeigt selbst sarkastische und boshafte Gelüste. In einer Elegie auf den Tod des Herzogs von Orleans, der bekanntlich im Jahre 1842 bei einem Sturz aus dem Wagen mit dem Schädel gegen einen Stein geschleudert wurde und so den Tod fand, klagt der Dichter:

Dich, von den Prinzen unsrer Tage
Den edelsten vielleicht,
Dich — o gerecht ist unsre Klage! —
Hat schon der Tod erreicht!
Dich von Europas Prinzen allen,
Dich einzig faßt er an:
So viel' sind auf den Kopf gefallen,
Doch keiner starb daran!

Noch malitiöser sind seine mit zärtlicher Gutmütigkeit verbrämten

„Zwei Wünsche":

Ach, zwei Wünsche wünscht' ich immer
Leider immer noch vergebens.
Und doch sind's die innig-frommsten,
Schönsten meines ganzen Lebens!
Daß ich alle, alle Menschen
Könnt' mit gleicher Lieb' umfassen,
Und daß ein'ge ich von ihnen
Morgen dürfte hängen lassen.

In einem Gedicht „Armes Bayern" verhöhnt er den Mangel Bayerns an Dichtern mit einem billigen Ausfall gegen König Ludwig:

Mit den allerschönsten Typen
Auf dem saubersten Papier,
Reichversehn mit Partizipen
Gab dein König Ludwig dir
In die flehnd gestreckten Hände
Seiner Dichtungen drei Bände!
Für sechs Gulden nebst sechs Dreiern
Gab sie Allerhöchst selbst Er:
Armes Bayern, armes Bayern,
Keinen Dichter hast du mehr!

Wie Hoffmann von Fallersleben, dem er überhaupt in seinen „Liedern" vielfach in Inhalt und Form ähnelt, exemplifiziert er auch gern auf China, so z. B. singt er:

Die freieste Monarchie.

Sagen Sie, mein grundgelehrter
Herr Professer, wissen Sie:
Welche, auf der ganzen Erde,
Ist die freiste Monarchie?
China ist's! daß Sie's nicht wußten!
Und es liegt wahrhaftig nah!
Der beschränkteste von allen
Menschen ist der Kaiser da!

Eine „Geschichte von 18.." geißelt ähnlich wie bei Hoffmann die Verworfenheit des Censorberufs; in der Schlußstrophe heißt es:

Du Censor, du Henker, du Mörder, du Dieb!
Kein Mensch mag dich achten, kein Mensch hat dich lieb,
Für die Sechshundert Thaler!

In Glaßbrenners „Jüngster Walpurgisnacht" empfängt Faust den Censor mit folgendem Gruße:

„Giftkröte du! Verpeste nicht die Luft!
Verdammtes Aas! Nichtswürd'ger Schuft!
Die Hölle selbst speit dir ins Angesicht."

In der Polemik gegen den Adel thut sich Glaßbrenner nicht weniger gütlich:

„Wie sie plaudern rings und lachen, Er bleibt immer ernst und stumm,
Er hat zweiunddreißig Ahnen und ist ungeheuer dumm.
Weiter ist er nichts hienieden, doch ist sein Verdienst nicht klein:
Wenn er selig einst verstorben, wird er auch ein Ahne sein."

Direkt auf die Zeitereignisse und die preußische Politik gerichtet ist Glaßbrenners im Jahre 1847 erschienenes Büchlein: „April! Ein Gedicht. Den Deputierten des ersten preußischen Reichstags gewidmet." (Hamburg, bei Hoffmann und Campe.) Das „Gedicht" besteht aus zwölf kurzen „Gesängen" und einem „Schlußgesang" und schildert uns die Gedanken und Gefühle des Berliner Poeten bei dem am 10. April 1847 erfolgten Zusammentritt des „Vereinigten Landtags", von dem man in Preußen den

Beginn einer konstitutionellen Aera erwartete. Nach dem „frostigen Wind aus dem Reich aller Reußen" sollte nun der „Frühling aller Preußen" kommen. Auf dem vom Dichter zum Standpunkt gewählten Berliner Kreuzberg trifft er mit dem Berliner Wappentier, dem Bären, zusammen, und in dieser Gesellschaft läßt der Poet nun in der Geisterstunde die wilde Jagd mit allerlei Berliner und sonstigen preußischen Notabilitäten und „Mittelmäßigkeiten" vorüberziehen. Dabei fehlt es natürlich nicht an persönlichen Anspielungen und lokalen Scherzen, später auch nicht an allegorischen Betrachtungen in der Festzeit über die christlichen Ostern und Pfingsten. Ein Gebet im Berliner Dome bildet des „Sangs Finale", und

„Die Apostel Preußens gingen
Drüben nach dem Weißen Saale"

zur Eröffnungsfeier des Landtags.

Als Probe geben wir aus dem kleinen Epos den „Vierten Gesang":

Drüben liegt Berlin, die Wiege
Deutscher Zukunft, heut das alte,
Ruft ihm morgen schon sein König,
Daß es segnend sich entfalte,

Daß das schöne Haupt Borussia's
An der Maulsperr' nicht mehr leide,
Mit des letzten Censors Scheere
Sich den Weichselzopf abschneide,

Der Bureaukratie den Buckel
Bläue mit demselben Zopfe,
Seine Ohren den Gedanken
Des Jahrhunderts nicht verstopfe,

Fürder nicht das Brett der Philologen vor der Stirne trage,
Und das lichte Auge nimmer
Pietistisch niederschlage,

Aber singe seine Freiheit
Jubelnd, daß die Melodien,
Wie ein Himmelstrost in alle
Herzen aller Völker ziehen!

Aber singe seine Freiheit,
Daß der alten Kirchenhallen,
Steingehau'ne Mönch' und Pfaffen
Wüthend ihre Fäuste ballen!

Aber singe seine Freiheit,
Daß die morschen Zwinger fallen
Und sein jauchzend Hallelujah
Noch im Sturze widerhallen!

Aber küsse seine Brüder,
Die im Joch der Erde dulden
Und mit diesem Kuß der Liebe
Zahle seine alten Schulden!

Glaßbrenner versuchte sich im Jahre 1848 auch als Herausgeber eines periodischen Blattes. Seit dem 1. Mai 1848 erschienen unter seiner Redaktion, anfänglich einmal, später zweimal in der Woche, „Freie Blätter", eine illustrierte politisch-humoristische Zeitung, deren Zeichnungen von Theodor Hosemann und Wilhelm Scholz geliefert wurden. Als Mitarbeiter für das Blatt hatte Glaßbrenner den trefflichen Feuilletonisten Ernst Kossak gewonnen. Der Wahlspruch der „Freien Blätter" war: „Der Ernst ist Partei, der Humor steht über den Parteien, das Schöne allein ist wahr, der Staat sind Wir." Trotz des Guten, das in dem Blatte geboten war, hat dasselbe sein Entstehungsjahr nicht überdauert.

Im nächsten Jahre, wo sich die Wogen der Volksbewegung allmählich verliefen, folgte ein neues Büchlein: der „März-Almanach von Adolf Brennglas", mit Illustrationen von Th. Hosemann, W. Scholz u. A. Verlag von J. G. Mittler in Leipzig. Das Büchlein (94 Seiten) bringt die satirischen Betrachtungen des Autors zum Teil in prosaischer, zum Teil in poetischer Form. In letzterer namentlich überwiegt ein salopper, oft selbst läppischer Ton. Eine „Vision": „Der deutsche Kaiser" hebt im „ersten Gesange" an:

Den Fürstenbund seh' ich in Frankfurt am Main
Sehr weise beisammen. Was thut er?
Er wählt einen Kaiser von Deutschland sich
Mit Majorität, absoluter.

Der gewählte Kaiser, dem der geschmackvolle Name „Gottlieb der Erste" beigelegt wird, ist allerdings für den Dichter selbst bald nur ein Traumbild. Die „Vision" wäre besser ungedruckt geblieben.

Des Dichters würdiger und den Zeitverhältnissen besser angepaßt ist die Parodie: „Sehnsucht nach Rußland". Als Vorbemerkung zu deren vollem Verständnis diene, daß im preußischen Vereinigten Landtag ein Abgeordneter aus Pommern, Herr v. Thadden-Trieglaff, im Geiste russischer Staatskunst den Wunsch ausgesprochen hatte, bei Aufhebung der Censur neben der freien Presse doch auch den Galgen aufzurichten. Unser Dichter sagt nun:

Kennst du das Land, wo die Kartätschen blühn,
Wo dunklen Augs die Kaviarkörner glühn,
Ein feuchter Wind her von Sibirien weht,
Die Fichte still und hoch der Kantschu steht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, mein Thadden-Trieglaff, ziehn!

Kennst du das Haus, auf Schädeln ruht sein Dach,
Von Zähren glänzt des Zaren Goldgemach,
Kosaken stehn und grinsen so euch an:
Was hat man dir, du preuß'sches Kind, gethan?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, mein Thadden-Trieglaff, ziehn!

Kennst du das Land, wo noch Constitution
Befleckt nicht hat den alten Kettenthron,
Wo Sklaven liegen und der Galgen winkt
Jeglichem Sünder, der nach Freiheit ringt?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Geht unser Weg! O Thadden, laß uns ziehn!

Als Unterschrift setzt Glaßbrenner-Brennglas in bezeichnendem Pseudonym bei: „Schreck von Rothstift". Dergleichen Quiproquo's fand man zu damaliger Zeit besonders geistreich und wirksam.

Glaßbrenner-Brennglas wußte auch die in Buchdruckerkreisen beliebten Scherzspiele in Versetzungen von Ziffern mit entsprechender Wort- und Satzbildung geschickt zu handhaben. „Aus dem Tagebuche eines Berliner Arbeiters" gibt er z. B. einen artigen zeitgeschichtlich deutsamen Vers 1—10, wobei man es freilich mit der Orthographie nicht genau nehmen darf:

An Deutschlands baldger 1heit
Da 2fle ich noch sehr;
Ick jebe keinen 3er
4 diese Hoffnung her.
5 Nationalitäten
Sind wo 6 Deutsche stehn,
Die Alle abzu7,
Gebt 8, det wird nich jehn:
Viel sind dem 9 noch abhold
Vom Scheitel bis zu'n 10.

Im Jahre 1850 gab Glaßbrenner, von Berlin nach Neustrelitz zurückgekehrt, mit Daniel Sanders „Xenien der Gegenwart" heraus. Aus Mecklenburg ausgewiesen, wandte er sich nach Hamburg; mit der neuen Aera von 1858 aber kehrte er nach Berlin zurück, wo er dann mit besserem Erfolge als im Jahr 1848 bis zu seinem Tode die beliebte Berliner Montagszeitung herausgab.

---

10. Reinhold Solger.

Den politischen Lyrikern müssen wir einen Epiker beigesellen, der das preußische Junkertum in einem satirischen Heldengedicht: „Hans von Katzenfingen" zum Gegenstande seiner aggressiven Ausführungen gewählt hat. Der Verfasser des im Jahre 1845 erschienenen Epos war, wie wir Arnold Ruge's Druckschrift: „Die politische Lyrik unserer Zeit" (Leipzig, 1847) entnehmen, Reinhold Solger (geboren zu Stettin 1810, gestorben 1866), ein „Freund der Berliner Freien um Max Stirner." Eine Probe aus dem Heldengedicht zeigt, wie das Muster von Lord Byrons politischer Polemik dem pommerschen Dichter vorgeschwebt hat:

England, du hast gehämmert und geschmiedet,
Gestrickt, gemelket und geapportiert,
Gebohrt, geschürft, gekocht, gedampft, gesiedet,
Geschachert, -prachert, -wuchert, spekuliert,
Gelogen und betrogen unermüdet,
Geknechtet, blutgesogen, massakriert,
Verraten, wo sich nur Profit dabeifand,
Der Völker Frömmstes unter Gottes Beistand.

Schling', schling'! Du stachelst nur des Hungers Qualen
Und reizest nur zu heißrer Gier den Rachen,
Dich sätt'gen nicht Minister, nicht die Skalen,*)
Nicht freies Korn noch andre freie Sachen.
Schling', schling' dich fort bis zu der Grenze Malen,
Wo des Barbaren Doppeladler wachen,
Und da? — da heißt's: die Schwerter aus der Scheide!
Die Welt hat keinen Raum mehr für uns beide!

---

11. Wilhelm Jordan.

Neben dem Nestor von 1840, Ernst Moritz Arndt, steht ein um anderthalb Menschenalter jüngerer Nestor der Gegenwart: Wilhelm Jordan in der vordersten Reihe der kernpreußischen Dichter. Einer evangelischen Pastorsfamilie Ostpreußens entstammend, am 8. Februar 1818 zu Insterburg geboren, auf der Universität Königsberg bereits der politischen Bewegung näher getreten, hatte der geniale Dichter und Denker nach seiner Promotion die freie literarische Laufbahn gewählt. Durch das offene Bekenntnis seines philosophischen Radikalismus war er in Leipzig bald mit der sächsischen Regierung in Konflikt geraten, und gegen die oberflächliche Rhetorik des landläufigen Liberalismus trat er mit realpolitischen Forderungen energisch in die Schranken. Im Jahre 1848 von einem brandenburgischen Wahlkreise zum Abgeordneten ins Frankfurter Parlament gewählt, wurde er bei der Bildung eines Reichsmarineministeriums zur praktischen Mitarbeit zugezogen und als deutscher Marinerat auch nach der Wiederherstellung des alten Bundestages im Ruhestande belassen. Seit jener Zeit blieb Frankfurt sein Wohnsitz, doch machte er von dort nach seiner schöpferischen Neudichtung der Nibelungensage weite Reisen, um das Werk als Rhapsode allüberall zu Gehör zu bringen. Auch in der didaktischen, dramatischen und Romandichtung entfaltete Jordan eine reiche Thätigkeit.

In politischen und sozialen Zeit- und Streitfragen schon als junger Mann von zwanzig und einigen Jahren praktisch richtige Gedanken klar ausgesprochen zu haben, wie sie noch heute der mehr als achtzigjährige Greis mit gereifteſter Erfahrung als zielsichere Pfeile in die Umwelt einer dritten Generation versendet, ist gewiß das Zeugnis eines seltenen Genius. In Jordans Gedichten aus seiner ersten Periode begegnen wir wiederholt solchen Treffern. Indessen tragen natürlich auch seine frühesten Hervorbringungen das Gepräge der Zeitbewegung und ihrer Gärung; manches allzukühne Ueberschäumen findet in späteren gereifteren Dichtungen sein Korrektiv. Im Vorgefühl solcher

*) Das Ministerium Peel griff bei seinem Uebergang zur Ermäßigung der Zölle und zum Freihandelssystem zur Einführung der sogenannten „gleitenden Skalen".

Unvollkommenheit und ihrer relativen Wertschätzung hat der Poet jene Jugenddichtungen selbst als „Schaum" betitelt. *)

Gegen die Schablone der oppositionellen Tendenzlyrik wird schon im „Schaum" offen Front gemacht und ein gegensätzlicher Standpunkt sofort im Vorwort deutlich angekündigt:

Das ist nun schon seit etlichen Jahren
Bei allen Poeten ein tolles Gebaren,
Ein aufgeblasen titanisches Ringen,
Als wollten die Welt aus den Fugen sie singen . . .
Suchet die idealen Gesetze,
Treibt die gespenstische Freiheitshetze . . . . —
. . . . Ihr poetischen Paladine,
Kämpen der Freiheit mit ernster Miene,
Reitet als modische Don Quixote
Pegasus-Rosinanten zu Tode!
Reimet die Fibel der Liberalen,
Laßt euch mit billigem Lorbeer bezahlen,
Mit Toasten beim Zweckmahl, silbernen Humpen,
Reichen Fraun und Berühmtheit auf Lumpen.
Ich bin es satt dies Sisyphus-wälzen,
Dies Stolzieren auf Freiheitsstelzen,
Welche den eitlen poetischen Zwergen
Helfen die geistige Kleinheit verbergen! . . .

Jordan war schon als Student in Königsberg von dem stolzen Bewußtsein erfüllt, daß sein heimatliches Ostpreußen das Land des männlichen Charakters und des deutschen Liberalismus sei. Sein Ruf an Herwegh, 1842 im Herbst, spielt Königsberg, „die Stadt der reinen Vernunft", gegen Berlin aus, dem damals die Tänzerin Elßler die Köpfe verdrehte:

„Der Eitelkeit und der Genußsucht Dämon
Besessen hält dies üppige Korinth,
Hier aber, Herwegh, hier ist Lacedämon:
Wir rasen nicht, weil wir Spartaner sind."

Wie bei Hoffmann von Fallersleben spricht sich auch bei Jordan die Bitterkeit über den Wortbruch, dessen sich das preußische Königtum gegenüber dem von Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 gegebenen Versprechen einer konstitutionellen Verfassung schuldig machte, aufs unzweideutigste aus. In einem Gedichte „Ein Mann, ein Wort" heißt es:

Es kam die Stunde, der König rief,
Das Vaterland wurde gerettet.
Wohl lagen Tausend und Tausende tief
Bis zum jüngsten Tage gebettet,
Doch auf den Gräbern der Kinder stand

*) Die Sammlung erschien 1846 bei Ernst Keil u. Comp. in Leipzig. Schon vorher hatte er „Irdische Phantasien" und „Glocke und Kanone" herausgegeben.

Von Hoffnung leuchtend das Vaterland.
Wir hofften und ſchwiegen in feſtem Vertrau'n —
Vergeblich war Hoffen und Harren!
Wenn Völker auf Königsverſprechungen baun,
So macht man ſie ſicher —

„zu Narren", wird Jedermann zu leſen erwarten; ſtatt deſſen ſteht — ein bezeichnender ironiſcher Notbehelf gegenüber der vormärzlichen Cenſur

„ungemein glücklich."

„Ein König" ſprach mancher, „ein Mann, ein Wort!"
Man brachte die Narr'n ins Gefängnis fort.

Der Bauer erſtickt von des Zinſes Laſt
Und wird vom Hof gepfändet,
Die Fürſten gehn bei einander zu Gaſt,
Durch Pracht wird die Welt geblendet.
Hier fliegen Demanten den Lords an den Hals,
Dort wimmern Millionen nach Brot und Salz.

Wir aber ſitzen und ſchweigen ſtill
Und hoffen von Tagen zu Tagen,
Und kommt ſie niemals, die gnädige Bill,
Als Deutſche müſſen wir's tragen.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wozu auch hätten wir denn die Haut,
Mit der uns die Mütter gebaren?
Die ward uns Deutſchen nur anvertraut,
Um niemals heraus zu fahren.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

In dieſer Erſcheinungsweiſe wurden in Deutſchland im Jahre 1846 noch Bücher „über zwanzig Bogen" gedruckt und für den geduldigen deutſchen Michel zu Markt gebracht!

Die entſchiedene politiſche Oppoſition Jordans kennzeichnen auch folgende Gedichte:

An R. E. Prutz.
(Für ſein Kölner Dombaugedicht.)*)

Dir klatſcht die Menge, das kann ich nicht,
Du biſt aus der Reihe getreten,
Um das ſie in offenem Kriege ficht,
Das Beſte, das haſt du erbeten.

Ich meine, du bückteſt dich viel zu tief
Für einen vom Sängerkranze,
Erhebend den alten Bettelbrief
Auf des Liedes geheiligter Lanze.

*) Das Gedicht iſt oben S. 170—171 mitgetheilt.

Ein Püppchen mögen zum heiligen Chriſt
Sich ſtammelnde Kinder erbitten,
Doch nimmer ſein Erbe, wer mündig iſt;
Nein, lieber noch länger gelitten!

Wie ſteht das „O Herr“ dem Sänger ſchlecht,
Dem Fürſten im Reiche der Geiſter!
Du ſprichſt für die Freiheit und ſprichſt als Knecht?
Bleib' ſtumm oder rede dreiſter!

Die Zeit zum Bitten iſt längſt vorbei,
Jetzt gilt es erklärte Fehde,
Und ſollen wir immer noch reden, ſo ſei
Voll zündender Blitze die Rede.

Wen's trifft, der zucke beim Dichterwort
Wie vor Furienfackeln zuſammen;
Den Andern mög' es als Leuchte zum Port,
Als Freiheitsmorgenroth flammen.

Friſch auf, wer der reinen Menſchheitsbraut,
Der Freiheit Treue geſchworen!
Der Morgen, der große Morgen graut,
Die Drommete ruft vor den Thoren!

Friſch auf, ihr Dichter, das Flügelroß
Zum heißen Kampfe beſtiegen!
Doch nicht paradiert vor der Könige Schloß,
Wenn wir zur Geiſterſchlacht fliegen!

„Dem Freunde R. Gottſchall“ wird als Kampfloſung zugerufen:

„Du wirf mit poetiſchem Donnerkeil
Auf Paläſte der Zeit Verhängnis,
Ich ſchieße des Liedes brennenden Pfeil
In den Dom, das Geiſtergefängnis.“

Von herbem Sarkasmus eingegeben iſt das Gedicht „Verzweiflung“:

Wohl iſt manch blitzend Gedankenſchwert
Für die heilige Sache geſchwungen,
Manch Sturmglockenlied, ſo ſehr ſie gewehrt,
Weithin durch die Lande erklungen,
Und immer noch, wie es Jahrhunderte ſtand,
Steht vor den Thoren mit leerer Hand
Das Volk im Sklaven- und Bettlergewand:
Wir haben nichts, gar nichts errungen!

Wie jauchzten wir auf an Hoffnung ſo reich,
Als käme der Morgen gezogen,
Und ſahen durch Thränen andachtsweich
Die Freiheit als Regenbogen
Sich ſchwingen empor aus dem Königswort
Und friedvoll ſich wölben um Volk und Hort —
Wie ſchnell ſind die Blüten der Hoffnung verdorrt,
Wie hat uns Alles betrogen!

Wir ſingen und ſingen jahraus, jahrein
Die alte Vaterlandsfrage:
„Wie weit ſoll des Deutſchen Vaterland ſein?“
„So weit als die deutſche Sprache.“
Und immer noch ſind wir zerfetzt und zerſtückt,
Von mehr denn dreißig Fürſten beglückt,
Und immer noch wird kein Stuhl gerückt . . . . .
Wir kennen nur weibiſche Klage!

Wir Deutſchen haben kein Vaterland,
Denn der Geiſt iſt bei uns entrechtet,
Er wird hinaus in die Fremde gebannt,
Von der Macht gehetzt und geächtet.
Wir ſind kein Volk, denn ohn' ein Wort
Ertragen wir den Gedankenmord,
In Untertänigkeit eingedorrt,
Für heiligen Zorn zu verknechtet.

Das iſt nach feigem und faulem Glück
Ein ewiges Rennen und Jagen!
Wen kümmerts, bricht man dem Geiſt das Genick,
Solange noch frei der Magen?
So lange noch die Despoten klug
Uns laſſen für den Hunger genug,
So lange werden wir auch den Fluch
Der Untertänigkeit tragen.

Für das folgende Gedicht wurde Jordan 1842 in Leipzig, nachdem es mit Cenſurerlaubnis gedruckt war, zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt:

Der Schiffer und der Gott.

Die Windsbraut tanzt mit dem Schifflein wild
Den tötlichen Hochzeitsreigen;
Der Fiſcher kniet vor dem Götzenbild,
Das will ſich nicht hülfreich zeigen.

„Dir hab' ich geopfert ſo manches Jahr
In den ſonnigen Tagen des Lebens,
Nun fleh' ich zu dir aus Nacht und Gefahr,
Nun ſei mein Flehn nicht vergebens.“

Da pfeift noch lauter, wie Himmelsſpott,
Der Sturm in den raſſelnden Tauen.
Der Schiffer wütet: Machtloſer Gott,
Belohnſt du ſo mein Vertrauen?

Und kannſt du nicht ſänften die tobende Flut,
Soll dich zuerſt ſie verſchlingen;
Ich ſuche mein Leben der Götterwut
Mit Menſchenkraft zu entringen.

Er ſchleudert den Götzen über Bord,
Statt zu beten, ergreift er das Steuer;
In ſelbiger Nacht erblickt er den Port
Und das Rettung leuchtende Feuer.

Hohn und Verachtung allen diesen Lumpen
Mit dem gemachten Freiheitsparoxysmus!
Republikaner bei gefüllten Humpen,
Für Gold bereit zum Hundeservilismus,
Stolzieren sie einher mit ihrem plumpen
Erlernten liberalen Katechismus,
Den als Blankett die hohlen, schlappen Lappen
Benutzen, um nicht haltlos umzuklappen!

Die Schärfe der Kritik, die der Dichter an den Mängeln und Fehlern der Gesellschaft seiner Zeit und seines Volkes übt, erinnert an die entsprechenden Stellen Lord Byrons in: „Childe Harold", mit welchem vielberufenen Werke das Jordan'sche „Potpourri" mit seinen „Arabesken und Seitenhieben" den Vergleich allerdings leichter aushalten würde, wenn es dem Dichter nicht beliebt hätte, dem „Ersten Gang" die zu erwartenden weiteren „elf", ja überhaupt einen zweiten nicht folgen zu lassen. An Wucht, Schroffheit, Herbheit der Satire steht der deutsche Dichter hinter dem englischen kaum zurück, während freilich für die großartige landschaftliche Szenerie des Byron'schen Panoramas das Gegenbild fehlt.

Ein typisches Zeitgedicht, das die thatsächliche Rechtlosigkeit eines der Regierung unbequemen freisinnigen Schriftstellers in der bundestägigen Periode Deutschlands mit feinster Ironie sachlich treu schildert, ist Jordans „Familienszene" von 1846, die seine Ausweisung aus Lindenau bei Leipzig, wo er bei der Gemeinde Niederlassungsrecht und einen kleinen Grundbesitz erworben hatte, durch eine Verfügung des königlich sächsischen Ministers v. Falkenstein behandelt. Der wie ein Blitzstrahl in das häusliche Friedensglück herniederzückende Ausweisungsbefehl, den die Gattin des Dichters für einen Akt der Beraubung erklärt, wie er selbst in Rußland unerhört wäre, wird von dem verfehmten Dichter mit genialem Humor in Schutz genommen:

„Mein liebes Kind, der Hof, das Haus,
Die bleiben uns ja unbenommen:
Wir müssen blos zum Land hinaus
Und dürfen niemals wiederkommen.
Sieh, die Gesetze, liebes Kind,
In unserm deutschen Vaterland
Nur für die Unterthanen bindend sind:
Die Herrn Minister haben freie Hand.
Du mußt die Sache nicht so ernsthaft nehmen!
Das ordinäre Recht wird oft zum Schemen.
Wo Gründe hoher Politik sich zeigen,
Da müssen die Gesetze schweigen.
Ich bin den Herrn nun einmal nicht genehm,
Weil meine Schriften ihnen unbequem,
Es kostet ihnen nur ein einzig Wort,
Sie sprechen's aus: wir müssen fort,
Und ob dadurch ein schönes Sein,
Ein dreifach Menschenglück zusammenbricht:
Den Herrn Minister von Falkenstein,
Den kümmern solche Lappalien nicht.

Der genannte sächsische Minister teilt mit manchem andern vormärzlichen leitenden Beamten das unangenehme Los, seinen Namen mit Regierungsmaßregeln verknüpft zu sehen, die in politisch freieren Zeiten und bei unabhängiger juristischer und historischer Kritik mehr oder minder entschiedener Verurteilung begegnen. Aus diesem Grunde erscheint es nicht überflüssig, ausdrücklich zu bemerken — und selbst die seinerzeit von harten und grausamen Maßregeln im bundestägigen Deutschland Betroffenen werden damit einverstanden sein — daß nicht immer und überall den Personen der ausführenden Organe von Staaten, die sich weniger als Rechts- und Kulturstaaten, denn als Polizeistaaten erwiesen, die Schuld an jenen Maßregeln beigemessen werden darf: es war das verabscheuungswürdige System des Regiments in unserem geknechteten, zerrissenen und ohnmächtigen Vaterlande, das so traurige Auswüchse hervorrief. Insbesondere konnten die kleineren Staaten keine Ausnahme machen, wo Oesterreich und Preußen die niedrigsten Schergendienste zu verrichten sich nicht entbrechen konnten.

Jordan als nationaldeutscher politischer Lyriker — wie seinerzeit schon im Frankfurter Parlament als Redner in der Nationalversammlung — hat auch das Verdienst in der Frage der Stellung Deutschlands zu den Polen das richtige Wort gesprochen zu haben. In seinem „Demiurgos“ *) (II, S. 227) sagt er von den Deutschen:

Trotz ihrem übermilden Sinn
Sind sie von Zeit zu Zeit gezwungen worden,
Ein winzig Stämmchen — nicht zu morden,
Bewahre! nur allmählich zu verdauen,
Sein wüstes Land in Kornflur umzubauen.
Doch — wie betreiben sie das Regieren!
Sie lernen selbst die fremde Zunge
Und helfen den Besiegten lamentieren;
Ja manch ein echter deutscher Junge
Läßt seinen Namen halb kastrieren
Und hinten mit dem Ki-Schwanz zieren,
Um dann weltbürgerlich sentimental
Zu klagen um die adoptierten Ahnen,
Die seine Väter durch des Pfluges Stahl
Geführt auf der Gesittung Bahnen.
Die Jammerkerle sonder Saft und Kraft
Sind mir zum Brechen ekelhaft!
Und solch ein Urlump, der sich selbst entdeutscht,
Wird nicht vom Büttel ausgepeitscht!

Wilhelm Jordan hat auch die Grund- und Hauptfrage der nationalstaatlichen Konstituierung Deutschlands schon zur Zeit des Frankfurter Parlaments als Realpolitiker klar und richtig

*) Der allerdings erst 1854 im Druck erschien, indessen gerade des Dichters Auffassungen und Erfahrungen aus den Jahren 1848 und 1849 treu widerspiegelt.

erfaßt, und wenn er seiner damals ausgesprochenen Weisſagung auch erſt viel ſpäter das öffentliche Zeugnis hat folgen laſſen, ſo dürfen wir dieſe Erinnerung an die letzten Vierziger Jahre als einen denkwürdigen Beweis echter Dichterprophetie hier um ſo weniger übergehen. In einem im Jahr 1871 an Kaiſer Wilhelm I. gerichteten Gedichte erzählt der Marinerat von 1849 in Frankfurt:

An zweiundzwanzig Jahre ſinds,
Da winkteſt du, der Preußenprinz,
Mich hier zum Zwiegeſpräch nach Tiſche
Zu dir in eine Fenſterniſche.
Ich wußte dir auf deine Fragen
Nach unſrer jungen deutſchen Flotte
Nur wenig anderes zu ſagen,
Als daß ſie, kaum gebaut, verrotte.
Dann mußt' ich dir das inn're Treiben
Des deutſchen Parlaments beſchreiben,
Das Spiel der Eiferſüchteleien,
Das Hadern, Markten der Parteien,
Eh' Meiſterin die unſre ward,*)
Und wie wir, an der Gegenwart
Verzweifelnd, dennoch unverzagt
Zuletzt den großen Wurf gewagt,
Mit dem wir auf die Zukunft zählten
Und auf des Rechten Werdemacht,
Als wir, ſelbſt hoffnungslos, verlacht,
Zum Kaiſer Preußens König wählten.

„Ja," ſagteſt du, o Herr, dagegen:
„Ihr wart in Vielem zu verwegen,
Erſt Schiffe bau'n, hernach das Reich,
Das war und bleibt ein Jugendſtreich.
Doch ſeid getroſt und unverzagt:
Ihr habet nicht umſonſt getaat,
Wie lange Zeit es auch ſo ſcheine,
Denn unvergeſſen bleibt das Eine:
Mein fürſtlich Wort zum Unterpfand" —
Und hier empfing ich deine Hand —
„Einſt kommt das Reich, doch nur durch Thaten!" —
Das wars, was ich von dir vernahm,
Doch mehr noch wagt' ich zu verraten,
Und ſchrieb, als ich nach Hauſe kam:
„Dort ſeh' ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht.
Dort fließt der Rhein — Ha, welch ein Streiten!
Sieg! Sieg! Gewonnen iſt die Schlacht!
Vom Dome tönt die Krönungsſtunde,
Der Kaiſerzug zum Römer geht —
Der Münſter ſteht auf deutſchem Grunde —
Der Hanſa Meeresbanner weht." **)

*) Die ſpätere „Gothaer" „Erbkaiſerpartei."

**) So gedruckt — die letzten acht Zeilen — 1854 in Jordans „Demiurgos" III, S. 239.

12. Bernhard von Lepel.

Zu Meppen in Hannover am 27. Mai 1818 geboren, aber schon im nächsten Jahre nach Rügen übergesiedelt und seit 1833 für den preußischen Militärdienst erzogen, dem er dann als Offizier mit mehrfacher Unterbrechung angehörte, zuletzt als Major a. D. in Prenzlau am 18. Mai 1885 gestorben, hat sich Lepel den preußischen Dichtern schon in jungen Jahren als Mitglied der Berliner Schriftstellergesellschaft „Tunnel" eingereiht. Nach wiederholtem Aufenthalt in Italien ließ er im Jahre 1846 seine „Lieder aus Rom" erscheinen, die von antipapistischer, jesuitenfeindlicher Gesinnung Zeugnis ablegen. Er feiert Clemens XIV., der den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob und statt der sonst üblichen Verfluchung der Ketzer „alle Völker dieser Erde segnete":

„Und Klio zeichnet Ganganelli's Namen
Ins große Buch der Welt mit goldnen Schriften;
Euch aber frommt es nicht, ihn nachzuahmen,
Euch hats allein gefrommt — ihn zu vergiften."

Von Lepels Oden ist für uns namentlich die an König Friedrich Wilhelm IV. im Sommer 1848 gerichtete hervorzuheben, in der er den Monarchen auffordert, „den Kelch des Dulders" aus der Hand zu stellen:

Ergreif' das Schwert, da deine Schuld du gesühnt
Durch tiefe Demut vor der erzürnten Welt
— Nie stand so tief gebeugt ein König —
Aber es wendete sich das Schuldblatt ....

Wohl ist die Langmut Tugend der Könige,
Doch wo das Maß voll, hebe der Fürst den Arm,
Und sinkt sein Glückstern, bleibt der Ruhm ihm
Eines erhabenen Unterganges.

Du aber, Herr, mögst unter den Glücklichen,
Mögst deines Volks heilbringender Führer sein;
Doch — bei der Größe deiner Ahnen —
Fasse den flatternden Zaum, sei König!

---

13. Hermann Grieben.

Ein ebenso charaktervoller wie liebenswürdiger Dichter war der Pommer Hermann Grieben, der, zu Köslin am 8. Februar 1822 geboren, seine Universitätsstudien in Breslau machte und seit 1848 als Zeitungsredakteur namentlich in Stettin, später in Köln eine eifrige publizistische Thätigkeit entfaltete. Von seinen größeren literarischen Veröffentlichungen sind seine „Lieder eines Studenten" (1843) und seine „Bußpsalmen" (1846) her-

vorzuheben. Seine großenteils der Zeitgeschichte und dem Vaterlande geweihten Gedichte sind unter dem Titel: „Rheinische Wanderlieder und andere Dichtungen" (im Verlag von Gebrüder Henninger in Heilbronn) in mehreren Auflagen erschienen.

Zwei Proben mögen von der ehrenhaften und zielbewußt patriotischen Gesinnung des Dichters Zeugnis geben: der „Comitat", den der Schüler Hoffmanns von Fallersleben im Sinne der Breslauer Commilitonen dem abgesetzten Professor (1843) widmete, und das prophetische Hoffnungslied, das der Sohn des von den Dänen mißachteten pommerschen Küstenlandes der künftigen deutschen Flotte darbrachte:

Kein Lebewohl von unserm Munde,
Kein warmer Druck von unsrer Hand,
Kein nasses Auge für die Stunde,
Die dich aus unserm Kreise bannt! . .

Du hast statt Herweghs Donnerrede
Des Spottes gift'gen Pfeil gewählt!
Für dich sind unsre Herzen öde,
Du hast zu früh auf uns gezählt. . . .

Doch nein! Vergieb, daß wir geschwiegen,
Da doch die Freiheit dein Panier!
In ihrem Zeichen wirst du siegen,
In ihrem Zeichen kämpfen wir. . .

Wir kämpfen all' um Eine Sache,
Ob auch dein Schwert ein andres sei;
Doch kräht der Hahn die letzte Wache,
Wird auch dein Spott zum Siegsgeschrei.

Deutsche Flotte.

Deutsche Träume — Gott befohlen!
Deutsche Flotte, brich dir Bahn!
Ach, von allen Reichs-Idolen
Stehst nur du noch auf dem Plan.

Auf die meerumspülten Staaten,
Deutsches Vaterland, hab' Acht!
Dort sind deine Seesoldaten,
Deine Strand- und Küstenwacht!

Sagt dir nicht die bittre Thräne
Deines Pommernvolks Begehr?
Auf der Rhede kreuzt der Däne
Und verlacht die deutsche Wehr.

Kahl und nackt stehn unsre Masten
Und die Segel liegen still:
Sollen wir so lange rasten,
Bis sich Deutschland rüsten will?

Nein, wir wollen dich nicht schmälen
Und begeifern, Vaterland,
Sondern auf die Stunde zählen,
Die dir schafft den Reichsverband.

Wir vertrau'n dem ew'gen Gotte
Und der heilig großen Zeit:
Einst erleben wir die Flotte
Doch und deutsche Herrlichkeit!

---

14. Bernhard Endrulat.

Bernhard Ferdinand Julius Endrulat, ein Jugendfreund Paul Heyse's, entstammte einer ursprünglich litthauischen Familie und war am 24. Aug. 1828 in Berlin geboren, wo er auch Gymnasium und Universität besuchte. Im Jahre 1848 beteiligte er sich mit Heyse an der Herausgabe einer kleinen Sammlung von Freiheitsliedern; 1850 als Mitkämpfer für Schleswig-Holstein eingetreten, entfaltete er auch später für die Sache der Elbherzogtümer eine überaus hingebende Thätigkeit. Zuletzt war er preu-

ßischer Archivbeamter, als welcher er zu Posen am 17. Februar 1886 starb. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: „Geschichten und Gestalten" 1863 zu Hamburg im Verlag von F. H. Nestler und Melle. Der glühende Patriotismus, die anschauliche Darstellung, die volks- und liedmäßige Form seiner Gedichte erinnert oft an unsere besten vaterländischen Sänger des Mittelalters wie der neueren Zeit. Einige Proben mögen davon Zeugnis geben:

Du bist nun auferstanden,
Mein deutsches Vaterland!
Und hast aus schweren Banden
Dich wundersam ermannt,
Wir aber stehen froh beiseit,
Verklärt ob deiner Herrlichkeit,
Du bist nun auferstanden,
Mein deutsches Vaterland!

Was sollen wir dir bringen,
Das deiner würdig sei?
Nur eitel Liederklingen,
Ohnmächt'gen Jubelschrei?
Das ist zu schwach, das ist zu klein,
Dir muß ein ander Opfer sein, —
Was sollen wir dir bringen,
Das deiner würdig sei?

O könnt' ich für dich sterben,
Mein deutsches Vaterland!
Den hehren Tod erwerben,
Dein Banner in der Hand!
Wenn wir dir Blut und Leben weihn,
Wird unserm Drang ein Ende sein.
O könnt' ich für dich sterben,
Mein deutsches Vaterland!

Ein verlorner Posten (Straßburg).

Das sind deutsche Lüfte noch,
Die mein Antlitz fächeln;
Das sind deutsche Augen doch,
Die mir freundlich lächeln.
Haben wir nicht gestern Nacht
Deutschen Wein getrunken?
Hat er uns nicht angefacht
Deutschen Geistes Funken?

Münster, bist in Sturm und Wind
Fest und deutsch geblieben!
Deutschlands beste Namen sind
In den Stein geschrieben;
Deutscher Worte trauter Schall
Tönet meinem Ohre,
Sprecht, was soll auf Turm und Wall
Fränk'sche Trikolore?

Auf, und zieht die Schwerter doch
Und sie frisch geschwungen,
Bis der deutschen Brüder Joch
Mit Geklirr zersprungen!
Unsre Zeit sie läutet Sturm,
Tanzt den blut'gen Reigen,
Bis empor auf Wall und Turm
Deutsche Banner steigen!

Ein Schleswig-Holstein-Lied.

September 1850.

Und mag es sein, und mag es sein,
Und habt ihr uns verraten,
Wir klagen's Gott dem Herrn allein
Und denken eurer Thaten.
Zum nackten Schwerte greift die Hand,

Die Büchse reißt sie von der Wand,
So woll'n wir uns erlösen
Von unserm Herzeleid:
Sechs Monde sind wir deutsch gewesen,
Wir bleiben deutsch in Ewigkeit!

Noch wissen wir es allzumal,
Um was wir feurig werben,
Wir kennen keine andre Wahl
Als Freiheit oder Sterben!
Verlischt der Freiheit junges Rot,
Bleibt uns zuletzt ein deutscher Tod,
Und ob ihr einst besitzet,
Ihr Dänen, unser Land:
Wo unser treues Blut verspritzet,
Da bleibt es dennoch deutscher Sand!

Du stolzes Deutschland, Schmach und Schand',
Wie mochtest du erzittern,
Da West und Osten neidentbrannt
Schwül wider dich gewittern?
Sieh her, wir stellen uns ins Feld,
Ein Flöcklein wider eine Welt
Und ahnen's doch mit Schmerzen,
Daß, eh' der Winter schneit,
Der Staub von unsern freien Herzen
Im Sturm zerstoben weit und breit!

Doch frisch empor, und frank und frei
Heraus die treuen Degen!
Die Luft durchzischt das kecke Blei
Dem Todfeind heiß entgegen.
„Hie Deutschland!" jauchzt der volle Chor,
Die Schwarzrotgoldne wallt empor.
So woll'n wir uns erlösen
Von unserm Herzeleid:
Sechs Monde sind wir deutsch gewesen,
Wir bleiben deutsch in Ewigkeit!

Wir schließen noch ein anderes Schleswig-Holstein-Lied an, das zwar erst gegen Ende der Fünfziger Jahre verfaßt ist, aber eine bedeutungsvolle Episode der schleswig-holsteinischen und deutschen Geschichte von 1849 besonders ergreifend behandelt. Am 5. April 1849 war bei Eckernförde von den deutschen Truppen in Anwesenheit des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg das dänische Kriegsschiff „König Christian der Achte" beschossen worden und in die Luft geflogen. Endrulat besingt nun als Zeuge dieses Ereignisses

Die Siegestrophäen auf der Koburger Veste.

Zu Koburg auf der Veste,
Da ist ein Schatz zu schau'n,
Mich dünkt: der allerbeste
Weitum in deutschen Gau'n!
Wohl haben unsre Ahnen
Aus mancher blut'gen Schlacht
Viel hundert Feindesfahnen
Siegprangend heimgebracht,
Doch keins von all den Zeichen
So wert und teuer gilt,
Wie hier, aus Kern der Eichen:
König Christians Riesenbild.

Und, weißgekreuzt, zur Seite
Das rote Flaggentuch,
Das einst so keck zum Streite
Im Seewind Falten schlug!
Ja, Vieles mußt' er leiden,
Der arme Danebrog,
Seit er auf Lieflands Haiden
Dereinst vom Himmel flog!
In Haft gar deutscher Bauern,
Wie sehr es ihn verdroß,
Schmückt heut er voller Trauern
Ein deutsches Fürstenschloß!

Gegrüßt, du Tag der Tage!
Du fünfter des April!
Vor dir wird jede Klage
In deutschen Herzen still.
Und wär' ein halb Jahrhundert
Voll Schmach uns zugedacht,
Für alle Zeit bewundert
Strahlst du durch unsre Nacht.
Bei Franken und bei Britten,
Wo wär' ein solcher Sieg,
Wie hier, mit Gott erstritten,
Auf deutsche Fahnen stieg?

Da stand dem grausen Würger
Der Neuling großgesinnt,
Und Eckernförde's Bürger
Vergaßen Herd und Kind.
Das stritt und sang und lachte
Rings sieg- und ruhmgewiß,
Indeß die Bombe krachte,
Die Kugel Lücken riß.
Und sank, zerfetzt, zerschossen,
Das Banner der Batt'rien, —
Ha, wie es unverdrossen
Stets neu in Lüften schien!

Ein schwimmend Ungeheuer
Lag „König Christian" hie,
Der an den Strand sein Feuer
Aus neunzig Röhren spie.
Dort hebt sichs aus den Wogen
So schmuck wie eine Braut,
Doch weh, der ist betrogen,
Der dieser Schönen traut!
Denn auch von deinem Borde,
O Gefion, zart geschmiegt,
Strandwärts in wildem Morde
Der Eisenhagel fliegt.

Wer soll dich nun erretten,
Du winz'ge deutsche Schar?
Nun beutst du wohl den Ketten
Den Arm freiwillig dar?
O nein! sie zielt, sie feuert,
Als gält' es nur ein Spiel,
Und — glaubt mir's unbeteuert! —
Sie trifft gar wohl ihr Ziel.
Tief kracht in Feindes Rippen
Der rote Feuerball,
Und laut von trotz'gen Lippen
Gellt wilder Jubelschall.

Und als es zehn der Stunden
Geblitzt, gesaust, gekracht,
Da war sie überwunden,
Die trotz'ge Dänenmacht.
Da war des Feindes Zeichen
Beschämt herabgerollt
Dir, Banner ohne Gleichen,
Du heil'ges Schwarzrotgold!
Doch du hast das Geläute
Des Sieges uns erspart
Und hieltst mit deiner Beute
Die große Himmelfahrt! —

So blieben karge Reste
Uns nur von jenem Bau —
In Koburg auf der Veste
Da stehn sie jetzt zur Schau.
Daher, o Deutschland, hebe
Den Blick voll freud'ger Glut,
Auf daß dein Herz erbebe
Von stolzem Siegesmut!
Daß du trotz allem Scheitern
Zu hoffen nicht verlernst,
Du dankst es jenen Streitern
Und dankst es Herzog Ernst! —

Doch mahnt dich auch zur Stunde
Das stolze Monument:
Sei eingedenk der Wunde,
Die heut zehn Jahre brennt!
Trotz deinem Sieg geschlagen,
Gebracht um Ehr' und Lohn,
O Volk, wie lange tragen
Willst du der Fremden Hohn?
Auf! laß dein Banner fliegen!
Doch sei es recht gekehrt!
Im Norden gilts zu siegen,
Gen Norden Schild und Schwert

---

15. Paul Heyse.

Einer jüngeren Generation als die Mehrzahl der bisher Genannten angehörig und gegenwärtig noch in der Vollkraft seines dichterischen Schaffens stehend, ist Paul Heyse (geboren zu Berlin am 16. März 1830) in der Reihe der politischen Dichter des fünften Dezenniums des neunzehnten Jahrhunderts um einiger Jugendgedichte willen zu nennen, die er als Berliner Student im Jahre 1848 verfaßt und in Gemeinschaft mit B. Endrulat, L. K. Aegidy und „N. N." (Franz Kugler) veröffentlicht hat. Von den „Fünfzehn neuen deutschen Liedern zu alten Singweisen, den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet. Berlin 1848. Vereinsbuchhandlung" — kommen sieben auf Heyse; als für die Zeitstimmung und für die deutsche Gesin-

nung des genialen Poeten besonders bedeutsam heben wir ein Lied hervor, dessen echt volksmäßiger, humorvoller Ton wie seine prophetische Zuversicht noch heute jedes deutsche Herz erfreuen muß:

Einen Mann.

(Melodie: Prinz Eugen der edle Ritter.)

O du Deutschland, edle Fraue,
Welch ein' schlimme Witwentrauer
Ist ergangen über dich,
Seit dein weiland Mann und Kaiser
Stieg hinab in den Kyffhäuser,
Barbarossa Friederich!

Freier kamen g'nug gelaufen,
Kamen gar zu hellen Haufen,
Sechsunddreißig an der Zahl.
Warum thatst du alle nehmen?
Edle Frau, du mußt dich schämen:
Sechsunddreißig auf einmal!

Ei, du hast es bald gespüret,
Wie die Herrn dich angeführet
Und ins Fäustchen sich gelacht.
Sechsmalsechs macht sechsunddreißig,
Rührtest du dich noch so fleißig,
Hast es doch zu nichts gebracht.

Deinen Söhnen auch vor Allen
Wollte nimmermehr gefallen
Solch verzwicktes Regiment.
Und sie schrieen Weh und Zeter,
Aber ach, die Herren Väter
Machten bald dem Schrei'n ein End.

Endlich nahm's den Herrgott Wunder,
Da man Anno achtzehnhundert
Achtundvierzig schrieb im März.
Machte nicht viel Federlesen
Mit dem ganzen tollen Wesen,
Daß uns leichter ward ums Herz.

Jetzo mag vor allen Dingen
Eines noch nach Wunsch gelingen,
So man nicht erkämpfen kann:
Unser Herrgott sei so gnädig,
Daß Frau Deutschland nicht bleib' ledig,
Send' er einen mächt'gen Mann.

Nicht den alten morschen Kaiser,
Der verzaubert im Kyffhäuser
Ganz verträumet sitzen soll:
Nein, ein frisches junges Leben,
Allem Deutschen heiß ergeben,
Aller Kraft und Treue voll.

O du Deutschland, edle Fraue,
Fröhlich im Gemüt vertraue:
Neue Hochzeit hebt dir an;
Wenn der Freier wird erscheinen,
Den wir grüßen wie noch keinen:
Nun Gottlob, das ist ein Mann!

---

16. Tagespoeten von 1848.

Die Berliner Straßenkämpfe vom 18. und 19. März und die weiteren revolutionären Szenen des Jahres 1848 wurden nicht allein in der Zeitungspresse, sondern auch in zahlreichen Flugblättern, zum Teil in poetischer oder doch versifizierter Form behandelt. Das bedeutendste Gedicht aus dieser stürmisch bewegten Zeit ist Freiligraths (S. 206 ff.) schon mitgeteilter Mahnruf der Toten an die Lebenden. Zur Charakterisierung der ganzen Gattung politischer Lyrik, die sich mit den Ereignissen und Bestrebungen der Revolutionsperiode, insbesondere in der preußischen Hauptstadt befaßte, sind indessen noch weitere Proben vorzuführen. Größere, wenn auch nicht vollständige Sammlungen der einschlägigen Literatur sind in den Mappen zu finden, die ein Berliner, Dr. Friedländer, der hauptstädtischen Magistrats-Biblio-

thek vermacht hat. Besonders bemerkenswerter Belege für die Geschichte der Volksbewegung gedenkt Adolf Wolffs „Berliner Revolutionschronik" (Berlin, Verlag von Gustav Hempel. Drei Bände. 1851). In politischen, national- und literarhistorischen, biographischen und sonstigen Druck- und Zeitschriften werden weitere Beiträge zu den Tagesdichtungen des Sturmjahres geliefert. Indessen waren manche, schon in Anbetracht ihrer Verfasser denkwürdige Zeitgedichte für uns nicht mehr aufzufinden. *)

Von Tagespoeten, die seit den Märztagen Flugblätter in Versen unter ihrem Namen erscheinen ließen, können wir folgende nennen: Dr. Bach, Theophil Bittkow, Eduard Böneke, Emil Brachvogel, August Braß, A. Donian, Gottlieb Eck, Friedr. Eisele, Heinrich Gäde, Friedr. Gerhard, Wilh. Grunow, Jul. Heinsius, C. O. Hoffmann, Albert Hopf, „Arbeiter" Hermann Johr, Hugo le Juge, Ign. Jul. Lasker, Mor. Lövinson, Mankiewitz, J. G. Mayer, Jul. Minding, Edm. Monicke, „Lehrer" Mücke, Jul. Neuberth, Leberecht Neuhof, C. Neumann, Mart. Anton Niendorf, J. Nürnberg, Aug. Paul, C. A. Schiementz, Carl Heinr. Schnauffer, Dr. Andr. Sommer, Louis Thomas, A. Weinholz und die Dichterin Wilhelmine Müller.

Die Titel, Aufschriften, Losungen und Widmungen der poetischen Flugblätter waren oft recht beweglicher Art; wir führen einige an: „Berliner Revolutions-ABC", „Jubellied zum Andenken an die glorreichen Tage des 18. und 19. März", „An meine Mitkämpfer auf der Barrikade", „An den König. Fluch und Tod dem Würger!", „An den Gräbern im Friedrichshain", „Große Ministerpleite", „Festlied der Babylonier zur Einholung des Prinzen Nebukadnezar", „Berliner Demokratenmarsch", „Preußisch-deutsche Einigkeitshymne", „Preußens Totenmesse", „Die Freiheitskuppel auf dem Berliner Schloß", „Gustav Hesse, der Held der Barrikade", „Herr König! ein Geburtstagsgedicht für dich!"

Um von dem Text einiger dieser lyrischen Erzeugnisse wenigstens eine Vorstellung zu geben, führen wir zunächst Dr. Eduard Böneke s „Deutschen Freiheitsgesang" an: „Jetzt oder nie!" Der Dichter beginnt:

Hört ihr es gähren, brausen und stürmen ringsumher?
Hört ihr es grollen, donnern, das weite Völkermeer
Und Berg und Felsen stürzen vom mächt'gen Wogendrang?
Das ist der Freiheit Sang:
Jetzt oder nie!

In diesem Tone geht es fünf Strophen weiter, wir geben nur noch den Schluß:

*) So z. B. zwei von dem späteren Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Aegidy nach den Märztagen zum Besten eines Denkmals für die gefallenen Studenten verfaßte Lieder und ein poetischer „Schlachtruf" von Wilh. Jordan.

Jetzt, Deutschlands stolze Jugend, jetzt rüste dich mit Mut!
Jetzt glüh' für Deutschlands Ehre in heil'ger Opferglut!
Ja, kämpf', und Ewigkeiten weih'n dir den Siegesdank!
Stimmt an der Freiheit Sang:
Jetzt oder nie!*)

Von Emil Brachvogel wird das „Morgenrot in den Märztagen 1848" besungen; sein Kehrreim erbraust:

„Es rasseln die Räder der flüchtigen Zeit,
Des Weltalls gewaltig Getriebe."

Eine ganz besonders blutdürstige Lyrik, die sich nicht einmal mit den Berliner Märzkämpfen begnügt, sondern ihre revolutionären Gelüste auch auf Oesterreich und Frankreich erstreckt, entfesselte im „tollen Jahre" der spätere sehr realpolitische Redakteur der gouvernementalen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" August Braß (geboren zu Berlin am 30. Juni 1818, gestorben am 8. Dezember 1876). Aus seinem damaligen Sturm und Drang sind einige Bravourstücke herauszugreifen. Das erste dieser Stücke findet sich in einer Sammlung „Lieder, die man auf der Straße singt" als Nr. 1: „Fahnenweihe," (Mit freier Benützung einer Melodie von A. Methfessel. Berlin, Albert Gury's Verlagsbuchhandlung):

Wach' auf, wach' auf, du deutsches Land!
Hörst du das Eisen klingen?
Vom Donau- bis zum Nordseestrand
Klingts hell und freudig durch das Land,
Das will die Freiheit bringen.

Nun, Weib und Kind, behüt' euch Gott,
Wir treten in die Reihen.
Süß für die Freiheit ist der Tod —
So woll'n wir denn mit blut'gem Rot
Die neue Fahne weihen.

Auf Schwarz-Rot-Gold da hoffen wir,
Das sollt' die Freiheit tragen,
Da schlugen wir, da siegten wir,
Hoch flatterte das Reichspanier
In jenes Märzes Tagen.

Du Schwarz-Rot-Gold, in Nacht und Graus
Mußt' sich dein Schimmer trüben,
Das Gold der Freiheit stahl man draus,
Das Schwarz, wir werfen's selbst hinaus,
Das Rot nur ist geblieben.

So woll'n wir denn mit frischem Mut
Das Banner neu uns färben,
Wir färben echt, wir färben gut,
Wir färben's mit Tyrannenblut,
Diesmal soll's nicht verderben! —

*) Abgedruckt im „Patriotischen Westentaschenliederbuch". Jena, 1848.

Und nun aufs Knie, aufs Knie vor dir,
Der blutig roten, reinen!
O segne, segne, beten wir,
Du stolze Freiheit, dies Panier,
O segne all die Deinen!

Ein zweites Stück ist „Das neue Lied vom blutigen Kaiser", dem Kaiser Ferdinand von Oesterreich (Berlin, Verlag von Leopold Lassar), worin es u. a. heißt:

Abdanken — ja, das ist das letzte Hoffen
Des Mannes nicht, nein nur von feilen Knechten,
Die morden können, doch zu feig zum Fechten,
Abdanken, eh' das Richtbeil sie getroffen. —
..... Des Mords und Meineids hier vor Allen
Klag' ich dich, Ferdinand, aus dem Geschlechte
Von Habsburg an, daß man dir erst die rechte
Hand abhaut, eh' dein Haupt dem Beil verfallen. —

In gleichem Scharfrichterton gellt die Schreckensparole: „In Wien!":

Ja, Sieg! So schreckts mit blutgem Hohn
Dich auf vom weichen Pfühle!
Schon brennt die Burg, schon brennt der Thron:
Entwaffne nur die Legion
Der Garde, die Mobile!
Sie stehn doch wieder Mann an Mann
Mit trotzig kecker Miene,
Und wenn der neue Kampf begann,
Ein neues Eisen schärft man dann:
Das ist die Guillotine!.....

Ein weiteres Lied von August Braß aus dem Jahre 1848 ist sein „Vive la liberté! Gruß an Frankreich am ersten Tage der freien Presse in Preußen." (Berlin, A. Hofmann & Co., 1848):

Ich grüße dich und weithin hall' es wieder,
Ich grüße dich mit gläubigem Entzücken,
Gelobtes Land, zu dem die Völker blicken,
Dich grüß' ich mit dem besten meiner Lieder! ....
... So grüß' ich, Frankreich, dich, und Millionen
Sinds, die den gleichen Gruß dir jauchzend bringen,
Den Gruß, vor dem die letzten Ketten springen:
Freiheit und Friede allen Nationen!

Von den Braß'schen Extravaganzen auf den heimischen Berliner Boden zurücklehrend, wenden wir uns zu Albert Hopf. Dieses Poeten von 1848 in Berlin zu großer Popularität gelangte humoristische Dichtungen sind zum Teil im Berliner Dialekt geschrieben, wie sein „Neuester konstitutioneller Freiheitskalender" und die Blätter, die von dem „Natschionalversammelten Nante" und den „zwei interessanten Unterhaltungen

zwischen Nante und Eisele und Beisele" berichten — den beiden süddeutschen humoristischen Figuren, die durch die in den Vierziger Jahren zu München begründeten „Fliegenden Blätter" bereits auch in Berlin populär geworden waren. In seinen Knittelversen, sagt Adolf Wolff, schildert Hopf die Bedenken des Spießbürgertums gegen die Folgen der neuen Freiheiten und verhöhnt den Angstruf der Philister: „Die Russen kommen!" — Außer seinen „Freiheitsliedern" schrieb Hopf eine „Große Ministerpleite. Quodlibet gesungen beim Abtritt von sämtlichen Ministern." Dies Quodlibet erlebte drei Auflagen (bei Jähns).

Julius Minding, der auch ein Drama „Sixtus V." geschrieben, produziert sich als politischer Dichter mit einem „Völker-Frühling" (Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung), dessen erste Strophe den Lyriker kennzeichnet:

Der Lenz, der frohe Lenz erwacht,
Europa grünt, Europa lacht:
  Der Völkerfrühling ist gekommen,
Es hat in einer kurzen Nacht
Die junge Welt der alten Macht
  Gewehr und Waffen abgenommen.

In 80 000 Exemplaren verbreitet wurde ein Gedicht des Lehrers Mücke, das die preußische Volkshymne ins Schwarz-rotgoldne parodiert:

„Ja, in der Waffen Kraft
Liegt, was uns Freiheit schafft,
Die uns zum Glücke führt:
      Heil ewig Euch!

Schließe, o Preußenland,
Dich fest mit Herz und Hand
  Uns deutsche Volk!
Fühl' in des Ruhmes Glanz
Die hohe Wonne ganz,
Ein deutsches Volk zu sein!
      Heil, Deutschland, dir!"

Ohne ihren Namen zu nennen, oder auch den wahren Namen unter einem frei gewählten Pseudonym verbergend, haben sich noch manche Tagespoeten hervorgethan: auch von ihren Produkten sollen im Schlußkapitel unsres Buches einige Strophen mitgeteilt werden.

17. Conservative Royalisten.

Im Lichte geschichtlicher Betrachtung wird man heute, wo die politische Gährung des bundestägigen Deutschlands längst einer besitzfreudigen Klarheit über die staatliche Einigung des großen Gesamtvaterlandes Platz gemacht hat, die Berechtigung

und Notwendigkeit der oppositionellen und selbst der radikalen Bestrebungen der Vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr in Abrede stellen und daher auch die aggressive und revolutionäre Lyrik jener Periode ohne leidenschaftliche Erregung richtig würdigen. Wenn Preußen, der deutsche Kernstaat, dabei seinen vollgemessenen Anteil an Angriffen und sogar an Verunglimpfungen abbekam, so hatte es dies zumeist dem Widerstande zuzuschreiben, den seine Regierung der Erfüllung seiner deutschen Mission so lange entgegensetzte. Daß die Gründe und Ursachen dieses Widerstandes vom Willen wie von der Einsicht der Regierenden nicht allein bedingt waren, brauchen wir nicht zu wiederholen.

Alledem gegenüber ist es selbstverständlich, daß in der literarischen wie in der praktisch-politischen Bewegung das preußisch-deutsche Staatsideal auf die Dauer nicht verdunkelt werden konnte, auch nicht nach der Enttäuschung, die seit dem Regierungsantritt des so viel versprechenden, mit so großen Erwartungen begrüßten Nachfolgers Friedrich Wilhelms des Dritten allmählich überall eingetreten war.

Nach dem Huldigungsfeste für Friedrich Wilhelm IV., das am 15. Oktober 1840 in Berlin stattfand, priesen, wie H. von Treitschke schreibt („Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert", fünfter Teil, S. 51) „salbungsvolle Theologen den Chrysostomus auf dem Throne", und der Altmeister der Romantik, Ludwig Tieck, sang gar in historisch-poetischer Begeisterung:

„Was sind Triumphezüge
Der Cäsaren, aller der Imperatoren,
In römischer Tyrannenzeit geboren, ...
Ja selbst des Heldenjünglings stolzer Siegeszug,
Der bis zum fernen Ganges seine Waffen trug?
— Darf man sie recht vergleichen
Mit unsers Fürsten Zug durch seine Gauen,
Wenn Lieb' ihm und Vertrauen
In Feld und Wald und Stadt in allen Reichen
Entgegentrat und Freudenthrän' ihm glänzte
Und stark und männlich groß er sich bekränzte
Statt Lorbeer mit dem Laub der vaterländ'schen Eichen?"

Der Ton, den das Berliner Haupt der romantischen Schule zum Preise des „Romantikers auf dem Throne" hier anschlägt, ist zwar recht überschwänglich, aber selbst eine dithyrambische Loyalität konnte bei dem royalistisch-konservativen Sinne des besten Kerns des preußischen Volkes, insbesondere bei seinem Adel, seinen protestantischen Geistlichen, seinen meisten Beamten und Lehrern, seinen ostelbischen Landwirten, Bauern und ländlichen Arbeitern, sowie bei einem großen Teil seiner städtischen Bürger in der vormärzlichen Zeit keinem Widerspruche begegnen, sondern im Gegenteil eines überwiegenden vollen und tiefen

An- und Widerklangs sicher sein. Das preußische Volk ist mit seinem Herrscherhause durch eine ebenso prüfungs- wie ehrenreiche Geschichte so eng verwachsen und fühlt sich mit dem Geschlechte und den Persönlichkeiten der Hohenzollern so innig verbunden, daß eine anderwärts als übermäßig servil und absolutistisch erscheinende Sprache nicht einmal der dichterischen Form bedürfte, um dem aufrichtigen Gefühl des staatsbewußten Bürgers zu entsprechen. Diese preußische Volksstimmung und Gesinnung wurde selbst durch die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 nur in solchen Kreisen wesentlich und dauernd erschüttert und vermindert, die in größeren Städten und deren Umgebung oder bei vorzugsweise industrieller Bevölkerung der demokratischen Agitation breiteres Feld darboten. Der allgemeinen Freiheitsbewegung des Märzsturmes folgten sehr bald gegnerische Strömungen in altpreußischem konservativem, zum Teil selbst reaktionärem Sinne, und auch dieser Gegenströmung fehlte es nicht an dichterisch begabten Vertretern. Oft wurde sogar die liberale und radikale Poesie der politischen Opposition ganz direkt zum Nährboden ihrer Gegnerin.

Unter den Poeten der Berliner Bewegung vom März 1848 und in den folgenden Monaten spielte Dr. Friedrich Eylert eine besonders hervorragende Rolle, und das alte Hauptpreßorgan des Berliner Bürgertums, die „Vossische Zeitung", brachte Wochen lang sowohl Eylert'sche Leierklänge, als auf dieselben bezügliche, zum Teil ebenfalls in Versen abgefaßte Zuschriften. Der so populär gewordene Autor bewegte sich allerdings in von einander sehr abweichenden Geleisen. Unmittelbar nach den Revolutionstagen erschien von ihm ein den König als „freien deutschen Mann" feierndes Gedicht: „Der neunzehnte März 1848. An Friedrich Wilhelm IV., den geliebten König eines freien Volkes" (Berlin, E. Litfaß). Da heißt es:

„Ja du bists, der angezündet
Der Begeistrung hohe Glut,
Der mit neuem Schöpfungsodem
Aufgeweckt den toten Mut —
Und es blicken alle Deutschen
Dich mit neuer Wonne an,
Denn du hast dich selbst bezwungen,
Bist ein freier deutscher Mann!"

In weiteren Gedichten Eylerts folgten Zurufe an die Polen, denen die deutsche Sympathie für alle unterdrückten und freiheitsdurstigen fremden Völker sehr zu gute kam, ferner Aufforderungen an die kleinen Fürsten Deutschlands, ihre Souveränität zum Besten des großen Gesamtvaterlandes aufzugeben, und andere ähnliche Ergüsse der damaligen bürgerlichen Staatsweisheit. Eylert wollte mit solchen Proben auf eine größere Sammlung

politischer Gedichte vorbereiten, die unter dem Titel: „Zahme Lieder" den neuen Freiheitssänger in die Reihe unserer politisch-poetischen Chorführer einreihen sollten. In zahlreichen Einsendungen an das Berliner Lieblingsblatt drangen die Verehrer der Eylert'schen Muse auf baldige Veröffentlichung des erwarteten Hauptwerkes. Als letzter Vorbote erschien des Dichters „Deutsche Marseillaise", die sofort auch den Komponisten zur Vertonung empfohlen wurde, um das von vornherein zur Unsterblichkeit bestimmte Lied zum allgemeinen Volksliede zu machen. Da schallt es hochtönig hinaus in die Welt:

Mit Gott für König und Vaterland
Hat man uns lange geknechtet!
Mit Gott für König und Vaterland
Da hat man uns geächtet!

Verschwinde, falsches Lügenwort,
Geh unter auf ewige Zeiten!
Ein ander Wort, ein heilig Wort,
Das soll uns jetzt geleiten!

Wir ehren Gott, wir lieben Gott,
Doch — wir sind mündig worden!
Wir wollen streiten, siegen jetzt
Und ohne Priester-Orden!

In unsrer heil'gen Weihenacht
Verschwand des Königs Schimmer!
Recht ihm und uns zu jeder Zeit,
Doch für ihn kämpfen? — Nimmer

Das Vaterland! Wie zuckt die Hand
Bei dieses Wortes Klange!
Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!
Zu jedem ernsten Gange!

Komm nur, o Zar! Wir warten Dein!
Du findest uns gerüstet!
Fürs Vaterland! Fürs deutsche Land
Sind alle wir gerüstet!

Dieser, das altpreußische Gefühl natürlich nichts weniger als befriedigenden „Marseillaise" setzten die politischen Gegner des Verfassers ihre Kritik und Abwehr ebenfalls in Versen entgegen: alte Lützow'sche Jäger, Offiziere und Unteroffiziere, Landpfarrer und andere gut preußisch gesinnte Patrioten, die es „mit Gott für König und Vaterland" anders meinten als Fr. Eylert, gaben ihrer Entrüstung über die Revolution und ihrer unverbrüchlichen Königstreue energischen Ausdruck.

Ein Oberstleutnant a. D. von Gerhardt singt voll Zuversicht:

„Noch ist Preußen nicht verloren,
Preußen findet sich zurecht,
Preußen ist von Gott erkoren,
Daß es wahre Licht und Recht."

Ein neues „Volkslied" zu allgemeinem Gebrauch, verfaßt von Karl Heinzelmann, läßt ein Anathema los:

„Fluch! wer Aufruhr noch erreget,
Wo der Freiheit Boden ist,
Wer den Schwachen jetzt beweget,
Daß er seine Pflicht vergißt,
Wer da schmähet, was uns heilig
In vergangnen Zeiten war,
Wer da stürzet wild und eilig,
Was die reife Zeit gebar!"

Aehnliche treubündlerische Reimereien ließen sich massenhaft in Zeitungen und Flugblättern vernehmen, insbesondere aus den altpreußischen Provinzen, aus denen sich bald auch die Abordnungen häuften, die den gleichen Gefühlen in ungebundener Sprache vor dem Monarchen, vor königlichen Prinzen und hochgestellten oder sich in den Vordergrund drängenden Persönlichkeiten beredten Ausdruck gaben. Ihr Organ in der Tagespresse wurde die „Neue Preußische Zeitung", die unter dem Zeichen des christlichen Kreuzes erschien und darnach „Kreuzzeitung" genannt bald die geistige Führung der preußischen Hochkonservativen in Beschlag nahm.

Wohl der fruchtbarste unter den loyal dem Königshause, der Armee und der altpreußischen Tradition ergebenen Poeten ist der Kreuzzeitungsredakteur Johannes George Ludwig Hesekiel. Geboren am 12. August 1819 zu Halle als Sohn des dortigen Generalsuperintendenten, studierte er zuerst Theologie, ging aber bald zur publizistischen Thätigkeit über und gab schon im Jahr 1841 „Gedichte eines Royalisten", 1846 dem Dichter Emanuel Geibel zugeeignete „Preußenlieder" heraus, denen in den Jahren 1848 und 1849 zwei weitere Hefte, später, namentlich wieder 1866 zahlreiche ähnliche Gedichte folgten, in denen das Königshaus der Hohenzollern und das preußische Soldatentum gefeiert und die ruhmvollen geschichtlichen Erinnerungen des preußischen Vaterlandes neu aufgefrischt werden. Der evangelisch-theologische wie der hochkonservative Grundzug des Dichters ist der allbekannte des Berliner Blattes, dem der Autor bis zu seinem Tode (26. Febr. 1874) angehörte. Art und Wert seiner von der Kreuzzeitungspartei hochgeschätzten patriotischen Poesie ergibt sich aus folgenden Beispielen, die wichtige Momente und Persönlichkeiten des Sturmjahres vom hochkonservativen Standpunkt aus vortrefflich illustrieren:

Der Prinz von Preußen
am 19. März 1848.

O Tag der tiefsten Schmerzen,
O schwerer Tag im Märzen,
Kein Herz vergißt dich nicht!

Da sah ich Preußens Krieger
Im schwersten Kampfe Sieger,
Im Kampfe über sich.

Sie hatten viel gelitten
Und heldenkühn gestritten,
So wie's ihr Eid gebot.

Drum mußten Schimpf sie leiden,
Die Königsstadt vermeiden,
Als sei die Treue Schmach.

Und aus den tiefen Gliedern
Hört' ich kein Wort erwiedern
Auf all den Pöbelspott.

Heut durften freche Rotten
Das treue Heer verspotten,
Das Heer, das schweigend litt.

Und sieh! Dicht an dem Schlosse,
Da hält auf hohem Rosse
Ein königlicher Prinz.

In jener Stund', der heißen,
Da teilt der Prinz von Preußen
Des treuen Heeres Schmach.

Sein Beiſpiel ſprach zum Krieger:
„Wir leiden, wir, die Sieger,
Weil es — der König will.“

Ja, vor den kühnſten Thaten
Ziert einzig den Soldaten
Gehorſam dem Gebot!

Das Beiſpiel hat gegeben
Der Prinz in Tod und Leben,
Der Prinz von Preußen — hoch!

General von Wrangel. 1848.

General von Wrangel, der luſtige Held,
Der führte zehntauſend Preußen ins Feld,
Nur immer mutig drauf! Nur immer mutig drauf!
Die Preußen, die hält kein Däne nicht auf.

In die Lüfte ſchwang ſich der preußiſche Aar,
Auf Schleswig ſtürmte die ſieghafte Schaar,
Nur immer mutig drauf! Nur immer mutig drauf!
Die Preußen, die hält kein Däne nicht auf.

Als die Füſiliere begannen den Tanz,
Da ſchirmte den Rotrock nicht Graben und Schanz' —
Nur immer mutig hinein! Nur immer mutig hinein!
In Schleswig ſoll heute kein Däne mehr ſein.

So ſtürmten wir Schleswig, die ſchöne Stadt,
General von Wrangel geführet uns hat —
Nur immer mutig drauf! Nur immer mutig drauf!
Die Preußen, die hält kein Däne nicht auf.

Und lichtet auch unſere Reihen der Tod,
Die Toten, die haben nicht Sorge und Not —
Nur immer mutig drauf los! Nur immer mutig drauf los!
Das Sterben iſt kurz und die Ehre iſt groß.

Oft dünkte der Däne ſich ſicher zu ſein,
Da ſtürmten wir Preußen wie's Wetter hinein —
Nur immer mutig drauf! Nur immer mutig drauf!
Die Preußen, die hält kein Däne nicht auf.

Da wurden den Dänen die Waffen zu ſchwer,
Sie flohen gar haſtig zum brauſenden Meer —
Nur immer luſtig drauf! Nur immer luſtig drauf!
General von Wrangel, der ſpielet euch auf.

So ſind wir Preußen zum Belte marſchiert,
General von Wrangel, der hat uns geführt —
Nur immer luſtig drauf los! Nur immer luſtig drauf los!
Viktoria, Brüder, die Ehre iſt groß!

Was der König hat.

Der König von Preußen, der hat eine Burg,
Da brach noch kein Feind und Verräther hindurch,
Die Burg iſt nach ſeinem Namen genannt,
Die ſchützet und ſchirmet das Vaterland.
Des Königs von Preußen beſte Burg,
Das iſt der Graf von Brandenburg.

Der König von Preußen, der hat einen Mann,
Wie ihn kein König mehr zeigen kann,
Der Mann den Teufel selbst nicht scheut,
Wenn's Pflicht und Vaterland gebeut.
Manteuffel wird darum genannt
Der treueste Mann im Preußenland.

Der König von Preußen einen Berg auch hat,
Das ist der höchste im preußischen Staat.
Der Aufruhr aber zu dieser Frist
Noch lange über den Berg nicht ist.
Im preußischen Staate der beste Berg,
Das ist der Herr von Ladenberg.

Der König von Preußen hat auch ein Schwert,
Das wie der Blitz in die Feinde fährt.
Ihr Leute, daß sich keiner muckt,
So lange diese Klinge zuckt!
Des Königs von Preußen langes Schwert,
Das ist Herr Wrangel, der Reiter wert.

Und die Burg und der Berg und der Mann und das Schwert,
Die Viere sein des Lobes wert,
Und der Mann und das Schwert und der Berg und die Burg,
Mit den Vieren kommt Preußen durch.
Den König von Preußen segne Gott
Und schenke uns Allen ein'n seligen Tod!

Trutz-Polen. (1848.)

Fridericus Wilhelmus, lieber König und Herr,
Ach! traue doch keinem Polen nicht mehr,
Die Polen, das ist eine böse Nation,
Du hast nur Aerger und Kummer davon.

Die Polen sind mit den Franzosen alliiert,
Sie haben dein Volk gegen dich revoltiert;
Das Posensche Land, das wär' schon verlesen,
Wenn Steinäcker nicht und der Hirschfeld gewesen.

Die beiden, die haben's den Polen gezeigt
Und ihnen gar wacker die Wahrheit gegeigt;
Die haben auf ächte, auf preußische Art
Gestriegelt den polnischen Judasbart.

General von Hirschfeld, der tapfere Mann,
Der war bei allen Affären voran,
Der hat die Polacken bald mores gelehrt,
Mit eisernem Besen das Land ausgekehrt.

Fridericus Wilhelmus, lieber König und Herr,
Ich diene seit zwanzig Jahren nicht mehr,
Doch gegen die Polen — potz Schockschapperment! —
Geh' ich noch einmal zum Regiment!

In ähnlichem Geiste wie Heseckiel und in manchen literarischen Sammelheften gemeinschaftlich mit ihm (z. B. in den als „Erster" und „Zweiter Satz" bezeichneten Broschüren: „Schöne

neue Lieder zu singen überall im Preußenlande zumal in Heer und Landwehr — Berlin, gedruckt in diesem Jahr, zu haben bei Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler") ist eine Anzahl sonst wenig bekannter Tagespoeten ans Licht der Oeffentlichkeit hervorgetreten: J. P. Beumer, Theodor von Cederstolpe, A. Duncker, Anton v. Etzel, Theodor Goltdammer, Fr. Luck, W. v. Merckel, F. E. Moll, Alb. Jul. Schöler. Auch der als Romanschriftsteller und Publizist bekannte Ludwig Rellstab hat bei dieser Gelegenheit „Den Hohenzollern" ein Lied gewidmet, das allerdings nur eine preußisch gefärbte Nachbildung des Goethe'schen „Kennst du das Land" in formell poetischer Phraseologie bietet. Der originale Zusatz zur Umschreibung des Goetheschen Gedichtes beschränkt sich im wesentlichen auf die Verse:

„Des Himmels Gut, der Völker Segen
Ist edler Heldenfürsten Teil."

Die seit dem Monat April namentlich in Militärkreisen immer nachdrücklicher sich kundgebende Forderung der Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England nach Berlin wurde auch in poetischer Form ausgesprochen. Unter Anspielung auf eine Adresse aus Pommern verfaßte Fr. v. Wickede ein solches Gedicht, ein zweites Gardeleutnant v. Gaudy, — vielleicht ein Sohn des 1840 verstorbenen bekannten Dichters Franz Frhrn. v. Gaudy — das, wie Ad. Wolffs „Berliner Revolutionschronik" (Bd. II, S. 496) berichtet, von den preußischen Soldaten in Schleswig-Holstein und später in Berlin von der „Mit Gott für König und Vaterland-Partei" der Landwehr zur Demonstration gegenüber der radikalen Opposition viel gesungen wurde. Unter der Ueberschrift „Prinz von Preußen" wurde es als Flugblatt gedruckt:

Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr' zu deinen Truppen wieder,
Heißgeliebter General!
Weilst du gleich an fernem Strande,
Schlagen doch im Vaterlande
Herzen für dich sonder Zahl.

Nur im Frieden uns zu kommandieren,
Nicht im Kriege uns zu führen,
Scheint vom Schicksal dir vergönnt,
Dir, Soldat von Leib und Seelen,
Der geboren zum Befehlen,
Dir, dem unser Herz entbrennt.

Wer wohl dacht' es, daß es so würd' kommen,
Als du Abschied hast genommen,
Von den Truppen in Berlin!
Sprachst mit gläubigem Vertrauen:
„Auf Euch kann der König bauen,
Führt er Euch zum Kampfplatz hin!"

Führe du uns, Prinz, wir folgen gerne,
Folgen dir als unserm Sterne,
Folgen dir bis in den Tod!
Mag's auch Stein' und Kugeln regnen —
Du Herr Gott wirst Waffen segnen,
Die geführt auf sein Gebot."

In Potsdam wurde unter den Soldaten eine andere Version dieses Liedes verbreitet, die von der Zeitung „Lokomotive" als „eine Marseillaise der preußischen Gardeleutnants" bezeichnet wurde. Der Anfang dieser Version bringt ein neues Moment in das Gaudy'sche Produkt; es heißt da:

„Fern von uns, dort überm Meeresarme
Weilt, verjagt vom wilden Pöbelschwarme,
Unser edler General,
Prinz von Preußen" ꝛc.

Das Echo aus den Provinzen blieb natürlich nicht aus. Der auf der pommerschen Insel Usedom am 27. Februar 1797 geborene Johannes Wilhelm Meinhold, der vielberufene Verfasser der „Bernsteinhexe", konnte sich auch auf lyrischem Felde eines Zeugnisses seiner dynastischen Gesinnung nicht enthalten und schenkte den Gesinnungsgenossen das kraftvolle „preußische Hurrah-Lied":

Was predigt der Pöbel von Volksmajestät
Und Volksregiment uns früh und spät?
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad!
Das leidet kein preuß'scher Soldat!

Hat Preußen der Pöbel einst groß gemacht?
Nein, Friedrich, der donnernde König der Schlacht!
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,
Und mit ihm der preuß'sche Soldat!

Zog der Pöbel für Deutschland und Schleswig vorauf?
Nein, Friedrich Wilhelm und „Vater Drauf!"
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,
Und der preuß'sche, der preuß'sche Soldat!

O Friedrich Wilhelm, so lieb und so theu'r,
Mein König, wann geht es wieder in's Feu'r?
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,
Wie sehnt sich der preuß'sche Soldat!

Erlöste der Pöbel bei Leipzig die Welt?
Nein, Friedrich Wilhelm, der herrliche Held.
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,
Und mit ihm der preuß'sche Soldat!

Wann wirbeln die donnernden Trommeln empor
Und die Pfeifen dazwischen im lieblichen Chor?
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,
Wie sehnt sich der preuß'sche Soldat!

Wann prüfst du, mein König, die alte Treu,
Wann wird Hohenzollern das Kriegsgeschrei?
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad!
Wie sehnt sich der preuß'sche Soldat!

Und stirbt er für seinen König allhier,
Gibt ihm droben der größte König Quartier!
Hurrah, Kamerad, marsch, marsch, Kamerad,
Ich sterbe als preuß'scher Soldat!

Bis 1848 meist auf seiner Heimatinsel als Geistlicher wirkend, wurde Meinhold wegen seiner katholisierenden Tendenzen

1850 zum Rücktritt vom Pfarramt genötigt. Er starb am 30. November 1857 zu Charlottenburg.

In altpreußisch-konservativ-evangelische Gebiete führt uns auch der Verfasser des „Anti-Herwegh", Pfarrer Eduard Tiefenbach in seinem Büchlein „Hallelujah, Lyrische Gesänge" (1849, erschienen in Danzig bei B. Kabus). Patriotischer Weise war der Reinertrag seiner Veröffentlichung zur Beisteuer für das damals geplante deutsche Schiff mit dem bezeichnenden Taufnamen „Der Urwähler" bestimmt. In alcäischen, sapphischen, choriambischen, archilochischen und dithyrambischen Strophen werden da politische Klagen, Lobpreisungen, Ermahnungen, Begrüßungen, Weissagungen verkündigt und schließlich unter der Aufschrift „Seraphim" in wohlgefügten Distichen epigrammatische Pfeile abgeschossen. Die Märztage von 1848 in Berlin tief beklagend meint der Dichter:

Und Preußens Stern sinkt schnelleren Laufs hinab,
Als er emporstieg einst in der Zeiten Kampf.
O Nacht der Schmerzen, Nacht der Thränen,
Folget dir wieder einst volle Sonne?

Als echter Preuße verzagt er nicht:

Können untergehn die verklärten Namen
Scharnhorsts, Hardenbergs, der noch nicht Verstandnen,
Steins und Gneisenaus, der getreuen Tapfern,
Blüchers, des Helden? . . . . . .

Ja, er lebt dein Fürst! Aus des Schreckens Stunde,
Hat ihn Gott bewahrt, daß er mutvoll greife,
Wenn der Tag erscheint, in das roll'nde Schwungrad
Wüthenden Aufruhrs.

Das Beispiel der englischen Freiheit läßt der getreue Preuße keineswegs gelten: die Verfassung ist sein Ideal so wenig, wie das seines „gebenedeiten" Königs Friedrich Wilhelms IV:

Ja, Friedrich Wilhelm preisen den Retter wir!
Vertrauend hob er hoch in den Sonnenglanz
Das goldne Skeptron großer Ahnen,
Jauchzend begrüßt von dem treuen Volke.

Auch „das Eine deutsche Reich" kann der altpreußisch loyale Poet nur als ein „Preußen-Deutschland" willkommen heißen:

Einheit wollt Ihr und wollt nicht sie mit Einem Sinn?
Freiheit wollt Ihr und wollt nicht sie mit Washingtons
Freiheitstrahlendem Geiste,
Der die Macht an den Mächt'gen gab?

Wer ist mächt'ger als du, hehre Borussia?
Adler, steige hinan, auf zu dem Sternenzelt!
Schüttle feurige Schwingen,
Daß der neidische Staub versengt!

Trägst du mutig den Stern eigenster Herrlichkeit
Hin zum glänzenden Stern deutscher Erhabenheit,
Hin zur goldenen Sonne,
Daß ihr Strahlen des Himmels trinkt —

Wer entreißt dir den Ruhm, unüberwindliches,
Wer kämpft gegen dich an, mächtiges Zwiegestirn?
Hell im Dunkel der Völker
Leuchtet „Preußen-Germania."

* * *

Kein eigentlich politischer Dichter, darf Christian Friedrich („Fritz") Scherenberg, der Verfasser preußischer kriegsgeschichtlicher Epen, hier nicht ungenannt bleiben, da die energischen patriotischen Klänge, die jene Epen anschlugen, wie politische Lieder auf die Zeitgenossen wirkten.

Scherenberg, als Sohn eines Kaufmanns zu Stettin am 5. Mai 1798 geboren, war längere Zeit als Kaufmann, dann als Schauspieler thätig, fand aber seit den Vierziger Jahren, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. sein dichterisches Talent erkannt hatte, an der Bibliothek des preußischen Kriegsministeriums eine für ihn passendere Stellung und später durch einen vom Kronprinzen Friedrich bewilligten Ehrengehalt die Muße zu freierem dichterischem Schaffen. In das Jahrzehnt von 1840 bis 1850 fallen von Scherenbergs literarischen Veröffentlichungen: „Das Fest des tausendjährigen Deutschlands" (1843); „Gedichte" (1845, bei Th. Fr. Enslin, Berlin; spätere Auflagen erschienen seit 1850 bei A. W. Hayn, Berlin); „Ligny" (1846, A. W. Hayn) und — wohl sein bestes Werk — „Waterloo" (1849, Hayn). In den nachfolgenden Dezennien kamen noch hinzu: „Leuthen" (1852), „Abukir" (1854), „Hohenfriedeberg" (1869). Scherenberg starb am 9. September 1881.

Auch von Theodor Fontane ist insofern Aehnliches zu sagen, wie von Scherenberg, als er sich zu Ende der Vierziger Jahre mit seinen kurzen, aber volksmäßig empfundenen, zündenden Gedichten „Der alte Dessauer" und „Der alte Derfling" als ein Meister vaterländisch wirksamer Dichtung erwiesen hat. Klassische Geltung erreichte sein Wort, das den gesunden Kern des loyal-konservativen Preußentums in der knappsten und klarsten Prägung zusammenfaßt:

„Ich halt' es mit dem Zopfe,
Wenn solche Männer dran!"

XII.

Schlesier.

1. Friedrich von Sallet.

Wiewohl mehr dem religiösen, als dem politischen Ideal nachstrebend, ist Friedrich von Sallet auch als politischer Lyriker bedeutend genug, um in diesem Betracht unter den Dichtern des sangesfreudigen Schlesierlandes eine der ersten Stellen einzunehmen.

Sohn eines preußischen Offiziers, zu Neisse am 20. April 1812 geboren und zum Militärstand erzogen, fand er in diesem keine Befriedigung, und als ihn poetische Versuche auf satyrischem Gebiete als Strafgefangenen nach der Festung Jülich geführt hatten und ihn dann in Trier die nähere Bekanntschaft mit dem poetisch, religiös und politisch anregenden Eduard Duller seinen dichterischen Beruf klarer erkennen ließ, benützte er seine Versetzung an die Kriegsschule zu Berlin, um seine philosophische Ausbildung zu vervollständigen und ging, aus dem Heerdienst ausscheidend, gänzlich zur literarischen Thätigkeit in seiner schlesischen Heimat über, wo er leider zu Reichau am 21. Febr. 1843 einen frühen Tod fand.

Das bedeutendste Werk Sallets ist sein im Jahre 1839 vollendetes, aber erst 1842 im Druck (bei Friedr. Volckmar in Leipzig) erschienenes „Laien-Evangelium", das Christi Leben und Lehre poetisch in philosophisch-rationalistischer Auslegung einem freieren Verständnis zu erschließen sucht. In der von Theodor Paur besorgten Gesamtausgabe der Sallet'schen Werke („Friedrich von Sallets sämtliche Schriften". Sechs Bände. Breslau, Verlag von August Schulz. 1848) bildet das „Laien-Evangelium" den ersten Band. Der zweite umfaßt Sallets „Gesammelte Gedichte", deren letzte Abteilung, mit der Aufschrift: „Ernsthafte Gedichte", seine politische Lyrik enthält. Durch ihren Titel ist Scherz und Spott keineswegs ausgeschlossen — nur sind auch sie bei unserem Poeten die Maske des bittersten Ernstes.

Die Eigenart und Stärke der Sallet'schen Lyrik, aber auch ihre ästhetische Schwäche liegt in dem Ueberwiegen des sittlichen

und religiösen Pathos, der strengen, an militärisches Kommando gemahnenden Didaktik über die künstlerische Freiheit und Schönheit. Von dieser Eigenart sind seine politischen Gedichte beredte Zeugen. Wir schicken seinen „Epilog" voraus, worin er sich selbst ironisch charakterisiert:

Und nun ruf' ich in die Zähne
Euch dort, Männer ohne Mann!
Sagt dem Volke, daß ich wähne,
Wie ein Narr nur wähnen kann!

Sagt, daß ich Begeistrung lüge,
Daß ich bös und tückisch sei,
Daß ich voll von Selbstgenüge,
Daß mein Zürnen Teufelei!

Sagt, daß nicht ein heilger Wille
Meine Poesie durchloht,
Daß ich ein Gelüst nur stille,
Lärm zu machen ohne Not!

Daß ich schwing' den Fliegenwedel,
Weil mich Schatten machten scheu,
Daß mein Geist nicht stark und edel
Und mein Herz nicht fromm und treu.

Donnerts in das Ohr den Tauben,
Daß ich sei ein schlechter Wicht!
Sterben will ich, wenn sie's glauben,
Aber nein! sie glauben's nicht!

Von seinem die politische Lyrik klar kennzeichnenden „Manifeste" geben wir die erste Hälfte:

„Sonettchen an Amanda,
So leiern wir nicht mehr,
Es ward zur Propaganda
Das deutsche Dichterheer.

Nicht zu „geheimen" Zwecken,
Der Zweck ist klar genug;
Er ist: dahin zu strecken
Alles, was Lug und Trug.

Drum wollen wir verbreiten
Die Einsicht und den Mut,
Dem Herrn ein Volk bereiten
Voll Geist, voll Mark und Glut.

Wir brauchen keine Franzosen
Und keine Sansculotts:
Man kann in feinsten Hosen
Für Freiheit stehn mit Trotz.

Auch klingts noch schöner treulich:
„Freiheit" als „liberté",
Und „Knechtschaft" klingt so gräulich
Als welsche Worte nur je.

Auch „Ça ira" zu singen
Thut wahrlich uns nicht not,
Wir lassen Lieder klingen
Von deutschem Korn und Schrot.

Wir wollen singen und sagen,
Bis ihr uns stopft den Mund
Und dann noch unsre Klagen
Durch Zornesblick thun kund .....

Im vollen Wortlaut folgt das schon oft abgedruckte Postulat der kategorischen Alternative:

Aut, aut.

Und wenn ich wär' ein Zimmermann,
Dann baut' ich eine weite Schranke
Und schrieb' in großen Zügen an
Hoch oben an des Eingangs Planke:
Entweder, oder!

Die ihr den großen Kampf der Zeit
Ausfechten wollt, herbei, ihr Ritter!
Sprecht, welcher Sach' ihr euch geweiht
Sprecht frei durchs offne Helmgegitter
Entweder, oder!

Für Fürstenmacht? für Völkerrecht?
Für Geisteslicht? für Pfaffendunkel?
Republikaner oder Knecht?
Ja oder nein! nur kein Gemunkel!
Entweder, oder!

Schwarz sei die Rüstung oder weiß.
Ihr geht zur Linken, ihr zur Rechten.
Todfeinde nur laff' ich zum Kreis,
Die nur um Tod und Leben fechten.
Entweder, oder!

Ihr Herrn von: Zugegeben, zwar,
Bedingungsweis, gewissermaßen!
Hier heißt es: ganz mit Haut und Haar,
Verlegt uns nicht des Kampfes Straßen!
Entweder, oder!

Bleibt draußen, weil ihr uns nur stört,
Ihr Halb- und Viertelmeinungsaffen!
Wenn's euch ergötzt, seht zu und hört,
Zum Publikum seid ihr geschaffen.
Entweder, oder!

Und wenn der Letzte todt sich trollt
Von drüben oder hier, im Sande,
Dann wißt ihr, wem ihr folgen sollt.
Wir schlichtens für die ganze Bande.
Entweder, oder!

Doch weil ich bin kein Zimmermann,
Kann ich auch keine Schranken bauen,
Drum laff' ichs gehn, wie's gehen kann,
Zuletzt muß man es doch wohl schauen.
Entweder, oder!

Von herbem Sarkasmus eingegeben ist Sallets

„Echtes Deutschtum":

Wir wollen uns, ächtdeutsch, begeistern
Für unsern angestammten Herrn.
Je herrischer er uns will meistern,
Je heller strahlt der Treue Stern.

Will man die Freiheit rücklings meucheln,
Die man doch lobt ins Angesicht:
Wir wollen, ächtdeutsch, Dummheit heucheln,
Als merkten wir das Meucheln nicht.

Wir nehmen wedelnd jede Phrase,
Aechtdeutsch, für bare Münze an,
Weil die bescheidne deutsche Nase
Thatsächlichstes nicht spüren kann.

Wir nehmen jedes Halbversprechen,
Ob man auch in der Zeiten Lauf
Uns hunderte schon mochte brechen,
Aechtdeutsch mit reinem Jubel auf.

Wir wollen sein ächtdeutsche Affen
Von Englands finstrer Klerisei.
Werft uns ums Haupt das Netz, ihr Pfaffen!
Wir duldens, ächtdeutsch, fromm und frei!

Wir wollen auch ächtdeutsch erzittern
Vor jedem Polizei-Gendarm,
Aechtdeutsch uns krümmen vor den Rittern
Und vor dem Bureaukratenschwarm.

Zertreten uns ächtdeutsche Junker,
Wie in der alten grauen Zeit:
Wir schrein bei eurem Prunkgefunker,
Wie ächtdeutsch ritterlich ihr seid!

Und wenn wir mit gebrochnen Nacken
Das Joch geschleppt Jahr aus, Jahr ein,
Und rücken endlich die Kosaken
Und die Baschkiren bei uns ein:

Dann wollen wir, ächtdeutsch, euch prahlen
Mit ächter deutscher Liebesmacht,
Bis wir verloren die Sandalen,
Aechtdeutsch, gleich bei der ersten Schlacht.

Dann heißts, ächtdeutsch, illuminieren
Wo sich nur sehn läßt der Barbar,
Im Transparent, das Blumen zieren,
Steht: Vivat unser Gott, der Zar!

Die Zeitungen, ächtdeutsch, verbreiten
Einstimmig dann, wie freudenvoll
Sich alle deutschen Herzen weiten,
Weil Knutenglück uns lächeln soll.

Und bist du dann, mein Volk, begraben,
Verschwunden von dem Erdenrund,
Wirst du doch noch die Grabschrift haben:
Hier fault, ächtdeutsch, ein todter Hund.

Ein „Sehnsuchtsanfall", inspiriert durch die in den Vierziger Jahren publizistisch viel erörterte „Europäische Pentarchie", wird von Sallet „nach berühmten Mustern" zu folgendem, freilich nicht eben salonmäßigen Ausdruck gebracht:

Kennst du das Land, wo Knut' und Kantschu blühn,
Den Steiß von Zarenliebe machend glühn?
Wo man das Zeitungsblatt schwarz überstreicht,
Daß preußisch Landtagsgift ins Volk nicht schleicht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, ziehn!

Dort, wo den Stiefel der Leibeig'ne küßt,
Weil gleich dem Hund er krumm getreten ist,
Wo man den Popen durchhaut, weil er stahl,
Und dann die Hand ihm küßt mit einemmal,
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, ziehn!

Wo tausende um andern Glauben flehn,
Weil sie des Kaisers Wunsch voraus verstehn.
O freier Uebertritt! Kein Mensch verletzt,
Spurlos verschwand nur, wer sich widersetzt.
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, ziehn!

Wo Schächern auf sibirischem Gefild
Die freie Zobeljagd für Strafe gilt,
Wo man so ganz politisch aufgehellt,
Europas Reichen Mausefallen stellt —
Kennst du das Land? Dahin, dahin,
O laß uns gleich, geliebter Censor, ziehn!

2. Titus Ulrich.

Titus Ulrich, zu Habelschwert in der Grafschaft Glatz am 22. August 1813 geboren, hatte sich in Berlin philosophischen, später vorzugsweise ästhetischen und dramaturgischen Studien zugewandt. Seit 1860 Sekretär, dann Rat bei der Königlichen Generalintendantur der Hofbühne zu Berlin, starb er am 17. Dezember 1891.

Aufsehen in der Literatur erregte er zuerst im Jahre 1845 durch sein humanistisch-pantheistisches „Hohes Lied", dann wieder 1847 durch seine Dichtung „Viktor", die wegen ihrer „revolutionären" Phantasien von der Censur verboten wurde. Sofort nach der Märzrevolution von 1848 erschien die Dichtung wieder „als ein durch die allgemeine Amnestie unverkürzt freigegebenes, aus dreimonatlicher Censurhaft erlöstes Werk".

Von denjenigen Partien des gedankenreichen Buches, worin Viktors politische und soziologische Ideen in teils lyrisch-epischer, teils didaktischer Form entwickelt werden, erscheint als besonders bedeutsam

Viktors Landsturmlied.

Ruft Sturm durch alle Lande weit!
Ihr Völker, losgeschlagen!
Wir wollen diese Galgenzeit
Nicht länger mehr ertragen!
Die Söldnerknechte würgen schon,
Sie grinsen her und stehn und drohn,
Und ob sie drohn, ob klirren:
Die Schwerter müssen klirren!

Der Menschen heil'ge Majestät
Liegt in den letzten Nöten,
Bespie'n, gegeißelt und geschmäht
Und in den Staub getreten!
Das Volk muß dulden Qual und Frost
Und hungern bei Armsünderkost;
Ihr Herrn von hohen Gnaden,
Ihr seid zu Gast geladen!

Gewalt, Gewalt ist euer Recht,
Die Welt ist voller Schande!
Raub, Raub ist, was ihr schmaust und zecht,
Und Ketten eure Bande!
Ihr machtet alles dumm und stumm,
Der Büttel ging im Land herum,
Ihr habt uns, ohn' Gewahren,
Verkauft an die Barbaren!

Der Völker Blut, es floß für Euch,
Wann Ihr zu Kreuz gekrochen,
Da waret ihr an Schwüren reich
Und habt sie all gebrochen!
O heilig Blut, dein Glanz erblich!
O heilig Blut, wir rächen dich!
Die Fremden sind vertrieben,
Der Feind im Land geblieben!

Wir haben lang gebettelt schon,
Wir lagen euch zu Füßen,
Ihr stießt uns fort mit Hohn und Drohn,
Das sollt ihr heut uns büßen!
Heut nehmen wir mit eigner Faust,
Die bald euch um die Häupter saust,
Wir nehmen, was wir brauchen,
Mags auch von Blute rauchen!

Ein' feste Burg ist unser Mut
Und unsre gute Sache!
Ins Feuer mit der Lügenbrut,
Ins Feuer unsrer Rache!
Wir brauchen keine Quäler mehr,
Und wenn die Welt voll Herren wär',
Mit Schwert und Kriegsgewittern:
Wir wollten nicht erzittern!

Das Schwert heraus! All', All herbei!
Die Fahne hoch, ihr Brüder!
Und liegt im Staub die Tyrannei,
Dann treffen wir uns wieder!
Dir, Freiheit, Heil im Siegeskranz!
Tauf' uns mit deiner Flammen Glanz,
Der Nachwelt einst zu melden
Von Männern und von Helden!

Noch radikaler, revolutionärer, im Stile von Freiligraths Mahnruf der „Toten an die Lebenden", ohne jedoch den hohen Grad seines Pathos und namentlich seiner drastischen Anschaulichkeit zu erreichen, ertönt Ulrichs „Requiem": „Den Toten des 18. März", das bei den Gesinnungsgenossen sympathische Aufnahme fand. (Bei Rüter und Stargardt in Berlin mußte noch im nächsten Jahre eine neue Auflage erscheinen.)

Senkt die Banner! Senkt die Blicke! Brüder, laßt es euch gemahnen,
Daß wir stehn allhier zur Stunde an den Gräbern unsrer Ahnen,
Ja, der Ahnen unsrer Zukunft, die uns bringt das neue Heil,
Kommt sie nun mit goldner Palme — oder ach! mit Schwert und Beil!

Ruhmesbar, ihr todten Helden, feiern wir des Ruhms Vermächnis:
Kriegesehren sollt ihr haben, Kriegesehren zum Gedächtnis,
Waret ihr auch keine Kämpfer, strack geschult in Reih und Glied,
Keine Puppen bunt und zierlich, wie sie gern ein Herre zieht.

Ein „Sehnsuchtsanfall", inspiriert durch die in den Vierziger Jahren publizistisch viel erörterte „Europäische Pentarchie", wird von Sallet „nach berühmten Mustern" zu folgendem, freilich nicht eben salonmäßigen Ausdruck gebracht:

Kennst du das Land, wo Knut' und Kantschu blühn,
Den Steiß von Zarenliebe machend glühn?
Wo man das Zeitungsblatt schwarz überstreicht,
Daß preußisch Landtagsgift ins Volk nicht schleicht?
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, ziehn!

Dort, wo den Stiefel der Leibeig'ne küßt,
Weil gleich dem Hund er krumm getreten ist,
Wo man den Popen durchhaut, weil er stahl,
Und dann die Hand ihm küßt mit einemmal,
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, ziehn!

Wo tausende um andern Glauben flehn,
Weil sie des Kaisers Wunsch voraus verstehn.
O freier Uebertritt! Kein Mensch verletzt,
Spurlos verschwand nur, wer sich widersetzt.
Kennst du es wohl? Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, geliebter Censor, ziehn!

Wo Schächern auf sibirischem Gefild
Die freie Hobeljagd für Strafe gilt,
Wo man so ganz politisch aufgehellt,
Europas Reichen Mausefallen stellt —
Kennst du das Land? Dahin, dahin,
O laß uns gleich, geliebter Censor, ziehn!

2. Titus Ulrich.

Titus Ulrich, zu Habelschwert in der Grafschaft Glatz am 22. August 1813 geboren, hatte sich in Berlin philosophischen, später vorzugsweise ästhetischen und dramaturgischen Studien zugewandt. Seit 1860 Sekretär, dann Rat bei der Königlichen Generalintendantur der Hofbühne zu Berlin, starb er am 17. Dezember 1891.

Aufsehen in der Literatur erregte er zuerst im Jahre 1845 durch sein humanistisch-pantheistisches „Hohes Lied", dann wieder 1847 durch seine Dichtung „Viktor", die wegen ihrer „revolutionären" Phantasien von der Censur verboten wurde. Sofort nach der Märzrevolution von 1848 erschien die Dichtung wieder „als ein durch die allgemeine Amnestie unverkürzt freigegebenes, aus dreimonatlicher Censurhaft erlöstes Werk".

Von denjenigen Partien des gedankenreichen Buches, worin Viktors politische und soziologische Ideen in teils lyrisch-epischer, teils didaktischer Form entwickelt werden, erscheint als besonders bedeutsam

Viktors Landsturmlied.

Ruft Sturm durch alle Lande weit!
Ihr Völker, losgeschlagen!
Wir wollen diese Galgenzeit
Nicht länger mehr ertragen!
Die Söldnerknechte würgen schon,
Sie grinsen her und stehn und drohn,
Und ob sie drohn, ob klirren:
Die Schwerter müssen klirren!

Der Menschen heil'ge Majestät
Liegt in den letzten Nöten,
Bespie'n, gegeißelt und geschmäht
Und in den Staub getreten!
Das Volk muß dulden Qual und Frost
Und hungern bei Armsünderkost;
Ihr Herrn von hohen Gnaden,
Ihr seid zu Gast geladen!

Gewalt, Gewalt ist euer Recht,
Die Welt ist voller Schande!
Raub, Raub ist, was ihr schmaust und zecht,
Und Ketten eure Bande!
Ihr machtet alles dumm und stumm,
Der Büttel ging im Land herum,
Ihr habt uns, ohn' Gewahren,
Verkauft an die Barbaren!

Der Völker Blut, es floß für Euch,
Wann Ihr zu Kreuz gekrochen,
Da waret ihr an Schwüren reich
Und habt sie all gebrochen!
O heilig Blut, dein Glanz erblich!
O heilig Blut, wir rächen dich!
Die Fremden sind vertrieben,
Der Feind im Land geblieben!

Wir haben lang gebettelt schon,
Wir lagen euch zu Füßen,
Ihr stießt uns fort mit Hohn und Drohn,
Das sollt ihr heut uns büßen!
Heut nehmen wir mit eigner Faust,
Die bald euch um die Häupter saust,
Wir nehmen, was wir brauchen,
Mags auch von Blute rauchen!

Ein' feste Burg ist unser Mut
Und unsre gute Sache!
Ins Feuer mit der Lügenbrut,
Ins Feuer unsrer Rache!
Wir brauchen keine Quäler mehr,
Und wenn die Welt voll Herren wär',
Mit Schwert und Kriegsgewittern:
Wir wollten nicht erzittern!

Das Schwert heraus! All', All herbei!
Die Fahne hoch, ihr Brüder!
Und liegt im Staub die Tyrannei,
Dann treffen wir uns wieder!
Dir, Freiheit, Heil im Siegeskranz!
Tauf' uns mit deiner Flammen Glanz,
Der Nachwelt einst zu melden
Von Männern und von Helden!

Noch radikaler, revolutionärer, im Stile von Freiligraths Mahnruf der „Toten an die Lebenden", ohne jedoch den hohen Grad seines Pathos und namentlich seiner drastischen Anschaulichkeit zu erreichen, ertönt Ulrichs „Requiem": „Den Toten des 18. März", das bei den Gesinnungsgenossen sympathische Aufnahme fand. (Bei Rüter und Stargardt in Berlin mußte noch im nächsten Jahre eine neue Auflage erscheinen.)

Senkt die Banner! Senkt die Blicke! Brüder, laßt es euch gemahnen,
Daß wir stehn allhier zur Stunde an den Gräbern unsrer Ahnen,
Ja, der Ahnen unsrer Zukunft, die uns bringt das neue Heil,
Kommt sie nun mit goldner Palme — oder ach! mit Schwert und Beil!

Ruhmesbar, ihr todten Helden, feiern wir des Ruhms Vermächnis:
Kriegesehren sollt ihr haben, Kriegesehren zum Gedächtnis,
Waret ihr auch keine Kämpfer, strack geschult in Reih und Glied,
Keine Puppen bunt und zierlich, wie sie gern ein Herre zieht.

Ihr, der Freiheit ächte Ritter! — denn die Freiheit war gekommen,
Durch die Straßen schritt sie mächtig, hat euch rasch in Sold genommen,
Drückte rasch euch in die Hände einen morschen Stumpf zur Wehr,
Dem erst euer Blut im Kampfe leihen mußte Kraft und Ehr!

Und so nahm sie euch und stellte stolz euch an die Barrikaden,
In die Schwüle der Verwesung Schlag und Wetter zu entladen!
Sturmgeläut und Kugeldonner spielten auf ein grauses Stück:
Groß seid ihr vorangegangen — und wir blieben klein zurück.

Ihr, des Lebens wert wie Keiner! Wart ihr doch seit alten Tagen,
Wart ihr doch die Ersten endlich, die sich zornentbrannt geschlagen,
Die auf deutschem Boden fielen, auszutilgen Druck und Not,
Für des Volkes ewge Rechte sterbend den Erlösertod!

Eine Schuld wie keine mahnend haben wir euch zu entrichten . . . .
Glaubt, wir zahlen sie noch redlich, ehrten je wir heilge Pflichten,
Glaubt es uns bei jenem Schmerze, der uns gramvoll übermannt,
Denken wir, ihr wärt vergebens damals in den Tod gerannt! —

Haltet ein mit eurem Vorwurf, sparet noch die bittre Klage,
Denn wir zahlen sie euch heute schon mit jedem Herzensschlage,
Jedem Pulse, der wie nimmer jetzo in Empörung stürmt,
Hören wir, wie Treubruch emsig Ketten schweißt und Schranken thürmt.

Zahlen sie wohl einst gar doppelt, — stiege je der Tag hernieder,
Der zuletzt Geduld und Langmut einmal säh' entfliehen wieder,
Der uns stürzen säh' vom Kampfplatz flugs hinauf ins Tribunal,
Eh' vom Zorn die Stirn noch trocken und vom Blut der heiße Stahl.

Hier indeß an diesen Hügeln spross' auch uns ein Sieggeschmeide! —
Seien sie die Hochaltäre, drauf wir schwören unsre Eide,
Seien sie die sichern Stätten, wo sich unsre Hoffnung letzt,
Seien sie die harten Steine, dran die Zeit die Schwerter wetzt!

Ja, die Schwerter! denn sie haben euch beschimpft, geheim und offen,
Hätten gern zum andern Male mit dem Dolch euch noch getroffen,
Mancher ihrer sprach verwegen, frechen Spott im Angesicht,
Eh' der Hahn noch dreimal krähte: „Diese Menschen kenn' ich nicht." —

Hütet euch, ihr Ehrenschänder, finstre Mächte neu zu wecken!
Gräber gibt es, die kein Rasen kann mit ew'gem Siegel decken,
Schlünde, die verborgen gähnen, die sich schließen nimmerdar,
Eh' denn ihrer nicht das erste, längst erheischte Opfer war.

Noch ists Zeit! So laßt euch warnen! Spielet nicht die Ueberkühnen!
Tretet her an diese Grüfte, eurer Frevel Maß zu sühnen:
Eure Ränke, eure Bosheit — lasset sie das Opfer sein,
Euren Wahn und euren Hochmut — werfet heut sie all' hinein!

Mächtig, mächtig sind die Todten! — Und es endet das Erbarmen!
Haß und Liebe können langen aus der Gruft mit starken Armen.
Traun! die hingesunknen Helden, die verleugnet euer Mund,
Traun! sie ziehn euch allesammt noch nieder in des Todes Grund!

Hebt die Banner! hebt die Blicke! Laßt die Ehrensalven krachen,
Daß des Märzes Siegesadler mög' auf hohem Horst erwachen,
Daß er früh' erspäh den Liebling, den er einst der Menschheit weist:
Denn als Adler, nicht als Taube, fährt herab der heilge Geist!

3. Graf Strachwitz.

Das Jahr 1822 schenkte Schlesien und dem deutschen Gesamtvaterlande ein dichterisches Dioskurenpaar, das durch ungemein reiche Begabung frühzeitig große Hoffnungen erweckte, leider aber durch frühen Tod an deren voller Erfüllung verhindert wurde.

Der Dichter des in unserem Einleitungskapitel (s. o. S. 7) unter den Perlen unserer patriotischen Lyrik angekündigten Liedes „Germania", Moritz Graf von Strachwitz, am 13. März 1822 zu Peterwitz geboren, gab schon mit zwanzig Jahren seine „Lieder eines Erwachenden", fünf Jahre darauf (1847) seine „Neuen Gedichte" heraus, verschied aber schon am 11. Dezember 1847 auf der Heimreise aus Italien zu Wien am Nervenfieber. Die Schriften des Frühverklärten sind, von seinem gelehrten schlesischen Landsmann, dem trefflichen Germanisten Karl Weinhold, gesammelt und geordnet, 1850 in einer Gesamtausgabe erschienen.

Wie ein zweiter Herwegh auftretend, aber in ganz anderer Richtung das preußisch-deutsche Staatsideal im Herzen tragend, singt Graf Strachwitz, eine Zeit des Sturmes und der That ersehnend, sein

„Wildes Lied":

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Menschen hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That . . . . .

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Auge der Zeit,
So wollt' ich, es bräche den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit! . . .

Ich wollt', es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm,
Ich wollt', es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenrot.

Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasselnder Reitersturm;
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt,
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

Die Angst des glühenden Patrioten um die Zukunft des im Strome banausischen Treibens und thatloser Ohnmacht dahintreibenden Vaterlandes, dessen Leiden und Nöte doch zu revolutionären Ausbrüchen drängen, erpreßt dem Dichter einen durch ironische Selbstberuhigung wenig gemilderten Wehruf:

Der Himmel ist blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen.
Es hungert das Volk und die Bösen schrei'n
Den Aufruhr ihm in die Herzen!

Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen:
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

Gegen die Einmischung des Auslands in die deutschen Angelegenheiten empfiehlt der Dichter unter Hinweis auf Beispiele aus der älteren deutschen Geschichte „Deutsche Hiebe":

So standen die Deutschen ehrenhaft
Für Andre im Gefechte,
So focht die deutsche Bärenkraft
Für fremder Herren Rechte.
Doch zupften sie dir am eignen Gewand,
Die fremden Diebeskrallen,
Mein Vaterland, mein Vaterland,
Da ließest du dirs gefallen!

Mein Vaterland, lieb Vaterland,
Wenn dich die Wälschen drängen,
Und wenn des Russen freche Hand
Dir deinen Brei will mengen —
Dann auf die Finger unverzagt
Klopf' ihm dir selbst zu liebe,
Und wenn er schreiend: Was gibts denn? fragt,
So sage: Deutsche Hiebe!

Mit herbem Spott auf die Unterwürfigkeit Deutschlands gegen fremde Despoten, aber nicht ohne unwillkürliche Vorahnung, daß die deutsche Verwicklung einst durch das Schwert eines Heroen, gleich dem gordischen Knoten, ihre Lösung finden werde, ruft er den Maulhelden zu:

Ihr rüttelt an dem Königspalast
Mit unverdrossenem Mute,
Ihr baut ein neues Haus mit Hast
Und schreit zum Kitt nach Blute.
Doch ist es fertig, das neue Haus,
Nach manchem sauern Tage,
Der Bonaparte bleibt nicht aus,
Der's stürzt mit einem Schlage!

Die Arme gekreuzt, gewaltig und stumm,
So wird er vor euch stehen,
Ihr aber ziehet den Buckel krumm
Und traget seine Livreen.
Und schlachten laßt ihr euch gern und froh
Mit dienstergebener Miene
Und denket: besser in Waterloo
Als unter der Guillotine! —

So kommt es, ihr Männer des ewigen: Nein!
So kommts, ihr Tyrannenvertreiber,
Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen ineinander:
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander!

Wie Strachwitz auch in edler antiker Form seine deutsch-patriotischen Gefühle dichterisch kunstreich zu formen weiß, zeigt seine Sapphische Ode: „Ein böser Stern“:

Thränen, herzbluttriefende, gieße stromweis
Dichteraug' aufs Grün der Geschichte Deutschlands,
Drauf kolossisch fällt des geborstnen Hochbaus
Taumelnder Schatten.

Nicht, o Deutschland, lächelte dein der Fremdling,
Als vor Arnulfs Hiebe gestürzt der Normann,
Und auf Mers'burgs Au der Kosaken Ahn sich
Krümmte, der Hunne.

Als zugleich drei Päpsten das Diadem nahm
Auf Roncaglias Fluren der dritte Heinrich
Und geschleift am Bügel des Barbarossa
Wimmerte Mailand.

Keinen Mann aufstört die gewalt'ge Märe; —
Doch im Ost aufglimmend, ein rotes Sternbild,
Flammt ob Deutschlands Haupte des Moskowiten
Kreisender Säbel.

Die Krone seiner politischen Lyrik erglänzt uns in seiner „Germania“:

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Leuen,
Land, du bist dem Tode nah,
Sieh dich um, Germania!

Dumpf in dir, o Kaiserwiege,
Gährt der Keim der Bürgerkriege!
Tausend Zungen
Sind gedungen,
Tausend Speere sind geschwungen,
Fieberträumend liegst du da:
Schüttle dich, Germania!

Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube;
Immer: nein! und nimmer: ja!
Sage: ja! Germania!

Daß kein Reichsvasall aufs neue
Breche seines Lehndiensts Treue!
Der Germanen-
Fürsten Ahnen
Waren Reiches-Unterthanen:
So sei's heute wieder — ja,
Sprich es aus, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat dich verführe
Und dich dann septembrisiere.
Denn die Marats sind schon da!
Wehre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüthe,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

---

4. Max Waldau.

In gleicher Tragik wie Graf Strachwitz durch einen frühen Tod des Glückes beraubt, seinen dichterischen Genius zu voller Entfaltung zu bringen und seiner Nation völlig ausgereifte Gaben seiner Muse darzubieten, ist Max Waldau in der Reihe seiner speziellen Landsleute auf dem Gebiete der Dichtkunst wohl derjenige, an den sich die größten Erwartungen knüpften und dessen vorzeitiger Heimgang am schwersten zu beklagen ist.

Richard Georg Spiller von Hauenschild, geboren zu Breslau am 24. März 1822, gestorben auf seinem Gute Tscheidt bei Bauerwitz in Oberschlesien am 20. Januar 1855, hatte vorzugsweise kunstgeschichtliche Studien gemacht, war aber auch in die politischen und sozialen Zeitfragen gründlich eingedrungen und wußte die vaterländischen und modernen Ideale in ebenso lebensfrischer wie geist- und charaktervoller Dichtung darzustellen. Seine „Blätter im Winde" (1848) und seine „Canzonen" (1848, 1850) bezeugen auch seine hohe Begabung für die politische Lyrik.

Vision auf dem Hohenstaufen.

Der Thürmer stößt in sein silbernes Horn,
Der Sturm in des Mondes Sichel, —
Wie duckt sich schüchtern die Wachtel ins Korn,
Ins Bette der deutsche Michel!
Da wird ein riesiges Banner entrollt,
Umgrollt
Vom dumpfen Donnergebrülle;
Der Blitz nicht säumend in Wolken ruht,
Die weltdurchzuckende, frische Glut,
Sie flammt aus der düsteren Hülle.

Hier weben die Geister gespenstigen Tanz
Mit Kronen und mit Tiare,
Und Geier bekämpfen im Irrwischglanz
Die doppelhäuptigen Aare.
Den nimmergesühnten Streit
Die Zeit,
Die Zeit will einmal ihn enden.
Theatermaschinen, wie blitzt ihr schlecht!
Es weiß ein kräftig Männergeschlecht
Jetzt besser das Heft zu wenden.

Und sieh, dem Wolken- und Donnergraus
Entsteigt ein hohes Gebilde,
Die Krone leuchtet durchs Aetherhaus,
Es funkelt der Spruch auf dem Schilde:
„Hie Deutschland!“ donnert das Wort,
Und fort
Durchbraust es die finstern Geklüfte,
Die Schwerter schimmern im Geisteslicht,
Sie sausen das stolze Heldengedicht:
„Hie Deutschland!“ hell in die Lüfte.

Laßt schlafen die alte deutsche Schmach,
Laßt schlafen den alten Kaiser,
Die Alten werden nur älter gemach
Und werden doch nimmer weiser.
Heraus aus der Kerkerhaft!
Die Kraft,
Die Kraft zersprengt uns die Banden!
Die wilde Fanfare bläst uns der Sturm,
Hinauf zum trutzigen Schergenthurm
In donnergewaltigem Branden!

Zeitgemäß.

Zeit ist auch im Lande der Reußen,
Und die Zeit, sie fordert Reform —
So auch ändert man jetzt in Preußen
Jährlich ein wenig die Uniform.
Nun, nun, ein jeder nach seiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Censur!

Narren im Dienste sind aus der Mode,
Jeder will jetzt sein eigener sein,
Daß man noch sehe nach seinem Tode
Pfeffer und Salz in schönem Verein.
Nun, nun, ein jeder nach seiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Censur!

Siedelt ins neue romantische Eden
Ueber der pensionierte Bandit,
Ward aus Liebe zu Quadrupeden
Hengstenbergischer Jesuit.
Nun, nun, ein jeder nach seiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Censur!

Xenien.

Pour le mérite.

Oehlenschläger, Manzoni und Liszt, ihr wohldekorierten,
Trage ein jeder das Kreuz, das ihm der König beschert!
Stellte man Uhland auch in die Reihen der preußischen Ritter,
Dächte man gar, er sei ebenso emeritiert.

3. Februar (1847). *)

Sagt mir, wozu das Patent für eure mißratne Erfindung?
Aefft euch doch Niemand nach solchen erbärmlichen Kniff.

*) Tag des Königlichen Patents über die Bildung des Vereinigten Landtags.

Gloſſe zur Salzpetition.

Minen attiſchen Salzes bebaut man am Hofe zu Potsdam,
Aber das beſte Bonmot ſalzt uns die Suppe noch nicht.

Der preußiſche Landtag (von 1847).

Nimmer zwar tagt es durch euch, doch nennt man euch pomphaft den Landtag
Quod non lucet — drum hieß lucus den Römern der Hain.

In ſeiner Canzone „O dieſe Zeit" (1850) vergleicht der Dichter Deutſchland mit der Königin der Luft, die nach alter Sage alle Reize, nur keinen Leib, empfangen hat und ruft dann aus:

Ein Leib, ein Leib nur für die deutſche Seele,
Ein Deuſchland nur, nicht dreißig deutſche Länder,
Nur deutſchen Grund für freie deutſche Heerde,
Ein einzig Band ſtatt all der bunten Bänder,
„Hie Deutſchland!" dann aus jeder deutſchen Kehle,
Und Deutſchland ſpricht das Recht der ganzen Erde.
O nur einmal das „Werde!"
Das ſtürmiſch wohl, doch nicht Verzweiflung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubel weiter ſenget
Und Schloß und Grüfte ſprenget,
Allüberall ſein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! doch nur ein freier, reiner,
Ein Leib in Feſſeln iſt ſo gut als keiner.

Die Canzone ſchließt mit folgender hochpolitiſchen Sirvente, die an Kurheſſen und Schleswig-Holſtein mahnt:

Und warf das Meer des Lebens nicht erſt heute
Das roh entſtellte Heſſen auf die Düne?
Und ward im Norden nicht die deutſche Ehre
Verraten noch auf einer zweiten Bühne?
Ließ man nicht deutſches Land und deutſche Leute
Hilflos der Rache und dem Feindesſpeere?
Stehn mit entwundner Wehre
Von deutſchen Henkermeiſtern angekettet
Und engbewacht die Holſten nicht und Heſſen?
Und hat man ſchon vergeſſen,
Daß noch auf faules Kerkerſtroh gebettet
Und wundgedrückt von ſchweren Eiſenbanden,
Wer für Geſetz und Menſchenrecht geſtanden?

Vergeßt und ſingt! — — Zugvögel kommen wieder,
Ihr wißt woher und müßt im Herzen fragen,
Ob ſie geruht auf Maſten nicht und Linnen,
Die deutſche Männer in die Fremde tragen?
Vernehmlich klagen dann die hellſten Lieder:
Des deutſchen Landes Thatkraft zieht von hinnen!
O, wer mit wachen Sinnen
Sich ſeinen Weg durch unſre Tage bahnet,
Dem wird ſein Lieben und ſein beſtes Hoffen

Vom Wetterſtrahl getroffen,
Der wird auf jedem Schritt an Weh gemahnet.
Verrat und Meineid tragen Fürſtenkronen,
Das Edle weiß der Kerker nur zu lohnen.

Verſchließt euch ſelbſt in eure engſte Zelle —
Ein Blatt Papier, vielleicht von lieben Händen,
Ein Brief verſetzt euch mitten in das Treiben,
Ihr fühlt den Fluch, beſchirmt von Mauerwänden,
Wie ihr ihn fühltet in der Tageshelle
Und könnt ſelbſt da nicht froh zuſammen bleiben.
Und wenn ihr auch das Schreiben,
Das euch geſtört, in krampfer Hand zerknittert,
Ihr könnt dem düſtern Sange nicht entrinnen: —
Die Thatkraft zieht von hinnen,
Das deutſche Land wird wieder neu zerſplittert.
Das Volk iſt ſtumpf und weiß ſich nicht zu helfen
Vor (Preußen-)Waiblingern und (Oeſtreich-)Welfen!

Die einz'ge Freude, die der Zeit entſtammte,
Sie gibt uns faſt, wenn wir ſie laut verkünden,
Den Fouquier-Tinville der Tribunale:
Man zählt es gern zu unſern ſchwerſten Sünden,
Daß wir den Sänger, den ein Fürſt verdammte
Zu grauſam unerhörter Leidensſchale,
Und der mit einemmale
Der ſchnöden Haft entrann, begrüßen können*) —
Blaßwüt'ge, ekle Schergenangeſichter,
Wie wir dem edlen Dichter
Die Freiheit und das Allerbeſte gönnen,
So gönnen wir auch euch fruchtloſes Toben,
Seht ihr das Opfer ſicher aufgehoben!

Doch ſoll dies *eine* Freudenlicht der Sonne
Die Morgenſonne ſein, die wir erſehnen?
— Der Strahl iſt hell genug, um uns zu zeigen,
Wie breit und ſchwer ſich rings die Schatten dehnen,
Wie fern die ganze, ungetrübte Wonne,
Wie nah der Niedertracht Geſpenſterreigen.
Auch zeigt das dumpfe Schweigen,
Das nur der Furcht Gezeter ſchrill durchſchneidet,
Daß Deutſchland ſeine tiefe Schmach empfindet
Und nicht ſo hart erblindet,
So taub nicht iſt, daß es nicht bitter leidet . . .
— Den einz'gen Wunſch des Dichters
Kann ihm das Land der Lieder nicht gewähren.
Der ſtille Raum, der frei von Schmach und Flecken,
Iſt nirgend zu entdecken . . . .
— Wie könnt nun ihr mit Fug euch drob beſchweren,
Daß herb nur oder trüb die Lieder klingen,
Die ſich von eurer Sänger Harfen ſchwingen?

*) Gottfried Kinkel, der durch Karl Schurz aus dem Kerker in Spandau befreit wurde. Für den Gefangenen hatte Max Waldau ſich in einem Gedichte an den Prinzen von Preußen gewendet.

5. Rudolf von Gottschall.

Der geistreichste und vielseitigste der gegenwärtig lebenden schlesischen Dichter, Rudolf von Gottschall, hat sich um die politische Lyrik in doppelter Richtung verdient gemacht. Einerseits hat er selbst zahlreiche Zeitgedichte verfaßt, die voll Geist und Schwung von seinem preußischen und deutschen Staats- und Freiheitssinn ebenso ehrenhaftes wie kräftiges Zeugnis ablegen; andererseits hat er als Literarhistoriker, Aesthetiker und Kritiker in sehr einsichtiger und eingehender sympathischer Weise zur besseren Würdigung und Anerkennung unserer politischen Lyrik ganz wesentlich beigetragen.

Geboren zu Breslau am 30. September 1823 als Sohn eines Offiziers, seit 1841 in Königsberg und Breslau die Rechtswissenschaft studierend, entfaltete Rudolf Gottschall, wie sein gegen Nikolaus Becker gerichtetes Gedicht „Der Rhein" (vgl. o. S. 28, 29) beweist, schon frühzeitig seine dichterischen Schwingen. Wegen seines politischen Freisinns an der akademischen Laufbahn behindert, wandte er sich noch im Vormärz gänzlich der literarischen Thätigkeit, insbesondere der Bühnendichtung zu, der er auch in den nachfolgenden Dezennien, neben dem Roman und der Publizistik, seine besten Kräfte widmete.

Für uns kommen zunächst seine — anonym erschienenen — „Lieder der Gegenwart" (Königsberg, Th. Theile, 1842) und seine „Censurflüchtlinge" (Zürich und Winterthur, Lit. Comptoir, 1843) in Betracht, denen weitere politische Dichtungen folgten; auch seine „Gedichte" (Hamburg 1849) bieten noch Ergänzungen zur politischen Lyrik der Vierziger Jahre. Von Gottschalls überaus reichhaltigem Schaffen auf anderen Gebieten kann hier nicht die Rede sein.

Den „Liedern der Gegenwart" entnehmen wir als erstes poetisch-politisches Reifezeugnis des patriotischen Studenten das Gedicht auf den bei Friedrich Wilhelm IV. in Ungnade gefallenen ostpreußischen Oberpräsidenten H. Th. v. Schön:

Die Sonnenblume schaut zur Sonne auf
Und folgt ihr treu in ihrem ew'gen Lauf;
So schaun auch wir, in Preußens echtem Kern,
Mit treuer Liebe auf zu deinem Stern.
Mag er entschwinden von des Himmels Grenzen,
In unsern Herzen wird er ewig glänzen.

Du hast uns in bewegter Zeiten Nacht,
Ein mildes Vaterauge, überwacht,
Du hast dem Geist, der feurig sich geregt,
Nicht schnöde Sklavenfesseln angelegt:
Er durfte frei in frischer Thatkraft walten
Und ungestört sein Innerstes entfalten.

Mehr als der Großen reiches Prunkgemach
Galt dir der Hütte strohbedecktes Dach,
Und Thränen trocknen war dir größre Lust
Als mit des Höflings steinern kalter Brust
Das Ehrenkreuz, den Ordenstern, zu tragen
Und stolz ein schillernd Pfauenrad zu schlagen.

Du warst der unterdrückten Armut Freund,
Der aufgeblähten Orkusschatten Feind,
Die längst begraben in der Unterwelt,
Die längst die Flut des Styx gefangen hält,
Doch die verwegen selbst in Charons Nachen
Auf Privilegien noch Anspruch machen.

Du warst im Sturm die Leuchte unserm Land,
Du warst der Pharus an der Ostsee Strand;
Wenn Alles hin und her irrlichteliert,
Hast du uns sicher, hast uns fest geführt,
Und wie vor Israel die Glutenwolke
Schrittst leuchtend du einher vor unserm Volke.

Als unser Land sich auf vom Schlummer rang,
In seinen Adern heißen Thatendrang,
Als hier, von der Begeistrung Rausch erhitzt,
Ein weltgeschichtlich Leben aufgeblitzt,
Da standest du, ein Schutzgeist, an der Wiege
Der neuen Thaten und der neuen Siege.

Jetzt stehn wir hoffend an der Zukunft Thor —
Wer schiebt den eisenschweren Riegel vor?
Wer wagts, die Geister, die zum Licht erwacht,
Zurückzustürzen in die alte Nacht?
Wer wagts, dem jugendlichen Volk der Preußen
Den Blütenkranz vom lock'gen Haupt zu reißen?

Der Cirkus ist geöffnet, frei die Bahn!
Mein Volk, mein Volk, ring' dich zum Sieg hinan!
Denn dich umglänzt ein neu Olympia,
Der Oelzweig winkt, der Kampfpreis ist dir nah,
Denn uns umschwebt der Heldengeist der Ahnen,
Und heilge Engel schützen unsre Fahnen.

Schau, Deutschland, nach dem baltischen Gestad!
Frisch steigt das Land hier aus dem Flutenbad,
Doch frischer als der Ostsee Wogenschlag
Hallt unser Herz des Zeitgeists Brandung nach.
Hier wird ein neu Romove*) ihm gegründet,
Wo seine Stimme tausend Echo findet.

Kein vorgeschobner Posten ist dies Land,
So wie es sonst an Deutschlands Thoren stand,
Kein Wartthurm, der nach Osten spähend schaut,
Jetzt ist dies Land der Weltgeschichte Braut
Und darf mit Recht auf seine Flitterwochen,
Auf seiner Minne Frühling freudig pochen.

Drum Heil und Dank dem Mann, deß Zauberstab
Das Leben aufbeschworen aus dem Grab,
Der uns mit diesem Feeenpark umringt,

*) Romove war der heilige Hain der alten Preußen, wo sie ihre Götter verehrten.

Wo Alles blüht und duftet, rauscht und klingt
Und von der Zukunft Lenzeshauch umgaukelt
In Vorgefühl, in sel'gem Traum sich schaukelt.

„Verlaß, du Ostseeland, die Schneckenbahn,
Flieg' zu der Freiheit Sonnenhöh' hinan!
Mit Adlerflug empor zum jungen Licht!
Die Sonne leuchtet, doch sie blendet nicht,
Sie zündet nicht, ihr Strahl ist Lust und Leben —
Was zögerst du, zum Herd des Lichts zu schweben?"

Er sprachs, und sieh! es hat den Flug gewagt
Dahin, wo des Jahrhunderts Sonne tagt.
Ja, du bist flügge und im alten Nest
Hält kein Verbot, o Preußenaar, dich fest,
Im reinsten Aether wiegst du deine Schwingen,
Zur höchsten Höhe mögst du siegend dringen!

Ein Cincinnatus tritt der Freiheit Held
Jetzt schweigend ab vom Schauplatz seiner Welt,
Ja seiner Welt, die er zur Welt gemacht,
Sie, die vorher ein Kind der dunkeln Nacht.
Zum letzten Gruß mögt ihr die Hüte schwenken,
Die Trommeln rühren und die Fahnen senken!

Als Beispiel der kräftigen Pinselstriche, womit der Dichter auch in nichtpreußischer Politik zu schildern weiß, diene der Schluß des Gedichtes „Griechenland":

O verrauscht, ihr Freiheitsoden!
Münchens Sinn und Münchens Moden,
Alle Geistesantipoden:
Flügellahmer Bureaukrat
Und verknöcherter Soldat,
Pfaffen und die holzgeschnitzten Götter
Mit des Heil'genscheins erborgter Pracht:
Alles drängt sich hier: das sind die Retter,
Welche Euch, Ihr Griechen, freigemacht!

Für den Wahn habt Ihr gerungen;
Euch, die Ihr den Leu bezwungen,
Hat die Schlange jetzt umschlungen,
Politik mit gift'gem Zahn
Fraß der Freiheit Früchte an.
Ein Tractat von drei gewalt'gen Mächten
Gab die Freiheit Eurem armen Land;
Zwar der Türk' darf euch nicht länger knechten,
Doch ein Kind führt Euch am Gängelband.

Eine Abteilung der „Lieder der Gegenwart" bietet unter der Aufschrift: „Walhalla" geistreiche und leidenschaftlich bewegte Apologien und Kritiken deutscher Schriftsteller und Freiheitsdichter, wie Börne, Heine, Anastasius Grün — dem auch von Gottschall die vermeintliche Apostasie übel angekreidet wird — Karl Beck, Freiligrath, Lenau, Gutzkow, Dingelstedt und Herwegh.

Wie der jugendliche kernpreußische Dichter schon im Jahre 1842 sein sehnsüchtiges Bekenntnis für die Wiederauferstehung des Deutschen Reiches offen ausgesprochen, zeigt sein Gedicht „Barbarossa“:

Die Sage geht, es schläft im Felsenschlosse
Den tiefen Schlaf der alte Barbarosse.
So lang um seinen Berg die Raben schweben,
So lang erwacht er nie zu neuem Leben.

Er träumt so bang in seinen Finsternissen
Vom goldnen Lichte, dem man ihn entrissen,
Von Hohenstaufens altem Herrscherthrone,
Von Glanz und Macht und seinem Schmuck, der Krone.

Du deutsches Reich! Du liegst in gleichem Schlummer,
Im Angesicht den tausendjährgen Kummer.
Mit deinem Kaiser hat man dich begraben,
Und dich umkrächzt der böse Schwarm der Raben.

Mag sie, die sich von deinem Schmerze nähren,
Des Himmels zürnend Strafgericht verzehren!
Du selbst erwache aus des Grabes Nächten,
Den alten Glanz um deine Stirn zu flechten!

Gib uns zurück, was wir mit Schmerz vermissen,
Das Reichspalladium, das man uns entrissen!
Dein ein'ges einz'ges Banner wehe wieder
Im Morgenrot von Drutschlands Höhn hernieder!

Gottschalls „Censurflüchtlinge, zwölf Freiheitslieder,“ führen eine oft recht radikale Sprache, wie sich aus der damaligen Erhitzung der Leidenschaften ja genügend erklärt. Im Vorwort dieser Gedichtsammlung wünscht der Dichter dem deutschen Volke „eine bessere Zukunft, in der es, nicht mehr dem Leichtsinn der Fürsten preisgegeben, nicht mehr von himmelnder Frömmelei heimgesucht, ohne Censur und Tonsur, ohne an Spalier sklavisch emporgerankt zu werden, frei in der Sonne des Jahrhunderts reift.“ — Die zwölf „Freiheitslieder“ tragen folgende Ueberschriften: „Huldigung“; „Fragen“; „Klagen“; „Der heil'ge Bund“; „Dem König von Bayern“; „Hoffmann von Fallersleben“; „Kölner Dombau“; „Lehrfreiheit“; „Der Evangelischen Kirchenzeitung“; „Am Strand“; „Mahnung“; „Ost und West“. Wir geben folgende Proben:

„Huldigung“:

Königsszepter, Königsmantel, und du, goldne Königskrone!
Ja, ihr leiht viel Glanz und Würde jenem edlen Fürstensohne,
Doch die schönsten Krondemanten in des Volkes Auge strahlen:
Fürst! du bist des Volkes Schuldner! Mögst du deine Schuld bezahlen!
Diese Thränen der Begeistrung, dieses jauchzende Entzücken,
Dieser goldnen Zukunft Spiegel in den freudenlichten Blicken,

Dieser Jubelruf der Menge tönt wie tausend Segenssprüche:
Fürst! das Volk, es ist dein Priester! Fürchte deines Volkes Flüche!
Mögst vor seinem Anathema, mögst vor seinem Bannstrahl zittern!
Denn er wird durch die Geschichte gleich Jehovas Zorn gewittern.
Wenn es die erloschnen Kerzen fluchend in den Staub getreten,
Wird in deinem weiten Lande keine Seele für dich beten,
Wird kein Glockenklang dich grüßen, dir kein Engel Tröstung senden,
Dir vom Haupt die Krone fallen und der Szepter aus den Händen!
Dann wirst du verlassen wandeln, dann bist König du gewesen!
Ja, das Volk trägt Himmelsschlüssel und kann binden und kann lösen,
Ist dein Priester, ist dein Richter, ist dein Herr von Gottes Gnaden,
Beugst du dich, ein treuer Diener, wie mit seinem Zorn beladen!
Schweigen herrscht! Es hängt die Menge still an ihres Königs Munde,
Schlürft in süßem Vorentzücken einer schönen Zukunft Kunde,
Steht, wie Danaë, in heißem Wollustsehnen, Glutverlangen
Seiner Worte goldnen Regen in dem Schoße zu empfangen.
Fürst! Ein Königswort ist heilig! Mögst du nimmermehr es brechen,
Denn noch gibt es Eumeniden, solche Freveltat zu rächen!

Der erbitterten oppositionellen Stimmung der Königsberger Radikalen beredter Herold sagt unser Dichter von Altpreußen in in seinen „Klagen“:

... Alles faul und modert und das Land erstickt am Segen,
Weil es im Prokrustesbette nicht ein Glied vermag zu regen,
Weil der große Zar im Osten die Kalmucken und Baschkiren
Um die Grenze hingelagert in Carrees und in Spalieren,
Daß die Nacht sein Land umbreite, wie das Chaos einst die Erde,
Und kein fremder Lichtgedanke drinnen eingeschmuggelt werde,
Daß sein kindisch Volk verdumpfe wie ein altersschwacher Greis,
Daß es hilflos starren möge, wie am Nordpol starrt das Eis.
Und die Frau des großen Zaren ist ein preußisch Fürstenkind —
Weh den Ländern, deren Fürsten Freunde und verschwägert sind!
Ja, vor solchen Schwägerschaften mit den Moskowiter Zaren
Mögst du, gütger Gott, in Zukunft unser armes Land bewahren!
Wir ersticken, wir verbluten, denn die donischen Kosaken
Sind die Würger, sind die Geier, welche unser Fleisch zerhacken.

Die natürliche Folge seiner scharfkritischen Auffassung der deutschen Mißstände ist des Dichters Kampflust in den „Neujahrs-Phantasien von 1848“:

Wir träumten lang; laßt uns erwachen
Und unsre Träume wirklich machen!
Kein Zwerggeschlecht von süßen Laffen
Kann uns den großen Sieg verschaffen.
Die Freiheit, die Spartaner-Mutter,
Säugt keine Brut der Liliputer.
Nur Männer fallen, Männer siegen
In unsern neuen Freiheitskriegen,
Nur Männer, wie sie einstens fielen
Unsterblich bei den Thermopylen.

So schwört er denn gleich Freiligrath zur Partei:

Partei! Partei! hier gibt es keine Mitte:
Du, Juste Milieu, gehörst dem Weltgerichte,
Du Schreckgespenst mit schwankem Geistertritte,
Was wandelst du am Tage der Geschichte?

Die blutigen Kämpfe Oesterreichs im Revolutionsjahre finden ihr poetisches Echo in Gottschall's „Wiener Immortellen". (Hamburg, Hoffmann & Campe 1848.) Die sechs Gedichte sind überschrieben: I. Die Flucht des Kaisers. II. Kampflied. III. Die Wiener Aula. IV. Der irrende Ritter (Jellacic). V. Elegie. VI. Metternichs Triumph. Aus letzterem als Probe der Schluß:

„Verrat in West und Osten,
Verrat in Süd und Nord!
Der Freiheit junge Blüten
Sind über Nacht verdorrt.

Es reichen die Tyrannen
Sich brüderlich die Hand;
Die Geißel Gottes schwingen
Sie übers Vaterland.

Bald schäumt der Becher über,
Voll ist der Knechtschaft Maß!
Es wachsen aus dem Boden
Die neuen Attilas.

Neapel und Messina,
Und dann das stolze Prag,
Dann Wien, die Stadt des Kaisers:
So geht es Schlag auf Schlag!

Kanonaden — Füsilladen — Königlich und Kaiserlich!
Jauchzt, ihr Herrn von Gottes Gnaden — Juble, greiser Metternich!"

---

6. Freytag, Ring, Löwenstein u. a. m.

Den Vorgenannten schließt sich noch eine Reihe von schlesischen Dichtern an, bei denen die politische Lyrik einen minder bedeutenden Teil ihrer literarischen Wirksamkeit ausmacht, während sie mit den als Lyriker voranleuchtenden Landsleuten zumeist das typische preußische Staatsgefühl teilen. Zunächst ist, wenn von Schlesiens Beiträgen zur deutschnationalen Dichtung in den Vierziger Jahren die Rede ist, der vortreffliche Dramatiker und Romanschriftsteller Gustav Freytag (1816—1895) wenigstens auch als patriotischer Lyriker zu registrieren. Er hat zwar keine im engeren Sinne politischen Lieder verfaßt, doch dürfen wir sein Gedicht von 1843: „Das tausendjährige Deutschland" als in der Tendenz politisch unserem schlesischen Cyklus einverleiben:

Wir hören von Deutschland und freier Zeit,
Das wüßten wir gerne, wir Bauersleut'.
Wir sitzen und trinken so fröhlich im Rund,
Das ist zu Geschichten die glücklichste Stund'.
Schulmeister, ach lieber Gevatter, erzählt,
Wie sich die Geschichte der Deutschen verhält.
Eure Lehren — Wir hören — Ganz leise — Wie Mäuse —
Seid still!

„Zuerst war es finster in heidnischer Zeit,
Da schnitt man aus Fellen sich Hemden und Kleid.
Da schlug der Arminius die Römer zu Brei,
Da wurde das Deutschland gerettet und frei."
Schulmeister, ach lieber Gevatter erzählt,
Wie sich die Geschichte jetzt weiter verhält.

„Dann folgte der Kaiser Karolus genannt,
Regierte im Jahre achthundert das Land.
Seine Enkelchen teilten die Herrschaft in drei,
Da wurde das Deutschland gerettet und frei."
Schulmeister, ach lieber Gevatter, erzählt,
Wie sich die Geschichte jetzt weiter verhält.

„Das Mittelalter darauf uns erschien,
Da sangen die Grafen, die Bäuerlein schrien,
Tintenfässer schlug einer am Teufel entzwei,
Da wurde das Deutschland gerettet und frei."
Schulmeister, ach lieber Gevatter, erzählt
Wie sich die Geschichte jetzt weiter verhält.

„Nun kam der Franzose, der Galgenstrick,
Den jagten wir lustig nach Frankreich zurück,
Verkauften das Silber und schmolzen uns Blei,
Da wurde das Deutschland gerettet und frei."
Schulmeister, ach lieber Gevatter, erzählt,
Wie sich die Geschichte jetzt weiter verhält.

„Und heute noch singt man auf Kreuzweg und Stein:
Sie sollen nicht haben den deutschen Rhein!
Dem Klugen die Sache ein Merkzeichen sei,
Daß Deutschland noch heute gerettet und frei."
Schulmeister, Gevatter! Wir danken, juchhei!
Wir merken: wir sind ja noch deutsch und frei!
Und wir singen — Und klingen — Gerettet — Gerettet —
Und frei, Juchhei!

Der vorzugsweise als Erzähler bekannte, doch auch als lyrischer Dichter nicht unbedeutende Max Ring gibt in einem „Revolution" betitelten Sonettenkranz von 16 Blättern eine Reihe historisch-politischer Betrachtungen über die große Umwälzung, die von Paris, dem geschichtlich geweihten Herde der Freiheitsbewegung, ausgegangen, Deutschland und Oesterreich erfaßt hat, indessen die idealistischen Begriffe des Dichters zu erfüllen weit entfernt ist. Anfänglich hält der Poet die Zeit für gekommen, wo

„wie in alten Tagen
Propheten und Poeten auferstehn,
Die Wahrheit auf dem Markte laut zu sagen
Und mit den Völkern ins Gericht zu gehn."

Schließlich kommt der Dichter durch die Erfahrung zu ganz anderer Ueberzeugung:

„Ein neuer Kerker ist die neue Welt.
Die Sphinx hat ihre Rätsel aufgegeben,
Löst Ihr sie nicht, es kostet Euer Leben." —

Die Sonettenform ist nur insofern beibehalten, als stets vierzehn Zeilen fünffüßiger Jamben zu zählen sind. Der Reimwechsel ist, ohne den vom italienischen Sonett geforderten Zwang

von nur zwei Reimen der ersten acht Verse, vollständig frei gehandhabt:

Was thust du, Deutschland, bleicher Prinz der Dänen?
Du Hamlet, bist du endlich aufgewacht?
Verwandelt sich in Thatendurst dein Sehnen
Und fühlst du endlich deine Königsmacht? —
Du blöder Träumer, kränkelnd am Gedanken,
Der seine Bläße leiht der Denkerstirn,
Zerbrichst du endlich deine tausend Schranken
Und bringt es zum Entschlusse noch dein Hirn? —
Den Mord sollst du an deinem Vater rächen,
Die Krone nehmen, die ein Dieb geraubt;
Doch statt zu handeln, liebst du es zu sprechen,
Und unentschlossen schwankt dein weises Haupt.
Du wagst es nicht zu fordern Schuld und Zins,
Du bist und bleibst arm — ein Theaterprinz!

Da kommen sie, die Weisen aller Länder,
Die du berufen nach dem Kaisersitz,
Da tagen sie, des Heiles Unterpfänder,
Und üben wie die Knaben ihren Witz.
Sie streiten mit den abgestumpften Phrasen
Und reiten auf Prinzipien zum Kampf.
Der Hexenkessel wirft mit hohlen Blasen
Und die Versammlung schwebt in Dunst und Dampf.
Vor ihrer Macht erfaßt sie schier ein Graun,
Sie schrecken vor der eignen Majestät,
Sie wagen nicht sich selber zu vertraun,
Vom Geist der Schmach, der Feigheit angeweht.
Der kühnste Griff faßt nur die leere Luft
Und einen Leichnam schleppt er aus der Gruft.

Herbei den Scepter und herbei die Krone,
Den Erisapfel aus der Rumpelkammer!
Bald sitzt ein Kaiser auf dem deutschen Throne
Und zu dem alten kommt der neue Jammer.
Noch hatten wir zu wenig Herrn und Fürsten,
Minister, Schergen, Höflinge zu zählen,
Die nach des Volkes Blut, dem Schweiße dürsten,
Des armen Deutschlands heil'gen Schatz bestehlen.
Macht einen Kaiser, schnell ums Himmelswillen!
Sein Namen schon wird unsre Grenzen schützen,
Sein Schatten wird dem deutschen Reiche nützen,
Sein Anblick wird des Volkes Hunger stillen.
Er gibt uns Einheit, Stärke, Heere, Schiffe,
Macht einen Kaiser doch mit kühnem Griffe! —

Ist das Berlin, die Stadt des Absoluten?
Wie hast du dich verwandelt, Spree-Athen!
Wär' nicht der Sand und seine gelben Fluten,
Ich kannte dich fast nicht beim Wiedersehn.
Aesthetisch witzelnd, hegelnd, geistreich schwätzend
Verließ ich dich, von Ekel angefüllt,
Jetzt nah ich' dir, nach wahrem Werth dich schätzend,
Dein bessres Sein hast du mir schnell enthüllt.
Ich kniee nieder in dem Friedenshaine,
Mit Scheu betret' ich deine Pflastersteine,

Sie wurden heilig in des Volkes Hand.
Du bauteſt kühn mit ihnen Barrikaden,
Vielleicht wirſt du erſt klug durch deinen Schaden,
Mir ſcheint es faſt, du bauteſt nur auf Sand.

Max Ring war am 22. Juli 1817 zu Zauditz bei Ratibor in Oberſchleſien geboren, hatte bis 1848 in ſeiner Heimat als Arzt gewirkt, war aber dann zu literariſcher Thätigkeit nach Breslau und 1850 nach Berlin übergeſiedelt, wo er am 28. März 1901 ſtarb.

Als langjähriger Hauptdichter des von ihm mitbegründeten Berliner „Kladderadatſch" hat ſich in der politiſchen Lyrik der Schleſier Rudolf Löwenſtein ausgezeichnet, der ſich bekanntlich auch als vortrefflicher Dichter von Kinderliedern verdient und beliebt gemacht hat. Löwenſtein, aus jüdiſcher Familie, am 26. Februar 1819 in Breslau geboren, früh verwaiſt und getauft im evangeliſchen Waiſenhauſe zu Bunzlau erzogen, lebte ſeit ſeiner Studienzeit in Berlin, wo er am 5. Januar 1891 ſtarb.

Der „Kladderadatſch" brachte am 23. Juli 1848 ein ernſtes Bild, das den preußiſchen Adler darſtellte, ans Kreuz geſchlagen und darüber die Inſchrift: F. W. R. Bo. Höhnende Oeſterreicher, Bayern und Spießbürger umgeben den Aar. Dazu ſang Rudolf Löwenſtein:

O Preußenaar, der einſt die ſcharfen Klauen
Dem Doppelaar hat ins Genick gehauen,
Der du bei Zorndorf und bei Lowoſitz
Vorangetragen haſt des Zornes Blitz,

Der du im Schlachtgewühl die Flügel ſpreizteſt
Und kühn der Franken Adler niederbeizteſt,
Der ſtolz der Knechtſchaft und der Dämmrung Flor
Durchbrochen uns, der Freiheit Meteor,

Hoch in der Sonne glänzte dein Gefieder
Und ſcharfen Blickes herrſchteſt du hernieder —
Und nun? Und nun! Wie iſt dein Schwung gelähmt!
Wie hat man dich geknechtet und gezähmt!

Wer hat in Staub getreten deine Krone?
Wer weidet ſich an dir in frechem Hohne?
Wer hat der Herrſchaft Zepter dir zerſplittert? —
Sie ſelber ſinds, die einſt vor dir gezittert!

Da erſcheint über dem gekreuzigten Adler der alte Fritz mit dem Krückſtock und ruft:

Nehmt euch in Acht! Noch dürft ihr ihm nicht trauen!
Wenn er ſich losreißt — ſcharf noch ſind die Klauen!
Und raufet ihr auch frevelnd ſein Gefieder —
Nehmt euch in Acht, die Schwingen wachſen wieder!

Die gut preußisch-deutsche Tendenz des Berliner Witzblattes ist nicht allein in den letzten Vierziger Jahren, wo sie trotzdem unter Hinckeldey's Polizeiregiment zeitweise behördliche Maßregelungen und die Ausweisung Löwensteins aus Berlin nicht verhindern konnte, sondern auch in den weiteren Stadien der nationalstaatlichen Entwicklung vorzugsweise von Löwenstein in vielen treffenden Zeitgedichten vertreten worden. Nach Th. Fontane's Zeugnis (in seinem Buche „Von Zwanzig bis Dreißig", Berlin 1898) ist Löwenstein auch der Verfasser des nach der Ausstellung des „Heiligen Rocks" in Trier (1844) populär gewordenen Scherzgedichts:

„Freifrau von Droste-Vischering
Zum heilgen Rock nach Trier ging."

Ein schlesischer Dichter Gustav Künzer lieferte in einem Heftchen „Im Jahr der Verwirrung 1848. Sechs Gedichte — Neisse, Buchhandlung von J. Graveur" ein Zeugnis von dem in Schlesien seit Friedrich dem Großen warm und tief begründeten preußischen Staatsgefühl. Sein „Preußisches Soldatenlied" paraphrasiert mit Glück das Thiersch'sche „Preußenlied":

Ich bin ein Preuße, will als Preuße sterben,
Als echter Preuße leben allerwärts,
Und meine Kinder sollen von mir erben
Ein treues preußisches Soldatenherz!
Laßt stolz die Fahnen wehen!
Ein jeder soll sie sehen!
Wir rufen frei ins freie Land hinaus:
Wir fallen gern für unser Königshaus!

Ganz andere Klänge sind freilich auch in Schlesien in der Bewegungszeit von 1848—1849 nicht ausgeblieben. Die „Deutschen Lieder von Theod. Hofferichter und Friedrich Reder" (Breslau, P. Th. Scholtz 1848) verirren sich sogar zu häßlichen Verherrlichungen des Blutdurstes gegen die vaterländischen Truppen: zur Blüte der Lyrik trugen sie nicht bei.

Auch der Führer der deutsch-katholischen Bewegung von 1844, der Oberschlesier Johannes Ronge, fühlte sich gedrungen, mit versifizierten Ermahnungen in die politische Agitation einzugreifen. Unter der Aufschrift: „Wie Ihr um Freiheit bitten sollt", war im Jahre 1848 (s. „Patriotisches Westentaschenliederbuch", Jena, C. Hochhausen) ein Poem von ihm verbreitet, worin es heißt:

Warum denn steht ihr wie die blinden Knaben
Zu den Tyrannen um der Freiheit Gold?
Sie können geben nicht, was sie nicht haben,
Sie haben nichts als Ketten, Brod und Sold.

Könnt ihr die Tugend fordern von der Hölle?
Sucht Zuflucht ihr im grauſen Tigerneſt?
Den friſchen Trunk in lauer ſchmutz'ger Welle,
Geſundheit, wo ihr wißt, es raſ' die Peſt?

Nur bei den Freien mag man Freiheit ſuchen,
Nie bei dem Sklaven in Despotentracht,
Und gab er ſie am Tag, ſo wird verfluchen
Den ſchweren Irrtum ſchon die nächſte Nacht.

Dieſe ſchülerhaften Reimereien ſind allerdings wenig geeignet, den literariſchen Ruf des Verfaſſers des ſenſationellen Lauraſhütter Briefes an den Trierer Biſchof Arnoldi zu erhöhen.

XIII.

Sächsische und norddeutsche Dichter.

Den altpreußischen und schlesischen Dichtern lassen wir zunächst die sächsischen folgen. Wir nehmen den Namen Sachsen, der sich in Bezug auf Stamm, Staat und Geschichte verschieden auffassen, bestimmen und anwenden läßt, in dem weiten Sinne, daß wir mit dem jetzigen Königreich Sachsen auch Thüringen, die Provinz Preußisch-Sachsen, die niedersächsischen Lande Hannover und Braunschweig, ferner die rechts von der Elbe gelegenen Herzogtümer Schleswig-Holstein und beide Mecklenburg nebst Hamburg und Lübeck, sowie westwärts das Wesergebiet zusammenfassen. Als Koryphäen der vaterländischen und freiheitlichen Dichtung aus diesem weiten Bereiche überwiegend sächsischen Volkstums haben wir bereits Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Freiligrath und Geibel vorgeführt. Für die landsmannschaftliche Ergänzung der stattlichen Reihe bleibt indessen bei dem starken Anteil Sachsens an der geistigen Lebensentfaltung des Gesamtvaterlandes noch ein sehr beträchtliches Contingent poetisch-politischer Zeitgenossen übrig. Wir werden die obersächsischen Dichter vorangehen lassen, ihnen dann die thüringischen, die niedersächsischen mit den hessischen und zuletzt die von der Ost- und Nordsee anreihen.

Julius Mosen, zu Marienei im sächsischen Vogtlande am 8. Juli 1803 als Sohn eines Volksschullehrers geboren, auf dem Gymnasium zu Plauen und auf der Universität Jena wissenschaftlich ausgebildet, dann als Jurist in Leipzig, Kohren und Dresden thätig, seit 1845 Dramaturg am großherzoglichen Theater in Oldenburg, wo er am 10. Oktober 1867 starb, ist als warm empfindender patriotischer Dichter allen gebildeten Deutschen bekannt. Seine Haupterfolge in weiten Volkskreisen errang er mit Liedern über geschichtliche Vorgänge und Persönlichkeiten, die allgemein menschliche, sittliche Teilnahme erwecken mußten, selbst wenn sie zum Teil außerhalb des deutsch-nationalen Interessenkreises sich bewegten; doch überwogen natürlich die vaterländischen Stoffe. Wir erinnern nur an seinen „Andreas Hofer" („Zu Mantua in Banden"), an „die Völkerschlacht bei Leipzig", den „sächsischen Tambour", den „Trompeter an der Katzbach"; außerdem an „die letzten Zehn vom Vierten Regiment" aus der

polnischen Geschichte. Politische Gedichte im eigentlichen Sinn hat Mosen nicht gedichtet; als sein bemerkenswertestes Zeitgedicht von 1840 erscheint uns sein zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst für das „Gutenberg-Album" gespendeter Beitrag, dessen Wortlaut — er ist in mehrfach abweichenden Versionen verbreitet — wir Ignaz Hub's Sammlung „die deutschen Dichter der Neuzeit" (München, Joh. Palm's Hofbuchhandlung, 1852) entlehnen:

Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
Bebt die Welt in allen Räumen,
Stürzt das große Römerreich.
Deutschland träumt — und seine Träume
Wölben sich wie Riesenbäume
Zu dem heil'gen Geisterdom.
Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
Rinnt, zerrinnt die Welt in Schäumen
Und das priesterliche Rom.
Deutschland träumt — des Todes Band
Streift Minerva von der Hand.
Deutschland träumt — es wird erwachen
Trotz dem Lächeln seiner Spötter,
Trotz dem Wüthen gift'ger Drachen
Und mit ihm die alten Götter.
Grübelnd und gedankenschwer
Schmiedet Gutenberg den Speer.

Karl Friedrich Haltaus, geboren am 1. Nov. 1811 zu Groß-Gottern, der als Geschichtslehrer an der Thomasschule zu Leipzig wirkte und am 31. Juli 1848 in Wurzen starb, hat die Sammlung seiner „Gedichte" (Leipzig, Fest'sche Verlagsbuchhandlung, 1844, in zweiter, vermehrter Auflage 1848) „den Dichtern Karl Gutzkow und Gustav Schwab freundlichst gewidmet" und schon hierdurch seinen freien und deutschnationalen Geist bekundet. In der dritten (letzten) Abteilung dieser Gedichte sind überwiegend zeitgeschichtliche und politische Stoffe behandelt, wie schon die Aufschriften anzeigen: „Gruß an Anastasius Grün", „Germania", „An die Finsterlinge in Deutschland", „An Deutschland", „Ein deutscher Mann", „Der Geist Polens", „Das freie Wort" u. dgl. m. Indessen erhebt sich der Dichter nicht über jene ideologische, unklare, romantische Auffassungs- und Darstellungsweise, die den vorangegangenen Jahrzehnten eigen war, durch die concrete politische Lyrik der Vierziger Jahre aber in Schatten gestellt worden ist. Seine auf nationalstaatliche Entwickelung gerichteten Lieder bieten so wenig Originales und Charakteristisches, daß wir von jeder Mitteilung daraus Abstand nehmen können.

Theodor Drobisch, geb. zu Dresden am 26. Dez. 1811, Verfasser der „Kasernenlieder" (1848), gestorben am 15. April 1882, kann eine spezifisch königlich sächsische, Dresdener und Leipziger politische Dichtung in typischer Weise veranschaulichen. Auch

bei scheinbar entschiedener Opposition gegen das Regierungssystem überwiegt darin gemütliche Weichherzigkeit, die dem geliebten speziellen Vaterlande niemals zu nahe tritt und für seine politischen Gebrechen stets ein deckendes Feigenblatt zu finden weiß. Ein kleinbürgerlich philiströser Zug läßt die Freisinnigkeit, die man sich als gebildeter Mann schuldig zu sein bewußt ist, niemals gefährlich oder aggressiv erscheinen. In seinen „Faxen aus Sachsen" (Grimma und Leipzig, Verlagscomptoir, 1850) erheben sich selbst die schärfsten Epigramme nicht über die Gesinnungstüchtigkeit des Bürgers, der bei der allgemeinen Illumination den Spruch auszuhängen wagt:

Daß ich nicht viel Gesumse mache,
Zeigt dieses kleine Dreierlicht:
Erleuchtung ist des Staates Sache
Und — darum keine Feindschaft nicht!

Stärkeren Aufschwung nimmt dieser sächsische Poet, wenn er sich gegen das stets unliebsam angesehene, größere Preußen Luft machen kann. Im Jahr 1848 behandelt der Dichter mit verständlichem Eifer in einem Gedichte: „Preußens Todtenmesse" (Leipzig, L. Naumburg) die Berliner Straßenkämpfe vom 18. und 19. März und die vom König dabei gespielte Rolle. Da lesen wir:

„Am Strand der Spree, da sitzt Borussia,
Das Haupt verhüllt mit thränenfeuchtem Schleier:
Kanonen donnern und die Schlünde spei'n
Kartätschen aus zur großen Frühlingsfeier.
Gib Rede mir, du Nero an der Spree:
Zu was der Kampf? Was gilt es heut zu sühnen?
Gib Rede mir, der du dereinstens sprachst:
Ich und mein Haus, wir woll'n dem Herren dienen!" . .

Eine Parallele mit dem Dresdener Maikampf von 1849 zu ziehen, haben andere Dichter sich nicht versagt.

Von allgemeinerer Bedeutung als nationaldeutscher Dichter ist der formgewandte Johannes Minckwitz, der zu Lückersdorf in der Lausitz am 21. Januar 1812 geboren, an der Universität Leipzig als Professor wirkte und am 29. Dezember 1885 starb. Als Verehrer Platens, in dem er den Gipfelpunkt der deutschen Poesie erblickt, kennzeichnet ihn folgende alcäische Ode:

Europas Ausbruch im Jahre 1848.

Gehäufter Zündstoff, lange bedeckt von Moos,
Geheimes Unheil brütend und feurige
Vorzeichen oftmals auf die Fläche
Stoßend wie nächtliches Wetterleuchten,

Du schlägst mit Allmacht endlich in Flammen aus,
Dem Berg Vesuv gleich, welcher zu schlafen scheint,
Doch ewig fortglimmt, seines Rauches
Purpurne Säulen im Schooß verbergend.

Bis auch der Meersfluth kochendes Ungethüm
Hilfreich heranrollt, tückischen Blasebalgs
Den Feuerherd anfachend, welcher
Ueber den blumigen Strand Neapels

Glutregen ausspeit. Also verhängnisvoll
Ist auch erwacht dein riesiger Aschenberg,
Europa! Graunvoll borst er, gleich wie
Funkenentzündete Pulvermengen

Auffrachen jählings, Wunden und Tod und Sturz
In weitem Umkreis durch des entsetzten Heers
Schlachtmüde Reihn ausbreitend, unter
Tosendem Jubelgeschrei der Feinde.

Denn aller Schuld vieljährige Mißgeburt
Erstand zum Tageslicht, geifert und rast und tobt
Und schüttelt endlos ihren dunkeln
Schlangenumzüngelten Furienscheitel.

Blindäugig, maulwurfähnlich entsteigt zugleich
Dem Pfuhl der Saumsal, der sie verborgen hielt,
Der Unterlassungssünden Unzahl,
Summend, ein Wespengezücht der Hölle,

Das Rache heischt. Manch wuchtiger Stamm erlag
Dem Feuerstrahl zwiefältiger Sündenschuld,
Manch fauler Ast; doch, weh, es lecken
Auch der entfesselten Flammen Zungen

Am grünen Zweig. Dir, herrliches Vaterland,
Dräut diese Glut hamburgischen Untergang,
Wofern der Zwietracht Wirbelwinde
Deinen zersplitterten Herd umrasen!

Den großen Tondichter Richard Wagner (geb. zu Leipzig am 22. Mai 1813, gestorben zu Venedig am 13. Febr. 1883) als politischen Dichter kennen zu lernen, wird Manchem eine Ueberraschung sein. Folgender „Gruß aus Sachsen an die Wiener" hat den Dresdener Kapellmeister von 1848 zum Verfasser und zeigt, wie derselbe über „Wahn und Art der Freiheit" damals dachte:

Jetzt ist mein Herz der Sorgen frei,
Nicht darf ich nun mehr zagen:
Daß Deutschland ganz gerettet sei,
Darf freudig ich jetzt sagen.
Was von uns selbst wir schlimmes
dachten,
Das hat sich jetzt gekehrt,
Die unsre Ehr' zu Schanden brachten,
Die habt ihr nun belehrt.

Aus Frankreich scholl der Freiheitsruf,
Wir haben ihn nachgesprochen;
Die Bande, die uns Knechtschaft schuf,
Sie ward von uns zerbrochen.
Dem Sturme konnte keiner wehren,
Und was er traf, das fiel:
Die uns gekränkt der Freiheit Ehren,
Die fanden schnell ihr Ziel.

Das war im Anfang Lebens wert,
Uns trieb die That des Franken,
In unsrer Hand das Freiheitsschwert,
Ihm hatten wir's zu danken.
Nun galt es: deutsche Weise zeigen,
Vollenden unsern Sieg,
Nicht eher mit dem Ruf zu schweigen,
Bis ganz der Feind auch schwieg.

Sie schwiegen still, die sonst so laut,
Die Herrn Aristokraten;
Doch heimlich noch ihr Sinn vertraut
Den Herrn von Wein und Braten.
Die feisten Herrn vom Wein und Braten,
Die haben Geld und Gut,
Sie zahlen Büttel und Soldaten,
Daß das nur sicher ruht.

„Die Freiheit ist ein gutes Ding",
So höret ihr sie sagen;
„Wir schätzen sie auch nicht gering,
Doch besser ist Behagen".
Ach ihre süß verwöhnten Magen,
Die drehn sich um und um
Und schrei'n: nicht könnten sie vertragen
Die Kost fürs Publikum.

Das ist ein Schrei durch's ganze Land,
Durch alle deutschen Gauen:
„O weh! daß unsre Knechtschaft schwand!
Was müssen wir nun kauen!"
Die mit dem Geldsack sich verkrochen,
Die kommen auch hervor,
Und deren Ketten wir zerbrochen,
Die spitzen nun das Ohr.

Der Bücherwurm kriecht auch heran
Und führet euch Beweise:
Zu leiten sei der Freiheit Wahn
In unser alt Geleise;
Dem Deutschen könnte leichtlich schaden,
Was anderm Volke gut;
Ein wenig Knechtschaft auf sich laden,
Das zieme deutschem Mut.

Sie reden hin, sie reden her
Und mahnen ab von Thaten;
Dem Bürger zieme Ruhe mehr,
Die Kühnheit nur Soldaten:
„Ihr seht, es stocken die Gewerbe,
Viel Unglück schon geschah:
Ist nicht der Sohn des Vaters Erbe,
Nun sagt, was macht ihr da?"

Verfluchte Falle, die sie stellen!
Wie? Stürzen wir hinein?
Der Tag, der kaum uns sollt' erhellen,
Verliert er schon den Schein?
Jetzt gilt es, der Entscheidungsfrage
Die Antwort nicht zu schulden,
Wie weit der deutsche Muth uns trage?
Ob handeln wir, ob dulden?

Die Frage macht das Herz uns bang,
Dem Mut'gen kommt das Zagen:
Im lieben deutschen Reich wie lang
Hat schlimm's sich zugetragen!
Nach starkem eigenen Ermessen
Soll jetzt die That erstehn:
Mit todessicherm Selbstvergessen
Froh in den Kampf zu gehn.

Nun jauchz' ich auf aus voller Brust,
Mein Zagen ist gehoben:
Drum muß ich nun mit heißer Lust
Euch Wiener Helden loben!
Ihr habt die Frage recht erwogen,
Euch machen sie kein Grau'n;
Das gute Schwert habt ihr gezogen,
Den Knoten zu durchhau'n.

Ihr habt der Freiheit Art erkannt,
Nicht halb wird sie gewonnen;
Ist uns ihr kleinstes Glied entwandt,
Schnell ist sie ganz zerronnen.
Dies kleinste Glied ist unsre Ehre,
Ehrlos ist, wer es läßt
Mit hellen Waffen, guter Wehre;
Drum hieltet ihr es fest.

Der alte Glanz, die müß'ge Pracht
Nicht hat sie euch geblendet:
Der Knechtschaft Glanz gilt dem als Nacht,
Dem Freiheit Tag gespendet;
Wem ihre Wonne sich erschlossen,
Dem leuchtet hell ihr Licht,
Bis, wenn sein Blut für sie vergossen,
Im Tod sein Auge bricht.

Die Lehre habt ihr jetzt bewährt,
Ihr treuen Wiener Helden,
Und ihrer hohen Tugend Wert
Laßt nun von uns euch melden:
Stellt wer uns je das Schmachgebot:
„Nun werdet wieder Diener!"
Dem sei dann mit dem Schwur gedroht:
„Wir machen's wie die Wiener!"

Dem Wiener Oktoberaufstand von 1848 ist bekanntlich in der That im Mai 1849 ein Aufstand in Dresden gefolgt, der für den Dichter wie für sein Heimatland verhängnisvoll geworden ist.

Adolf Böttger aus Leipzig (geboren am 21. Mai 1815, gest. am 16. Nov. 1870), der sich als feinfühliger Lyriker, Epiker und Dramatiker, sowie als Uebersetzer und Nachdichter, insbesondere Byrons, bekannt gemacht hat, ist in der zeitgeschichtlichen Poesie wegen seiner kräftigen „Wartburglieder" und seines den politischen Bestrebungen abgewandten und absagenden „Frühlingsmärchens" erwähnenswert, worin unter dem Bild einer Empörung der Gnomen und Kobolde gegen den König

der Elfen die revolutionäre Bewegung von 1848 in ihrer Erfolglosigkeit scherzhaft persifliert wird. Als Probe mag eine Schlußstrophe genügen:

„Was aber das Ende vom Liede war,
Die Summe vom ganzen Streite,
Das sieht jedweder bildlich und klar
Auf der umgewendeten Seite."

Schlägt man das Blatt um, so sieht man eine unbedruckte, völlig leere Fläche. Dergleichen antipolitische Demonstrationen wurden von ästhetischen Philistern mit großem Beifall aufgenommen.

An schroffem Gegensatz fehlte es aber auch nicht: er kam sogar aus der Frauenwelt. Louise Otto, aus Meißen, geboren am 26. März 1819, später Gattin des Dichters Aug. Peters, gab im Jahre 1847 patriotische „Lieder eines deutschen Mädchens", von 1849 bis 1852 eine „Frauenzeitung" heraus. Sie war seit 1840 den Zeitereignissen aufmerksam und teilnehmend mit verständigen und wohlmeinenden, auch in der metrischen Form und in der Handhabung der Sprache regelmäßig gebildeten Versen gefolgt. Die erste Abteilung ihrer Sammlung: „Mein Lebensgang. Gedichte aus fünf Jahrzehnten von Louise Otto. Leipzig, Verlag von Moritz Schäfer. 1893" enthält ihre poetischen Versuche „Aus den Jahren 1840—1850". Wir finden da Gedichte auf die „erste deutsche Eisenbahn: Leipzig-Dresden", „zur Zeitgeschichte 1842", worin Zollverein und Rheinlied gefeiert werden, „An Georg Herwegh", worin der Aufruf an die Frauen zur Beteiligung an der politischen Bewegung sympathisch beantwortet wird, und aus dem Revolutionsjahr 1848 ein Sonett auf den Tod Robert Blums. Deutsche Frauen und Mädchen haben der Dichterin vielfach gehuldigt: von zeitgeschichtlicher Bedeutung sind die Gedichte nicht. Die Dichterin starb am 13. März 1895.

Den kräftigsten revolutionären Ton schlug unter den sächsischen Poeten im Jahre 1848 der damals zwanzigjährige Student Julius Schanz (geb. zu Oelsnitz im Vogtland, 19. Dez. 1828) an, der sich auch im Mai 1849 an dem Aufstand in Dresden beteiligte und deshalb zum Tode verurteilt, ins Gefängnis gesetzt, 1853 aber auf sein an den König in rührenden Versen gerichtetes Begnadigungsgesuch („Mein König, laß' mich nicht so jung schon sterben") freigelassen wurde und dann eine loyale „Saxonia" redigierte. Von seiner Frau Frida geschieden, lebte er später als Lehrer der deutschen Literatur in Italien, bis er im Alter nach der sächsischen Heimat zurückkehrte. Im „tollen Jahre" hatte er ein „Deutsches Liederbuch", „Polenlieder" und „Deutsche Lieder" herausgegeben. Die nachstehenden Proben zeugen von seiner lebensfrischen, auf die Zeitgenossen sehr wirksamen Begabung für die politische Lyrik:

Februarstrophen 1848.

Nun rüstet eure Waffen
Zu männlichem Gefecht,
Jetzt müssen wir uns schaffen
Die Freiheit und das Recht.
Wohl mancher bangt und schauert,
Daß solche Kämpfe drohn,
Doch unabwendbar lauert
Die Revolution!

Die uns von unsern Sehern
Mit Schrecken prophezeit,
Die Tage trüb' und ehern,
Sie nahn zu dieser Zeit;
Sie nahn wie Nordwinds Wehen
In schneidend scharfem Ton,
Wir müssen sie bestehen,
Die Revolution!

Noch stehen wir und sehen
Ins Meer vom hohen Thurm,
Doch wie wir forschend spähen,
Erhebt sich schon der Sturm,
Der Sturm, vor dem mit Zittern
Altar erbebt und Thron,
Mit donnernden Gewittern
Die Revolution!

Wir mußten lange dürsten —
Sie tranken unsern Wein,
Die Pfaffen und die Fürsten —
Nun soll es anders sein.
Wir ließen feig uns sprechen,
Uns lange sprechen Hohn,
Nun aber soll uns rächen
Die Revolution!

Die ihr das Wort gegeben,
Beweist es durch die That
Und opfert Blut und Leben,
Wenn die Entscheidung naht.
Vielleicht, eh' wirs gesprochen,
Brüllt die Kanone schon,
Ist draußen losgebrochen
Die Revolution!

Die deutsche Marseillaise.

Auf in den Kampf, ihr deutschen Brüder!
Der Tag der Freiheit ist erwacht.
Mit blut'gem Banner zieht hernieder
Die Tyrannei zur letzten Schlacht.
Hört ihr der Söldner wilde Horden
Weithin toben durchs ganze Land?
Sie nah'n mit beutegier'ger Hand
Das Teuerste uns zu ermorden.
Ihr Brüder, zum Gewehr! Zum Kampfe Mann für Mann!
Voran, voran, durch Knechtesblut zu stolzer Siegesbahn!

Was will der Sklaven feige Rotte,
Die keck sich wider uns verschwört?
Wie lange wird mit frechem Spotte
Die Menschheit um ihr Recht bethört?
O welche Schmach! Ha, welch Erfrechen!
Fühlt ihr, Völker, den alten Hohn?
Verraten will man uns dem Thron,
Ein Volk in dreißig Stücke brechen.
Ihr Brüder, zum Gewehr! Zum Kampfe Mann für Mann!
Voran, voran, durch Knechtesblut zu stolzer Siegesbahn!

Tyrannen, bebt vor unserm Grimme!
Erzittre, blut'ge Henkerbrut!
Hört ihr der Unterdrückten Stimme?
Bald zahlen sie euch Blut mit Blut!
Das ganze Volk tritt in die Reihen,
Und sinkt im Kampf auch Schar auf Schar,
Noch beut die Erde Männer dar,
Die sich dem Heldentode weihen!
Ihr Brüder, zum Gewehr! Zum Kampfe Mann für Mann!
Voran, voran, durch Knechtesblut zu stolzer Siegesbahn!

Auch einzelne Volksmänner feierte Schanz in Liedern, die zum Singen nach bekannten Melodien bestimmt und geeignet waren. So ein Heckerlied nach der Weise: „Aus Feuer war der Geist geschaffen" und ein Lied auf den vom reußischen Vogtland in das Frankfurter Parlament gewählten Patrioten Dr. Joh. Gg. Aug. Wirth, dessen früher Tod (wie auf S. 122 gemeldet) auch Dingelstedt zu einem elegischen Epigramm angeregt hatte. Schanz widmet seinem Andenken einen frischen Preisgesang nach der Melodie: „Stimmt an mit hellem hohen Klang":

Wo hellen Klangs ein Becher klirrt
Und wir von Freiheit singen,
Da soll auch dir ein Lied, o Wirth!
Aus tiefster Brust erklingen.

Ja dir ein Lied, du edler Mann
Der Freiheit und der Tugend,
Den als ihr Musterbild fortan
Verehrt die deutsche Jugend . . .

Die weiteren Strophen führen das Bild des edlen Märtyrers weiter aus.

Thüringer.

Otto Ludwig, der geniale Dichter des „Erbförsters" und der „Makkabäer", hat sich in mehreren, den Vierziger Jahren entstammenden Gedichten über Deutschlands politische Zerrissenheit und Ohnmacht, über seine Sehnsucht nach staatlicher Einigung mit tiefer Empfindung und edler Gesinnung ausgesprochen. Den „Völkerfrühling" von 1848 hat er mit innigem Jubelruf begrüßt. Die patriotischen Gefühle Ludwigs waren um so aufrichtiger und kräftiger, als der (am 11. Febr. 1813) geborene Thüringer von Kindheit auf in einem der kleinsten Staatswesen den Gegensatz zu nationaler Macht und Größe praktisch kennen gelernt hatte — sein Geburtsstädtchen Eisfeld gehörte zu dem im Jahre 1826 an Meiningen angeschlossenen Herzogtum Hildburghausen. Indessen hat die von Grund aus künstlerische Begabung des Dichters nur bei wenigen stärkeren Anlässen der politischen Poesie ihren Zoll dargebracht. Die Neugründung des Reiches hat er nicht erlebt: er starb schon am 25. Febr. 1865 zu Dresden.

O Deutschland.

O Deutschland, Deutschland, Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr' entwandt?
Wir, deine Kinder stehn voll Mut,
Wir stehn mit unserm besten Gut,
Wir stehn mit unserm besten Blut
Dir, Vaterland, zur Seite!

O Deutschland, Deutschland, unbeglückt,
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute stehn wir ein:
Dein Kranz soll neu gewunden sein,
So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, bist du ihm abgewandt!
Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
Vergiß, was dir das Nächste ist, –
Nur das, daß du ein Deutscher bist,
Das sollst du nie vergessen!

Deutſchlands Einheit.

Ich alter deutſcher Kaiſer,
Der Rotbart zubenannt,
Ich ſitz' in dem Kyffhäuſer
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern ſpricht,
Nur Deutſche gibts zur Stunde
In meinem Deutſchland nicht!

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wird's wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben
Als Kummer, Sorg' und Not;
Wär' ich nicht ſchon geſtorben,
Ich grämte mich zu Tod'.

Völkerfrühling (1848).

Wie iſt's ſo ſonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt ſo hell und klar,
Was hör' ich nur ſo wunderbar
Hoch über mir erklingen?
Vorbei des Winters Druck und Qual:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit, o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher ſchwingt
Die erſte Lerche ſich und ſingt,
Daß mir das Herz im Buſen ſchwillt,
Daß mir im Aug' die Thräne quillt.
O ſüß erſehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal!
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit, o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen ſpringt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt;
Sei du, mein Herz, allein nicht ſtill,
Zerbrich das Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal,
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit, o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt ſichs grün:
Das wird ein Wachſen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingsſonnenſchein,
Brich auf, mein Herz, als Knoſpe rein
Und dichte klingend, ſingend:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal,
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit, o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige ſchallt,
Erſchauernd bebt der dunkle Wald;
Aufſchauernd ſink' ich in die Knie,
Gebetet hab' ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
In Deutſchlands Gauen allzumal,
Der ſchönſte Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit iſt er genannt,
Freiheit, o Völkerfrühling!

1848.

Wie biſt du doch verachtet,
Mein deutſches Vaterland!
Daß mir die Seele ſchmachtet,
Mein Herz mir iſt entbrannt!
Seh' ich dich, das ſo prächtig
Vor allen könnte ſteh'n,
So ärmlich, ſo unmächtig
Und ſo verſpottet gehn.

Daß, Deutſchland, du zerſchlagen
In vierzig Stücke biſt,
Das ſetzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder Liſt.
Es feſſeln vierzig Bande
Dir den gewalt'gen Leib,
Drin treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Rieſenweib.

Und deine Kinder schauen
Gleichgiltig deinen Schmerz!
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz!
Solls nimmer anders werden?
Die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Ein großes ernstes Losen
Beginnt zu dieser Frist;
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer ist.
Ihr könnts — o macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End'
Und fügt zum Fürstenbunde
Ein Völkerparlament!

Wonach die Völker dürsten,
Das eine Vaterland,
Das steht, ihr deutschen Fürsten,
Das steht in eurer Hand.
Sie schrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern;
Es steigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laß die Dränger kommen
Von Ost und Nord und West:
Was soll's den Drängern frommen,
Steht Deutschlands Einheit fest?!

Und durch die deutschen Lande
Ein Sprung, — ein Geist, — ein Schlag —
Glorreich die alte Schande
Erlöst an einem Tag!
Und niemand soll dirs wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland, voll Ehren
Vor allen Völkern groß!

Von Friedrich Thiersch, dem berühmten Philologen (geb. zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut am 17. Juni 1784, gest. zu München am 25. Febr. 1860) ist ein Sonett anzuführen:

Der deutsche Dombau.

Baut nur und fügt die Steine wohl den Steinen,
Führt hoch die Pfeiler, sprenget weit die Bogen
Und laßt zuletzt, am Thurm emporgezogen,
Den Wolken nah, das goldne Kreuz erscheinen.

Es gilt nicht tote Massen nur zu einen:
Sie morschten, als der Geist hinweggeflogen,
Ihn gilt es, aus der Zeiten Sturm und Wogen
Zurückzuführen in das Haus der Seinen.

Drum regt und rührt euch weit umher im Lande,
Laßt Art und Hammer überall erschallen
Vom Belt heran bis an der Isar Strande.

Dem Geist der Eintracht bauen wir die Halle,
Ein Volk von Werkgesellen und von Meistern,
Deutschland drin zu versammeln, zu begeistern.

Ein jüngerer Bruder des Dichters dieses Sonetts, Bernhard Thiersch, ist der Verfasser des schon früher gedichteten Preußenliedes: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?"

Ernst Förster, geb. zu Münchengosserstädt am 8. April 1800, als Kunstschriftsteller rühmlich bekannt, Verfasser des „Walhalla-Liedes" von 1842, ließ sich auch im Freiheitsjahre 1848 (am 23. Mai) als politischer Dichter vernehmen:

„Die Freiheit! Die Freiheit! Das ist ein frischer Trank
Für jeden, der in Ohnmacht und Traurigkeit versank.
Die Freiheit, die Freiheit, das ist ein Feuerwein,
Es schlürfen selbst die Toten daraus sich Leben ein!"

So jubeln sie nnd zechen vom neuen Lebenssaft,
Damit im Großen wachse die neuerstandne Kraft.
Ei, wie der Mensch im Trinken sich doch bethören kann!
Da liegen sie nun alle, die Zecher, Mann für Mann.

Die Freiheit, die Freiheit, das ist ein starker Wein,
Daran ein guter Magen will lang gewöhnet sein.
Sie hatten lang gefastet in Wien und in Berlin
Und wollten nun auch einmal bis auf die Neige ziehn.

Ei, wie der Mensch im Trinken sich doch bethören kann!
Es thaten die Berliner und Wiener übel dran.
Erst immerdar zu nüchtern — nun immerfort berauscht —
Das heißt für eins der Uebel ein andres eingetauscht.

Adolf Bube, geboren zu Gotha am 23. Sept. 1802, war in seiner Vaterstadt seit 1842 Direktor des Kunstkabinets. Als Dichter hat er namentlich Balladen und Romanzen verfaßt. Er starb am 14. Okt. 1873. Aus seinen Gedichten heben wir einen patriotischen Mahnruf heraus:

Seid einig, Deutsche, stürmen Feindesschaaren
Mit Schwertern und Geschossen eure Grenzen!
Einander euch zu zausen an den Haaren,
Verführ' euch nie der Fremden Gold und Schwänzen.

Seid einig, müßt ihr Druck und Nacht befahren,
Mit Gut und Blut, in ernsten Waffentänzen
Licht, Wahrheit, Recht und Freiheit zu bewahren!
Seid einig, daß euch Ruhm und Ehre kränzen!

Klug, denk' ich, seid ihr endlich jetzt durch Schaden:
Was hat nicht Zwietracht schon auf euch geladen,
Was feiler Sinn nicht euch für Schmach getragen!

Dem Thoren wuchern stets des Unglücks Saaten
Am schlimmsten in der eignen Thorheit Thaten,
Drum laßt: „Seid einig!" tief ans Herz euch schlagen.

Ludwig Bechstein läßt nach dem Scheitern der Einigungsbestrebungen im Jahre 1849 seine patriotischen Beklemmungen in Wehmut, aber auch in Hoffnung ausströmen:

Wann will es Frühling werden
In dir, o Vaterland?
Wann schwinden die Beschwerden,
Wann springen Kett' und Band?
Wann blüht im Völkermaien
Rings Glück und Wohlgedeihen? —
O Gott, das steht in deiner Hand!

O laß den Frühling nahen
In froh begrüßter Pracht!
Ihn würdig zu empfahen,
Halt' edle Freiheit Wacht.
Sein Herold sei die Treue,
Auf daß die Welt sich freue
Und huldige der Liebe Macht.

Fest steh, voll Mark im Stamme,
O Vaterland, dein Baum!
Gieb nie der Zwietracht Flamme
Und gieb dem Haß nicht Raum.
Gott wird dir Blüten spenden,
Wird dir den Frühling senden,
Und deine Zukunft ist kein Traum.

Ludwig Bechstein, der Verfasser eines vielverbreiteten „Deutschen Märchenbuches", war in Weimar am 24. Nov. 1801 geboren; seit 1831 war er Bibliothekar, seit 1841 mit dem Titel als Hofrat in Meiningen. Er starb am 17. Mai 1860.

Ludwig Köhler's (geboren zu Meiningen am 6. März 1819, gestorben zu Hildesheim am 4. August 1852) „Freie Lieder" (Jena, Friedrich Luden. 1846) tragen ihren Namen mit Recht, insofern der Dichter durchaus männlich freie, edle, vaterländische, volks- und menschenfreundliche Gesinnung bekundet, indessen beschränkte sich seine Lyrik auf das idealistische Gebiet der Sehnsucht, der Wünsche und Träume, ohne realpolitischen, spezifisch zeitgeschichtlichen Inhalt. Von solchen sind höchstens des Dichters Auswandererlieder, die zum Teil selbst den satirischen Ton anschlagen, den wir aus Hoffmanns von Fallersleben Lobpreisungen auf Amerika kennen, indessen bieten sie so wenig Originales, daß wir auf eine Wiedergabe verzichten dürfen.

Ernst Ranke, der jüngste Bruder von Leopold Ranke, geb. 10. Sept. 1814 zu Wiehe, gestorben am 30. Juli 1888, in den Vierziger Jahren Landpfarrer im bayerischen Kreise Oberfranken, ließ im Frühjahr 1848 bei Carl Heyder in Erlangen ein Heft „Gedichte, dem Vaterlande gewidmet", und später, nach dem Niedergang der Märzbewegung, einen Klageruf „An das deutsche Volk" erscheinen. Erfüllt von tiefinniger, religiöser Begeisterung für das Vaterland, dessen Einheit, Größe und Ruhm er in treuem Festhalten an den alten patriarchalischen Tugenden der Deutschen gewahrt sehen möchte, dichtet er meist in sapphischen und alcäischen Odenformen, zum Teil auch in freien Rhythmen; im Aufblick zur Idealgestalt der Freiheit mahnt er:

„Laß uns zu der deutschen Ehren
Höhe dir folgen!
Wie sie mahnend uns winkt!
Wie sie sehnend uns ruft!
Großes schaut sie von oben,
Zu Größerem will sie ein würdig Geschlecht.
Sind wir der Höhe würdig?
Dem Erwecker Preis! Er gebe die Kraft!
Hinauf, hinauf, wir folgen dir,
Herrliche Jungfrau! Und Gott mit uns!"

In dem Verlaufe der politischen Bewegung sieht er das Bild einer entmutigenden Zerstörung:

Denn ach! so trüb und kalt, wie ihn kein Ahnen
Vorausgefühlt, kein nachtgeborner Traum,
Ist plötzlich auf entscheidungsvollen Bahnen

Ein Tag des Zorns geschwebt vom Himmelsraum.
Wir hofften Sieg, wir schwangen unsre Fahnen,
Wir schmückten schon der Freiheit frischen Baum,
Nun steht die Wahrheit marternd vor uns allen:
Wir sind besiegt, und unsre Banner fallen!"

Der Dichter, der sich auch in der theologischen Literatur ehrenvoll bekannt gemacht hatte, wurde 1850 als Professor nach Marburg berufen, hat aber auch noch in späterer Zeit, nach der Neugründung des Deutschen Reiches, die vaterländische Poesie durch mehrere Dichtungen bereichert. („Lieder aus großer Zeit", 1871, 1875; „Die Schlacht im Teutoburger Wald", 1875.)

Ein in Preußisch-Sachsen entstandenes, in Betreff der Autorschaft mehrfach irrtümlich qualifiziertes Lied, das von politischer Bedeutung geworden, haben wir hier als dichterisches Erzeugnis des seinerzeitigen Chefpräsidenten des Oberlandesgerichtes Naumburg Dr. Nettler einzureihen. Wie die „Naumburger Blätter" vom 16. Juli 1845 berichten, trug der Genannte am 9. Juli im Schützenhause zu Naumburg beim festlichen Mittagsmahle der „protestantischen Freunde" sein „Bürgerlied" vor, das anderwärts dem Führer der „protestantischen Freunde", Pastor Uhlich aus Magdeburg, zugeschrieben, im „Patriotischen Westentaschenliederbuch" von Jena (1849) sogar als „Königsberger Volkslied" bezeichnet ist. Das „Bürgerlied" Nettlers lautet:

Ob wir rote, gelbe Kragen,
Helme oder Hüte tragen,
Stiefeln oder Schuh;
Oder ob wir Röcke nähen
Und zu Schuhen Drähte drehen,
Das thut nichts dazu.

Ob wir können präsidieren,
Oder müssen Akten schmieren
Ohne Rast und Ruh;
Ob wir just Collegien lesen
Oder aber binden Besen,
Das thut nichts dazu.

Ob wir stolz zu Rosse reiten,
Oder ob zu Fuß wir schreiten
Unserm Ziele zu;
Ob uns Kränze vorne schmücken,
Oder Kreuze hinten drücken,
Das thut nichts dazu.

Aber ob wir Neues bauen,
Oder Altes nur verdauen,
Wie das Gras die Kuh;
Ob wir in der Welt was schaffen,
Oder nur die Welt begaffen,
Das thut was dazu.

Ob im Kopfe etwas Grütze
Und im Herzen Licht und Hitze,
Daß es brennt im Nu;
Oder ob wir hinter Mauern
Stets im Dunkel träge kauern,
Das thut was dazu!

Ob wir rüstig und geschäftig,
Wo es gilt zu wirken kräftig,
Tapfer greifen zu;
Oder ob wir schläfrig denken:
„Gott wirds wohl im Schlafe schenken,"
Das thut was dazu.

Drum, ihr Bürger, drum, ihr Brüder,
Alle eines Bundes Glieder:
Was auch jeder thu' —
Alle, die dies Lied gesungen,
So die Alten, wie die Jungen,
Thun wir denn dazu!

Sehr mit Unrecht bis vor kurzem fast vergessen und in manchen literarhistorischen Schriften über die Vierziger Jahre nicht

mal der Erwähnung gewürdigt, erst durch Walther Ilges seit 900 in der „Allgemeinen Zeitung" und in seinem Buche „Ernst Ortlepp. Blätter aus dem Leben und Dichten eines Verschollenen" (München, E. Reinhardt, 1901) neu in Erinnerung gebracht, darf unter den politischen Poeten jener Periode Ernst Ortlepp einen hervorragenden Platz beanspruchen. Geboren im Jahre 1800 in Droyßig bei Zeitz, in einem unstäten Leben nie zu fester Stellung gelangt, schließlich am 14. Juni 1864 bei Schulpforta ertrunken aufgefunden, hat der unglückliche Mann wenig Sympathie zu erwecken vermocht; indessen ist seine Wirksamkeit als Dichter der Zeit durchaus nicht gering anzuschlagen. Schon im Jahrzehnt vor 1840 hatte er sich wiederholt in politischen Dichtungen („Neujahrsgedicht für die deutsche Nation", 1831, „Deutschlands Erntefest", 1832, „Das Siebengestirn der Kriegshelden", 1833) versucht. Größeres Aufsehen erregten nach Dingelstedts „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" seine „Lieder eines politischen Tagwächters" (Stuttgart, Franckh'sche Buchhandlung, 1842), in denen er mit gefälligem, freilich wenig über das Triviale sich erhebenden Humor in gewandten, volksmäßig ansprechenden Strophen verschiedene bewegliche Zeitfragen behandelt. Am meisten erinnert seine Weise an Hoffmann von Fallersleben, dem er auch nach seiner Absetzung einen hübschen Denkvers widmet:

Weil Hoffmann von Fallersleben
Kein Hofmann ist, sondern ein Mann,
Der dem Hofe nicht schmeicheln kann,
Mußt' er seinen Fall erleben,
Doch nicht seinen Fall als Poet,
Wo er um so höher nun steht,
Weil ein Dichter
Nur die Nation hat zum Richter,
Die mit gutem kritischen
Takt diesen unpolitisch-politischen
Unhofmännischen Hoffmann von Fallersleben
Als Dichter hoch läßt leben.
So wird sein Fall zum Steigen;
Denn abgesetzt in dem Staatsgetriebe
Ward er angestellt in den Reichen
Der Ehre, des Ruhms und der Liebe,
In welcher höheren Stelle
Er nun strahlt in doppelter Helle.

Zur Charakterisierung Ortlepp's als eines Lieblingspoeten des liberalen Bürgertums und der freisinnigen Jugend der vormärzlichen Zeit mögen einige Auszüge aus seinen Wächterrufen folgen:

Wiegenlied für Deutschland.

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!
Du hast ja nun den Zollverein,
Dir könnte gar nicht wohler sein!

Schlaf, schlaf, schlaf,
Deutschland, du gutes Schaf!
Du hast ja nun die Eisenbahn
Und deine goldne Zeit hob an.

Schlaf, ſchlaf, ſchlaf,
Deutſchland, du gutes Schaf!
Du haſt ja einen Bundestag,
Der für dich wacht bei Nacht und Tag.
Du haſt ja trocken Brot vollauf
Und auch noch etwas Salz darauf.
Du haſt ja Wolle gnug, die man
In deinem Schlaf dir ſcheeren kann.

Das deutſche Reich.

O Eichenbaum, o Eichenbaum,
Wie grün ſind deine Blätter!
An Eicheln und Galläpfeln reich
Strebſt du empor zum Himmelreich:
O Eichenbaum, o Eichenbaum,
Wie grün ſind deine Blätter!

O Eiſenbahn, o Eiſenbahn,
Wie ſchnell bringſt du uns weiter!
Hält auch der Hemmſchuh noch den Geiſt,
Mit dir man noch wie'n Vogel reiſt,
O Eiſenbahn, o Eiſenbahn,
Wie ſchnell bringſt du uns weiter!

O Zollverein, o Zollverein!
Wie iſt ſo groß dein Segen!
Verknüpft uns auch kein Herzensband,
Wir haben doch den Zollverband:
O Zollverein, o Zollverein!
Wie iſt ſo groß dein Segen!

O Denkmalwut, o Denkmalwut,
Wie herrlich iſt dein Streben!
Wenn auch der Dichter hungern muß:
Im Tod gibts Geld im Ueberfluß.
O Denkmalwut, o Denkmalwut,
Wie herrlich iſt dein Streben!

O deutſches Reich, o deutſches Reich,
Wie wohl biſt du beraten!
Hat auch dein Glück ſo manches Loch,
So hältſt du doch zuſammen noch:
O deutſches Reich, o deutſches Reich,
Wie wohl biſt du beraten!

Straußianer des 20. Jahrhunderts.

Jüngſt riß mich ein verwegner Traum
Hinaus in künft'ger Zeiten Raum,
Wo man, wofern mein Geiſt nicht irrt ſich,
Schrieb Neunzehnhundertzweiundvierzig.
Da hört' ich über unſre Zeiten
Hiſtoriker ſich lebhaft ſtreiten;
Es ward von ihnen disputiert:
„Ob ein Bundestag wirklich hab' exiſtiert". —

Der Casus belli. (1841.)

Wie auch der Würfel fällt,
Krieg will die ganze Welt;
Der Krieg iſt gut,
Er weckt den Mut,
Der Friede taugt dem Teufel nicht,
Die Welt will jetzt ein Weltgericht.

Und was uns allen frommt,
Es kommt und kommt und kommt;
Es iſt ganz nah,
Es iſt ſchon da!
Der Friede taugt dem Teufel nicht,
Die Welt will jetzt ein Weltgericht.

Der Krieg bewährt den Mann,
Und zeigt was Jeder kann,
Der Krieg macht ſtark,
Gibt Löwenmark;
Der Friede taugt dem Teufel nicht,
Die Welt will jetzt ein Weltgericht.

Weh dir, Germania!
Wie traurig ſtehſt du da!
Gerüſtet zwar
Faſt ganz und gar,
Summſt: „Friede taugt dem Teufel nicht,"
Und bebſt doch vor dem Weltgericht.

Wenn Einer was verbrach,
Dann kommt die Reue nach.
Du fehlteſt ſchwer:
Was iſt dein Heer?
Die Flinte taugt dem Teufel nicht,
Kommt es zum großen Weltgericht.

Du buntes Allerlei,
Du Eins und Zwei und Drei!
Die Feinde nah!
Kein Kaiſer da!
Ach du haſt deine Seele nicht,
Kommt es zum großen Weltgericht.

Napoleon allein,
Er könnte Retter ſein;
Er war ſo ſchlimm,
Voll Wut und Grimm;
„Der Friede taugt dem Teufel nicht“
Dacht' er und hielt ein Weltgericht.

Wohin, wohin, wohin
Mit dir, halbierter Sinn?
Im Kriege nur
Liegt deine Kur;
Der Friede taugt dem Teufel nicht,
Die Welt will jetzt ein Weltgericht.

Im Jahre 1848 ließ Ortlepp zu Frankfurt a. M. im Selbſtverlag eine Druckſchrift erſcheinen: „Germania. Eine Dichtung dem deutſchen Parlament gewidmet“. Der Dichter verſucht darin das bisher noch nicht geſungene „Hohelied“ auf Deutſchland zu ſingen, das des Vaterlandes „ganze Hoheit wiederſtrahle“, vermag indeſſen nur einen in Verſe gebrachten Ueberblick über die wichtigſten Höhepunkte der deutſchen politiſchen und Kulturgeſchichte zu geben, wobei auf Armin, Karl den Großen, Luther, Friedrich den Großen und auf die großen Meiſter der Dichtkunſt und der Muſik die hellſten Lichter fallen. Sprache, Versbau und Reim ſind korrekt, indeſſen erhebt ſich das Gedicht nur an einzelnen Stellen über die mittelmäßige Rhetorik zu wahrhaft lyriſchem Empfinden. „Im Januar 1848“ beklagt der Poet den materialiſtiſchen Niedergang der Zeitſtimmung; in verbittertem Peſſimismus ruft er aus:

„Pfui über eine Welt und über Tage,
Die auf die Zopfzeit niederſehn mit Spott,
Wo von Unſterblichen noch war die Frage
Und wo im Menſchen lebte noch der Gott!
Jetzt gibts nicht Herz, nicht Geiſt, Gemüth noch Flügel
Ins Aetherland — jetzt herrſcht das Gold allein,
Wer dieſen Koth beſitzt, der führt die Zügel,
Und wem er fehlt — ach, der bleibt ewig klein.“

„Ende Februar 1848“ hat ſich angeſichts der revolutionären Bewegung von Weſten her der Mut des Dichters mächtig gehoben; er berichtet, freilich nur in gereimter Proſa:

„Erloſchen war des Freiheitsſinnes Flamme
In einer Maſſe, die bezweifeln ließ,
Ob ſie von Hermann dem Cheruſker ſtamme,
Die keinen höhern Aufſchwung mehr verhieß;
Verachtet in dem großen Völkerrathe
Saß Deutſchland ohne Stimme, ohne Sitz, (!)
Ein Jammerbild von einem Krüppelſtaate,
An dem der Spott nur übte ſeinen Witz.

Da flammt ein Wetterstrahl — da wird es Licht —
Ein langhinroll'nder Donner wie Posaunen
Von einem allgemeinen Weltgericht
Setzt die erwachten Völker in Erstaunen;
Auch Deutschland regt nach langem Schlummer wieder,
Vom Hauch des Gottesgeistes angeweht,
Mit Macht die eingeschlafnen Riesenglieder
Und fordert seine alte Majestät." . . . .
„Mit Adlerflug schwang sich empor die Masse,
Die schon dem Wurm im Staube gleich erschien, (!)
Das Heldenwort: „Der Freiheit eine Gasse!"
Es hallte wider in Berlin und Wien." . . . .

Merkwürdiger Weise ist seitdem von dem einst so produktiven Zeitpoeten nichts mehr in die weitere Oeffentlichkeit gedrungen. Er war schon vor 1848 unter die servilen Dichter für Hoffeste und Philistertum gegangen. (Vergl. Ilges S. 129 ff.)

Ein jüngerer thüringischer Dichter, Friedrich Konrad Müller von der Werra, geboren zu Ummerstadt im Herzogtum Sachsen-Hildburghausen am 14. Nov. 1823, gestorben in Leipzig am 26. April 1881, hat durch die den Liedertafeln genehmen Vertonungen einer Anzahl seiner schlichten Lieder und Sprüche in weiten Kreisen auch als Dichter einen guten Namen errungen. Sein Sängerspruch: „Grüß Gott mit hellem Klang! Heil deutschem Wort und Sang!" und seine von Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha komponierte Hymne „Lobpreiset laut und rühmt und ehrt den goldnen Hort der Lieder" sind allbekannt. Aber weder die im Jahre 1849 erschienenen „Reime des Minne- und Volkssängers Müller von der Werra" noch seine „Zeitgedichte" von 1850: „Der Freiheit Wunderhorn" bieten eine Ausbeute für die Blüte der deutschen politischen Lyrik.

Niedersachsen.

Aus Hannover ist neben Hoffmann von Fallersleben kein Dichter hervorgetreten, der in der politischen Lyrik der Vierziger Jahre größere Bedeutung erlangte. Die 1846 erschienenen „Gedichte" des Juristen Karl Wilhelm Günther Nicol — geboren zu Göttingen am 14. Juli 1806, gestorben als Obergerichtsanwalt zu Hannover am 15. Januar 1858 — tragen kein politisches Gepräge; auch sein „Hymnus der Deutschen" (1849) bewegt sich im allgemeinen Freiheitsgefühle.

Der in Bückeburg — am 18. Sept. 1809 — geborene Viktor Strauß, der vom Archivrat 1848 zum fürstlichen Kabinetsrat, später zum Gesandten am Bundestag und Wirkl. Geheimen Rat emporstieg und geadelt den Namen „von Strauß und Torney" führte, hat sich nach der allgemeinen Volksbewegung als politisch-konservativer Dichter Lorbeern erworben und 1849 ein „Fastnachtspiel von der Demokratie und Reaktion" verfaßt.

Seine vormärzlichen „Gedichte" (1841) sind ohne politische Bedeutung.

Im Wesergebiet sind ferner neben Dingelstedt einige Kurhessen zu erwähnen. Zunächst wegen seiner 1846 gedichteten „Helgoland-Sonette" der als Politiker rühmlichst bekannte Friedrich Oetker (geb. 1800, gest. 1870). Das zweite dieser Sonette, „Die Flagge am Falm" lautet:

Das Banner Albions auf diesen Höhen?
Wer gab zu eigen dir das Eiland, Britte?
Ist hier nicht deutsches Meer und deutsche Sitte?
Und Deutschlands Flagge soll nicht herrschend wehen?

O armes Land! willst du dein Eigen sehen,
Mußt du zur Fremde lenken deine Schritte,
Dein heil'ger Münster liegt in Frankreichs Mitte,
Dein heil'ges Eiland muß zu England stehen.

Der Reußen Zar hat deutsche Unterthanen,
Die Donau liegt in fremden schweren Banden,
Den Rhein versperr'n die in den Niederlanden:

O Volk am Belt, laß dich das Beispiel mahnen,
Mach Lug und Trug der fremden Herrn zu Schanden
Und siege oder stirb auf deutschen Fahnen!

Einem Gedichte Friedrich Oetkers, das an den großen Brand in Hamburg — 1842 im Mai — ebenso religiöse wie patriotische Betrachtungen anknüpft,*) entnehmen wir folgende Strophen:

Ja zage nicht in deiner Noth,
Du Königin der deutschen Meere!
Dein Brand ist nicht ein Abendroth,
Ist Frühglanz einer neuen Aere:
In Jugendkraft wirst du erstehn,
Geläutert aus den Flammen gehn,
Der Freiheit eine starke Wehr —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Du hast ein großes Vaterland
Und Millionen deutsche Brüder;
Sieh! alle reichen dir die Hand,
Und deine Tempel stehen wieder.
O schönes Wort! O Vaterland!
Ein einig, ein gemeinsam Band,
Das ist die große Flammenlehr': —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Ja, was der Herr im Feuer sprach,
Wollt nie und nimmer sein vergessen!
Erjaget, was euch noch gebrach,
Und laßt den Tand, so ihr besessen.
Ein großes freies Vaterland,
Ein einig und gemeinsam Band,
Die deutsche Flott' auf allem Meer! —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Oetkers spezieller Landsmann Julius Rodenberg hat sich am Schluß unserer Periode den politischen Lyrikern durch geharnischte Sonette „Für Schleswig-Holstein" (1850 f.) angeschlossen.

Feodor Löwe, geb. zu Kassel, 5. Juli 1816, aus einer berühmten Schauspielerfamilie, seit 1841 Regisseur in Stuttgart,

*) „Hansa-Album" von A. Harnisch. Halberstadt, bei Lindequist und Schönrode 1842.

Dr. phil., 1881 geadelt, 1890 am 20. Juni in Stuttgart gestorben, gab 1850 „eine Dichterwoche" und „Lieder aus Frankfurt" heraus, denen wir ein an politischen Beziehungen reiches Gedicht: „In der Paulskirche am 18. Oktober 1849" entlehnen:

Das Thor verriegelt, diese Stufen leer,
Die sie mit stolzem Sinn hinangestiegen,
Drin die Tribüne, drauf kein Redner mehr,
Wo mancher sprach, der besser still geschwiegen;
Die Galerieen rings verwaist und stumm,
Die obligaten Bravo sind verklungen.
Die März-Apostel ziehn im Land herum,
Und wortlos klagen diese Fahnenzungen.

Seltsames Schicksal dieses Tempelbaus!
Du Haus des Herrn, es mangeln dir die Beter!
Der Geist zog ein und trieb den Gott hinaus:
Du Haus des Herrn, wo sind die Volksvertreter?
Verweht, verloren wie des Seemanns Pfiff
Im Meeressturm auf halbgebrochnem Schiffe
Ist der Erfolg von jenem „kühnen Griff" *)
Verloren durch die vielen kühnen Griffe.

Sieh hier die Pulte: der saß da, der dort,
Die Schafe rechts, die Böcke stets zur Linken.
Von hier herüber klang das ehrne Wort
Wie Glocken voll und scharf wie Schwerterblinken.
Ein milder Herr der Herrn stand hier der Greis,
Der klugen Rede wohlgewandter Leser —
Welch ein Moment! — Du gutes Haupt so weiß,
Das Haupt von Deutschland, deutscher Reichsverweser!

Weit offen und bekränzt war das Portal;
Zahlloser Stimmen jubelndes Geschreie,
Die Sonne sandte ihren hellsten Strahl
Dem schönen Tage der Johannisweihe.
Was hier gesprochen ward, der Liebesschwur,
Drang durch das Land im Wort, im Bild, im Drucke:
„Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!"
Ein Habsburg stand im tricoloren Schmucke!

Still! Still! O diese Wände sind entwöhnt
Der lauten Rede wie des Weihrauchs Düften!
Wie jeder Schritt dumpf klingend widertönt,
Als schritten wir dahin auf Totengrüften!
Und ist der Tempel nicht ein großes Grab,
Darinnen unsre besten Wünsche modern,
Der schnellzerbrochne kühne Herrscherstab,
Gerechtes Wollen und tolldreistes Fodern?!

Der Pulte Grün, wenn auch bestäubt, noch gut,
Der Arbeit Merkmal drauf, die schwarzen Flecken:
„Wenn man hier wieder schreibt, schreibt man mit Blut,
Das zieht daher wie ein Septemberschrecken!"
Woher der böse Spruch? Wir sind nur zwei,
Der Führer nur und ich! — Von welchem Munde?
Geist dieser Wölbung, war's ein Warnerschrei,
Der einst verloren ging in böser Stunde? —

*) Das vielberufene Wort Gagerns vor der Wahl des Reichsverwesers.

Seine vormärzlichen „Gedichte" (1841) sind ohne politische Bedeutung.

Im Wesergebiet sind ferner neben Dingelstedt einige Kurhessen zu erwähnen. Zunächst wegen seiner 1846 gedichteten „Helgoland-Sonette" der als Politiker rühmlichst bekannte Friedrich Oetker (geb. 1800, gest. 1870). Das zweite dieser Sonette, „Die Flagge am Falm" lautet:

Das Banner Albions auf diesen Höhen?
Wer gab zu eigen dir das Eiland, Britte?
Ist hier nicht deutsches Meer und deutsche Sitte?
Und Deutschlands Flagge soll nicht herrschend wehen?

O armes Land! willst du dein Eigen sehen,
Mußt du zur Fremde lenken deine Schritte,
Dein heil'ger Münster liegt in Frankreichs Mitte,
Dein heil'ges Eiland muß zu England stehen.

Der Reußen Zar hat deutsche Unterthanen,
Die Donau liegt in fremden schweren Banden,
Den Rhein verspert'n die in den Niederlanden:

O Volk am Belt, laß dich das Beispiel mahnen,
Mach Lug und Trug der fremden Herrn zu Schanden
Und siege oder stirb auf deutschen Fahnen!

Einem Gedichte Friedrich Oetkers, das an den großen Brand in Hamburg — 1842 im Mai — ebenso religiöse wie patriotische Betrachtungen anknüpft, *) entnehmen wir folgende Strophen:

Ja zage nicht in deiner Noth,
Du Königin der deutschen Meere!
Dein Brand ist nicht ein Abendroth,
Ist Frühglanz einer neuen Aere:
In Jugendkraft wirst du erstehn,
Geläutert aus den Flammen gehn,
Der Freiheit eine starke Wehr —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Du hast ein großes Vaterland
Und Millionen deutsche Brüder;
Sieh! alle reichen dir die Hand,
Und deine Tempel stehen wieder.
O schönes Wort! O Vaterland!
Ein einig, ein gemeinsam Band,
Das ist die große Flammenlehr': —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Ja, was der Herr im Feuer sprach,
Wollt nie und nimmer sein vergessen!
Erjaget, was euch noch gebrach,
Und laßt den Tand, so ihr besessen.
Ein großes freies Vaterland,
Ein einig und gemeinsam Band,
Die deutsche Flott' auf allem Meer! —
Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Oetkers speziellen Landsmann Julius Rodenberg hat sich am Schluß unserer Periode den politischen Lyrikern durch geharnischte Sonette „Für Schleswig-Holstein" (1850 f.) angeschlossen.

Feodor Löwe, geb. zu Kassel, 5. Juli 1816, aus einer berühmten Schauspielerfamilie, seit 1841 Regisseur in Stuttgart,

*) „Hansa-Album" von A. Harnisch. Halberstadt, bei Lindequist und Schönrode 1842.

Dr. phil., 1881 geadelt, 1890 am 20. Juni in Stuttgart gestorben, gab 1850 „eine Dichterwoche" und „Lieder aus Frankfurt" heraus, denen wir ein an politischen Beziehungen reiches Gedicht: „In der Paulskirche am 18. Oktober 1849" entlehnen:

Das Thor verriegelt, diese Stufen leer,
Die sie mit stolzem Sinn hinangestiegen,
Drin die Tribüne, drauf kein Redner mehr,
Wo mancher sprach, der besser still geschwiegen;
Die Galerieen rings verwaist und stumm,
Die obligaten Bravo sind verklungen.
Die März-Apostel ziehn im Land herum,
Und wortlos klagen diese Fahnenzungen.

Seltsames Schicksal dieses Tempelbaus!
Du Haus des Herrn, es mangeln dir die Beter!
Der Geist zog ein und trieb den Gott hinaus:
Du Haus des Herrn, wo sind die Volksvertreter?
Verweht, verloren wie des Seemanns Pfiff
Im Meeressturm auf halbgebrochnem Schiffe
Ist der Erfolg von jenem „kühnen Griff" *)
Verloren durch die vielen kühnen Griffe.

Sieh hier die Pulte: der saß da, der dort,
Die Schafe rechts, die Böcke stets zur Linken.
Von hier herüber klang das ehrne Wort
Wie Glocken voll und scharf wie Schwerterblinken.
Ein milder Herr der Herrn stand hier der Greis,
Der klugen Rede wohlgewandter Leser —
Welch ein Moment! — Du gutes Haupt so weiß,
Das Haupt von Deutschland, deutscher Reichsverweser!

Weit offen und bekränzt war das Portal;
Zahlloser Stimmen jubelndes Geschreie,
Die Sonne sandte ihren hellsten Strahl
Dem schönen Tage der Johannisweihe.
Was hier gesprochen ward, der Liebesschwur,
Drang durch das Land im Wort, im Bild, im Drucke:
„Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!"
Ein Habsburg stand im tricoloren Schmucke!

Still! Still! O diese Wände sind entwöhnt
Der lauten Rede wie des Weihrauchs Düften!
Wie jeder Schritt dumpf klingend widertönt,
Als schritten wir dahin auf Totengrüften!
Und ist der Tempel nicht ein großes Grab,
Darinnen unsre besten Wünsche modern,
Der schnellzerbrochne kühne Herrscherstab,
Gerechtes Wollen und tolldreistes Fodern?!

Der Pulte Grün, wenn auch bestäubt, noch gut,
Der Arbeit Merkmal drauf, die schwarzen Flecken:
„Wenn man hier wieder schreibt, schreibt man mit Blut,
Das zieht daher wie ein Septemberschrecken!"
Woher der böse Spruch? Wir sind nur zwei,
Der Führer nur und ich! — Von welchem Munde?
Geist dieser Wölbung, war's ein Warnerschrei,
Der einst verloren ging in böser Stunde? —

*) Das vielberufene Wort Gagerns vor der Wahl des Reichsverwesers.

Hier hat Lichnowsky's Feueraug' geblitzt,
Da Auerswald, dort Blum — er nun als Dritter!
Die Pulte sind von Fremden arg verschnitzt,
Es nimmt sich leicht ein Stückchen Tuch, ein Splitter;
Hei, ja, das ist des frommen Räubers Spur,
Der Ehrfurcht Zeuge oder tiefer Schmerzen!
Wohl mancher schnitt mit einem Racheschwur,
Ein anderer mit heißbewegtem Herzen.

Ha diese Pulte! Wie sie seltsam mich
Und wie zum Hohn der dreigefärbten Fahnen
An dich, mein armes Vaterland, an dich,
Das tiefer noch als sie zerschnittne, mahnen!
Wo deine Größe, wo dein junger Stolz,
Wo deines Muthes frisches Athemholen?
Am Tage nackt liegt nun das rohe Holz!
Das schöne Grün der Hoffnung ist gestohlen.

Hinaus! — Gottlob! — Wie scheint das tiefe Blau
Des freien Himmels jetzt mir doppelt heiter!
Ein gutes Denkmal, Frankfurt, ist der Bau
Und ein Magnet für deine Fremden weiter.
Er bringt ein hübsch Stück Geld in deinen Sack,
Ein neuer Segen für die Krämerkasse.
Geht mir mit eurer Freiheit! — Dummer Schnack!
Fort, Kutscher, in die Eschenheimer Gasse!

Auch der aus Waldeck stammende, seinerzeit vielgenannte Heinrich Stieglitz darf hier erwähnt werden. Von seinen ästhetisch sorgfältig ausgearbeiteten Zeitgedichten war eines der ausführlichsten gegen Herweghs Plaidoyer für die Partei gerichtet, kam aber erst spät post festum. Von größerem Wert sind andre Strophen, in denen er politische Fragen poetisch erfaßt. „Ein Lied von der Aar" schildert die Schönheit des Uferlandes des Berner Zuflusses zum Rhein und knüpft daran einen internationalen Ausblick in ferne Möglichkeiten:

So durch Helvetiens Gauen windest
Du fort dich, dürstend des Vereins,
Bis du den Arm des Gatten findest,
Des Alpensohns, des deutschen Rheins.

O daß zu diesem schönen Bunde
Ich singen dürft' ein deutend Lied,
Das künft'ger Tage frohe Kunde
Bedrängter Gegenwart verrieth!

Dann säng' ich von des Tages Leben,
Der Schweizerland und Niederland
Der deutschen Mutter beimgegeben
Durch ihrer Ströme heilig Band.

Ich sänge von des Volkes Wonne
Aus Nord und Süd, aus Ost und West,
Das leuchten sieht die goldne Sonne
Zum dreigekrönten Einheitsfest.

Das wär' ein Rheinbund! Deutsche Brüder
In Ost und West, in Süd und Nord,
Schlagt Eifersucht und Hader nieder
Vor solchen Bundes Freudenport!

Lernt euch als eines Stamms erkennen,
Wie eine Sprach' euch eigen ist,
Und laßt euch nimmer wieder trennen
Der Mächt'gen und der Pfaffen List!

Dann, deutsches Volk, dann wirst du fliegen
Ein Königsadler frei und hehr,
Geschmückt mit immer neuen Siegen,
Vom Quell der Aar bis an das Meer!

Heinrich Stieglitz war in Arolsen am 22. Febr. 1803 geboren, besuchte das Gymnasium zu Gotha, studierte auf den Universitäten Göttingen, Leipzig und Berlin, wurde in Berlin Custos an der Bibliothek und Gymnasiallehrer, legte diese Aemter wegen ihrer vermeintlichen Unvereinbarkeit mit seinem überschätzten dichterischen Berufe nieder und widmete sich letzterem vollständig. Der Selbstmord seiner hochbegabten Gattin Charlotte, geb. Willhöft aus Hamburg, hatte nicht die von ihr für den Gatten erhoffte Wirkung, ihn durch einen großen Schmerz dichterisch zu stählen. Er starb zu Venedig an der Cholera am 24. August 1849.

Zu den entschiedensten Vorkämpfern der preußisch-monarchischen Reaktion gegen die demokratische Ueberstürzung von 1848 gehörte der vielgenannte Convertit Franz Chasset v. Florencourt, geb. 1803 in Braunschweig, gestorben in Wien nach 1880. In seinem von Halle nach Naumburg im Herbste 1848 übergesiedelten „Volksblatt für Stadt und Land" wurde der Umschwung der Volksstimmung von der radikalen zur loyalen Strömung sehr wirksam gefördert. In einem Gedichte „Preußen vor!" gibt er die Losung gegen das Frankfurter Parlament aus:

„Und am Ziel der Siegespfade
Steigt der letzte Wall empor;
Frankfurt heißt die Barrikade,
Hurrah Preußen! Preußen vor!

In einem andern Gedichte heißt es, nachdem er dem Erzherzog Reichsverweser zugerufen: „Es geht nicht, Hans, Du kannst es nicht":

In Frankfurt sprach man Preußen Hohn,
Man rühmt, es sei nur Sprosse
Zur Republik der Kaiserthron,
Das Kaiserthum nur Posse.
Und Preußens König sollte sein
Hanswurst bei diesem Spaße?
So schlag' ein Donnerwetter drein!
Nach Frankfurt unsre Straße!

Auf dem rechten Ufer der Elbe tritt uns zunächst der Mecklenburger Heinrich Alexander Seidel entgegen, ein Theolog,

der eine Sammlung „Aus der Kirche. Zeitgedichte" (Parchim und Ludwigslust, Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung. 1845) herausgab. In diesen Zeitgedichten ist die observanzmäßige Polemik der lutherischen Kirche gegen rationalistische Lichtfreunde und Philosophen mit ziemlichem Geschick, jedoch ohne höheren poetischen Schwung, in Reime gebracht. Die liberale Kirchenpolitik, wie sie in den thüringischen Kleinstaaten florierte, kommt dabei besonders schlecht weg. Der orthodoxe Mecklenburger muß in Kirchen und Pfarrhäusern die traurige Erfahrung machen, daß er keine Gesinnungsgenossen findet, da seine Pässe nicht in Köthen visiert sind, wo sich damals die „protestantischen Freunde" Uhlichs zu versammeln pflegten — der positive Theologe mithin den freisinnigen Amtsbrüdern aus der antilichtfreundlichen „Gnadauer Esse" zu stammen verdächtig ist; er wandert vergeblich suchend durch die Reihen der thüringischen Prediger:

„Die einen sehn alle wie eine Röhre,
Die andern alle wie Bretschneider aus."

Röhr und Bretschneider waren damals die Generalsuperintendenten in Weimar und Gotha; beide starben im Jahre 1848.

Auf dem Gebiete der katholischen Kirche ist es die Ausstellung des „heiligen", „ungenähten" „Rockes Christi" in Trier und die daraus hervorgegangene „deutsch-katholische" Bewegung, die den poetischen Kritiker aus der evangelischen Kirche zum Angriffe reizen. Nachdem statt des echten Rockes Christi die nachgemachten sieben vom ewigen Juden nach dem Rate des Satans mit gutem Profit in den Christenlanden verkauft sind, freuen sich die Geschäftsfreunde auf dem Brocken über das fromme Deutschland und die neuen Kirchenlichter, die vom Bauen freilich nichts, sondern nur vom Niederreißen etwas verstehen.

Der kirchliche Verskünstler übt seinen Witz auch an dem süddeutschen Bauherrn der Walhalla und der bayerischen Ruhmeshalle, der den protestantischen Glaubenshelden Luther und Gustav Adolf den Eintrit in seiner Walhalla-Genossen Reihen verweigert. Als Luther sich zum Einlaß meldet, spricht König Ludwig:

„Allein, zu groß mir scheinend,
Kann er vielleicht nicht herein:
Geh', Görres, ihn zu messen,
Es könnt' doch möglich sein!"

Und Görres auf der Leiter
Mit Maßen ihn umkroch,
Doch endlich schrie er von oben:
„Fünfundneunzig Ellen zu hoch!"

Der Kriegsmann vollends wird vom König entschieden perhorresziert, wiewohl sein Ruhm „ein gut Teil bayrisch ist". Als er die Ruhmeshalle schauen will,

„Der König, Trabanten winkend,
Ruft: „Schnell mir hinweg ihn bringt
Und sorget, daß über die Grenze
Er niemals wieder dringt!
Ein Glück, daß er nicht gekommen
An diesen heil'gen Ort,
Denn Tilly, ihn erblickend,
Lief' uns gewißlich fort."

Der in Hamburg — am 30. März 1803 — geborene, von 1829 bis 1851 als Universitätslehrer in Königsberg thätige Cäsar von Lengerke († zu Elbing 3. Febr. 1855) hat in „Bildern und Sprüchen" (1844) sowie in „Fliegenden Blättern" (1847) Beiträge zur politischen Lyrik geliefert. Wenn auch nicht von hoher Bedeutung, sind einzelne dieser Zeitgedichte des rationalistischen Theologen für die Kennzeichnung gewisser sozialer Strömungen nicht ohne typischen Wert, so z. B.

„Der Vorsichtige":

Nein, nicht denk' ich ungebunden,
Nicht vermessen strebt mein Sinn
Und ich habe meine Stunden,
Wo ich ganz zufrieden bin.

Doch ich meine — doch ich denke —
Manches könnte anders sein!
Aber daß ich keinen kränke,
Sag ich's Ihnen nur allein.

Und nun hören Sie, mein Lieber:
Dieser Schuft, der mit Geschwänz —
Aber still! da geht vorüber
Eben ja die Eminenz.

Er ist fort! — Nun darf ich reden!
Aber still! der Hoflakai —
Und er vigilirt auf Jeden —
Schleicht da just an uns vorbei!

Heute geht mirs nicht vom Munde!
Nun — was eben ich gemeint,
Sag' ich wohl zu andrer Stunde:
Guten Morgen, werther Freund!

Die „Gedichte" des in Hamburg, 7. Mai 1821 geborenen, in Währing bei Wien 12. Okt. 1884 gestorbenen Adolf Schirmer (Frankfurt a. M., Verlag von Herm. Joh. Keßler 1846) weisen die Spuren von Heinrich Heine's Liedern auf, insbesondere in den Zeitgedichten, die unter der Aufschrift „Vehmgericht" den letzten Abschnitt der Sammlung bilden. Eine Probe: „Ein Censor" möge genügen zu zeigen, wie weit es dem Dichter gelungen ist, seinem Vorbild nahe zu kommen:

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist ein Censor? Sprich!
Zehn Bogen und kein Gedanke,
Zwei Worte und ein — Strich.

Und sprich: wie kommt ein Censor?
Wie eine Novembernacht.
Und sprich: wann verschwindet ein Censor?
Nur dann, wenn's Volk erwacht.

Und sprich: Lebt wohl im Censor
Lebend'ger Gottheit Spur?
Von außen ist er menschlich,
Von innen ganz — Hundenatur!

Schleswig-Holsteiner.

Wenn schon die Namen Hebbel und Storm zeigen, daß die „Elbherzogtümer" in der deutschen Dichtung hochansehnliche Vertreter aufzuweisen haben, so ist es doch für eine historische Betrachtung der politischen Lyrik die erste Aufgabe, dasjenige Lied vor allen anderen ins Auge zu fassen, das in der Geschichte der Vierziger Jahre für Schleswig-Holstein wie für das ganze deutsche Vaterland die höchste Bedeutung erlangt hat und — wie man wohl sagen darf — zu einem nationalpolitischen Machtfaktor von sehr beträchtlichem Gewichte geworden ist.

Das in der Mitte des Jahrzehnts in einem wahren Siegeslauf durch Deutschland verbreitete Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ist nicht mit einem Male, aus einem Gusse dem Geist und Herzen eines hochbegabten Dichters entsprungen: es hat seine so beliebt und wirksam gewordene Fassung erst nach einer Umbildung aus ursprünglich recht einfach schlichtem, individuell veranlagtem Wortlaut erhalten.

Dr. K. Fr. Heinrich Straß, als Dichter den Namen „Otto von Deppen" führend, seinen Vorfahren nach aus Schleswig-Holstein stammend, im Jahre 1803 in Berlin geboren und 1864 daselbst als Justizrat, Rechtsanwalt beim Kammer- und Stadtgericht, Notar im Bezirk des Kammergerichts verstorben, hatte im Jahre 1842 zu einem Sängerfest in Schleswig nachstehenden Text eines Liedes eingesandt (man beachte das Komma in der Ueberschrift):

An Schleswig, Holstein.

Schleswig, Holstein, schöne Lande,
Wo mein Fuß die Welt betrat,
O, daß stets an eurem Strande
Keime wahren Glückes Saat!
Schleswig, Holstein, stammverwandt,
Haltet fest der Eintracht Band!

Wie um euch die Stürme tosen,
Wogend braust die wilde Fluth,
Haltet fest der Liebe Rosen,
Haltet fest der Treue Muth!
Schleswig, Holstein, stammverwandt,
Haltet fest der Eintracht Band!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n,
Und ein gut gelenkter Nachen
Kann trotz Sturm den Hafen schau'n.
Schleswig, Holstein, stammverwandt,
Haltet fest der Eintracht Band!

Wie die Häuser schön umkränzen
Die umbuschte alte Schlei,
Wie die Wellen silbern glänzen,
Naht oft bald ein blum'ger Mai.
Schleswig, Holstein, stammverwandt,
Haltet fest der Eintracht Band!

Dieses von Straß verfaßte Lied hat Matthäus Friedrich Chemnitz „umgedichtet", verändert, erweitert, in diejenige Form gebracht, in der es vertont und weiter verbreitet wurde. In der dichterischen Fassung von Chemnitz lautet das Lied:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose,
Fluth auf Fluth von Bai zu Bai,
O laß blühn in deinem Schoße
Deutsche Tugend, deutsche Treu'!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn innre Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mildrer Süd belebt:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt am Ostseestrand,
Bis zur Fluth, die ruhlos schäumet
An der Düne flücht'gem Sand —
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Silbern blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau,
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppeleiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

In Kompositionsausgaben ist der Kehrreim der einzelnen Strophen mehrfach abgeändert worden — von poetisch unberufenen Versdrechslern, deren Fabrikate keine Wiedergabe verdienen.

In obiger Fassung erschien das Lied im Jahre 1844 zuerst in den „Itzehoer Nachrichten". Von dem Organisten E. G. Bellmann unter Mitwirkung von Justizrat Hanke und Mackerott in Musik gesetzt, wurde es am 14. Juli 1844 auf dem Sängerfest in Schleswig zuerst, 1845 bereits auf dem deutschen Sängerfest in Würzburg vorgetragen und bald überall in Deutschland gesungen.

Matthäus Friedrich Chemnitz, der Dichter des Liedes, war geboren am 10. Juni 1815 zu Barmstedt in Holstein, studierte Rechtswissenschaft, wurde 1840 Advokat in Schleswig, mußte 1849 seine Heimat verlassen, fand 1851 eine Anstellung als Sekretär bei der Mainschiffahrts-Verwaltung in Würzburg, kehrte 1864 nach Holstein zurück und wurde 1867 Amtsrichter in Altona, wo er in der Nacht vom 14. zum 15. März 1870 starb.

Das Jenaer „Patriotische Westentaschenliederbuch" von 1848 fügt dem Liede noch einige Strophen ein, die der authentische Text nicht enthält, nämlich:

als Strophe 3:

„Hohe Wacht an deutscher Pforte,
Sollst nicht preisgegeben steh'n!
Hör' die mächt'gen Losungsworte,
Die durch Deutschlands Auen gehn:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Einheit, Treue, Vaterland!

4.

„Ob der Sturm gewaltig tose,
Deutsche Männer, wanket nicht!
Ob der Feind auch trügend kose:
Fort mit dem, was er verspricht!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Einheit, Treue, Vaterland!"

5.

„Laßt euch mahnen jener Zeiten,
Wo der Schwede, der Franzos
Deutsche hieß mit Deutschen streiten:
Noch ist Elsaß von uns los!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Nie fall' ab vom Vaterland!"

Und als Schlußstrophe 10, nachdem im übrigen die sechs Strophen des authentischen Wortlauts als Strophe 1, 2, 6, 7, 8 und 9 richtig wiedergegeben sind, noch folgender Zusatz:

„Nein, der Däne solls nicht haben,
Und der Ruff' soll nicht herein!
Unsre Warte, Wall und Graben
Sollen unsre Leiber sein!
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Ewig bleib beim Vaterland!"

Der hervorragendste Dichter der Elbherzogtümer war damals Friedrich Hebbel. Der große Dramatiker aus Wesselburen in Holstein — geboren am 18. März 1813 — hatte bei der in den Vierziger Jahren noch bestehenden staatlichen Verbindung Holsteins mit Dänemark, die für manche deutsche Dichter von Vorteil war, von dem Könige Christian VII. ein Reisestipendium erhalten und lebte längere Zeit in Hamburg. Nachdem er im Jahre 1844 seine „Maria Magdalena" veröffentlicht hatte, ging er auf Reisen und wählte endlich (1846) Wien zu seinem dauernden Aufenthalt. Dort entfaltete er seine weitere dichterische Thätigkeit bis zu seinem Tode am 13. Dezember 1863.

Das ihm im allgemeinen fernliegende Gebiet der politischen Poesie betrat er nur wenige Male; indessen sind seine Beiträge dazu um so bedeutsamer:

Mein Päan. 1840.

Ich möchte auch einmal von Freiheit singen,
Doch, ist der Drang auch groß, den ich verspüre,
Wer sagt mir, wie viel Odem ihm gebühre?
Mir däucht, zuvor muß ich den Flammberg schwingen.

Der Tag erst, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, so wie ich jetzt die Saiten rühre,
Mit eigner Faust mein gutes Eisen führe,
Der Tag erst wird die rechte Antwort bringen.

Auch dann noch fecht' ich still und stumm, gleich Allen,
Die schweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.

Dann soll der Freiheit mein Päan erschallen,
Denn soviel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwischen Fallen bleibt und Sterben.

Welch herber Sarkasmus sich des geborenen Schleswig-Holsteiners bei der Beurteilung der politischen Behandlung seiner Heimat bemächtigte, zeigt uns ein Gedicht, das Hebbel im Herbst 1848 bei Gelegenheit des berüchtigten Waffenstillstandes von Malmö schrieb:

Mein Deutschland, große Dinge sind geschehn,
Der Zwerg am Belt, der dich so lange neckte,
Hat endlich doch dein langes Schwert gesehn
Und schaudert jetzt darob, daß er dich weckte.

Nun bettelte er links und rechts herum,
Man möchte doch sein gutes Recht beschützen,
Und deine Nachbarn fanden das nicht dumm,
Da sie sich selbst auf deine Schwäche stützen!

Statt ihm zu sagen: Fremder Riesen Bein
Besitzt man nie mit Recht, und ihn zu höhnen,
Erklärten sie: wir willigen darein,
Wir wollen euch um jeden Preis versöhnen.

Nun eifert England für das dän'sche Recht,
Das England, das die dän'sche Flotte raubte;
Nun geifert Frankreich, daß man Rußlands Knecht
Nicht auch bei uns den Elsaß-Griff erlaubte.

Da schlägt man einen Waffenstillstand vor,
Wie man ihn nie Besiegten zugemuthet,
Und Preußen neigt in Demuth dem sein Ohr,
Als hätte sich sein Adler schon verblutet.

Frag' dich, o Deutschland, welchen Frieden kann
Ein maßlos schnöder Waffenstillstand bringen?
Verwirf ihn denn! Dein Holstein ging voran,
Nur überlisten kann man dich, nicht zwingen.

Der Weltgeschichte fehlt bis jetzt ein Bild,
Ihr fehlt das Bild des tollgewordnen Siegers,
Der seinen Kranz zerpflückt und seinen Schild
Zerhackt: wär' das der Ruhm des deutschen Siegers?

Deutschland, ein Nachbar, der von dir verlangt
Zugleich auf Recht und Ehre zu verzichten,
Der zeigt, daß ihm vor deiner Zukunft bangt
Und daß er darauf sinnt, dich zu vernichten.

Wenn man die Haut dir abziehn will und spricht:
„Halt still, ich will dir Stiefel daraus machen,"
So schlag dem Gerber gleich ins Angesicht,
Sonst wird der Schuster dich gewiß verlachen.

Das Gedicht wurde in Gustav Kühne's „Europa" veröffentlicht. Bei Wiedergabe desselben in den „Hamburger literarischen und kritischen Blättern" (1849) wurde von einem Kritiker ausgeführt, der Herbst und Winter 1848 seien keine Zeit politischer Poesie gewesen! Hebbels Gedicht wurde da als „trostlos prosaische Verse" bezeichnet. So wenig Verständnis fand der geniale Dichter bei seinem Zeitgenossen.

An Schärfe und Schroffheit der politischen Kritik unübertroffen sind Hebbels Epigramme:

Der Allerdeutscheste.

Niemals wehrt sich der Esel, als deutscheste unter den Bestien
Störet er Niemandes Gruß, selbst nicht des Wolf's, der ihn frißt.

Das revolutionäre Fieber.

Freilich ein Fieber des Volkes, das revolutionäre,
Aber wie seltsam: es stirbt immer der König daran!

Verschiedener Casus.

Deutsche zogen nach Rom: warum nicht Russen nach Deutschland?
Jene waren ein Volk, diese sind nur ein Geschmeiß! (!)

Der Ungar und seine Ansprüche an Deutschland.

„Eine Bürgerkrone! Ich rettete einen der Bürger!"
Rief der römische Narr, als er der Tiber entsprang.
„Einen Kranz, Europa! Ich habe die Türken bestanden!"
Ruft der Ungar, und doch lebt er nur, weil er es that!

Ein zweiter genialer Schleswig-Holsteiner, der als Altertumsforscher und Geschichtschreiber unter den Leuchten der Wissenschaft glänzende Theodor Mommsen (geb. zu Garding in Schleswig am 30. Nov. 1817, in den Vierziger Jahren anfänglich noch mit Studien in Kiel beschäftigt, dann auf Reisen in Frankreich und Italien, hernach als Redakteur der Schleswig-holsteinischen Zeitung, von 1848 bis 1850 als Professor an der Universität Leipzig thätig, bis er wegen seiner politischen Haltung abgesetzt wurde) hat sich in dem mit seinem Bruder Tycho und Theodor Storm herausgegebenen „Liederbuch dreier Freunde" (Kiel, Schwerd'sche Buchhandlung, 1843) in die poetische Literatur mit einem Zeitgedichte eingeführt, worin er den damaligen Zustand der deutschen Poesie in kurzen Strichen witzig zeichnet und schließlich über die ihr vindicierte politische Mission seine Ansicht kundgibt:

In dieser Zeit ist's nicht genug, wenn uns ein Lied gerathen,
Politisch soll der Dichter sein, das heißt man Liederthaten.
Es ist die Welt doch weit genug, und viel kann drinnen wohnen
Und sind doch nicht blos Pressen drin und Constitutionen.
Man liebt nnd phantasiert so fort, und das ist keine Schande,
Im Herzen hat gar vieles Raum noch bei dem Vaterlande.
Ihr sollt nicht alle Pauken sein, was Wenigen nur ziemte,
Und Stimmen gebe nicht der Zeit, als wer die Zeiten stimmte!
Es reißen euch am Ende noch der Leier zarte Saiten,
Die Gondellieder klingelten und nicht wie Glocken läuten.
Nehmt ihr Reales in das Lied, so sei Vernunft im Liede,
Wünscht nicht den Mond zum Thurmknopf, nicht „Zehntausend Winkelriede!
Es ist nicht leicht, die Poesie zu paaren der Gesinnung:
Nur Einen fand ich, der's verstand, und groß ist doch die Innung.
O ihn, aus dem die Jugend spricht, nicht den „Lebend'gen" tadl' ich:
Ein Dichter ist er, das ist wahr, und darum ist er adlig.
Doch däucht es mir, wenn ihr mit Macht so an den Völkern rüttelt
Wie wenn den Kaiser Friedrich ihr in seinem Traume schüttelt.
Es kommt die Zeit, sie kommt gewiß, da klingt das Lied vom Thurme,
Wer läutet Probe denn, bevor die Glocken gehn zum Sturme? . . . .
Bis dahin lasset immerhin euch unser Lied gefallen:
Man horcht ja andern Vögeln auch, nicht blos den Nachtigallen . . . . .

Ausgiebiger als diese kleine Probe von Mommsen sind die Zeitgedichte von Hans Theodor Woldsen Storm (ge-

boren zu Husum am 14. Oktober 1817, von 1842 bis 1852 dort Advokat, später im preußischen Staatsdienst, gestorben am 4. Juli 1888 in Hademarschen). Storm hatte sich namentlich über den unglücklichen Ausgang der schleswig-holsteinischen Bewegung und der damit verflochtenen kriegerischen und diplomatischen Aktionen in mehreren Gedichten mit tiefberechtigter Rüge und Klage vernehmen lassen:

Im Herbste 1850.

Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab,

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Haus und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hülfelos verderben,
Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spät'sten Erben
Ein treu besiegelt Testament.

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eignen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid noch im Zorne nennen,
Nicht in Geschichte noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein
Und mischet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutschen Wein!

In dem Gedichte „Gräber an der Küste" wird den in der unglücklichen Schlacht bei Idstedt Gefallenen ein ergreifender Nachruf gewidmet. „Der Feinde Wappenzeichen" um die Hügel der Todten verkünden, „daß ihre Kugeln (die der Schleswig-Holsteiner) trafen",

„Daß als ihr euch zur ew'gen Ruh gestreckt,
Den Feind ihr zwanget, neben euch zu schlafen."

„Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet war der Rasen,
Hört dieses Lied und harret auf den Tag,
Da unsre Reiter hier Reveille blasen! —

Doch sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren geh'n wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutterschooß das Kind,
Und schlafet aus auf heimatlichem Kissen,
Wir andre aber, die wir über sind,
Wo werden wir vor Kummer sterben müssen!“ . . . .

Ludolf Wienbarg aus Altona (geb. 25. Dez. 1802, gest. 2. Januar 1872), bekanntlich einer der führenden Geister des „Jungen Deutschland“, der als Aesthetiker und Publicist eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete, verfaßte ein Zeitgedicht:

Deutsches Banner.

Mag der Franke den Marseiller singen,
Schlürfen den Champagner der Gesänge,
Der, weil ihm die Flasche ward zu enge,
Ließ den Kork bis an die Mauer springen —
Deutsche, schlürfet nicht den fremden Schaum;
Dürstet, dürstet nach dem Rheinweinliede,
Das für künft'ge Luther, Winkelriede,
Wächst auf eurer eignen Berge Saum!

Mag der Franke seine Trikolore
Wehen lassen über Frankreichs Lande,
Ha, er trug sie einst in unsre Thore
Und sie flatterte um unsre Bande.
Deutsche, holt des Reiches Fahne her,
Wo sie modert, aus dem Arsenale,
Daß der junge Morgen sie bestrahle
Und sie flattre über Land und Meer!

Heinrich Zeise, ebenfalls aus Altona (geb. 12. April 1822), in seiner beruflichen Stellung Apotheker, gab 1847 eine Sammlung „Gedichte“ (2. Aufl. 1852) und 1848 „Kampf- und Schwertlieder“ heraus, in denen er mannhaft für seine Heimat eintrat.

Auch eine Dichterin, Emilie Heinrichs (geb. zu Schleswig, 1. März 1823, gest. zu Braunschweig, 19. Febr. 1901) widmete ihre ersten poetischen Versuche (1848) der Sache ihres Heimatlandes.

Besondere Sympathie erregt durch seine Dichtungen wie durch seine Schicksale Adolf Heinrich Strodtmann (geb. zu Flensburg 24. März 1829, gestorben zu Steglitz bei Berlin 17. März 1879), der im Gefechte bei Bau 1848 schwer verwundet und gefangen, später von der Universität Bonn wegen eines „Liedes vom Spulen“ als Gesinnungsgenosse Kinkels relegiert wurde und Jahre lang im Ausland leben mußte, bis er 1856 ins Vaterland zurückkehren konnte.

Strodtmanns „Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning Maria“ (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1848) können als persönlich bekräftigtes Zeugnis des energischen Widerstandes der Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Vergewaltigung besondere Beachtung beanspruchen. Von seiner schleswig-holsteinischen „Marseillaise“ lautet die erste Strophe:

Auf, Schleswig-Holsteins brave Streiter,
Das Banner fliegt, der Schlachtruf schallt!
Stürzet todesmutig und heiter
In der Speere blitzenden Wald!
Euch ruft des Vaterlandes Flehen,
Das der Feinde Herrschaft bedrückt:
Drum die Schwerter dräuend gezückt,
Laßt uns tapfer im Kampfe stehen!
In heil'gem Zorne brecht das Sklavenjoch entzwei!
Herbei, herbei, ihr Völker all! Macht Schleswig-Holstein frei!

Treffend und kräftig weist Strodtmann die Bezeichnung seiner gegen die dänische Unbill sich auflehnenden Landsleute als „Empörer", „Rebellen", zurecht:

„Empörer" wagt ihr uns zu schmähen?!
Ich geb' euch Recht: —
Jedoch des Wortes Sinn verstehen
Könnt ihr nur schlecht.
Es soll mit Donnerstimme
Ein Ruf betäuben euer Ohr,
Er klingt mit wildem Grimme:
„Empor, empor!"

Wer als ein feiler Knecht der Fürsten
Das Vaterland
Verräth aus eitlem Sklavendürsten
Nach Stern und Band,
Und wer in finsterm Treiben
Der Ehre Heiligthum verlor,
Den soll der Ruf betäuben:
„Empor, empor!"

Das Losungswort, das wir erkoren —
Es heißt: „Empor!"
Fort mit den alten Rückwärts-Thoren!
Wir schreiten vor!
Bis zu des Thrones Stufen
Drängt unsre Streiterschaar sich vor,
Mit wildem Klang zu rufen:
„Empor, empor!"

Empor zum Licht, empor zur Freiheit
In Wort und Schrift!
Empor zur Einheit von der Zweiheit,
Dem Völkergift!
Empor zu einem Glauben
Für Jud' und Christen, Türk' und Mohr,
Den Keiner weiß zu rauben!
„Empor, empor!"

Empor zum Recht, dem ewig alten,
Das nimmer stirbt!
Wer daran standhaft weiß zu halten,
Niemals verdirbt.
Es spricht mit Donnerworten
Zu jedes Menschen trunknem Ohr
Und sprengt der Knechtschaft Pforten.
„Empor, empor!"

„Empörer!" trotzig kühne Rotte,
Verzage nicht!
Du dringst, beschirmt von deinem Gotte,
Durch Nacht zum Licht!
Du bringst dem deutschen Lande
Die Freiheit, die es längst verlor,
Du löfest seine Bande!
„Empor, empor!"

Auch einen witzigen politischen Satiriker stellte Schleswig-Holstein in Karl Heinrich Keck, der in Aristophanischer Manier mit scherzhaften Wortungeheuern die bombastischen Redensarten der 1848er Agitatoren an den Pranger stellt. Da erschallt ein „Hörtbravoklitschklatschdonnerbrausgewoge", da wird aufgetragen ein „Volkssouveränitätserbkaiserkohl", aufgestellt das „Omnipotenzvolkssouveränitätsprinzip", und die „Lumpenvolksgeschmeißschmutzfinkerei" wird der verdienten Verachtung preisgegeben.

Nicht ganz ohne literarische Vertretung ist auch jene Spielart von Schleswig-Holsteinern geblieben, die sich trotz ihrer kerndeutschen Abstammung und Bildung doch als Skandinavier zu geben vorzogen. Ein derartiger Sonderling stellt sich vor in dem Werkchen „Poesie eines Skandinaven. Von Harro-Harring. Rio de Janeiro, 1843." Da der Verfasser bei Husum, wie der Autor sagt „in Südjütland" — wir Deutsche nennen es, wie

sich gebührt: Schleswig — geboren, sich selbst als Dänen bezeichnet, schließt er sich selbst von den deutschen Dichtern aus. Indessen hat er vorzugsweise deutsch geschrieben, und in obengenanntem Buche findet sich ein ausdrücklich mit der Ueberschrift „Deutsches" versehener Abschnitt, dessen sechs Nummern den ersten Vierziger Jahren entstammen und politischen Inhalts sind, so daß wir davon Kenntnis zu nehmen haben. Das erste Gedicht, von 1841 datiert, enthüllt uns die Ansicht des Verfassers über die Rheinfrage:

„Sie sollen ihn nicht haben, den Preußisch-freien Rhein;
Sie wollen nur sich laben an seinem edlen Wein.
Ein Vaterland erlangen, ein deutsches, stark und frei,
Das heißt „zu weit gegangen!" s'ist gegen Polizei.
Von Volksthum keine Rede, von Deutschlands Einheit nicht,
Dem Ausland aber Fehde — durch Wortlärm in Gedicht.
Die Sach' ist längst erledigt. Anstatt Nation zu sein,
Fühlt sich das Volk entschädigt durch Liederklang vom Rhein.
Das Lied der Nibelungen, es ist ein großes zwar —
Ein größres ist erklungen: „Gedruckt in diesem Jahr."
Nach Frankfurts Bundesnoten erklingt das Lied vom Rhein,
Sie wollen der Despoten getheilte Knechte sein.
Sie würden nochmals kämpfen für ihre Fürsten gar,
Der Freiheit Geist zu dämpfen „in Tagen der Gefahr!"
Sich stürzen in die Fluthen des Rheins um kargen Lohn,
Sie würden gern verbluten als Sklaven für den Thron.
Sie würden Alles wagen auf Fürsten-Aufgebot,
's darf ein Kosack nur sagen: „Die Fürsten sind in Noth!
Sie wollen nicht erjagen des Volksthums stolzen Ruhm,
Sie wollen Ketten tragen als fürstlich Eigenthum.
So lebet wohl, ihr Deutschen, mit Eurem Rheinweinsang,
Laßt Euch als Knechte peitschen den freien Rhein entlang!"

Wie Treitschke (Deutsche Geschichte Bd. V. S. 514) berichtet, trat Harring dem in der Schweiz in den Vierziger Jahren zusammengetretenen Arbeiterbunde eines „Jungen Deutschland" als einer von den älteren Verschwörern bei. „Der ging jetzt, gleich allen Genossen, in der Arbeiterbluse umher und sang:

Stürzet den Mammon, dann werden versinken
Bald auch die Throne mitsamt ihrer Pracht!"

Harrings Lied mit der Losung: „Fürsten zum Land hinaus!" war nach dem Zeugnis Wilhelm Marrs — in seinem Buche: „Das junge Deutschland in der Schweiz" (Leipzig, Verlag von Wilh. Jurany, 1846) — bei den Handwerkern der damaligen Bewegungszeit „ebenso berühmt geworden wie der Goethe'sche „Faust" bei den Gebildeten." „Seit 1833 trug jeder Arbeiter die Gedichte Harring's im Felleisen mit sich herum." Und noch im Jahre 1848 paradierte in Herm. Rolletts „Republikanischem Liederbuch" Harrings vielzitierter Kehrreim:

„Drei und dreißig — vier und dreißig!
Seid auf euren Kopf bedacht,
Wenn das Volk einst grimm und beißig
Der Geduld ein Ende macht" . . —

XIV.

Bayern und Franken.

Bayern samt seinen fränkischen Provinzen lieferte zur politischen Lyrik von 1840 bis 1850 verhältnißmäßig wenige Beiträge. In den vorangegangenen Jahrzehnten war es durch die geborenen Franken Rückert und Platen um so kräftiger vertreten. Indessen dürfen die bayrischen und fränkischen patriotischen Dichter der Vierziger Jahre die Anerkennung beanspruchen, daß sie an Aufrichtigkeit und Wärme der vaterländischen und freiheitlichen Gesinnung hinter den Genossen aus den übrigen Bundesstaaten gewiß nicht zurückstehen.

Wie König Ludwig von Bayern den politischen Aufschwung Deutschlands im Jahre 1840 poetisch erfaßte und feierte, haben wir schon (S. 10 f.) mitgeteilt. Ein zweites Gedicht des Königs „An die Teutschen im Jahre 1841" führt das Thema weiter aus:

Nimmer kommet Teutschland mehr zum Falle,
Unbesiegbar währet sein Verein,
Und für Einen stehn die Teutschen alle,
Und für Alle stehet Jeder ein.

Hoffnungsreiche, holde Morgenröte
Breitet sich jetzt um das teutsche Land,
An Gemeingeist sonsten leer und öde,
Wo die Eintracht keinen Tempel fand.

Einigkeit, die niemals noch bestanden,
Jeder Volksstamm wird von ihr erfaßt,
Und mit unauflösbar starken Banden
Fasset es, was früher sich gehaßt.

Stolz und freudig sich der Teutsche nennet,
Fühlt, daß einer Heimat er gehört,
Jedes Herz für Teutschlands Ehre brennet,
Kein Sirenensang nun mehr bethört.

Selbst als Teutschland sich empor geschwungen,
Als es seine Ketten kühn zerbrach,
Wieder Unabhängigkeit errungen,
Als das Selbstgefühl ward wieder wach,

Alle damals nicht ein Geist belebte,
Ueberall nicht Volk und Fürst vereint,
Nach demselben Ziel nicht Jeder strebte,
Und nicht Feinde Aller Teutschlands Feind.

Zwietracht aber ist jetzt hingesunken
In die Finsterniß der ewgen Nacht,
Heiliger Begeistrung Teutschland trunken,
Schöner Zukunft Morgen jetzo lacht.

Durch Gewalt zusammen nicht gehalten,
Nicht zu einem Reich gefügt durch Zwang,
Wie's gewesen zu der Zeit der Alten —
Wir sind Teutsche durch des Herzens Drang!

Auch in anderen Gedichten des Königs spricht sich sein deutsch-vaterländischer Sinn kräftig aus, so in den Gedichten:

zu Strauß' „Leben Jesu", ein gleichnamiges Werk (in 7 Bänden, Regensburg 1842, jetzt in vierter Auflage vorliegend). Begeisterter Anhänger von Görres und Schelling, 1847 an der Universität München als Professor angestellt, 1848 ins Frankfurter Parlament, 1849 in den bayrischen Landtag gewählt, gehörte er bald zu den Führern der großdeutschen Partei. Als E. M. Arndt in der deutschen Nationalversammlung gegen die Aufnahme Gesamtösterreichs in das Deutsche Reich stimmte, worin man einen Widerspruch gegen sein allbekanntes Vaterlandslied erblickte, verfaßte Sepp einen „Hochgesang an das deutsche Vaterland", worin er der Arndt'schen Fragestellung („Was ist des Deutschen Vaterland?"), die eigentlich schon die Antwort enthält, die Thatsache gegenüberstellt, daß die einzelnen Stämme nur Teile der großen nationalen Gemeinschaft sind, die des Zusammenschlusses bedürfen:

Was ist des Franken Vaterland?
Wo frisch die Rebe blüht am Rhein,
Frankfurt als Reichsstadt prangt am Main,
Wo man den Kölner Dom erbaut
Und nach dem alten Kaiser schaut —
Der Hesse sieht es blindlings ein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Schwaben Vaterland?
Wohlauf am Neckar, an der Murg,
Auf Hügeln hebt sich Stadt und Burg,
Wo Uhlands Mund Balladen singt,
Ins Reich der Geister Schelling dringt —
Und gehn noch sieben Schwaben drein:
Das Vaterland muß größer sein!

Was ist des Bayern Vaterland?
Wo Nab und Inn zur Donau eilt,
Das Isarfloß die Wellen teilt,
Treu Volk sein Feld, die Kunst bebaut,
Brav Bier aus Malz und Hopfen braut —
Da schlag' das Donnerwetter drein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Sachsen Vaterland?
Traun, wo man webt das feine Tuch
Und schreibt und druckt dir Buch für Buch,
Der Knappe seinen Hammer schwingt,
Der Kohle Glut das Erz bezwingt,
Und spricht der Sachse noch so fein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Friesen Vaterland?
Sieh, wie am Belt das Segel fliegt
Und sich die junge Flotte wiegt,
Den Seemann Ems und Weser zieht
Am Alsterfund der Handel blüht!
Er fährt in alle Häfen ein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Preußen Vaterland?
Der Sand der Mark, der Strand der Spree,
Es schafft die Hand zu Land und See;
Von Stralsund, Danzig bis Tilsit,
Wo Mann für Mann zur Wache zieht —
Westfalen, Schlesien im Verein:
Das Vaterland muß größer sein!

Frisch auf fürs große Vaterland!
Die Schwingen hebt der stolze Aar,
Frisch auf, du wackre Turnerschaar,
Ihr Männer all' vom Schützenbund,
Ihr Sänger singt mit Einem Mund:
Das ganze Deutschland muß es sein,
Sonst zieht kein Kaiser Rotbart ein!

Der Birnbaum auf der Walserhaid
Trägt Speer und Schild zu rechter Zeit.
Die Zukunft steht in Gottes Hand,
Doch Gut und Blut dem Vaterland!
Das große Deutschland lebe hoch,
Dann bleiben wir auch Preußen (Bayern, Sachsen etc.) noch!

Dem patriotischen Sänger war es vergönnt, nachdem er im Jahre 1870 durch seine feurige Beredtsamkeit zum Eintritt

Ein dem kunstsinnigen König geistig ebenbürtiger Zeitgenosse, dessen äußeres Leben freilich in bescheidenen Verhältnissen verlief, war der treffliche Sprachforscher Johann Andreas Schmeller. Der Autor des „Bayrischen Wörterbuchs" war zu Tirschenreuth in der Oberpfalz am 6. August 1785 geboren, wurde in seinen reiferen Mannesjahren Beamter der Staatsbibliothek zu München, sowie Professor an der Universität und Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften und starb zu München am 27. Juli 1852. Nachdem er schon während der Befreiungskriege seine kerndeutsche Gesinnung in kraftvollen Gedichten ausgesprochen hatte, legte er auch später in seinem Tagebuch mehrmals Bemerkungen in Versen nieder, die wir zu den treffendsten Zeitgedichten zählen dürfen. Von großer Schärfe ist seine Apostrophe an König Ludwig:

Te saxa loquentur:

Steine! Sie werden fürwahr am treuesten sagen der Nachwelt,
Was du der Mitwelt warst, fühlenden Tausenden, — Stein.

Sarkastisch mutet auch seine lakonische Charakterisierung der bayrischen Politik von 1840 bis 1842 an:

Buchdruckerjubelfeste feiern,
Hamburger Abgebrannten steuern,
Vom Rhein, dem freyen deutschen, leiern
Darf, auf Befehl, man auch in Bayern.

Am 27. Mai 1842 bemerkt das Tagebuch unter der Adresse „An Cleasby", einen Engländer:

Das du dir rühmst so absonderlich klar am Münchener Himmel,
Schwerlich, o Britte, entströmt's Münchener Köpfen, das Licht.

Als nach dem Niedergang der deutschen Volksbewegung von 1848 bis 1850 König Maximilian II. „zu genehmigen geruhte", daß die 1848 eingeführten deutschen Kokarden, Fahnen- und Standartenbänder von den bayrischen Truppen wieder abgelegt wurden, schrieb Schmeller in sein Tagebuch:

Schwarz- Rot- Gold, mit euerm Reich ist's aus.
Abermal gilt Weißes nur und Blau's.
Hattet uns ein Deutschland vorgelogen.
Dieser Traum, wie schnell ist er verflogen!
Wußten ja, ein Deutschland geb' es nicht,
Lande nur, in denen deutsch man spricht.

Ein altbayrischer Dichter von echter deutscher Gesinnung ist auch der Biograph König Ludwigs, der Münchener Professor Dr. Johann Nepomuk Sepp. Geboren am 7. August 1816 zu Tölz in Oberbayern widmete er sich vorzugsweise theologischen und orientalischen Studien und schrieb, im Gegensatz

zu Strauß' „Leben Jesu", ein gleichnamiges Werk (in 7 Bänden, Regensburg 1842, jetzt in vierter Auflage vorliegend). Begeisterter Anhänger von Görres und Schelling, 1847 an der Universität München als Professor angestellt, 1848 ins Frankfurter Parlament, 1849 in den bayrischen Landtag gewählt, gehörte er bald zu den Führern der großdeutschen Partei. Als E. M. Arndt in der deutschen Nationalversammlung gegen die Aufnahme Gesamtösterreichs in das Deutsche Reich stimmte, worin man einen Widerspruch gegen sein allbekanntes Vaterlandslied erblickte, verfaßte Sepp einen „Hochgesang an das deutsche Vaterland", worin er der Arndt'schen Fragestellung („Was ist des Deutschen Vaterland?"), die eigentlich schon die Antwort enthält, die Thatsache gegenüberstellt, daß die einzelnen Stämme nur Teile der großen nationalen Gemeinschaft sind, die des Zusammenschlusses bedürfen:

Was ist des Franken Vaterland?
Wo frisch die Rebe blüht am Rhein,
Frankfurt als Reichsstadt prangt am Main,
Wo man den Kölner Dom erbaut
Und nach dem alten Kaiser schaut —
Der Hesse sieht es blindlings ein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Schwaben Vaterland?
Wohlauf am Neckar, an der Murg,
Auf Hügeln hebt sich Stadt und Burg,
Wo Uhlands Mund Balladen singt,
Ins Reich der Geister Schelling dringt —
Und gehn noch sieben Schwaben drein:
Das Vaterland muß größer sein!

Was ist des Bayern Vaterland?
Wo Nab und Inn zur Donau eilt,
Das Isarfloß die Wellen teilt,
Treu Volk sein Feld, die Kunst bebaut,
Brav Bier aus Malz und Hopfen braut —
Da schlag' das Donnerwetter drein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Sachsen Vaterland?
Traun, wo man webt das feine Tuch
Und schreibt und druckt dir Buch für Buch,
Der Knappe seinen Hammer schwingt,
Der Kohle Glut das Erz bezwingt,
Und spricht der Sachse noch so fein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Friesen Vaterland?
Sieh, wie am Belt das Segel fliegt
Und sich die junge Flotte wiegt,
Den Seemann Ems und Weser zieht
Am Alstersund der Handel blüht!
Er fährt in alle Häfen ein:
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Preußen Vaterland?
Der Sand der Mark, der Strand der Spree,
Es schafft die Hand zu Land und See;
Von Stralsund, Danzig bis Tilsit,
Wo Mann für Mann zur Wache zieht --
Westfalen, Schlesien im Verein:
Das Vaterland muß größer sein!

Frisch auf fürs große Vaterland!
Die Schwingen hebt der stolze Aar,
Frisch auf, du wackre Turnerschaar,
Ihr Männer all' vom Schützenbund,
Ihr Sänger singt mit Einem Mund:
Das ganze Deutschland muß es sein,
Sonst zieht kein Kaiser Rotbart ein!

Der Birnbaum auf der Walserhaid
Trägt Speer und Schild zu rechter Zeit.
Die Zukunft steht in Gottes Hand,
Doch Gut und Blut dem Vaterland!
Das große Deutschland lebe hoch,
Dann bleiben wir auch Preußen (Bayern, Sachsen etc.) noch!

Dem patriotischen Sänger war es vergönnt, nachdem er im Jahre 1870 durch seine feurige Beredtsamkeit zum Eintritt

Bayerns in den Krieg gegen Frankreich mitgewirkt, nach dem Wiedergewinn der Reichslande sein Vaterlandslied durch eine endgiltige Strophe zu vervollständigen:

Du schönes Rhein- und Moselland
Mit Metz und Straßburgs hohem Thurm,
Was wir erfiegt im Kriegessturm,
Fällt nimmermehr in Frankenhand,
Verbleib' des Friedens Unterpfand.
Ihr Stammesbrüder überm Rhein
Sollt mit des Reiches Stütze sein!

Als Publizist und politischer Dichter trat in den Jahren der Volksbewegung auch Professor Dr. Christian Wurm hervor. Geboren zu Heuberg bei Oettingen am Ries am 25. Dezember 1801, auf der Universität München ein Lieblingsschüler von Friedrich Thiersch, dann als ausgezeichneter Gymnasiallehrer in Nürnberg und Hof thätig, gab er 1848 ein Bändchen „Freiheitsgrüße" — zum Teil in lateinischer Sprache —, sodann ein „Hofer Volksblatt für Stadt und Land" (unter nomineller Redaktion von Georg Hendel) heraus, worin er pointenreiche Zeitgedichte veröffentlichte. Wegen Beteiligung an der Bewegung für die vom Frankfurter Parlament beschlossene Reichsverfassung im Jahre 1849 in Haft genommen und später, trotz Amnestie, seines Lehramtes enthoben, lebte Wurm dann in München seinen germanistischen Studien und starb am 12. Okt. 1861. Als charakteristische Probe seiner originellen Poesie geben wir nur einen Auszug seiner „Kapuzinerpredigt" von 1848:

Mord und Kartaunen! was soll das bedeuten?
Bin ich bei Bestien oder bei Leuten?
Sind das Unterthanen und Christen
Oder Republikaner und Kommunisten?
Den Hirsch erkennt man an der Fährten,
Euch aber an euern Blusen und Bärten;
Die Blum' erkennt man an Farb' und Geruch,
Euch an euerm zündelrothen Tuch;
Den Vogel erkennt man an seinen Gefiedern,
Euch aber an euern niedern
Konfiscirten Kalabreserdeckeln
Und an euern leeren schlappigen Säckeln.
's ist eine Kühnheit zum Erfrieren,
Wollen souverän sein und guberniren,
Wo der Angel, um den doch kreiset die Welt,
Wo das Geld und der nervus rerum fehlt!
Achten die Throne gleich Großvatersitzen
Und die Kronen wie Pudelmützen;
Achten Durchlauchten und Majestäten
Für Altweibersommerfäden,
Von Gottes Gnaden
Für purlautere Maskeraden
Und Ordenszeichen und Ritterfterne
Für Hundszeichen und Pfirfichkerne.

Sagt's doch, ihr Struve und Spießgesellen:
Habt ihr vom Himmel und von der Höllen
In der Bibel und Schrift gelesen,
Daß da eine Republik gewesen?
Regnum coelorum, das Himmelreich,
Simile est regi, ist einem König gleich,
Und ein Fürst der Welt ist Beelzebub,
Der unter euch wandelt in jedem Klub.
Wenn ihr die Nase hinein thätet stecken,
Da könntet ihr mit gewissem Grund
In Samuelis Büchern entdecken,
Wo begraben liegt der todte Hund,
Wie die Alten und Jungen von Israel
Gelaufen zum Pontifex Samuel,
Wollten nimmer unter dem Krummstab wohnen,
Sondern unter Zepter und Kronen.
Und Samuel in nuce, in einer Nuß,
Packte das ganze Staatsrecht ein:
Et ait: hoc erit regis jus,
Und sagte: des Königes Recht soll sein:
Filios vestros faciet equites et praecursores,
Eure Söhne nimmt er zu Heiduken und Reitern,
Et constituet tribunos et messores,
Und macht sie zu Hatschieren und Häckselschneidern,
Filias vestras faciet panificas,
Eure Töchter macht er zu Bäckerinnen,
Servis suis dabit vestras vineas,
Seine Söldner haben eure besten Aecker innen;
Eure Weinberge gibt er seinen famulis
Zum ewigen Lehn und Fideicommiß;
Vestros juvenes et asinos in suo opere ponet,
Daß ihr mit Eseln und Söhnen ihm schaarwerkt und frohnet.
Et clamabitis a regis facie,
Dann werdet ihr schreien ach und weh,
Et dominus vos non exaudiet,
Dann wird es heißen: es ist zu spät,
Volenti non injuria fit,
Laßt mich für immer in Ruh damit! . . . . .

Ein schlagkräftiger Gelegenheitsdichter, der bei wichtigen politischen Anlässen das treffende Wort zu sprechen wußte, war auch der langjährige Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg, Dr. August Joseph Altenhöfer (geboren zu Kitzingen 1813, gestorben in Augsburg am 12. Mai 1876). Auf den Freiheitsmärz von 1848 zurückblickend, stellte er im März des folgenden Jahres zur Zeit der Kaiserwahl durch die Frankfurter Nationalversammlung die Forderung deutscher Realpolitik in einem poetischen Appell an Friedrich Wilhelm den Vierten auf:

Das war ein März! Mit Veilchenkränzen
Hat's ihm noch keiner gleichgethan,
Er zog ein Lenz vor allen Lenzen
Mit ächten Palmen unsre Bahn.

Der Herr war gnädig seinem Volke —
Kein ird'scher, nein der Herr der Herrn —
Da brach aus seiner Wetterwolke
Sein Osterlicht, sein Morgenstern.

Da ist der Weckeruf erklungen,
Da ist aus feiger Fesseln Haft,
Aus Geistesträumen aufgesprungen
Dies Volk der Demuth und der Kraft.

Es hat von edlem Zorn durchlodert
Erhoben sich zur Freiheitsschlacht,
Sein gutes Recht zurückgefodert,
Doch eines foderts noch — die Macht.

Wohl ernst errungner hoher Güter
Gedenken wir am heut'gen Tag,
Doch ihnen Schirmer sein und Hüter
Ist was uns einzig frommen mag.

Drum fest den Ring der deutschen Marken
Aus Erz gefügt in Felsgestein!
Die Freiheit ist nur bei den Starken,
Und stark die Einheit ganz allein!

Es stand gepflanzt vor tausend Jahren
Auf deutschem Grund ein Riesenbaum,
Froh weideten der Völker Schaaren
In seines Schattens heil'gem Raum.

Sie haben ihn in arger Stunde
Zerspellt — o weh der Missethat! —
Doch Muth! Schon treibt aus grünem Grunde
Mit frischem Trieb die Eichensaat.

Im Dom zu Aachen unverwittert
Steht Karls des Kaisers Marmorthron,
Er ist nicht mit dem Reich zersplittert,
Er harrt auf dieser Tage Sohn.

O eile, Herr! ihn einzunehmen,
Du Stärkster mit dem schärfsten Schwert!
Da walte du — kein Kaiserschemen —
Klug, tapfer, der Lebendgen werth!

Zwar alter Zwist will sich verjüngen,
Die Selbstsucht wahrt ihr eigen Theil,
Die Thorheit scheut in hundert Sprüngen
Vorm strengen Muß, dem eignen Heil.

Ach! laßt die Thoren schmähn und flunkern
Und sich die Ohnmacht eitel bläh'n,
Die Schranzen höhnen oder junkern —
Das Reich, es muß und wird erstehn.

Ihr Kürer eilt! die Zeit wird ehern
Und nah und näher drängt die Noth!
Den Blinden selbst, nicht blos den Schern
Färbt sich der Himmel blutig roth.

Auf! knüpft uns neu die alten Bande,
Von Wahn und Tücken unbeirrt!
Ein Bürgerthum im deutschen Lande,
Ein Kaiserhaupt, ein Völkerhirt!

Von reicher Begabung für das politische Lied war auch der frühverstorbene vogtländische Dichter Johann Georg Deeg. Geboren in Oberzech bei Rehau im Jahre 1815 als armer Bauernsohn, auf dem Gymnasium zu Hof und der Universität München ausgebildet, kam er in Heidelberg in die Kreise der badischen Liberalen, deren Bestrebungen er als Lyriker förderte. Als beliebter Festdichter feierte er z. B. den „Vater Itzstein" als der „Freiheit mutigen General". In höherer Tonart und in edler Kunstform nach Klopstocks und Platens Vorbild sang er den Preis des Vaterlandes. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1843 in der Franckh'schen Buchhandlung zu Stuttgart. Deeg starb schon mit 31 Jahren am 6. März 1846.

Zur Kennzeichnung des freisinnigen Idealisten mögen einige Strophen seiner Lyrik hinreichen, die uns den Hochflug seines Vaterlandsgefühls und seinen prophetischen Blick in unsere nationalstaatliche Zukunft offenbaren:

O, wer faßt dich ganz, mein Vaterland!
Wer deine hohe Bestimmung!
Wenn einst — o wie bebt ob des Gedankens Größe die Seele! —
Wenn einst du inmitten der Völker als leuchtende Sonne stehst,
Wenn des Sieges heiliger Kranz auf deinen Locken liegt,
Wenn du, das Herz der geistigen Welt,

Den Lebensstrom in die äußersten Zweige der Adern treibst:
Seliger Mann, der dann dich würdig preist!
Der dann das Hochlied
Deiner Schönheit, deiner Freiheit
Deinen begeisterten Kindern singt!
Doch du wandelst deine Bahn
Und erreichst das Ziel zur rechten Zeit!

Es wird ein Tag sein, da die Höhen wanken,
Da Fürsten mit verhüllten Kronen knieen,
Da blut'ge Schwerter nachts am Himmel ziehen,
Da krachend, splitternd brechen alle Schranken.

Es wird ein Tag sein, da die Tempel schwanken,
Und Priester, die sich heiser „Weh" geschrieen,
Nun mit zerrissenen Gewändern fliehen,
Erschreckt vom Sturm der siegenden Gedanken.

Dann wird ein Tag sein, da wie eine Rose
Des Volkes inn're Schönheit sich entfaltet
Bei freiem Wechselspiel der freien Geister.

Das wird der Tag sein, da der Mitwelt Loose
Mein Vaterland mit frommer Hand verwaltet
Gar herrschgewaltig als Gedankenmeister.

Nur einen Blick nach dem gelobten Lande!
Nur einen Blick! Wir wollen's ja nicht erben!
Nur einen Hauch von dort, bevor wir sterben,
Die Kämpfer in dem dürren Wüstensande.

Der Gott, der einst im Feuerbusche brannte,
Läßt dieses Volk gewiß sein Teil erwerben,
Doch uns verzeiht, die wir im Kampf verderben,
Wenn heiße Sehnsucht oft uns übermannte.

Und will das Schicksal dieses auch versagen,
Nun gut, so war dann eitel unser Sehnen;
Die Schlachten aber werden doch geschlagen,

Und wenn wir sterbend an dem Schilde lehnen,
Und wenn zum Traum verblutet sich das Leben,
Wird uns der Freiheit Paradies umschweben.

Den letztgenannten fränkischen Dichtern gegenüber erscheinen die altbayrischen patriotischen Poeten, die in Münchener geselligen Kreisen vor 1848 die Stimmung der den vaterländischen Dingen zugewandten Geister in gebundener Rede zum Ausdruck brachten, allerdings mehr zurückhaltend und suchen neben der deutschnationalen auch der bayerischen Staatsgesinnung ihren Anteil einzuräumen. Ein Repräsentant dieser Richtung ist Hans Otto v. Reichert, der, am 2. Juni 1817 zu Abensberg geboren, in München seine juristischen Studien absolvierte, 1849 als Kreis- und Stadtgerichtsassessor nach Nürnberg berufen, in späteren Jahren nach München zurückkehrte, wo er zuletzt Senatspräsident beim Oberlandesgericht war und am 7. Juli

1895 starb. Bei ihm tritt auch im großdeutschen Patriotismus der Bayer in den Vordergrund; in einem „Vaterlandslied“ am 6. März 1848 singt er:

Deutschland erwacht, und Bayern gab das Zeichen,
Der Löwe brüllt und schreckt die Adler auf;
Schaart euch um ihn und laßt uns nimmer weichen,
Bis alles wacht, ihr Bayern dran und drauf!

Frisch auf den Feind! Hurrah den deutschen Farben,
Der Bayer setzt sein Leben für sie ein:
Schwarzrotundgold, für das so viele starben,
Das soll Panier im großen Kampfe sein!

Mit dem „Kleindeutschland“ von 1849 konnte sich unser Sänger in jenem Jahre noch nicht befreunden. Er klagt von Nürnberg aus zu dem Stiftungsfeste der Münchener Liedertafel:

Wir halten an der Farbe schwarzrotgolden,
Wir halten fest am ganzen deutschen Reich.
Und können wir auch nicht den Demantstein
Der Einheit in die deutsche Krone fassen,
So stehn wir doch für unsre Enkel ein
Und bleiben fest im Lieben und im Hassen.
Ein kleines Deutschland? Nein und wieder nein!
Wir wollen nicht von unserm Lande lassen
Und rufen noch, wenn wir im Tod erblassen:
Das ganze, ganze Deutschland soll es sein!

Joseph Friedrich Lentner, geb. zu München am 18. Dezember 1814, gestorben zu Meran am 23. April 1852, zuerst Buchhändler, dann Erforscher und Darsteller bayerischen und tirolischen Volkslebens, hat sich auch als vaterländischer Dichter rühmlich hervorgethan. Bei den Festen der Münchener Liedertafel hat auch „Fritz“ Lentner mehr als einmal dem deutschnationalen Gedanken in gehaltvollen Strophen würdigen Ausdruck geliehen.

Max Graf v. Bothmer, geboren am 9. Februar 1816 zu München, gestorben daselbst am 9. Oktober 1878 als Generalquartiermeister und Reichsrat, verfaßte zu einem von der Münchener Liedertafel am 22. November 1847 zu Gunsten des aus Schleswig-Holstein vertriebenen Beseler veranstalteten Konzerte eine poetische „Rede“ — sie ist bei Christian Kaiser in München gedruckt erschienen — der wir folgende Verse entnehmen:

Wo immer die Gefahr sich drohend naht,
Der Fremden Joch dem theuren Vaterlande,
Errötet jede Wange vor der Schande,
Und jede Ader schwellt sich an zur That.
Das ganze Volk hat nur ein einzig Herz,
Verschwunden ist der Zwischenraum der Meilen;
Die eigne Wunde will ein Jeder heilen,
Wenn er dem Bruder hilft in seinem Schmerz.

„Die Teutſchen nach Erlaſſung des Offenen Briefes von Dänemarks König“ und „An mein teutſches Vaterland in der erſten Hälfte des Jahres 1846“, wo der Dichter, die damaligen inneren Kämpfe beklagend, mahnend ausruft:

„Teutſche, reichet Euch die Bruderhände,
Eintracht ziehe unter unſer Dach;
Zwietracht ſei für ewig nun zu Ende:
Heißgeliebtes Vaterland, ſei wach!“

In der inneren bayriſchen Politik trat bekanntlich im Jahre 1847 eine bedeutende Wendung ein. Über dieſe hat ſich der König in einem an die ultramontanen Führer gerichteten Sonette ausgeſprochen:

Ihr habt mich aus dem Paradies vertrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert,
Doch macht ihr mich nicht haſſen ſtatt zu lieben.

Die Feſtigkeit ſie iſt noch nicht zerſplittert;
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerſtieben,
Iſt ungeſchwächt der Jugend Kraft geblieben,
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich ſeid, gibts kein Gleichniß,
Die eignen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken fliehn, der Himmel iſt gelichtet,
Ich preiſ' es, das entſcheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Denkwürdig ſind auch die an die Bayern, insbeſondere „an ſeine lieben Münchener“ adreſſierten Strophen, mit denen der König am 20. März 1848 ſeine Thronentſagung begleitete:

Verlaſſen und traurig wandelnd
Zieh' ich in die Welt hinein,
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich Euer König ſein.
Ich hab Euch ſehr geliebet,
Ihr habt mich ſehr betrübet,
Das ſchuf mir arge Pein.

Die ſtolzen Ariſtokraten
Verleideten mir den Thron,
Sie haben Euch verrathen
Und ſprechen uns beiden Hohn.
Die Höflinge, glatt und ſchmeichelnd,
Die Geiſtlichen, Liebe heuchelnd,
Entriſſen mir die Kron'.

Ein Herz im Buſen tragend
Für Schönes, was Menſchen ziert,
Mein Volk mit Künſten begabend,
So hab' ich ſtets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne,
Bleibt treu, Ihr Bayern, der Krone
Und dem Geſetz, das Euch regiert!

König Ludwig I., zu Straßburg am 25. Auguſt 1786 geboren, von 1825 bis 1848 regierender Monarch, ſtarb am 29. Februar 1868 zu Nizza. Seine Gedichte ſind in drei Bänden 1843 (im J. G. Cotta'ſchen Verlag) erſchienen.

Ein dem kunstsinnigen König geistig ebenbürtiger Zeitgenosse, dessen äußeres Leben freilich in bescheidenen Verhältnissen verlief, war der treffliche Sprachforscher Johann Andreas Schmeller. Der Autor des „Bayrischen Wörterbuchs" war zu Tirschenreuth in der Oberpfalz am 6. August 1785 geboren, wurde in seinen reiferen Mannesjahren Beamter der Staatsbibliothek zu München, sowie Professor an der Universität und Mitglied der Bayrischen Akademie der Wissenschaften und starb zu München am 27. Juli 1852. Nachdem er schon während der Befreiungskriege seine kerndeutsche Gesinnung in kraftvollen Gedichten ausgesprochen hatte, legte er auch später in seinem Tagebuch mehrmals Bemerkungen in Versen nieder, die wir zu den treffendsten Zeitgedichten zählen dürfen. Von großer Schärfe ist seine Apostrophe an König Ludwig:

Te saxa loquentur:

Steine! Sie werden fürwahr am treuesten sagen der Nachwelt,
Was du der Mitwelt warst, fühlenden Tausenden, — Stein.

Sarkastisch mutet auch seine lakonische Charakterisierung der bayrischen Politik von 1840 bis 1842 an:

Buchdruckerjubelfeste feiern,
Hamburger Abgebrannten steuern,
Vom Rhein, dem freyen deutschen, leiern
Darf, auf Befehl, man auch in Bayern.

Am 27. Mai 1842 bemerkt das Tagebuch unter der Adresse „An Cleasby", einen Engländer:

Das du dir rühmst so absonderlich klar am Münchener Himmel,
Schwerlich, o Britte, entströmt's Münchener Köpfen, das Licht.

Als nach dem Niedergang der deutschen Volksbewegung von 1848 bis 1850 König Maximilian II. „zu genehmigen geruhte", daß die 1848 eingeführten deutschen Kokarden, Fahnen- und Standartenbänder von den bayrischen Truppen wieder abgelegt wurden, schrieb Schmeller in sein Tagebuch:

Schwarz- Rot- Gold, mit euerm Reich ist's aus.
Abermal gilt Weißes nur und Blau's.
Hattet uns ein Deutschland vorgelogen.
Dieser Traum, wie schnell ist er verflogen!
Wußten ja, ein Deutschland geb' es nicht,
Lande nur, in denen deutsch man spricht.

Ein altbayrischer Dichter von echter deutscher Gesinnung ist auch der Biograph König Ludwigs, der Münchener Professor Dr. Johann Nepomuk Sepp. Geboren am 7. August 1816 zu Tölz in Oberbayern widmete er sich vorzugsweise theologischen und orientalischen Studien und schrieb, im Gegensatz

XV.

Schwaben.

Der bedeutendste württembergisch-schwäbische Dichter im fünften Decennium des neunzehnten Jahrhunderts, Georg Herwegh, wurde bereits unter den Chorführern unserer Periode näher betrachtet.*) Der beste und beliebteste aller schwäbischen Dichter seit Schillers Tode, Ludwig Uhland, der den deutsch-nationalen Geist in lyrischen, epischen und dramatischen Dichtungen tiefinnig erfaßte und in klaren, schönen Formen wiedergab, hatte auch „das alte, gute Recht" seines Heimatlandes in markigen Gedichten verfochten, war aber in der thatlosen Zeit der letzten vormärzlichen Jahrzehnte als Dichter verstummt. Von seinen näheren Zeit- und Gesinnungsgenossen ließen Gustav Schwab und Justinus Kerner zuweilen noch ihre Stimmen zu Fragen der Zeit vernehmen. In den Dreißiger Jahren hatte Gustav Pfizer den Gedanken der nationalen Einigung in schwungvollen Gedichten gefeiert; später, in entscheidendem Moment, hat er ihn noch eindringlicher realpolitisch begründet. Die jüngere schwäbische Dichtergruppe und besonders die Zeitgenossen des „Lebendigen" gingen davon abweichende Wege. Zwar für den Zollverein und das Parlament, für deutsche Einheit und Freiheit im Prinzip und Ideal waren auch diese hochbegabten demokratischen Poeten, sowohl Seeger und Fetzer, wie Pfau und Scherr, aufrichtig begeistert. Aber der politischen Aufgabe, das lockere staatsrechtliche Verhältnis der deutschen Bundesländer durch eine bundesstaatliche Einigung Deutschlands unter preußischer Führung zu ersetzen, brachten sie weder Verständnis noch Sympathie entgegen. In dieser für unsere nationalstaatliche Entwickelung maßgebenden Frage von den Thatsachen unbelehrbar, sahen sie in Preußen nur die Schattenseiten der absoluten Autokratie, des junkerlichen Militarismus, der verknöcherten Bureaukratie und Orthodoxie und stellten in ihren Gedichten die abschreckendsten Zerrbilder solcher Zustände dar. Auch aus dieser geistigen Propaganda particularistischen Mißverstandes und Preußenhasses läßt sich, wie aus so vielen thatsächlichen Verschiedenheiten süddeutscher Verhältnisse und Zustände von norddeutschen ermessen:

quantae molis erat germanum condere regnum.

* * *

*) Siehe auch unten die Nachträge und Berichtigungen.

Der angedeuteten Reihenfolge entsprechend beginnen wir mit Gustav Schwab. Dieser, in Stuttgart am 19. Juni 1792 geboren, in Tübingen als Theolog ausgebildet, dann zuerst Gymnasiallehrer, hierauf Landpfarrer, seit 1841 wieder in seiner Vaterstadt als Prediger, Amtsdekan und Mitglied des Studienrats wirkend, hatte schon vor 1840 Zeitgedichte verfaßt. Aus unserem Zeitraum, und zwar zum Abschlusse desselben, haben wir ein patriotisch-prophetisches Mahnwort zu citieren, das bei einem für Schleswig-Holstein veranstalteten Konzert in Stuttgart am 2. November 1850, nur zwei Tage vor dem Tode des Dichters, gesprochen wurde. In einer beredten Klage über den damaligen politischen Niedergang des Vaterlandes ermahnt der Dichter das deutsche Volk:

„Sei Schleswig-Holsteins eingedenk!"
Erkennt das Volk, das dich gesehen
Gestützt auf einen Herrscherarm
Im Kaiserdiademe stehen,
Germania! dich — ganz in Harm!
Gepries'ne Mutter edler Kinder,
Auch jetzt im Jammer, doch nicht minder
Geliebte Mutter, zweifle nicht!
Vergessen hier ist alle Fehde,
Verstummt ist Red' und Gegenrede
Und einig macht uns eine Pflicht.
Was auch das Herz mit Glut entflamme,
Was auch von Freiheit wir geträumt,
Verließen wir dich in dem Stamme,
Der dein Gewand mit Blute säumt:
Dem Dränger dann, dem nächsten, besten,
Käm' er aus Osten oder Westen,
Verfielen wir zu schnödem Raub.
Ein Thon, nicht wert, daß man ihn knete,
Ein Wurm, wert, daß man ihn zertrete,
Du selbst — ein Name nur, ein Staub!
Das wende der, den du gerufen,
Der Gott der Völker wend' es ab!
Steh' auf von seines Tempels Stufen
Und wiege deinen Herrscherstab!
Der ist's, vor dem der Feinde Schaaren,
Von dir gezähmt, in grauen Jahren
Vom Belt zum Tiberstrom gebebt.
Unsterblich Weib! Hoff' auf den Freier,
Der dir mit kühner Hand den Schleier
Von der umflorten Stirne hebt!

Der noch ältere Justinus Kerner (geboren zu Ludwigsburg am 18. September 1786, gestorben zu Weinsberg am 21. Februar 1862) begrüßte im Jahre 1848 den Erzherzog Reichsverweser mit einer warmen Ansprache:

Tapfrer Waidmann, Sohn der Berge
Mit dem Auge hell und frei,
Gott mit dir und deinem Werke!
Führ's mit dem aus fest und treu! ....

Dichter schließt mit dem Wunsche:

„Daß dir muß der Sieg gelingen,
Deutscher Jugend kühner Aar"

Von Kerners poetisch begabtem Sohne Theobald schließen wir ein politisch sehr bemerkenswertes „Auswandererlied" an, das allerdings erst später entstanden ist:

Ich bin ein Deutscher — dieser Stand
Hat, wie ihr wißt, kein Vaterland
Ich bin ein Deutscher auf dem Meer
Schwimmt eine Flotte mir nimmermehr!
Ich bin ein Deutscher — auf dem Land
Tritt man mich überall in Sand!
Ich bin ein Deutscher — dieses Wort
Treibt mich aus meiner Heimat fort.
Ich bin — der Völker Paria,
Und darum nach Amerika!

Georg Rapp, Theolog, geboren zu Stuttgart am 14. Sept. 1798, gestorben zu Bernhausen am 22. Nov. 1858, veröffentlichte im „Morgenblatt" patriotische Gedichte von ernstreligiöser Färbung und zugleich realpolitischem Gewicht. So heißt es in einem Mahnruf an das Vaterland:

„Die ewige Jugend, dein Wiegengut,
Sie will durchbrausen dein kaltes Blut,
Zu Stahl dir machen die schwache Hand:
Lang' zu, lang' zu, o Vaterland!"

Das schon charakterisierte Gedicht Gustav Pfizer's aus dem Jahre 1848, das im Stuttgarter „Morgenblatt" (No. 270) erschien, war nach einem Begleitworte des Verfassers „Zu den Beratungen in der Paulskirche am 20. u. ff. Oktober" geschrieben; es trägt die Überschrift: „Die siamesischen Zwillinge" und lautet:

Vom siamesischen Zwillingspaar erwärbe wohl Dank sich,
Wer die Verwachsenen kühn trennte mit glücklichem Schnitt;
Aber ihr traget Bedenken: „es hat die Natur ja zu Einem
Wunderbaren Gebild eigens geschaffen die Zwei!
Frevel ja wär' es zu scheiden das Blut, das Beide durchströmet,
Frevel, des Mitgefühls Nerv roh zu zerstören mit Stahl!
Frevel, den Bund und das Band, die beide verknüpfen, zu lösen,
Daß statt des Einheitsgefühls herrschte das Sondergelüst!"
Grausam erscheint und verblendet ihr mir, empfindsame Weise!
Während der Mißgeburt Recht höhnt ihr des Lebens Gesetz!
Daß in entsetzlichem Zwange sich forthin quäle das Monstrum,
Schwer nur zum Gehen geschickt, Athem und Arme beengt, —
Daß sich die Zwillinge stets den Kreis des Wirkens verkümmern,
Jeder des Andern Gelüst zahlend mit eignem Verdruß:
Dazu verdammt ihr entschlossen die Unglückseligen; feiert
In ihrem Elend ja doch seinen Triumph — ein Begriff!
Wenig bekümmert es euch, daß, wären getrennt sie, zu vollem
Wachsthum, zu schwellender Kraft, Beiden gediehe der Leib;

Daß sie, vom Zwange gelöst, vom beständigen, lebenden Alpe,
Jedes erfüllte den Kreis seines geschlossenen Seins;
Daß sie, jeder nun stehend auf sich, einen Herd sich begründend,
Beide mit freudigem Mut pflegten des eignen Geschäfts;
Daß sie sich, brüderlich fühlend nur mehr, weil ledig der Fesseln,
Herzlich zum innigen Bund reichten, als Freie, die Hand!
All das kümmert euch nicht. „Mord ist der Verwachsenen Trennung!
Besser, sie siechen vereint, als daß sie blühen getrennt!
Besser sogar, man verstümmelt an Händen und Füßen den Einen,
Oder ein Zwangshemd wehrt zornig entbrennendem Zwist;
Besser, Barbarenhand knechtet die unbehülflichen Brüder,
Besser, im Wechselmord sinken, mit Fluch, sie dahin,
Als daß frevelnde Kunst am Gebild der Natur sich vergreife,
Und an des Fatums Beschluß rüttle rebellischer Witz!"
Gegen den rettenden Schnitt, den heilenden, sträubt ihr mit Wut euch,
Ruft ihr die Götter zu Hülf', die ihr sonst immer verhöhnt!
Aber mich dünkt, selbst kommt die Natur dem kundigen Arzte
Willig entgegen; das Band lockert von innen sie schon;
Eigner Bewegung Gesetz regt sich in den Leibern, den beiden,
Mächtiger quellende Kraft suchet sich größeren Raum;
Aber sie gießet zugleich in die Herzen ambrosische Liebe,
Stärket der Sehnsucht Gewalt, während die Klammern sie sprengt;
Goldnes Geweb', unsichtbares, hält die Gelösten umsponnen,
Welches nicht eigener Zwist, fremde Gewalt nicht zerreißt.
Herrlicher seh' ich aus leiblicher Scheidung geboren die Einheit,
Welche des Lebens Gesetz, Bürgschaft und Born ist der Kraft.

Gustav Pfizer, der jüngere Bruder des gleich ihm als Politiker ehrenvoll bekannten Paul Achaz Pfizer, war zu Stuttgart am 29. Juni 1807 geboren und lebte in den Vierziger Jahren als Schriftsteller, seit 1846 Gymnasialprofessor, in der württembergischen Hauptstadt. Ein größeres Gedicht Pfizers aus dem Jahre 1844 ist: „Der Welsche und der Deutsche. Andreas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg. Historisch-poetische Bilder aus dem 15. Jahrhundert." Pfizer erlebte die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches und starb am 19. Juli 1890.

Ein Dichter, dessen politische Lyrik sich durch tiefes Gefühl, Reichtum an Gedanken und edle Sprache auszeichnet, ist der außerhalb Württembergs viel zu wenig gewürdigte Ludwig Seeger, geboren zu Wildbad am 30. Oktober 1810, gestorben in Stuttgart am 22. März 1864. Des beschränkten Raumes wegen verzichten wir auf die Wiedergabe des längeren Gedichtes in Terzinen „An die Franzosen", worin der Dichter schon zur Zeit des Becker'schen Rheinliedes der „großen Nation" ihr Sündenregister vorhält. Sein Rheingedicht gegen Nik. Becker haben wir schon in unserem Rheinkapitel (S. 51—52) mitgeteilt. Bei Gelegenheit des Kölner Dombaufestes (1842) setzte Seeger den religiösen und nationalen Verbrüderungsvelleitäten ein unverblümtes Nein entgegen; seiner Meinung nach war jeder Groschen und jeder Stein für den Dombau dem „Freiheitsdom der Zukunft" gestohlen. Sein Gefühl für praktische deutsche Einheits-

politik erweiſt er durch ein Gedicht „Germania germinans“, worin er den Zollverein als den Keim der künftigen deutſchen Einheit feiert. Seine warme vaterländiſche Geſinnung bekundet er in tiefergreifenden Strophen:

Land meiner Sehnſucht, mein Entzücken,
O Heimat, ach! und meiner Qual!
Du Land, das tauſend Reize ſchmücken,
Die ſchönſte, Freiheit, nicht zumal,
Gefang'ne nur und Kerkermeiſter!
Wißt ihr noch einen dritten Stand?
Du ſtiller Ocean der Geiſter,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Land der Geduld, der zarten Sitten,
Der Demuth, der verbiſſ'nen Qual,
Der frommen Wünſche, zahmen Bitten,
Du ödes deutſches Jammerthal!
Ich ſah dein Bild, von Schmerz durchſchauert,
Als ich auf einem Kirchhof ſtand,
Fern ab der Straße, doch ummauert,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Ein Wolkenknäuel fauler Dünſte
Liegt über deiner ſchönen Flur,
Die Mutter aller freien Künſte
Seufzt in den Feſſeln der Cenſur!
O nur fein ſtill zu allem Böſen!
Ein Laut, der deinem Mund entſchwand,
Er könnte ja Lawinen löſen:
Mein armes, ſtummes Vaterland!

O dieſe Stille, dieſes Schweigen,
Indeß im Arm verſiecht die Kraft,
Die Geiſter ſich zu Boden neigen
Wie welke Blumen, ohne Saft! —
Du trinkſt ihn aus, den Kelch der Plagen,
Gefüllt mit Galle bis zum Rand,
Du trinkſt ihn, ohne Pfui! zu ſagen,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Wenn ſauſend in das Laub den Bäumen
Der Sturmwind fährt, da kracht der Aſt,
Die Blätter rauſchen: wir — wir träumen
Im Frieden, wie der Sturm auch raſ't.
Und ſteht in Flammen Haus und Scheuer,
Sengt dir die Haare ſchon der Brand,
Du darfſt nicht rufen: Feuer! Feuer!
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Daß du geknebelt gleich den Horden
Des großen Zaren, daß du, ach!
Ein Spott der Völker biſt geworden,
Daß himmelſchreiend deine Schmach,
Weh! Weh! du darfſt es nicht bekennen,
Und ſteht der Teufel an der Wand,
Du darfſt ihn nicht beim Namen nennen,
Mein armes, ſtummes Vaterland!

Die Wahrheit liegt im Festungsbanne.
Frei streift die Lüge auf dem Plan
Und summt ins Ohr dem armen Manne:
Wohl dir, beglückter Unterthan!
Und seufzt auch Nein! die schwache Stimme
Der Wahrheit hinter Schloß und Band:
Wer fragt nach deinem stillen Grimme,
Mein armes, stummes Vaterland?

Du darfst nicht rühmen, darfst nicht schelten,
Still! was dich brennt, das blase nicht!
Du darfst nicht strafen, nicht vergelten,
Feigheit ist Tugend, Schmach ist Pflicht.
Wenn einmal an des Thrones Stufen
Den Mund sich Einer nicht verband —
Verboten ist das Bravorufen,
Mein armes, stummes Vaterland!

Als sie dein Blut dir abgehandelt
Zum Kitt für den zerbrochnen Thron,
Wie hat ihr Lächeln sich verwandelt
So grell in grinsend schnöden Hohn!
Und doch! kaum ließ ein Fluch sich hören,
Kaum einen lauten Seufzer fand,
Um seiner Quäler Ruh zu stören,
Mein armes, stummes Vaterland!

Daß sie dir Brocken hingeschmissen,
So oft du Männerkost begehrt,
Daß grade für die besten Bissen
Sie dich für unreif noch erklärt —
Still von utop'schen Wunderdingen,
Von Freiheit! lauter Fabeltand!
Sie zwingen dich, ihr Lob zu singen,
Mein armes, deutsches Vaterland!

Daß du für sie dich hast geschlagen,
Die dir der Freiheit Bild gezeigt,
Daß du dem Köder nachzujagen
Auch nach dem Kampfe warst geneigt,
Daß sie die Augen hoffnungsheiter
Bis heut dir vollgestreut mit Sand,
Daß du ein Narr warst — sag's nicht weiter,
Mein armes, stummes Vaterland!

In einem „An die Poesie" überschriebenen Bekenntnis seines Lebens- und Entwicklungsganges unter dem Leitstern der Dichtung kommt Seeger schließlich zu dem für die politische Lyrik der Epoche vollgiltigen Mahnruf:

Zum Kreuzzug! Auf, ihr jungen Ritter!
Wacht auf vom Schlaf, der euch bethört!
Die Sensen rüstet, wackre Schnitter!
Habt ihr der Lerchen Ruf gehört?
Wenn euch das Vaterland, ihr Sänger,
Einmal des Träumens Schuld verzieh,
Auf, sühnet sie und schwelgt nicht länger
In thatenloser Poesie! — — — —

Und keinen Sänger sollt ihr krönen,
Als der die Freiheitsfahne schwingt;
Der Weisheit sollt ihr euch entwöhnen,
Die nicht ins Mark, ins Leben dringt!
Der Dichter wird zum Waffenschmiede,
Zum Zeughaus die Philosophie,
Der Rat zur That — zum Siegesliede
Die neue, deutsche Poesie!

Seeger's „Stechpalmen" beweiſen, daß auch das Epigramm und die Satire dem Dichter zu Gebote ſtehn:

Das Urvolk.

Gallomanen, Anglomanen
Ruſſomanen, wie viel Manen
Stecken doch in den Germanen!

Das Beſtehende.

Das Beſtehende! — und kann doch kaum mehr ſtehen auf den Füßen!
Alſo daß mit hundert Krücken ſie es unterſtützen müſſen.

Das ſchwarze Poſtkabinet.

Staat und Nation ſind ein
Ehepaar, ein einzig Weſen.
Briefe ſchreibt und kriegt die Frau:
Soll der Mann denn die nicht leſen?

Ludwig Seeger's Gedichte ſind zum Teil unter dem Titel „Politiſch-ſoziale Gedichte von Heinz und Kunz" (Bern, bei Jenni, Mai 1844), zum Teil in Arnold Ruge's Taſchenbuch „Poetiſche Bilder aus der Zeit" (Leipzig, Verlagsbureau 1847) und in H. Püttmanns „Album" von 1847, aber auch als „Geſammelte Dichtungen" (zweite Auflage 1846) und in „Der Sohn der Zeit" — in der ſpäteren Ausgabe der „Geſammelten Dichtungen" lautet der Titel: „Ein Sohn der Zeit" — im Verlagsbureau zu Leipzig erſchienen.

Zur jüngeren Gruppe der ſchwäbiſchen politiſchen Dichter, die ſich namentlich durch ſcharfe Polemik gegen preußiſches König- und Junkertum hervorthut, gehört zunächſt Carl Auguſt Feßer, der auch unter dem Pſeudonym „Berthold Staufer" ſchrieb. Er war zu Stuttgart am 5. Auguſt 1809 geboren und ſtarb daſelbſt am 14. September 1885. „Der romantiſche König" Friedrich Wilhelm IV., die evangeliſche Kirchenverſammlung zu Berlin von 1846, der Deutſche Bund und ſein klägliches Verhalten in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit, das deutſche Kleinfürſtentum in ſeiner Liliputer Ohnmacht werden vom Dichter mit Humor und Witz, manchmal in glücklicher Nachahmung klaſſiſcher Muſter, recht ergötzlich gezeichnet. Als Beiſpiel diene ſein Gedicht: „Königlicher Unterricht", worin er den König Friedrich Wilhelm III. ſeinem älteren Sohne ein Privatiſſimum über preußiſche Regierungsweisheit vortragen läßt:

Er ſpricht zu ſeinem Sohne:
Ich ſeh' es gern, du lernſt
Das heil'ge Recht der Krone
Zu wahren ſtreng und ernſt.
Am Ziele meiner Bahnen
Sprech' ich: laß zwiſchen dir
Und deinen Unterthanen
Nicht ſein ein Stück Papier!

Laß es getroſt beim Alten
Als ein verſtänd'ger Mann;
Such' aufrecht zu erhalten,
Was irgend halten kann.
Laß niemals dich gelüſten,
Es würde dich gereu'n,
Dich vor der Welt zu brüſten,
Du wollteſt ſie erneu'n!

Es gilt ſeit alten Zeiten,
Daß, wenn der Vater ſtirbt,
Mit allen Herrlichkeiten
Der Sohn das Reich erwirbt.
Drum ſei getroſt! Geweſen
Iſt's ſo zu jeder Friſt,
Du kannſt im Hegel leſen:
„Vernünftig iſt, was iſt!"

Und weil in edlen Adern
Ein rötrer Blutſtrom rollt,
Vermeide jedes Hadern,
Das mit dem Adel grollt.
Streng ſollſt du darauf achten,
Daß ihm kein Leid geſchieht,
Als heilig ſtets betrachten
Den Standesunterſchied.

Eng war von je dem Throne
Verbunden der Altar,
Drum rat' ich ſehr dir: ſchone
Der Prieſter kluge Schar.
Die Kutte wird gefährlich,
Glaub' mir's, wenn man ſie reizt:
Sie meint's mit ſich nur ehrlich,
Geſcheidt iſt, wer ſie beizt.

Den ſtolzen Wiſſenſchaften
Bezeige du dich hold;
Du weißt, wie viel hier ſchafften
Oft wenig Huld und Gold.
Begeiſtert magſt du ſchwärmen,
Hier darfſt du's, für die Kunſt;
Laß ſie ſich an dir wärmen,
Sie geht nach Brot und Gunſt.

Wenn es in heißen Köpfen
Im Land dann einmal ſpuckt,
Verſuch's, ob von den Tröpfen
Nicht jeder faſt ſich duckt.
Da geht es mit dem Stecken,
Mit Orden dort und Band;
Sie werden zahm und lecken
Das Salz dir aus der Hand.

Und hebt ſich in den Maſſen
Unhemmbar ein Geſchrei,
So bleibe kalt, gelaſſen,
Es geht wohl auch vorbei.
Du ſprichſt in glatten Wörtchen
Auf dem Balkon dich aus:
Ein Wörtchen iſt ein Pförtchen,
Man drückt ſich ſanft hinaus.

Man kann nicht eben immer
Gradaus im Leben gehn,
Nur mach' nicht übel ſchlimmer —
Du wirſt mich ſchon verſtehn.
Verſprich nichts feſt, ſie wahren
Im Sinn es gar zu treu,
Nach fünfundzwanzig Jahren
Iſt's noch, als wär' es neu.

Von Tag zu Tag hinüber
Zu leben lern' getroſt,
Es geht von ſelbſt vorüber,
Wenn's einmal ſtürmt und toſt.
Du haſt dir gut gebettet
Und haſt regiert, wie's frommt,
Wenn endlich auch entkettet
Nach dir die Fluth nun kommt.

Glaub' nicht, die Weisheit gehe
In luftig hohem Flug,
Feſt auf dem Boden ſtehe,
Denn das iſt klug genug.
So ohne viel Beſchwerden
Regierſt du, wie man ſoll,
Wirſt du der Abgott werden
Des Volks an jedem Zoll.

Der Literarhiſtoriker Johannes Scherr iſt auch als politiſcher Lyriker, noch mehr allerdings als ſatiriſcher Epiker, von Bedeutung. Geboren zu Hohenrechberg am 3. Oktober 1817, war er zuerſt 1842 mit einer Sammlung: „Laute und leiſe Lieder" an die Öffentlichkeit getreten, die „allen Reaktionären gewidmet" in einem ſchweizeriſchen Verlage (Brodtmann'ſche Buchhandlung in Schaffhauſen) erſchienen war. Er eifert gegen Glaubensdruck und knechtiſche Geſinnung, preiſt freie Mannesthat und Völkerverbrüderung. An den politiſchen Kämpfen der Bewegungsjahre beteiligt und deshalb zu langjähriger Kerkerſtrafe ver-

urteilt, ging er nach der Schweiz, wo er als Professor der Literatur an der Universität zu Zürich eine zweite Heimat fand und am 21. März 1886 starb. Sein bedeutendstes poetisches Werk ist das satirische Epos „Hans von Dampf" (1850), dessen siebenter Gesang eine von Geist, Witz und Hohn übersprudelnde Karikierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. („König Huckepack") und seiner Getreuen Gerlach („Scharlach"), Thile („Schiele"), Hengstenberg („Stutenthal"), Stahl („Pfahl") usw. enthält. Den Dichter Herwegh hat Scherr in Sonetten und in einer Monographie (Winterthur 1843) gefeiert.

Mit entschieden demokratischer Tendenz seineren Kunstgeschmack verbindend hat Ludwig Pfau auch außerhalb des Kreises seiner politischen Gesinnungsgenossen vielfache Anerkennung gefunden. Geboren zu Heilbronn am 25. August 1821 gab er im Jahre 1847 eine Sammlung seiner Gedichte heraus und begründete in Stuttgart das erste deutsche Karikaturblatt, den „Eulenspiegel". Ein durch Wahrheit und Energie der Empfindung und Darstellung ungewöhnlich wirksames Gedicht Pfau's schildert das beklagenswerte Ende des Vordenkers und Begründers des deutsch-nationalen Systems der politischen Ökonomie Friedrich List in tiefergreifender Tragik. Der treffliche Mann, dessen fruchtbare Ideen dem Verständnis seiner Zeit vorausgeeilt waren, hatte nach mannichfachen Enttäuschungen und Fehlschlägen in seinem Lebensmut gebrochen, den verzweifelten Entschluß gefaßt, sich die Kugel in den Kopf zu jagen und die unselige That an einem Spätherbstmorgen des Jahres 1847 bei Kufstein ausgeführt — wenige Monate vor dem Anbruch einer neuen Zeit im Vaterlande, die seinem Apostolat einen günstigeren Wirkungskreis hätte eröffnen können. Das Gedicht des schwäbischen Landsmanns lautet:

Friedrich List. (1847.)

Hier stehe, treuer Wanderstab!
Hier winket uns ein friedlich Bette;
Dich soll man legen in mein Grab,
Wie dem Columbus einst die Kette.
Dich bot mein Land, das mich verstieß,
Mir einst zum Lohne für mein Streben;
Der ich für Deutschland alles ließ,
Mir hat es diesen Stab gegeben.

O Volk, mein Volk! wie hat dies Herz
So heiß und treu für dich geschlagen!
Wie hab' ich pilgernd deinen Schmerz
Mit durch die weite Welt getragen!
Umsonst, umsonst, mein Vaterland,
Sucht' ich aus deinem heil'gen Boden
Mit raschem Mut und starker Hand
Das träge Unkraut auszuroden.

Wohl manches Feld, das ich gepflügt,
Hat jetzt schon grünend ausgeschlagen;
Du Geist der Welt, der nimmer trügt,
Du läß'st es reiche Früchte tragen!
Doch weh! dem, der die Zukunft schaut
Und der die zürnende verrathen:
Das Land, mit seinem Schweiß bebaut,
Trägt andern einst die goldnen Saaten.

Mag mir der Lohn verloren sein!
Holt nur das Vaterland die Garben;
Doch meines Ringens Qual und Pein,
Das sind die Keime, die verdarben.
In meinem Haupt des Schaffens Kraft,
In meiner Brust des Wirkens Glühen —
Sie mußt' ich auf der Wanderschaft
In matten Funken leis versprühen.

Weh Deutschland! wenn dein Genius
Vergebens pocht an deinen Thoren,
Und wenn der Mann verfluchen muß,
Daß ihn ein deutsches Weib geboren!
Hier steh' ich einsam und verwaist —
Mein Volk! Weh denen, die dich lieben!
An deinen Fesseln, deutscher Geist,
Hab' ich die Kraft mir still zerrieben!

Du altes Herz, von Kämpfen matt,
Du Stirn, gepflüget von Gedanken,
Jetzt weiß ich eine Ruhestatt,
Die heilt die Wunden und die Kranken,
Vielleicht daß Deutschland meiner denkt,
Sobald ich ruhe bei den Toten,
Daß es die Rast den Meinen schenkt
Die mir's im Leben nicht geboten.

Du Schneefeld bist so öd und karg,
So hoffnungslos als wie mein Leben;
Du hohe Alpe bist ein Sarg,
Zu senken drein mein hohes Streben.
Ade! es glüht der Berge Haupt
Schon von der Sonne goldnem Kusse;
Mein Volk! verlassen und beraubt,
Wach' auf! wach auf! bei diesem Schusse!

In der Abneigung gegen Preußen und dem Hasse gegen Friedrich Wilhelm IV. teilt Pfau den Standpunkt seiner speziellen dichterischen Parteigenossen. Das Blutvergießen der Märztage von 1848 in Berlin wird vollständig auf das Sündenkonto des Monarchen gesetzt, und der entrüstete Refrain des Dichters ist immer wieder: „Das hat ein König, ein deutscher König gethan!" Einigen Trost für so viele Opfer bietet ihm nur die Hoffnung, daß das vergossene Blut „der alten Treue Wahn ersticken werde." Auch die sozialistische Theorie von dem Prassen und Schwelgen der Fürsten auf Kosten des ausgebeuteten Volkes wird vom Dichter in krassen Bildern illustrirt. Wie dem Armen, der die Steuer nicht erschwingen kann, von Gerichtswegen „die letzte Kuh" abgepfändet wird, schildert er in tiefrührenden Scenen, und nicht minder packend greift uns der Dichter ins Herz, wenn er aus persönlicher Erfahrung in der eigenen Familie den Abschied des Vaters, eines Gärtners, von Hütte, Grundstück, Kirche und Friedhof schildert, weil er aus der Heimat, die ihm den Genuß der Früchte seines Fleißes verkümmert, nach dem Freiheitslande jenseits des Oceans auswandert, um dort ein menschenwürdigeres Los zu finden.

Pfau's „Sonetten für das deutsche Volk auf das Jahr 1850" (Zürich, Druck von Zürcher u. Furrer) entnehmen wir das folgende:

Du deutsches Volk von vierzig Millionen!
Von sechsunddreißig Königen beglückt,
Verkauft, verhöhnt, zertreten und zerstückt —
Bist du genug gepeitscht mit Skorpionen?

Wie lang willst du mit deinem Blute frohnen,
Der Schnecke gleich des Meers, die man zerdrückt,
Damit ihr Lebenssaft die Mäntel schmückt
Mit Purpurglut den königlichen Drohnen?

Gefärbt, däucht mir, hättst du nun lang genug!
Ward dir die deutsche Treu nicht ausgetrieben
Von all der Schmach und Not, dem Lug und Trug?

Dann ist wohl auch in dir zurückgeblieben
Von jener deutschen Wut ein kleiner Zug —
Zum Gerben wär's nun Zeit, zu deutschen Hieben!

Von patriotischen Dichtern älterer Observanz mögen noch einige Zeitstimmen folgen.

Im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser" erschien im Jahre 1840 unter der Überschrift: „Noch ist Teutschland nicht verloren" folgendes Gedicht von Alexander Graf von Württemberg:

Noch ist Teutschland nicht verloren,
Und noch wogt das starke Schiff,
Haben ihm gleich Tod geschworen
Loser Sturm und starres Riff;
Denn es ist aus teutschen Eichen
Wohlgezimmert fest und gut,
Wird nicht auseinander weichen,
Auf, ihr Teutschen, fasset Mut!

Aber tüchtige Piloten
Müssen walten an dem Bord,
Müssen helfen dem Bedrohten
Durch ein fest Kommandowort;
Und es muß ihr Ruf das Dröhnen
Uebertönen an dem Riff;
Durch des Sturmes wildes Höhnen
Dringe laut des Bootmanns Pfiff.

Laßt getrost die Segel schwellen,
Nützt den Sturm zu eurem Heil,
Und den Anker laßt den Wellen,
Der nur treibt am morschen Seil!
Fest am Steuerrad gehalten! —
Schiffsvolk, folge dem Gebot! —
Denn der Meut'rer finstres Walten
Bringt dem Schiffe sichren Tod!

Noch ist Teutschland nicht verloren —
Fluch den Memmen, die verzagt!
Dreimal Fluch dem eitlen Thoren,
Der im Uebermut es wagt
Selbst das Vaterland zu spotten
Und die falschen Fremden ruft,
Daß sie sich zusammenrotten,
An des Ufers jäher Kluft!

Daß sie schauen mit Vernügen,
Wie das Schiff die Brandung streift
Und der Sturm mit wilden Zügen
Es zum finstern Grunde schleift.
Fluch den Fremden, Fluch den Wälschen,
Die nur lauern auf Gewinn,
Die uns Treu' und Glauben fälschen:
Teutsche, wahrt den teutschen Sinn! —

Noch ist Teutschland nicht verloren:
Bleibt nur einig auf dem Schiff!
Dann wird es wie neu geboren
Trotz dem Sturm und trotz dem Riff
Stattlich in den Hafen laufen,
Stets bereit zu neuer Schlacht;
Wie einst als die Hohenstaufen
Noch geblüht in hoher Macht.

Der vaterländische Sänger, Alexander Graf von Württemberg, war in Kopenhagen am 5. November 1801 geboren und starb leider schon im besten Mannesalter am 7. Juni 1844 zu Wildbad. Seine „Lieder des Sturmes" und „Lieder eines Soldaten im Frieden" finden sich in den „Gesammelten Gedichten" (1841).

Wilhelm Zimmermann, geboren in Stuttgart am 2. Januar 1807, seit 1840 Landpfarrer, von 1847 bis 1850 Professor an der Polytechnischen Schule in Stuttgart, 1848—49 Abgeordneter zum Frankfurter Parlament, zuletzt wieder Landpfarrer, gestorben in Owen am 22. September 1878, Geschichtschreiber der Hohenstaufen, hat als politischer Dichter namentlich dem Märtyrertum sinnigernste, gefühlstiefe Strophen gewidmet. Herzerschütternd klagt „Der Verbannte":

„Sei getreu dem Glauben deiner Väter",
Sprach die Mutter sterbend einst zu mir,
„Werd' an Gott, am Lande kein Verräter!"
Und ich schwur's und hielt's und stritt dafür.
Weil ich heilig meinen Eid gehalten,
Klirrt die Fessel jetzt an meiner Hand,
Darf für dich zu beten sie nicht falten,
Fernes, unglückselig's Vaterland!

Im Dezember 1848, nachdem die Märzbewegung als gescheitert zu erkennen war, ruft er einem mit ihr zur Ruhe gegangenen Freunde (Blum?) nach:

Hundert Trauerglocken schallen,
Stille Fackelzüge wallen,
Thränen werden heiß geweint:
Glocken, Fackeln, Trauerlieder,
Thränen, wecket ihr ihn wieder? —
Kühl im Sande schläft der Freund.

Volk und Freiheit liebte Keiner
Selbstvergeßner; treuer, reiner
Hat es Keiner je gemeint:
Einsam, fern, in Oestreichs Erde —
Ob als Pfand, daß frei sie werde? —
Kühl im Sande schläft der Freund.

War was Morgenrot wir tauften,
Abendrot nur des verkauften
Deutschlands, dem kein Tag mehr scheint?
Eh' die Freiheit fiel, gefallen
Ist er; wohl ihm, weh uns Allen!
Kühl im Sande schläft der Freund.

XVI.

Rheinländische Dichter.

Den größten rheinischen Lyriker der politischen Reaktionsperiode vor 1848, Heine, haben wir bereits unter den Koryphäen unserer politischen Lyrik gekennzeichnet. Für unsere Überschau über die politischen Dichter der Rheinlande verbleibt uns noch eine um so stattlichere Anzahl, als wir den niederrheinisch-preußischen, rheinhessischen und badischen Poeten auch die nach dem damaligen politischen Bestande noch nicht für Deutschland wiedergewonnenen Stammgenossen aus Elsaß-Lothringen, sowie die uns staatlich fremden, jedoch am deutschen Geistesleben regen Anteil nehmenden Schweizer anschließen dürfen.

Es wird vielleicht überraschen, wenn wir die Reihe mit der in dieser Verbindung kaum erwarteten westfälischen Dichterin Freiin Annette von Droste-Hülshoff eröffnen. Sie war geboren zu Hülshoff bei Münster am 10. Juni 1797 und starb zu Meersburg am Bodensee am 24. Mai 1848. Nimmt auch die edle Dame unter unsern weiblichen Schriftstellern einen der ersten Ehrenplätze ein, so tritt doch in ihrem poetischen Schaffen das zeitgeschichtliche Moment nicht in den Vordergrund. Es ist dies aber bei einem hochbedeutsamen Gedichte der Fall: „Die Stadt und der Dom" behandelt die zwei vielerörterten und vielbesungenen wichtigen Ereignisse des Jahres 1842: den großen Brand von Hamburg und das Dombaufest in Köln, und zwar ganz verschieden von der überwiegenden Zeitströmung von selbstständig eigenartigem Standpunkt in höchst charakteristischer Ausführung. Der streng religiösen, vom oberflächlichen Anschein in die tiefen Abgründe des menschlichen Herzens eindringenden Auffassung und Prüfung der frommgläubigen Seherin ist das allgemeine deutsche Mitgefühl für die schwer geschädigten Bewohner der Hansastadt ebenso wie die überall laut kundgegebene Begeisterung für die symbolisch verwertete Vollendung des Gotteshauses am Rheinstrom — „eine Karrikatur des Heiligsten". Bei all dem Sammeln für Hamburg, all dem Jubel in Köln

vermißt die Dichterin den nicht gehörten Namen „Jehova's"; sie fragt:

Wo deine Legion, o Herr,
Die knieend am Altare baut?
Wo, wo dein Samariter, der
In Wunden seine Thräne thaut?
Ach, was ich fragte und gelauscht,
Der deutsche Strom hat mir gerauscht,
Die deutsche Stadt, der deutsche Dom —
Ein Monument, ein Handelsstift,
Und drüber sah wie ein Phantom
Verlöschen ich Jehova's Schrift.

Und wer den Himmel angebellt,
Vor keiner Hölle je gebebt,
Der hat sich an den Krahn gestellt,
Der seines Babels Zinne hebt.
Wer nie ein menschlich Band geehrt,
Mit keinem Leid sich je beschwert,
Der flutet aus des Busens Schrein
Unsäglicher Gefühle Strom,
Am Elbestrand, am grünen Rhein,
Da holt sein Herz sich das Diplom.

Dem herben Verdammungsurteil der Dichterin beizustimmen wird uns Späteren so schwer fallen wie den meisten ihrer Zeitgenossen. Mögen sich auch damals, wie stets in solchen Angelegenheiten, manche unlautere Motive geltend gemacht haben, so wird doch die werkthätige Nächstenliebe, die sich bei dem Unglück Hamburgs in weitesten deutschen Kreisen regte, ebenso wenig bezweifelt und entwertet werden können, wie die wahrhaft religiöse und nationaldeutsche Gesinnung, in der unter dem Vortritt König Friedrich Wilhelms von Preußen Tausende deutscher Landsleute im Süden und Norden für den Ausbau des Kölner Domes mitwirkten. Immerhin bleibt das Gedicht der westfälischen Edeldame ein bedeutendes Zeichen der Zeit und ein poetischer Markstein von ästhetischem Werte.

Zu den der Bewegung abgeneigten Lyrikern gehörte auch der bei den katholischen Rheinländern seinerzeit vielbeliebte Sohn der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder und eines vom Kriminalrichter in Bonn allgemach zum Bühnenleiter in Reval — unter dem Namen Stollmers — umgewandelten reichsgräflichen Hofrats: Wilhelm Smets, der, in der esthländischen Hafenstadt am 15. September 1796 geboren, schon als sechsjähriger Knabe nach Aachen gekommen, im Rheinland erzogen war, als katholischer Geistlicher in den Vierziger Jahren anfänglich bei Köln, seit 1845 als Domherr in Aachen lebte und von der dortigen Bürgerschaft 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, schon am 14. Oktober desselben Jahres in der alten deutschen Krönungsstadt starb. Als Jüngling hatte Smets in Gneisenau's Hauptquartier den deutschen Siegeszug von 1815 nach Paris mitgemacht, als Mann war er bei seinen rheinischen Landsleuten einem gemäßigten Fortschritt zugewandt. In ähnlichem Geiste wie Geibel gegen Herwegh trat Smets gegen die damalige revolutionäre Lyrik in die Schranken. Sein Tendenzgedicht wendet sich in sehr offenherziger Aussprache „An die unzufriedenen politischen Dichter der Gegenwart." Ist auch der ästhetische Wert des Gedichtes nur gering, so darf es doch als Beleg der antiradicalen Gegenströmung gegen die übermächtige Oppositionslyrik der Vergessenheit entzogen werden:

Soll fortan die Saite schweigen,
Die nicht Blut und Rache schwört?
Darf sich nur der Sänger zeigen,
Der jedweden Nerv empört?
Soll nur noch die Dichtung gelten,
Die das Herz wie rasend packt:
Zorngebraus und Donnerschelten,
Wie ein wüth'ger Kataraft?

Soll einher auf fahlem Rosse
Selbst der Dichter, gleich dem Tod,
Ziehn mit mördrischem Geschosse,
Das Vernichtung ringsum droht?
Soll er weg die Leier werfen
Und mit blut'ger Rächerhand
Dolche wetzen, Schwerter schärfen,
Schleudern hellen Feuerbrand?

Ist im lieben Vaterlande
Alles denn so schlecht bestellt,
Daß es lodern soll im Brande
Von dem Rheine bis zum Belt?
Herrschen wirklich nur Tyrannen,
Ketten schmiedend Tag und Nacht,
Nur auf Rauben und Verbannen,
Nur auf Lug und Trug bedacht?

Glaubt's, ich ehre die Gesinnung
Und die Kraft, die aus Euch spricht,
Doch des höchsten Guts Gewinnung
Zwingt man durch Verheerung nicht.
Glaubt's, auch Andre können zürnen,
Daß ihr Lied wie Sturmwind braust,
Aber nicht nach den Gestirnen
Ballen kindisch sie die Faust.

Nicht, was Millionen heilig
Seit manch tausend Jahren schon,
Stürmen sie wie wüthend eilig,
Geifern Spott und sprechen Hohn,
Nicht mit Dolch und Schwertern rechten
Sie im eignen Vaterhaus,
Aber will ein Feind sie knechten,
Ziehn mit Schwert und Lied sie aus.

Sie auch sind des Schlechten Hasser,
Keinem Blendwerk unterthan,
Doch des Hasses Scheidewasser
Tilget keinen frommen Wahn;
Sie auch wissen, daß im Schlimmen
Manches liegt bei Haupt und Glied,
Doch nach Eurem Ton nicht stimmen
Mögen sie ihr freies Lied.

Noch auch vor dem goldnen Kalbe
Tanzen sie bei Nebelnacht,
Und sie scheuen nicht die Salbe,
Die die Augen heller macht,
Aber auch vor keinem Baale
Knie'n sie, der zum Aufruhr treibt,
Greifen nicht nach dem Pokale,
Der nicht stärkt und nur betäubt.

In scharfem Gegensatz zu Smets steht **Ludwig Wihl**, geboren am 24. Oktober 1807 (oder 1806?) zu Wevelinghofen bei Aachen (von jüdischen Eltern), gestorben zu Brüssel am 16. Januar 1882. An Freiligrath, den er wegen der Vorführung der tropischen Tierwelt in seinen Gedichten mit dem damals als Menageriebesitzer allbekannten Van Aken verglich, richtete er nach Freiligraths Gedicht gegen Herwegh eine scharfe Zurechtweisung:

Die Molche und die Kraken,
Die Tiger und die Leu'n,
O Freiligrath-Van Aken,
Die kannst du konterfei'n.
Dir steht ein ganzer Haufen
Von Bestien zur Hand,
Die willst du gern verkaufen
Dem deutschen Vaterland.

Da ist Sankt Jürgen kommen,
Der kühne, freie Held,
Der hat sein Schwert genommen
Und zog gen dich zu Feld;
Er warf aus allen Mächten,
Poet, dich auf den Grund,
Du trägst von diesem Fechten
Gar manche schwere Wund'.

Die bähst du traurig stille
Und siehst mit argem Neid,
Daß man in reicher Fülle
Ihm Lorbeerkränze weiht:
Triumph! es kam die Stunde,
Wo Worte allzukühn,
Entrauschet seinem Munde,
Ihn in Verbannung ziehn.

Jetzt willst du ihn erwürgen,
Der dir die Wunden schlug;
Du schlugst ja nicht Sankt Jürgen,
Da er den Lorbeer trug!
Ist das die Zeit zum Streiten?
O nein! sie ist es nicht!
Wohl gab es andre Zeiten,
Wo streiten dir war Pflicht.

Befreie dich vom Drange
Der heißen Wüstenei,
Entfalte im Gesange
Ein Herze warm und frei!
Zeig' uns gleich dem Lebend'gen,
Daß du, ein Sohn der Zeit,
Die Molche möchtest bänd'gen:
Das ist ein würd'ger Streit!

Mit ihm in einer Reihe,
Das wär' ein schöner Stand!
Er hat die Dichterweihe
Wohl auch aus Gottes Hand.
Er stritt für Deutschlands Ehre,
Das war kein Schwabenstreich!
Zieh ein die stumpfe Wehre.
Der Held ist ehrenreich!

Ein echter rheinischer Dichter, von Geburt, Sinnesart und Lebensführung, tritt uns in Karl Joseph Simrock entgegen. Geboren zu Bonn am 28. August 1802, studierte er in Bonn und Berlin die Rechtswissenschaft, wandte sich aber bald, durch Lachmann gefördert, mittelalterlichen Sprachstudien zu und gab eine Reihe trefflicher Übersetzungen von mittelhochdeutschen Dichtungen heraus. Nachdem er nach der Julirevolution von 1830 wegen eines Gedichtes „Drei Tage und drei Farben" vom Staatsdienst ausgeschlossen worden war, zog er sich nach Bonn und auf sein Gut Menzenberg zurück. Von der philosophischen Fakultät der Tübinger Hochschule zum Doctor creirt, wurde er 1850 zum Professor an der rheinpreußischen Universität berufen. Wir geben von ihm zwei poetische Proben:

Deutsche Schmach.

Den Franzen zu verachten
Geziemt nicht deutschem Mann.
Er hat in zwanzig Schlachten
Uns Mannheit dargethan.
Es fließt in seinen Adern
Auch unsrer Väter Blut;
Im Frieden mit ihm hadern,
Das kleidet uns nicht gut.

Erst gilts im Kampf bewähren
Den angestammten Ruhm;
Was lassen wir verjähren
Das beste Eigenthum?
Elsaß und Lotharingen,
Sie rufen uns mit Hohn:
Die deutschen Schwerterklingen
Verrosten lange schon.

Wenn wir des Feindes denken,
Der unser Reich zerbrach,
So sollt' uns billig kränken
Der eignen Schande Schmach,
Uns frommt die Scham alleine:
Den Uebermut verbannt!
Der Franze herrscht am Rheine
Noch über deutsches Land.

Die Teilung Deutschlands.

Uns Nachbarn käm' es ungelegen,
Ein einig Deutschland frei und stark:
Ein jeder stemme sich dagegen,
Ein jeder zerr' ihm an der Mark.
Geknechtet bleib' es und zerrissen!
Sein Stück ihm jeder abgeschlissen!
Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen!
Rupft und kehrt euch an kein Schrein!
Kocht dem großen Kind ein Päppchen,
Und geduldig schläft es ein!

Mit Polens Teilung hats begonnen,
Mit Deutschland endet nun der Tanz.
Die Freiheit wähntet ihr gewonnen
Und darbet bald des Vaterlands!
Wer die zumal nicht weiß zu wahren,
Muß beider Untergang erfahren.
Mir ein Läppchen, dir ein Läppchen!
Rupft und kehrt euch an kein Schrein!
Kocht dem großen Kind ein Päppchen
Und geduldig schläft es ein!

Wolfgang Müller „von Königswinter", in letztgenanntem am Siebengebirge gelegenen Städtchen am 5. März 1816 geboren, studierte Medizin und wirkte in den Vierziger Jahren als Arzt in Düsseldorf, später in Köln. In seiner dichterischen Thätigkeit darf seine „Rheinfahrt", die 1846 erschien, als sein Hauptwerk gelten. Scenerien und Geschichte der zahlreichen schönen und merkwürdigen Punkte des rheinischen Flußgebietes werden darin in wohlgefügten Strophen anmutig geschildert. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" kam 1847, eine Reihe politischer Gedichte unter dem Titel „Oden der Gegenwart" im Jahre 1848 in Düsseldorf zur Ausgabe. Eine Probe aus letzterer Sammlung erinnert an Freiligraths „Im Hochland fiel der erste Schuß":

Hell ist der Himmel! Hoch Donner und Strahl!
Ins Capitol fuhr die Flamme zu Thal:
Rom jauchzet auf, Italien lacht.
Jetzt geht es zur neuen Geisterschlacht:
O steige herab in der ewigen Pracht,
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Das Hochland Europas folget im Lauf:
Aus den Thälern steiget die Stickluft auf,
Die Büchse knallt, der Säbel blitzt hell,
Wie beugen die Heuchler und Lügner sich schnell!
Recht so, ihr kräftigen Söhne des Tell!
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Du stolzes Frankreich, wie liegst du so todt!
Aufstürmt es; das Eisen zerbricht die Noth!
Verbrannt ist der marktende Julithron,
Das Scepter zerbrochen, der König entflohn!
Das siegende Volk nimmt die Freiheit als Lohn,
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Du achtunddreißigköpfiges Land,
Germania, siehst du den leuchtenden Brand?
An den Barrikaden zu Wien und Berlin
Hat die Freiheit aus blitzenden Waffen gespien,
Und die Schemen der Tyrannei entfliehn.
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Und weiter! Sein Schwert schwingt der Magyar
Und stellt sich vor seiner Heimat Altar;
Der Pole die rostige Sense schleift,
Der Tscheche nach Ziska's Trommel greift,
Wer weiß, was still an der Newa reift?
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Gegrüßt o Schlachten, o Blut, o Dampf!
Die neue Welt steigt aus dem Kampf,
Und sind erst die Völker als Völker frei,
Dann beginnt der frische, blühende Mai.
Dann wird der Weltbund Feldgeschrei:
Freiheit, Freiheit, Freiheit!

Von Gottfried Kinkels (geboren zu Obercassel am 11. August 1815, gestorben zu Zürich am 13. November 1882) zeitgeschichtlichen Gedichten*) geben wir eines wieder, in dem der Dichter seine Gefühle in einer hochkritischen Lage seines Lebens schildert. Als er im August 1849 in Rastatt kriegsrechtlich zum Tode durch Erschießen verurteilt war, schrieb er „Vor den achtzehn Gewehrmäulern“:

Trommler, schlagt an und führt mich zum Platz,
Der rasch vom Leben mich scheidet, —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht.
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Nein, wie mir durch Auge und Hirn und Herz
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenflöckchen zerflattert.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Mein Geist flog auf zu der Sonne,
Ins leuchtende All, das ihn liebend gebar,
Ström' ich ihn hinaus mit Wonne.

Die Lerche werd' ich des Morgenroths
In flammenden Wolken geborgen,
Die dem armen Gefangnen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchfächelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Heut bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Nebel schreitet,
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend aufs Erdreich spreitet,
Und morgen die Blume, die tröstend erquickt
Mit Duft den zagenden Kranken
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken.

Ein Tropfen bin ich, der niederströmt
Im landbeglückenden Regen,
Die Scheune des Armen, des Winzers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen;
Der Wellen eine bin ich im Meer,
Die das Schiff, das stöhnende, betzen,
Das den Wucherer trägt, und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schätzen.

Hier steh' ich, nun zielt! Nun brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg flammend zerbirst
Und die letzten Ketten zersplittern.

*) Vgl. u. „Nachträge und Berichtigungen.“

Karl Grün, geboren zu Lüdenscheid in Westfalen am 30. September 1817, war in den Vierziger Jahren am Ober- und Niederrhein als Lehrer und Redakteur thätig, 1849 Mitglied der preußischen Volksvertretung, wurde wegen angeblicher Beteiligung am Pfälzer Aufstand verhaftet, aber 1850 freigesprochen; in früherem Alter den Wohnsitz öfter wechselnd, lebte er zuletzt in Wien, wo er am 18. Februar 1887 verstorben ist. Ein von ihm um 1840 auf einer Wanderung in den Vogesen — damals also auf französischem Boden — gedichtetes Sonett lautet:

Der Dichter in der Fremde.

Was macht den Dichter? Ein gemeinsam Band,
Das fest die Lieder ihm zusammenhalte,
Ein großer Hauch, der mächtig durch sie walte,
Drum' sag ich laut: Gebt mir ein Vaterland!

Die heutgen' Sänger sind nur schmerzverwandt,
Ob sich der Freiheit Not zum Lied gestalte,
Ob seufzen sie ums Lieb, ums todeskalte:
Ich klage nicht. Gebt mir ein Vaterland!

Ein Vaterland mit Siegen und mit Festen,
Das lebensvoll in üppger Fülle blühend,
Der Würde Schwerpunkt in sich selber fand.

Dann will, in ungeahntem Feuer glühend
Und freudig an mich reihend an die Besten,
Ich Dichter sein. — Gebt mir ein Vaterland!

Die rheinische Metropole Köln ist in der politischen Lyrik durch ihren Sohn Robert Blum (geboren am 10. November 1807) vertreten, den redegewaltigen Volkstribun, der sein mannhaftes Wirken für Deutschlands Einheit und Freiheit durch seinen Märtyrertod (9. November 1848) besiegelte. Waren es auch vorzugsweise die in der Zeit- und Volksbewegung zunächst sich aufdrängenden Gefühle und Gedanken der Sehnsucht nach dem einen großen Vaterland, des Kampfes für die Rechte des Staatsbürgers, der Bundesgenossenschaft patriotischer Frauen in dem politischen Ringen der Männer, denen die Gelegenheitspoesie des berufenen Festredners zumeist gerecht zu werden suchte, so waren diese dichterischen Erzeugnisse doch von mehr als gewöhnlichem Schwung und Feuer, zugleich in ihrer sprachlichen und metrischen Form wohlgelungen. Eine Anzahl Blum'scher Gedichte sind in den „Sächsischen Vaterlandsblättern" von 1842 und 1843 veröffentlicht. Wir dürfen uns mit einer Probe begnügen, indem wir im übrigen auf diese Quelle und auf Hans Blum's Biographie seines Vaters („Robert Blum. Leipzig, Ernst Keil 1878"), sowie auf die zahlreichen Totenklagen verweisen, die das Charakterbild des Gefeierten nach allen Seiten vervollständigen.

Deutschland.

Wie heißt das Land, an dessen Kraft
Die Weltmacht Roms zerschellt,
Das oft besiegt — sich aufgerafft
Und Zwingherrntrotz gefällt?
Das Land, das stets im Schoße trug
Den tiefsten Forschergeist,
Das dem Gedanken gab den Flug,
Der alle Welt umkreist?
Das Land — o fühlt's in stolzer Brust
In seliger Erinn'rungslust —
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Wie heißt das Land an Eichen reich —
Doch ach an Freiheit leer,
Wo zwar noch Land und Ströme gleich,
Die Zeiten nimmermehr;
Wo zwar der Geist die Schwingen regt
Und mutig aufwärts strebt,
Doch ach, durch Fesseln, die er trägt,
Gedrückt am Boden klebt?
Es ist — in schmerzerfüllter Brust
Seid dieses Wechsels Euch bewußt —
In Deutschland, in Deutschland,
Dem theuren Vaterland!

Doch ziemts dem Mann nicht, daß er klagt,
Ihm ziemt Erhebung, Mut,
Der Hutten sprach: ich habs gewagt!
So wagt und es wird gut.
Eilt für die Freiheit Hand in Hand
Zur Geisterschlacht herbei,
Dann wieder wird das Vaterland
Auch stark und licht und frei!
Dann jauchzt das Volk aus voller Brust:
Das Land in blühnder Freiheitslust
Ist Deutschland, ist Deutschland,
Das theure Vaterland!

Eduard Duller verbrachte die zweite Hälfte seines Lebens im deutschen Rheinland, so daß man ihn als Rheinländer zu betrachten gewohnt ist. Er war in Wien am 8. Mai 1809 geboren. Zu Anfang der Dreißiger Jahre kam er nach München, dann nach Trier, hierauf nach Frankfurt a. M. und 1836 nach Darmstadt, wo er in den Vierziger Jahren eine vielseitige publizistische und literarische Thätigkeit entfaltete. 1849 nach unbefriedigenden äußeren Erfolgen nach Mainz übergesiedelt, wo er zum Prediger der deutschkatholischen Gemeinde gewählt wurde, starb er zu Wiesbaden am 24. Juli 1853. Seine literarische Thätigkeit war hauptsächlich der deutschnationalen und liberalen Entwicklung, insbesondere der sittlich-religiösen Freiheitsbewegung zugewandt. Eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien zu Berlin im Jahre 1845.

Zum Besten des Kölner Dombaus erschien im Jahre 1842 ein „1862" betiteltes „Gedicht von Eduard Duller und Ferdinand Freiligrath" (im Verlag der Hofbuchhandlung von Gustav Jonghaus in Darmstadt), worin die beiden befreundeten Dichter in Vorahnung des in zwanzig Jahren erhofften — freilich nicht vollständig eingetroffenen — kirchlichen und staatlichen Friedensstandes im Sinne des Protektors Friedrich Wilhelm IV., die Einigung im Geiste, der eine (Duller) als Katholik, der andere (Freiligrath) als Protestant erstrebend, beim frohen Wiedersehen ihre Gefühle austauschen.

Die Brüder Follen, August Adolf Ludwig, am 21. Jan. 1794, Karl, am 3. Sept. 1795 zu Gießen geboren, der erste am 26. Dez. 1855 zu Bern, der zweite am 13. Jan. 1840 in Amerika verstorben, mit einander eng verbunden wie in Abkunft und Lebensalter, so im Studium der Rechtswissenschaft, im Befreiungskampfe gegen Napoleon, in der Teilnahme an der deutschen Burschenschaft, in der polizeilichen und gerichtlichen Verfolgung wegen ihrer patriotischen Bestrebungen, zuletzt in Märtyrertum und Exil, bezeugten ihre innige Gemeinschaft auch in der politischen Lyrik. Ihre von Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang durchglühten Lieder wurden insbesondere von der akademischen Jugend mit aufrichtiger Begeisterung gesungen. Daß das Sehnen und Streben nach Kaiser und Reich, die Bewahrung und Hebung echt deutschen Sinnes in der Reaktionszeit dem in der kleinstaatlichen Thatlosigkeit gepflegten Indifferentismus ein recht notwendiges Gegengewicht bieten konnte, ist zu nicht geringem Teile den feurig anspornenden Weisen der Brüder Follen als Verdienst zuzuschreiben. Die Entstehungszeit ihrer meisten Gedichte fällt vor unseren Zeitraum. A. A. L. Follen hat aber auch noch in den Vierziger Jahren gedichtet; so z. B. folgende Strophen von 1844:

Auch ein Schweizer-Heimweh.

Festgebannt ans Land der Prose,
Wo mir jede Hoffnung welkt
Und die Zeit aus dürrem Schoße
Langeweile nur mir melkt —.

Festgebannt ans Land der Prose,
Wie ans warme Bett der Floh,
Wo die Poesie, die Rose,
Scheu zu kahlen Alpen floh —.

Wo sie langsam wie die Schnecken
Mit dem Haus spazieren gehn
Und die Hörner gleich verstecken,
Wenn sie eine Mücke sehn —.

Wo die Freiheit in der Tasche
Stets ihr grimmig Fäustchen hält,
Zitternd schon, wenn eine Masche
An dem Staatenstrumpfe fällt —:

Wo der Mut der Freiheitsknechte
Heimlich Schlachtparole gab:
Daß man für die Freiheit fechte
Tapfer — mit dem Bettelstab —.

Hier, ach hier nun soll ich bleiben
In dem abgestandnen Land,
Hier die kalten Hände reiben
Harrend auf des Geistes Brand?!

Herz, mein Herz, mit Recht sehr traurig!
Nach den Menschen steht mein Sinn:
Hier verkäs' ich, hier verbaur' ich,
Bis ich selber Made bin.

Von German Mäurer sei ein beherzigenswerter Kernspruch „An die Deutschen" gebucht:

Ganz taugt Euch das Heim'sche selten,
Lasset drum auch Fremdes gelten!
Nicht am Deutschtum zu versiechen
Auf der kurzen Erdenfahrt,
Nehmt die Heiterkeit vom Griechen
Mit dem röm'schen Ernst gepaart

Und von den modernen Sitten —
Etwas Selbstgefühl vom Britten;
Doch, daß Ihr nicht steif gesellig,
Lernt vom Franken, was gefällig
Und den Geist erregt lebendig —
Doch das Herz sei deutsch beständig!

Ein frappantes Beispiel poetisch-politischer Prophetie liefert ein Gedicht, das am 8. März 1848 — also nach der Pariser Februar-Revolution, aber vor den Wiener und Berliner Erhebungstagen — von dem seit Jahren durch beziehungsreiche Vorträge in west- und norddeutschen Städten bekannten „Improvisator" Maximilian Leopold Langenschwarz (vgl. o. S. 34) zu Leipzig verfaßt und am 31. März mit einem den inzwischen erfolgten Ereignissen entsprechenden Vorwort „an Deutschland und die Nachwelt" herausgegeben wurde, betitelt: „An Fürst Metternich". Der Verfasser, (geboren 1801 in Rödelheim bei Frankfurt a/M.), der auch pseudonym als „N. Z. Charleswang" und „Jakob Zwangsohn" schrieb und nach einem abenteuerlichen Leben in den Fünfziger Jahren verstarb, hatte den innigen Zusammenhang der österreichischen Staatskanzlei mit der französischen Regierung und das Zusammenwirken Metternichs mit Louis Philipp und seinem Minister Guizot genau genug kennen gelernt, um als Konsequenz des Sturzes der letzteren denjenigen des Generalgewaltigen des europäischen Staatsjesuitismus in Wien vorauszusehen:

Wir werden nicht als nackte Bettler lungern,
Indeß der Fuchspalast im Golde blinkt,
Wir werden nicht blos zahlen und verhungern,
Indeß der Fürst Johannisberger trinkt.

Die Flamme glüht — du wirst sie nicht mehr halten,
Schließ immerhin dein Land hermetisch zu —
Laß immerhin dein Oesterreich beim Alten:
Das Schwert der Zeit ist mächtiger als du.
Die Flamme wird und muß auch die erreichen,
Die heute seufzen unter dieser Faust!
Und vor dem Sturme wirst du rasch erbleichen,
Der unaufhaltsam durch die Völker braust!

Eine Dichterin der äußersten Linken, in der Politik wie in der gesammten Weltanschauung gleich radikal, präsentiert sich uns in Luise Dittmar, der Verfasserin eines „Brutus-Michel" (Darmstadt, bei C. W. Leske, 1848) und Herausgeberin einer Sammlung: „Wühlerische Gedichte eines Wahrhaftigen" (Mannheim, Verlag von J. Bensheimer, 1848). Wie bei Schiller der Dialog zwischen Hektor und Andromache, eröffnet bei Luise Dittmar ein Gespräch zwischen Hecker und Gagern die Reihe der Gedichte. Gagern klagt den ungestümen Freischärlerführer an:

„Du sankst! Des Fanatismus Beute,
Uebst du Verrath am Vaterland!
Du stießest in dem blut'gen Streite
Die Freiheit an des Abgrunds Rand."

Darauf erwidert Hecker:

„Gesunken nennst du, letzter Sprosse
Der alten, der romant'schen Welt,
Mich, der ich mich als Kampfgenosse
Dem untern Volke zugesellt!
Dich täuscht der Wahn, die Sympathie
Für schönen Schein, der sich erschöpft,
Gleich deines Rechtsstaats Anarchie,
Der Menschenrecht gleich Disteln köpft."

In solchen phrasenhaften, mit unklaren und schiefen Bildern überfüllten Ausführungen behandelt die Dichterin Personen und Ereignisse des revolutionären Sturmjahres. Mit Vorliebe benützt sie die Form der Parodie und Travestie bekannter volksmäßiger Gedichte Bürgers und Schillers. So wird der vom Frankfurter Parlament erkorene Kaiser nach der Weise von Lenorens Ritt um's Morgenrot zu Tode gehetzt, die Erhebung Wiens nach dem Muster des Liedes von der Glocke gepriesen:

Kämpfend mit dem Flammenschwerte
Steigt der Geist der Völker auf,
Siegend zieht er um die Erde,
Schaaren folgen seinem Lauf.
Voll von Kampfesmuth,
Voll von Freiheitsglut,
Die Begeistrung führt die Waffen,
Und die Welt wird neu geschaffen.

* * *

Baden galt vor der Märzbewegung von 1848 in politischer Hinsicht als eins der bestsituirten Länder. August Schnezler, (geb. am 4. Aug. 1809 zu Freiburg i. B., gest. 1853, 11. April) der in den Vierziger Jahren in belletristische Blätter schrieb und 1848 eine Sammlung seiner Gedichte erscheinen ließ, konnte für seine poetischen Landsleute noch die sentimentale Klage erheben, daß sich in den Dichterwald unter den Chor der Nachtigallen auf einmal „die politische Nachtigall" eingedrängt und herrisch „den schönsten Ast der höchsten Eiche" zum Sitz gewählt und da gesungen habe:

„Krieg den Adlern, Krieg den Fürsten,
Die nach unserm Blute dürsten!
Krieg der Hofespolitik!
Reißt die Schlösser ab auf Erden,
Frei und gleich muß Alles werden,
Alles Eine Republik!"

In entschiedener Absage gegen alle unberufenen Freiheitssänger glaubte der loyale Poet die Mehrheit der „Gutgesinnten" auf seiner Seite zu haben. Indessen konnte schon die liberale Partei in der Karlsruher Abgeordnetenkammer darüber belehren, daß trotz dem konstitutionellen Regiment die demokratische Agitation in Mannheim und in dem an die Schweiz angrenzenden Seekreis rasche Fortschritte machte. Von den dichterischen Interpreten der badischen nationalen und liberalen Bewegung sind bereits Wilhelm Cornelius (S. 29) und mehrere nichtbadische Dichter, wie Hoffmann von Fallersleben, Prutz, J. G. Deeg genannt worden. Bei den Ereignissen des Revolutionsjahres 1848 bildete für die aktuelle Politik wie für die zeitgenössische Dichtung den Mittelpunkt der demokratische Abgeordnete und Freischarenführer Friedrich Hecker, eine der markantesten Persönlichkeiten der gesammten deutschen Volksbewegung der Vierziger Jahre. In Baden wie im übrigen Deutschland wurde der jugendlich kräftige, reckenhafte, feurig beredte Volksanwalt in gebundener und ungebundener Rede viel gefeiert. Die Begeisterung für die Republik, wie sie in Baden einen großen Teil des heranwachsenden Geschlechts ergriffen hatte, spiegelt sich in den „Neuen Liedern für das Teutsche Volk" wieder, die ein von Baden bald nach der Schweiz und Frankreich verschlagener Freiheitsapostel, Karl Heinrich Schnauffer (geb. am 4. Juli 1822 zu Hermsheim, gest. am 4. Sept. 1854 in Baltimore) im Jahre 1848 (Rheinfelden, bei F. Hollinger) herausgab, wozu Hecker ein Vorwort über „das politische Lied" geschrieben hat. Schnauffer wendet sich an die „teutsche" Jugend:

Teutsche Jugend! teutsche Jugend!
Meines Volkes beste Kraft —
Teutsche Jugend, teutsche Tugend,
Die zum Kampf sich aufgerafft —
Wenn, wer gegen deine Dränger
Mit der blanken Waffe stritt,
Deiner wert, so hör' den Sänger,
Der mit Liedern vor dich tritt!
Nimm den Samen neuer Thaten,
Den die Bruderhand dir beut!
Aufgehn laß dein Herz die Saaten,
Die ich auf der Flucht gestreut.

Muß der Arm gekettet liegen,
Nicht in Ketten liegt das Lied,
Das, ein Ruf zu Kampf und Siegen,
Frei durch alle Gauen zieht.
Freiheit lebt noch im Gesange,
Wenn sie nirgends mehr besteht,
Und der Held — beim letzten Gange
Ist's das Lied, das mit ihm geht . . .
. . . Und so seid gegrüßt, ihr Brüder,
Haltet aus, die Ernte reift!
Wiedersehen — wenn man wieder
Mit dem Lied zum Schwerte greift!

Über den Verlauf des „Hecker-Putsches" im Frühjahr 1848, über die im badischen Seekreis von Hecker eingesetzte Statthalterschaft, über die Beteiligung deutscher und ausländischer politischer und literarischer Notabilitäten an den aufständischen Aktionen sind auch in poetischer Form zahlreiche Dokumente erhalten, die sich zum Teil in den Konstanzer „Seeblättern", zum größeren Teil in Archiven zu Mannheim, Karlsruhe, Donaueschingen und anderwärts vorfinden. Die uns zugänglich gewordenen Proben

liefern nur geringe Beiträge zur Blüte unserer politisch-poetischen Literatur. Nach bekannten Melodien, zumeist in der damals ziemlich allgemein üblichen Freiheits-Rhetorik, wird Hecker, namentlich nachdem sein Unternehmen mißlungen und er nach Amerika gegangen war, als Held gefeiert; da klingt es unermüdlich:

„Hecker hoch! Dein Name schalle
An dem ganzen deutschen Rhein!" . . .

„Hecker, komm'!" Die Völker rufen!
Komm aus fernem Freiheitsland!" . . .

„Es lebe Hecker! Stoßet an!" . . .

Das berühmteste aller Hecker-Lieder ist anerkanntermaßen Karl Christian Gottfried Nadler's humoristisches „Guckkastenlied vom großen Hecker, nach bekannter Melodie zu singen", dessen Anfang hier abzudrucken genügen wird, da das Lied vielverbreitet und namentlich in Hans Blums Jubiläumsbuch: „Die deutsche Revolution 1848—49" (Leipzig. E. Diederichs, 1898) in getreuem Abdruck nach der Urausgabe wiedergegeben ist:

„Seht, da steht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da steht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut!
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbel trägt er und Pistolen,
Und zum Peter sagte er:
„Peter, sei du Statthalter!"

Der Dichter, geboren zu Heidelberg am 19. August 1809, gestorben in seiner Vaterstadt am 26. August 1849, war Advokat, dabei aber als Schriftsteller sehr produktiv. Er war ein fleißiger Mitarbeiter der Münchener „Fliegenden Blätter" und gab in pfälzischem Dialekt eine Gedichtsammlung: „Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's" (Karlsruhe, J. Lang), in hochdeutscher Sprache noch manches Lied, so noch ein „schönes neues Lied von dem weltberühmten Struwwel-Putsch" heraus, das Herrn v. Struve's Seitenstück zu Heckers Aufstand behandelt.

Neben Friedrich Hecker der meistgenannte Führer der Radikalen war Gustav von Struve (geb. zu München am 11. Oktober 1805, gest. zu Wien am 21. August 1870), in den Vierziger Jahren Rechtsanwalt und Redakteur in Mannheim. Er hat in seinem „Politischen Taschenbuch für das deutsche Volk, Erster Jahrgang. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. (J. Rütten) 1846" zwölf „Lieder eines Gefangenen" veröffentlicht, die er in einer „Widmung" an seine Mitbürger aus Mannheim, 1. Oktober 1846, „am 80sten Tage seiner zweiten Gefangenschaft" als Boten aussendet. Die Gedichte sind Zeugen ungebeugter, unabhängiger Gesinnung, von eigentlichem politischen Werte sind sie ebensowenig wie von ästhetischem.

Das krause Bild der republikanischen Aufstände in Baden ist in der zeitgeschichtlichen Dichtung natürlich auch von konservativen badischen Patrioten festgehalten und mit ernsten Betrachtungen begleitet worden. Insbesondere hat Karl Gustav Fecht (geb. zu Kork am 25. Oktober 1813, gestorben 1892) in seinen „Bildern aus der Badischen Revolution" (Lahr, Druck und Verlag von Johann Heinrich Geiger, 1850) die einzelnen Stadien der Aufstandsgeschichte in ebenso zutreffenden wie warmherzigen Ausführungen, zugleich auch in ästhetisch korrekter Form geschildert und beklagt, wovon wir ein paar Auszüge vorführen müssen:

Rastatt.

Die stolze Feste, die vor fremden Waffen
Ein mächtig schirmend Bollwerk wir gebaut,
Die wir zum Vorwerk deutscher Kraft geschaffen
Und unsrer Söhne treuer Hut vertraut,

Sie öffnet ihre unbesiegten Pforten
Des eignen Feindes falschem Zauberlaut,
Ist eine früh gefallne Dirne worden,
Des Vaterlandes unberührte Braut.

Und von den Wällen flattern schon die Fahnen,
Die Fahnen des Verraths am Vaterland,
Und um die Feste zieht der Feuerbrand
Der neuen Freiheit blutigrote Bahnen.

Franzosenhilfe.

Die deine Fluren einst mit Feuersaaten
Vernichtet, deiner Berge Felsenstolz
Und deiner morschen Hütte krachend Holz
Mit der Zerstörung eh'rnem Fuß zertraten;

Die in des Nordens fernen Schneegefilden,
Die in der Beresina kalter Fluth,
Die in der Serra heißer Sonnenglut
Mit den Gebeinen deiner Söhne spielten;

Die statt der Freiheit leichten Rosenbanden
Den Arm dir schmiedeten in knechtend Erz,
In deiner bessern Söhne blutend Herz
Mit kaltem Hohn des Todes Kugel sandten;

Die erst noch mit den lüsternen Geberden
Die Hand gereckt nach deinem freien Rhein —
Sie sollen heute treue Brüder sein,
Sie sollen deiner Freiheit Retter werden?

Weh dir, mein Volk! dein Stündlein hat geschlagen,
Ruhmlos im Sande modre dein Gebein,
Soll aus dem Feindeslager über'm Rhein
Der Morgen deiner bessern Zukunft tagen!

„Die konstituirende Versammlung" der republikanischen Volksvertreter, aus der die Geister wahrer Freiheitshelden ge-

wichen, wird von Fecht in ihrem würdelosen Treiben gebrandmarkt. Auch Herr Mieroslawski, der Polenheld, der sich als badischer Insurgentengeneral so wenig bewährte wie später bei seinen eigenen Landsleuten, erhält seinen Denkzettel.

Daß der Dichter trotz aller beschämenden Erfahrungen den Glauben an die bessere Zukunft Deutschlands nicht verliert, zeigen seine Schlußverse:

Die Sterne, die, dem Herzen unverloren,
Zu neuem Glanz du aus dir selbst geboren,
Sie führen, ob die Macht sich rings verschworen,
Dich leuchtend ein zu deiner Zukunft Thoren.
Sie leuchten dir, willst du mit Gottvertrauen
Aus der Zerstörung wirrem Trümmergrauen
Dir einen Tempel bessrer Zeiten bauen
Und von den Zinnen goldne Tage schauen.

* * *

Von Elsässer Dichtern zwischen 1840 und 1850 sind vor allem die Brüder Stöber zu nennen. August Stöber, der ältere Bruder von Ludw. Adolf Stöber, mit dem er die „Alsabilder" herausgab, am 9. Juli 1808 in Straßburg geboren, wurde 1841 als Professor am Kollegium in Mülhausen angestellt. Durch seine schriftstellerische, namentlich poetische Thätigkeit in deutscher Sprache und für deren Erhaltung im Elsaß, worin er den gleichgesinnten Bruder und Vater noch übertraf, hat er sich große Verdienste erworben. Sein schönes Gedicht, worin er die Verbindung des Wasgaus mit dem Schwarzwald feiert, ist bereits in dem Kapitel über den „freien deutschen Rhein" hervorgehoben worden. (S. o. S. 55.)

Auch ein biederer deutschgesinnter Bürger, der im Korbmachergewerbe zu Wohlstand und Ansehen gelangte, der in Straßburg am 20. Mai 1809 geborene, am 16. Februar 1900 gestorbene Christian Hackenschmidt, schlägt das Thema von der nationalen Zugehörigkeit des alten Reichslandes zu Deutschland vorsichtig an. Im „Deutschen Musenalmanach" von Chr. Schad für 1850 finden wir von ihm nachstehenden „Freundesgruß":

Wir bieten euch aus weiter Ferne
Von unsrer Alsa trautem Strand,
Vom Münster her, die Bruderhand,
Denn Seelen grüßen sich ja gerne,
Die treu nach Einem Ziele streben
Und Einem hohen Dienst ergeben.

Verschmäht den Gruß nicht, deutsche Söhne,
Ihr alle seid uns wohlbekannt,
Auch wissen wir: aus unserm Land
Vernehmt ihr gerne unsre Töne.
Denn deutsche Schrift und deutsche Worte,
Die hat man lieb an jedem Orte.

Deutsch singen wir: es ist die Sprache,
Die unsre Mutter uns gelehrt.
Wir kennen deren hohen Wert,
Der wichtiger mit jedem Tage.
Wir wollen's unsre Kinder lehren,
Der Zeiten Geist soll es nicht wehren.

Wir stehn in zweier Völker Mitte,
Sind Frankreich innig zugethan,
Gehören durchs Gesetz ihm an,
Dem deutschen Land durch Sprach' und Sitte,
Sind oft verkannt von beiden Seiten,
Doch treu erprobt zu allen Zeiten.

Wohl ist die Fahn' am Münsterturme
Nur Eines Volkes Stolz und Zier,
Allein ein höheres Panier
Steht drüber, trotzend jedem Sturme:
Es ist des Kreuzes heil'ges Zeichen,
Vor welchem sich die Völker neigen.

Es strahlt so freundlich in die trübe,
Die vielbewegte Welt herein,
Hellt sie mit lichtem Himmelsschein,
Und lehret sie das Höchste — Liebe,
Die Liebe, die nicht Grenzen kennt
Und Menschenrechte nicht verkennt.

Die Liebe mög' auch uns verbinden,
Die wir von nah und ferne hier,
O laßt uns halten treu an ihr,
In Schrift und Rede sie verkünden,
Damit es endlich besser werde,
Nur Liebe fehlet unsrer Erde.

Karl Candidus, zu Bischweiler im Unterelsaß am 14. April 1817 geboren, in späteren Jahren nach Rußland übergesiedelt, seit 1858 Pastor der reformierten Gemeinde in Odessa, am 16. Juli 1872 zu Feodosia verstorben, bezeugte seine deutschnationale Gesinnung zur Zeit der französischen Herrschaft über sein Heimatland in einem Gedichte „Das Erdbeben am Rhein 1846":

Das Rheinthal hat gezittert,
Das kam vom Vater Rhein.
„Deutschland wird nicht zersplittert",
Sagt er, „das darf nicht sein!"

Und zitterte das Rheinthal,
So kam's vom „Offnen Brief" *),
Ihn las in seinem Weinthal
Der Alt' und sagte: „Schief!"

„Deutschland wird nicht zersplittert!"
Sagt er, „das darf nicht sein!"
Und mit dem Fuße schüttert
Der alte Vater Rhein.

Das war der erste Erdstoß:
Frankfurt, die Bundesstadt,
Fuhr auf, als hätt' ein Schwertstoß
Verletzt die heil'ge Stadt.

Bonn spürte die Erdröhnung:
Dort wohnt der alte Arndt.
Köln sprach: „Ist das Versöhnung?
Wird unser Dom gewarnt?"

Doch hellauf, liebes Rheinthal,
's hat heuer keine Not,
Denn freudig zwier im Weinthal
Nun schütterte der Gott:

Er las die frohe Zeitung
Von der Neumünstrer That**)
Und von der Vorbereitung
Im wackern Ständerath.

Er las die frohe Kunde
Vom Vaterlandessinn,
Der bis hinab zum Sunde
Nur eines nennt Gewinn.

Und mit dem Ruder schüttert
Der alte Vater Rhein:
„Deutschland wird nicht zersplittert,"
Sagt er, „es kann nicht sein!"

* * *

Von den politischen Lyrikern der Schweiz steht Gottfried Keller in erster Reihe. Gleich Hoffmanns „Deutschland, Deutschland über Alles" ist Kellers Gedicht „An mein Vaterland" zur Nationalhymne seiner Landsleute geworden. Die erste Gestalt des Liedes lautet (nach Bächtold's Keller-Biographie I. Bd., 4. Aufl., S. 440—44):

*) Des Königs von Dänemark.
**) In Neumünster in Holstein wurde die erste Protestversammlung gegen Dänemark abgehalten.

O mein Heimatland, o mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Heller Stern, wenn jeder mir erblich,
Leuchtest mir noch Trost und Hoffnung zu!

Als ich arm, doch froh in die Fremde zog,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Da warst du des Bettlers größter Stolz.

Als ich wandernd ging und dir ferne war,
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

Wenn dein eigen Kind deinen Schmuck zertritt,
Sengt der Zwietracht Flamme deinen Flor,
O wie schlägt so bang mein Herz empor,
Und es fühlet deine Schmerzen mit!

Wenn ich leider auch rüstig kämpfen muß
In der streitenden Parteien Reih'n,
Dem gerechten Gegner Liebe weih'n
Werd' ich stets und den Versöhnungsgruß.

O mein Schweizerland! Du mein Vaterland!
Wenn dereinst mein banges Stündlein kommt —
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt —
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Wenn aus Grabesnacht ich einst auferstehe,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn,
Daß er segnend seinen schönsten Stern
Strahlen lasse auf mein Vaterland!

Die Melodie Baumgartners zu diesem Gedicht entstand im Juni 1846 und wurde öffentlich zuerst vom Zürcher Studentengesangverein beim Abschiedskonzert im März 1851 gesungen.

Die in den neuesten Ausgaben der Gedichte Kellers (Siebente Auflage 1891) als endgiltig gegebene Fassung des schweizerischen Nationalliedes lautet nunmehr:

An das Vaterland.

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab!
Wenn dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich einst von mir dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

Aus der Fülle politischer Gedichte, die neben diesem Nationalliede dem kunstschöpferischen Geiste Kellers entstammen, führen wir noch einige an, die seine vielseitige Begabung: sein großzügiges Pathos, seine schlagfertige Aktualität, namentlich auch den sozialen Bürgerstolz des Republikaners in helle Beleuchtung rücken:

Überall!

Freiheit mit den schwarzen Augen,
Wachst du auf am Tiberstrande?
Freiheit mit den blauen Augen,
Schläfst du noch im deutschen Lande?
Kühne, trikolore Dirne,
Schürze wieder dich zum Tanze!
Weiße Schweizer-Gletscherfirne,
Strahle rot im Morgenglanze!

Und du, schlanke Nereide,
Tauch' aus deinen blauen Wogen:
Hat dich nicht dein falscher Friede,
Arme Hellas, arg betrogen?
Du dann mit dem Todesmute
Und gebrochnem Schwunggefieder:
Weißer Aar im roten Blute,
Rausche wieder, steige wieder!

Hebt den Schild, ihr Schutzpatrone,
Aller Völker auf zum Streite!
Flechtet eine Siegerkrone,
Die sich über alle breite.
Streifet ab die alten Sünden,
Denn geläutert und gereinigt
Sollt ihr euch zum Feste finden,
Das nur Würdigste vereinigt.

Lied der Freischaren.

Auf, ladet eure Büchsen mit Pulver und mit Blei!
Wir wollen jagen und suchen, wo unsre Freiheit sei!
Wir wollen einmal spazieren im schönen Vaterland!
Und wer uns dran will hindern, muß fallen von unsrer Hand!
Allauf und über die Berge, durch Wälder und über die Seen!
Hei, wie so frisch und schneidig die Schweizerlüfte wehn!
Wie steigen die Silberhörner noch immer zum Himmel auf!
Es wallen die Silberflüsse noch immer den alten Lauf.
Vom Jura bis zum Splügen, vom Rhodan bis zum Rhein
Muß doch noch wo zu finden die alte Freiheit sein.

Der Kürassier.

Ich drückte mich nach Hause in kalter Regennacht,
Da stand er düster schimmernd und lautlos auf der Wacht,
Der schlanke, der blanke, der schwere Kürassier.

Er flüstert leis: Mich hungert, ein Groschen, Herr, zu Brot!
Erschrocken blieb ich stehen und wurde für ihn roth,
Den schlanken, den blanken, den schweren Kürassier.

Von Stahl der Helm und Harnisch glänzt wie ein Spiegel klar;
Im Waffenrock von Scharlach, im höchsten Stiefelpaar,
So stand der schlanke, blanke, der schwere Küraſſier.

Das nackte Schwert im Arme glich eines Cherubs Schwert,
Und einen Rapp im Stalle, mit Hafer wohlgenährt,
Hat auch der schlanke, blanke, der schwere Küraſſier.

Ei, solch ein Land und Leute, das hab' ich nie gesehn,
Wo solch kostbare Bettler an Marmorthüren stehn!
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Ich trau' mir kaum zu geben und schäme mich zu fliehn!
Doch zögernd wag' ich endlich das Beutelchen zu ziehn;
O schlanker, o blanker, du schwerer Küraſſier!

Und als ich meinen Bettel will theilen mit ihm drauf,
Da raſſelt die Karoſſe herbei im schnellen Lauf:
Auf, schlanker, du blanker, du schwerer Küraſſier!

Drin saß ein abgeflattert, blutlos Agnatenweib,
Der Recke ließ erklirren den schweren Rieſenleib,
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Verschwunden war der Wagen, ich reckte meine Hand —
Doch wieder klirrt's und glitzert's, wie eine Säule stand
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Vier seines Gleichen kamen mit Sporenschritt heran,
Parole wird gewechselt und abgelöst der Mann,
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

Er wandt' kein Aug zur Seite und wechselt still den Ort,
In Nacht und Nebel schreitet er mit den andern fort,
Der schlanke, der blanke, der schwere Küraſſier.

„Was mögen das für Dinge, nachtschattenhafte, sein?"
Dacht' ich, und legt' ein Gröschlein furchtsam auf einen Stein
Dem schlanken, dem blanken, dem schweren Küraſſier.

„Vielleicht so kommt er wieder, ich will nach Hause gehn!
Es ist nicht gut, den Nachtmahr im fremden Lande sehn,
Den schlanken, den blanken, den Hungerküraſſier!" —

Die kräftigsten Töne schlägt der schweizerische Freiheitsdichter in den Gesängen an, die er als „Pandora" („Antipanegyrisches") bezeichnet. Am grellsten ertönt der „Apostatenmarsch", das „Lied vom Schuft" und das an „die öffentlichen Verleumder".

Die sittliche Entrüstung des freigeistigen Sehers erreicht ihren Gipfelpunkt in dem auf die später zum Sonderbund vereinigten Kantone berechneten „Jesuitenzug" von 1843:

Hussah! Hussah! die Hatz geht los!
Es kommt geritten klein und groß,
Das springt und purzelt gar behend,
Das kreischt und zetert ohne End':
Sie kommen, die Jesuiten!

Da reiten sie auf Schlängelein
Und hinterdrein auf Drach' und Schwein;
Was das für muntre Burschen sind!
Wohl graut im Mutterleib dem Kind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Hu, wie das krabbelt, kneipt und kriecht!
Pfui, wie's so infernalisch riecht!
Jetzt fahre hin, du gute Ruh!
Geh, Grete, mach das Fenster zu:
Sie kommen, die Jesuiten!

„Gewissen, Ehr' und Treue nehmt
Dem Mann und macht ihn ausverschämt,
Und seines Weibes Unterrock
Hängt ihm als Fahne an den Stock:
Wir kommen, die Jesuiten!"

Von Kreuz und Fahne angeführt,
Den Giftsack hinten aufgeschnürt,
Der Fanatismus ist Profoß,
Die Dummheit folgt als Betteltroß:
Sie kommen, die Jesuiten!

„Wir nisten uns im Niederleib
Wie Maden ein bei Mann und Weib,
Und was ein Schw . . . erfinden kann,
Das bringen wir an Weib und Mann:
Wir kommen, die Jesuiten!"

O gutes Land, du schöne Braut,
Du wirst dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armes Kind!
Vom Gotthard weht ein schlimmer Wind:
Sie kommen, die Jesuiten!

Balthasar Reber aus Basel, geboren den 7. Dez. 1805, gestorben den 13. März 1875, der zu Wilhelm Wackernagels „Zeitgedichten" vom Jahre 1845 achtzehn Gedichte als „Beiträge" geliefert, erweist sich als ein für sein schweizerisches Heimatland begeisterter, dem ungläubigen Radikalismus schroff abgewandter, auf evangelisches Christentum bauender Freund Deutschlands:

Natürliche Grenzen.

Schweizerland! ich muß dich fragen:
Deiner Berge hohe Wände
Seh' ich mächtig dich umragen
Gegen Welschland hin!
Warum schoben Gottes Hände
Dort die Riegel? Kannst du's sagen?
Ahnest du den Sinn!

Schweizerland! ich muß dich fragen:
Offen deine Thalgelände
Seh' ich und die Ströme jagen
Gegen Deutschland hin!
Warum hoben Gottes Hände
Hier die Riegel? Kannst du's sagen?
Ahnest du den Sinn?

Gegen die Radikalen polemisirt er mit aller Entschiedenheit:

Vorwärts! ist unser Losungswort;
So ruft auch ihr.
Ihr rollt wie die Lawine fort,
Gleich Strömen wir.

Ihr rollt wie die Lawine fort
Und reißt hinab
Des Glaubens und der Treue Hort
Ins finstre Grab.

Wir rollen fort dem Strome gleich:
Die Ufer blühn,
Und Kirchen hoch und Städte reich
Schaun aus dem Grün.

Ihr rollt wie die Lawine fort,
Zermalmt die Welt,
Bis ihr an Gottes Felsen dort
Selbst liegt zerschellt.

Wir rollen fort dem Strome gleich
Und baun die Welt,
Bis uns des Meeres Himmelreich
In Armen hält.

Vorwärts ist unser Losungswort;
So ruft auch ihr.
Stürmt ihr zum Tod an euren Ort,
Zum Leben wir!

Zu den protestantisch-orthodoxen, politisch hochkonservativen Gegnern der freiheitlichen Bewegung gehört J. J. Schneider mit seinen „Zeitgedichten" (Basel, Druck und Verlag von Felix Schneider). In korrekter Sprache und wohlgebauten Versen, aber ohne poetischen Schwung und ästhetisches Feingefühl, bekämpft der als weltabgewandter Geistlicher seine Lebensweisheit nur aus Bibel und Dogmen schöpfende Poet die liberale Lyrik:

O hätten die „von Fallersleben,
Herwegh und Prutz" — die Wahrheit klar erkannt;
Sie hätten Besseres der Welt gegeben
Und heiligerem Ziel sich zugewandt:
Der Harfenton in leerem Nichts verschwimmt,
Wenn reine Liebe nicht, wenn Haß ihn stimmt.

Derartige Klagerufe aus dem reaktionären Lager bestätigen die Richtigkeit einer damals zutreffenden Bemerkung Julius Fröbels, den Gottfried Keller vor der Veröffentlichung der ersten Sammlung seiner Gedichte im Jahre 1843 über seinen poetischen Beruf befragt hatte. Fröbel, der die hohe Begabung Kellers erkannte, erklärte es als wichtig für die weitere geistige Entwicklung der Schweiz, daß sie in der allgemeinen Bewegung der Zeit sich auch literarisch geltend mache, was bis dahin durchaus nicht geschehen sei. Die damals bedeutendsten Dichter und Belletristen der Schweiz: Fröhlich, Reithard, Bitzius folgten einer im wesentlichen veralteten Richtung, und diese hat sich noch längere Zeit erhalten. Um so notwendiger und heilsamer war es, daß in die schweizerische Poesie ein neuer, frischer, lebenskräftiger Zug kam, als dessen berufensten Vertreter wir den geist- und charaktervollen Sänger des helvetischen Nationalliedes zu begrüßen haben.

XVII.

Ungenannte und pseudonyme Dichter,

in Versen abgefaßte Flugblätter, Volks- und Zeitungsstimmen

verdienen in einer Darstellung der politischen Lyrik insoweit Berücksichtigung, als sie wesentlich zur Kennzeichnung der zeitgenössischen Poesie oder der Zeitgeschichte selbst beitragen.

Zu unserem Überblick über die Rheindichtung von 1840 sind in dieser Hinsicht von anonymen poetischen Kundgebungen zunächst zwei anzuführen, die im Stuttgarter „Morgenblatt" (1840, No. 296 und 1841, No. 174) erschienen sind. Das erste Gedicht führt den Titel: „Der Rhein und die heutigen Rheinsänger" und lautet:

Wie goldne Aepfel klingen
In silbernem Gefäß,
Schallt überall das Singen
Der deutschen Marseillais'.

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein!"
So singen wackre Knaben
Und Männerbaß stimmt ein.

Und Jung' und Alte wähnen,
Sie seien kampfbereit:
Doch unter Löwenmähnen
Steckt nur — „ein woll'nes Kleid."

Wie wunderbar bescheiden
Spricht nicht das Lied uns an:
Mehr wollen wir nicht leiden,
Als was man uns gethan.

Und was ist nicht geschehen
Dem deutschen Volk zur Schmach!
Der Rhein hat es gesehen
Und sieht s noch jeden Tag.

Wo Hochgebirge ragend
Des Flusses Quell' umfah'n,
Wohnt nun ein Völkchen, fragend:
Was geht uns Deutschland an?

Bei Straßburg auf der Brücke
Schaut eine Fahn' empor;
Ihr seht beim ersten Blicke:
Die Fahn' ist tricolor.

Und in den Niederlanden
Hält uns zum Hohn Mynheer
Den schönen Strom in Banden
Und grinst: „jusqu'à la mer!"

Sie sollen ihn nicht haben,
Solange wir nicht todt —
Dies mahnt an jenen Knaben,
An's Huhn und Butterbrod.

Bleibt uns auch nur die Krume,
So sind wir hochbeglückt;
Wir rechnen es zum Ruhme,
Daß wir uns durchgeflickt.

Was wir von je besessen,
Das haben wir — o Scham! —
In dumpfem Sinn vergessen,
Sobald der Feind es nahm.

Nur Eines noch erfahret,
Dies Eine haltet fest:
Wer nicht das Ganze wahret,
Behält auch nicht den Rest.

Drum klimpert nicht, ihr Guten,
Vom freien deutschen Rhein:
Laßt uns die theuern Fluthen
Verdeutschen und befrei'n!

Das zweite Gedicht führt sich als „Deutsches Volkslied" ein:

Ich mag sie nicht, die Franzen! —
Sie mögen über'm Rhein
Hantieren, prahlen, tanzen,
Nur fern dort drüben sein.

Ich mag sie nicht, die Franzen;
Sie sollen felsendicht
Die Stadt Paris verschanzen:
Nur wollen wir sie nicht.

Ich mag sie nicht, die Franzen! —
Sie mochten uns noch nie
Das rechte Leben pflanzen;
Nichts Gutes bringen sie.

Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die stets auf uns vererbt
Ein Heer von Schwätzern, Schranzen
Und deutsches Blut verderbt.

Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die Deutschland manches Jahr
Betäubt mit Firlefanzen,
Bis es zerrissen war.

Ich mag sie nicht, die Franzen,
Die unsre Gau'n verbrannt
Und herzlos blut'ge Lanzen
Uns durch die Brust gerannt.

Doch haß' ich nicht die Franzen,
Und wollt ihr mehr und mehr
Für Haß uns Liebe pflanzen,
Dann kommt als Brüder her!

Seid uns gegrüßt, ihr Franzen,
Mit Geist und Friedensglanz!
Wir lassen euch im Ganzen,
Drum lasset uns auch ganz!

Bis dahin bleibt, o Franzen,
Fern hinter'm deutschen Rhein!
Und schwingt ihr dennoch Lanzen,
Wird man gerüstet sein.

Wollt euer Joch ihr pflanzen
Auf Deutschlands Felsenhöh'n? —
Kommt! hier sind heil'ge Schanzen,
Denn Gott wird für uns steh'n!

Ein anderes, an Beckers Rheinlied anklingendes Zeitgedicht, das seine Spitze gegen einen vermeintlichen inneren Feind richtet, citiert Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" (Bd. V S. 442) als ein zu Anfang der Vierziger Jahre in einer hannover'schen Zeitung erschienenes „trutziges Lied", das gegenüber den Bestrebungen, den hannover'schen Steuerverein zum Anschluß an den Zollverein zu bewegen, „den ganzen Gedankenreichtum des welfischen Nationalstolzes treu wiedergab":

„Wir wollen ihn nicht haben,
Den preußischen Zollverein. —
Wir wollen ferner brauchen
Zum Punsch den echten Rak;
Wir woll'n auch ferner schmauchen
Ein gutes Blatt Tabak!"

Auch ein vielgenannter kurhessischer Staatsmann mußte sich eine freie Anwendung des Rheinliedes auf seine Person gefallen lassen. Als Hassenpflug, der nach seinem durch verfassungswidrige Ränke verursachten Mißgeschick in Kurhessen zu Ende der Dreißiger Jahre erst in Sigmaringen, dann in Luxemburg als Minister gewirkt und „in der Westmark sich redlich bemüht hatte,

die Unabhängigkeit des deutschen Großherzogtums gegenüber dem niederländischen Königreich zu sichern" (Treitschke, D. G. V, 54) von Friedrich Wilhelm IV. 1840, gleichzeitig mit der Berufung seiner Schwäger, der Brüder Grimm, an die Berliner Akademie, zum Richter am Berliner Obertribunal ernannt wurde, kam in Berlin ein Gedicht in Umlauf:

„Wir wollen ihn nicht haben,
Den Herrn von Haß und Fluch!
Scheinheiliger Gespiele
Im frommen Höflingstroß
Der Stolberg, Gerlach, Thile,
Der Radowitz und Voß."

Auch Hassenpflug's spätere nochmalige staatsmännische Thätigkeit in Kurhessen, wo er aufs neue die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung bekämpfte, trug dem „Hessenfluch" manchen Spottvers ein.

Erfreulicher vom nationalen wie vom ästhetischen Gesichtspunkt ist ein den Seherblick seines Verfassers erweisendes Gedicht „Ostdeutschland", das 1842 in Königsberg (bei Theodor Theile) erschien. In seinen schlichten, aber kernigen Versen findet man das Programm vorgezeichnet, das erst nach Jahrzehnten in weiteren Kreisen verstanden und von Staatsbehörden und berufsmäßigen Politikern zur Richtschnur für die praktische Stellung der Deutschen in den Ostmarken genommen wurde. Wir geben zur Probe die erste Strophe:

Wir wollen *mehr* als Preußen sein,
Wir wollen *Deutsche* heißen!
Vom Niemen an bis zu dem Rhein
Ist Deutschland und nicht Preußen!
Vom Rhein zum Niemen *ein* Gemüth,
Das heiß der *eine* Wunsch durchglüht,
Dem *eine*, *eine* Hoffnung blüht: —
O nennet uns Ostdeutschland!

Anläßlich der in den Vierziger Jahren ins Werk gesetzten allgemeinen Sammlung für die Errichtung des *Hermanns-Denkmals* im Teutoburger Walde erzielte ein anonym erschienenes Gedicht große Wirkung, das unter der Aufschrift „Protest Hermanns des Cheruskers" verbreitet wurde:

Ihr wollt mir bauen eine Säule,
Ein Denkmal, das mich nennt und ehrt?
O, führt' ich meine alte Keule,
Mit einem Schlag wär' es zerstört!

Wie kannst du, Gegenwart, es wagen,
Du Volk, das sich das deutsche nennt,
Mir, der die Römer einst geschlagen,
Zu setzen jetzt ein Monument?

Mir, der die Römer einst geschlagen,
Die wieder jetzt mit frecher Hand
Dich, deutsches Volk, in Ketten schlagen
Und dir vernageln den Verstand!

Ihr sollt kein Monument mir setzen,
Die Mühe sei Euch gern geschenkt,
Solang des heil'gen Rockes Fetzen
In einem deutschen Tempel hängt!

Kein Denkmal mir im deutschen Land,
Ich müßte nur vor Scham erglühn,
So lang ein deutscher Protestant
Muß vor dem römschen Priester knien!

Ich will von keinem Denkmal wissen,
Solange noch im deutschen Land
Der Mann wird von der Frau gerissen
Durch Roms erbarmungslose Hand!

Ein Denkmal, daß es mich ergötze,
Und wär' es nur ein Haufen Sand,
Baut, wenn nicht mehr durch Roms Gesetze
Geknechtet wird das deutsche Land!

Die markigen Verse haben die Aufrichtung des Bandel'schen Standbildes nicht verhindert.

In H. Marggraffs „Liederbuch des deutschen Reiches" (Leipzig, 1845) erschien ohne Autorangabe nachstehendes Gedicht:

Der alte Gaul.

O armer Gaul aus edlem Sproß,
Wie bist du zugeritten!
Wie hast du, einst ein Feuerroß,
So ruhig dies gelitten!

Du warst so kräftig einst und frei
Und liefest auf den Wiesen;
Man durft' dich nicht in Sklaverei
In einem Stall verschließen.

Du trugst den einen Reiter nur,
Den du erwählt zum Reiten;
Er konnte blos dich durch die Flur
Mit sanftem Zügel leiten.

Wenn er mit Sporen dich verletzt
Und dich im Sattel drückte,
So hast du gleich ihn abgesetzt,
Eh' es ihm zweimal glückte.

Jetzt spornt und schlägt und hetzt man dich
Und du gehst ruhig weiter
Und trägst, seitdem der eine wich,
Nun sechsunddreißig Reiter.

Ein jeder hat an dich jetzt Recht
Und übt es aus mit Prügeln
Und hält für dich noch manchen Knecht,
Um tüchtig dich zu striegeln.

Sie sperrten dich im Stalle ein
Und lassen dich bewachen,
Damit dich nicht der Sonne Schein
Zu kräftig möge machen.

Nur wenn einmal ein Fremder naht,
Führt man dich vor aus Gnade,
Man legt dir auf den besten Staat
Und macht mit dir Parade.

Man wirft dir etwas Hafer vor —
Doch weit von deiner Nase —
Und flüstert schmeichelnd dir ins Ohr,
Du seist von edler Race.

O guter Gott! wie trägst du steif
Den Kopf dann in die Höhe!
Wie schlägst du mutig mit dem Schweif,
Damit's der Fremde sehe!

Wie grüß'st du wiehernd deinen Herrn,
Den größten von den vielen,
Wenn er sich lächelnd naht von fern,
Einmal mit dir zu spielen!

Er nimmt dir deine Kette ab,
Läßt stolz den Schweif dir winden,
Um gleich nach dem Paradetrab
Dich fester nur zu binden.

Er hüb' sich gern allein zum Herrn,
Um recht dich zu bepacken,
Und drückte seinen Adler gern
Dir auf die Hinterbacken.

O steh nicht ruhig wie ein Schaf,
Laß dich nicht mehr besteigen;
Sie wollen mit dem Alaaf*)
Dir nur den Hafer zeigen.

Man wird dich, daß du besser trägst,
Allmählich englisiren
Und dir den Schweif, womit du schlägst,
Auf polnisch kurz coupiren.

Dann läßt man dich — denn du bist doch
Zu frei noch im Bewegen —
Von dem Kosakenhengste noch
Am Ende gar belegen.

O armer Gaul! O armer Gaul!
Wie kamst du in die Falle!
Zerreiß die Ketten mit dem Maul
Und fliehe aus dem Stalle!

Noch ist es Zeit, sie werden bald
Das Maul dir ganz verbinden,
Um leicht dich, ohne viel Gewalt,
Lebendig dann zu schinden.

*) Niederdeutsch, für „hoch auf!"

Dieses Gedicht war nach einer Erklärung der Redaktion der „Sächsischen Vaterlandsblätter" anfänglich dieser Zeitschrift angeboten, aus ungenannten Gründen aber nicht dort an die Öffentlichkeit gelangt. Die Autorschaft wird von dem genannten Organ „einem süddeutschen bekannten Dichter" zugeschrieben; daß damit Uhland gemeint sein konnte, wie mehrfach angenommen wurde, ist unseres Erachtens unzutreffend. Die dem ungenannten Verfasser von den „Sächsischen Vaterlandsblättern" zugeschriebenen späteren poetischen Veröffentlichungen bezeugen ebensowenig den Geist des schwäbischen Dichters.

Den Gegenstand mehrerer anonymen „Gedichte" bildete das Attentat des Bürgermeisters Tschech auf Friedrich Wilhelm IV. am 26. Juli 1844. Ein Bänkelsänger intonirt mit etwas zweifelhafter Loyalität:

Leute, tretet rings heran,
Hört euch die Geschichte an,
Hört, was vormals an der Spreen
In der Hauptstadt ist geschehn.

Jedes brave Preußenherz
Richt' die Blicke himmelwärts,
Denn man sieht, wie wundersam
Gott schützt unsern Fürstenstamm.

Friedrich Wilhelm hat gehört,
Daß die Weber sich empört,
Wollt' in Schlesien sie besuchen
Und traktirn mit Pfefferkuchen.

Unten also in dem Schloß
Steht dem König sein Karoß,
Das war Morgens um die Achte,
Als noch Niemand Böses dachte.

Neuchateller stehn umher
In dem Arm ihr klein Gewehr:
Und ein Mann, ganz eingemummelt,
Ist ins Schloß hineingebummelt.

Pocken hat er im Gesicht,
Das bedeutet gutes nicht —
Duncker hätte gleich errathen,
Dieser würde attentaten.

Seht, die edle Königin
Setzt sich in den Wagen 'rin!
Redern reicht ihr eine Düte
„Schmeckst du prächtig" erster Güte.

Auch der König tritt heraus,
Sieht noch ganz verschlafen aus,
Thut sich rechts und links verneigen
Und dann in den Wagen steigen.

Wie er nun darinnen sitzt,
Tschech sein Terzerol abblitzt;
Zweimal schießt er ungerührt,
Bis man endlich ab ihn führt.

Daß er noch am Leben blieb,
Dieses war dem König lieb, —
Und dem Kutscher läßt er sagen,
Auf die Pferde loszuschlagen.

Vor dem Schlosse macht er Halt,
Zeigt dem Volk sich von Gestalt,
Sprechen thut er diesmal wenig,
Und man ruft: „Es leb' der König!"

War wohl je ein Mensch so frech
Als der Bürgermeister Tschech?
Der verruchte Uebelthäter,
Hochverräther, Attentäter?

Fast bracht' er den König um
Vor dem ganzen Publikum,
Schoß sogar der Landesmutter
Durch den Rock ins Unterfutter!

Leute, tretet näher 'ran,
Höret die Moral euch an,
Die man zieht aus dem Gedicht:
Traut keinem Bürgermeister nicht!

Wir entlehnen das Gedicht den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten" (Leipzig, C. Schlicke). Der sensationelle Stoff ist auch mit anderem Text und nach anderen Singweisen fruktificiert worden.

Einen der meistbehandelten Vorwürfe für die politische Lyrik lieferte die schlesische Webernot. In H. Püttmann's „Deutschem Bürgerbuch für 1845" (Darmstadt 1845, Verlag von C. W. Leske) ist das „Lied der Weber in Peterswaldau und Langenbielau", das nach der Melodie „Es liegt ein Schloß in Österreich" gesungene „Blutgericht" abgedruckt, dessen realistische Bilder der moderne Leser zu Ende des Jahrhunderts in Gerhard Hauptmann's Drama: „Die Weber" wiederfindet. Das denkwürdige „Lied" ist natürlich in der Form mangelhaft, indessen glauben wir wenigstens einige Strophen wörtlich wiedergeben zu sollen:

Hier im Ort ist das Gericht,
Viel schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht mehr ein Urtheil spricht,
Das Leben schnell zu nehmen.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

Ihr Schurken all', ihr Satansbrut!
Ihr hölliſchen Cujone!
Ihr freßt der Armen Hab' und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne!

Ihr seid die Quelle aller Noth,
Die hier den Armen drücket,
Ihr seid's, die ihm das trockne Brot
Noch von dem Munde rücket.

O! Euer Geld und euer Gut,
Das wird dereinst zergehen
Wie Butter an der Sonne Glut,
Wie wird's um euch dann stehen?

Wenn ihr dereinst nach dieser Zeit,
Nach diesem Freudenleben,
Dort, dort, in jener Ewigkeit
Sollt Rechenschaft abgeben?

Doch ha! sie glauben an keinen Gott,
Noch weder an Höll' und Himmel,
Religion ist nur ihr Spott,
Hält sich ans Weltgetümmel . . .

Das „Blutgericht" war leider das Vorspiel trauriger Ereignisse. Im Jahre 1848 kam es in den großen Weberdörfern Schlesiens zu blutigen Auftritten. Am 4. Juni wurde in Peterswaldau die Fabrik eines im „Blutgericht" als einer der schlimmsten Arbeitgeber angeschuldigten Großindustriellen namens Zwanziger demoliert; ebenso erging es zwei Fabriken in Langenbielau. Durch den Landrat wurde aus Schweidnitz Militär requiriert, das gegen die Weber zur Waffe griff. Es wurden elf Personen getötet, die doppelte Zahl verwundet.

Auch in den rheinpreußischen Industriebezirken war in den Vierziger Jahren, namentlich unter der Weberbevölkerung, in ähnlicher Weise das Arbeiterelend in Versen erörtert worden. Im „Elberfelder Gesellschaftsspiegel" erschien im Jahr 1845 „ein neues Lied von den Webern", dessen Autorschaft dem Elberfelder Kaufmann und später durch „Märzgesänge" und „Leierkastenlieder" weiteren Kreisen vorteilhaft bekannt gewordenen Dichter Adolf Schults (geb. 5. Juni 1820, gest. 2. April 1858) zugeschrieben und worin die Schuld an dem Elend der Weber mit ironischem Sarkasmus den Armen selbst aufgebürdet wurde:

Die Weber haben schlechte Zeit,
Doch wer ist schuld an ihrem Leid?
Einleuchten muß es Jedermann:
Sie selber nur sind schuld daran.
Das alte Wort bewährt sich stets,
Das Sprichwort: Wie man's treibt, so geht's!
Sie sollten, statt zu klagen, weben,
So könnten sie gemächlich leben!

Was hungern sie nach Fleisch, nach Bier?
Sie sollten zügeln ihre Gier!
Das Sprichwort sagt: Gesundes Brod
Und Wasser färbt die Wangen roth.
Wer heißt die Faulen denn um Zehn
Am Abend schon zur Ruhe gehn?
Sie sollten hübsch bis Zwölfe weben,
So könnten sie gemächlich leben!

In grellem Kontrast zur Webernot stand der Frohmut der Studenten. Die schwarzrotgoldne Burschenschaft war dem Metternichschen Regiment selbstverständlich ein Greuel; um so mehr pflegte sie auf den preußischen, wie auf den mittel- und kleinstaatlichen Hochschulen, namentlich in den protestantischen Universitätsstädten, den deutsch-nationalen Gedanken auch im vaterländischen Lied und Gesange, oft schonungslos in satirischen Spottversen, welche die Liebhabereien der Fürsten zur Zielscheibe benützten:

Und der König, der von Bayern
Will direkt in 'n Himmel steuern,
Drum baut er die Kreuz und Quer
Klöster und Hexameter (!).

Und der Kurfürst, der von Hessen
Hat sein Land schon längst vergessen,
Denn er liegt den ganzen Tag
Bei der Gräfin Reichenbach. —

Was macht denn Kaiser Ferdinand?
„Studenten sind mir unbekannt."
Die Schaar mit schwarzrothgoldnem Band
Ist längst aus Oesterreich verbannt.

Mit dem Jahre 1848 schwillt die Masse der namenlosen und sich unter allerlei angenommenen Namen verbergenden politischen Versschmiede zu einer solchen Sturmflut an, daß wir im Schlußkapitel unserer zusammenfassenden Darstellung der Blüte unserer politischen Lyrik aus dem hier betonten Worte und Standpunkte die Berechtigung ableiten müssen, uns auf wenige kurze Hervorhebungen zu beschränken. Die versifizierten Schilderungen, Betrachtungen, Beurteilungen, Verherrlichungen, Verspottungen, Entstellungen, Parodierungen der Zeitereignisse, sowie die rhetorischen, pathetischen, dithyrambischen, kritischen und noch mehr unkritischen Geistes- und Herzensergießungen in mehr oder minder gelungenen oder mißlungenen metrischen Formen würden gesammelt für sich allein Bände füllen. Schon die Katalogisierung derartiger Erzeugnisse, wie sie in Wien und Berlin versucht worden ist, erforderte mehr Raum, als uns zur Verfügung steht. Selbst von den Auszügen, die wir uns davon angelegt haben, müssen wir uns auf ein minimales Excerpt beschränken, indem wir zugleich auf die Hauptquellen verweisen, aus denen mehr zu schöpfen ist.

Für die Wiener Revolutions- und Reaktionspoesie des Jahres 1848 liegt in dem schon mehrfach erwähnten „Wiener Parnaß" des Freiherrn von Helfert ein reichhaltiges Sammelwerk vor.

Die Berliner politische Lyrik des Sturmjahres ist in der „Berliner Revolutionschronik" von Ad. Wolff wenigstens in

ihrem Hauptcharakter in orientierender Weise geschildert. Hans Blums Jubiläumswerk „Die deutsche Revolution 1848—1849" liefert eine ähnliche Information für ganz Deutschland und giebt unter einer größeren Anzahl vollständiger Texte von Aktenstücken der revolutionären Bewegung auch einige versifizierte im Wortlaut wieder.

Eine ungemein zahlreiche Sammlung von Flugblättern, auch anonymen poetischen, aus der Berliner und preußischen Volksbewegung hat, wie wir schon bei den mit Namen genannten Tagespoeten (S. 368 f.) anführten, ein Berliner Arzt Dr. George Friedländer in langjährigem Eifer angelegt und bei seinem Tode der Reichshauptstadt vermacht, die das wertvolle Geschenk in einer besonderen Abteilung ihrer Magistratsbibliothek (Berlin, Zimmerstraße No. 90) zur Benutzung aufgestellt und letztere durch einen gedruckten Katalog erleichtert hat. Dieser Katalog bietet schon durch die Titel und Citate der Einzelblätter einen wertvollen Beitrag zur Kennzeichnung jener massenhaften Druckschriften, und für die ungenannten Poeten gilt das Gleiche wie für die genannten. Auch ein Aufsatz von Arend Buchholtz in der „Deutschen Rundschau" von 1898 über „die Literatur der Berliner Märztage" von 1848 charakterisiert den Aufschwung, den in jenen stürmischen Tagen neben der volkstümlichen Beredtsamkeit in Wort und Schrift, insbesondere der Journalistik und dem Plakatwesen, auch die politische Lyrik in Berlin genommen hat. Aus vielen hundert Quellen, schreibt der Verfasser, hat sie gerieselt: Revolutions- und Barrikadenlieder, Elegien und Jubelgesänge, Oden und Liederkränze, Rückblicke und Hoffnungen, Kapuzinerpredigten und Konstablerlieder, Totengesänge und Verbrüderungsakte: alle möglichen Arten von Märzpoesien wurden in Berlin in den Straßen feilgeboten. Der meistbesungene Tag war der 18. März, und am Beerdigungstage der Märzkämpfer ist aus den Reihen der hauptstädtischen Einwohnerschaft eine ganze Anzahl Gedichte erschienen, die während des Zuges zum Friedrichshain und an den Gräbern reißenden Absatz fanden. Die leidenschaftliche Feier der Toten und die Klage um sie klingt immer wieder in die Hoffnung aus, daß die „erschlagenen Brüder" „für die Freiheit gestorben sind"; das „Weltgericht werde ihren Thaten Kränze flechten".

Vielleicht den höchsten Rekord in der blutrünstigen Rhetorik der Berliner anonymen Revolutionslyrik erreicht ein Gedicht „an den König von Preußen", dessen hochtragisch gemeintes, die volltönendsten Phrasen Herweghs noch übertrumpfendes Pathos uns freilich heute nur kühl kritisch stimmen kann:

Du hast's gewagt! Der Würfel fiel,
Du hast den Rückweg dir verrammelt;
Durch Ströme Blut willst du zum Ziel,
Wo dir die Wut noch Flüche stammelt.

Doch auf dem schuldbeladnen Haupt
Wankt schon die blutbefleckte Krone,
Längst war dein Lorberkranz entlaubt:
Herab, herab von deinem Throne!

Ha! stolzester der Fürsten du,
Weh dir! Dein Stern muß ganz erbleichen,
„Fluch“ donnern dir die Völker zu,
„Fluch“ sprechen stumm die kalten Leichen.
Ha! hat der Himmel keinen Strahl?
Hat denn die Erde keine Schlünde?
Hat denn der Tod nicht eine Qual,
Die keines Menschen Herz ergründe?!

O! Alles, Alles ruf' ich an,
Es fall' auf dich, gekrönter Henker!
Dumpf brauf' es an dein Ohr heran:
„Du bist verworfen, Völkerlenker!“
Ha! Könnt' an den Kometen ich
Dich fesseln eng mit glühnden Streifen,
Daß diese Ruthe Gottes dich
Mög' durch das ganze Weltall schleifen!

Seht, wie das Blut gen Himmel raucht!
Es wallt als Opferdampf nach oben.
Auf! Deutsches Volk! Hineingetaucht
Die Finger! Schwör's beim Himmel droben,
Daß bald gerächt der Sterbeschrei
Trotz Degen, trotz Kanon' und Bombe.
Daß nicht umsonst gefallen sei
Der Freiheit große Hekatombe! —

Nein, nicht umsonst starbt Ihr den Tod,
Ihr konntet keinen schönren sterben,
Der Freiheit Tag naht blutigrot,
Auch wir, wir wollen um ihn werben.
Und tausend Dolche sind bereit,
Geschliffen werden tausend Klingen;
Sie sehnen sich in Kampf und Streit
In des Despoten Haupt zu dringen.

Ha! zittre, Heuchler, Scheusal, nur!
Der Rache Tag wird dich ereilen!
Noch feucht ist jenes Blutes Spur,
Die Wunden wollen noch nicht heilen.
Du darfst nicht länger athmen mehr,
Pest bringt dein Hauch, er weht Verderben,
Blut macht die Sündenschale schwer,
Verworfener! — Ha! — Du mußt sterben!

Bereite dich! Die Hölle winkt,
Die Teufel freun sich des Genossen.
Am Ehrenplatz dein Becher blinkt,
Drin wallt das Blut, das du vergossen.
Trink aus! Trink aus! Ein edler Trank!
Du dürstest wohl, Champagnerzecher? — —
Als dort dein Volk zu Boden sank,
Da floß genug für deinen Becher!

O, edles Blut! Du rauchst empor
Noch ungerächt! — wir wolln dich rächen,
Wir sprengen jetzt das letzte Thor
Die letzten Ketten zu zerbrechen!
O! heilig stets wirst du uns sein
Und jeder Mann, der dort gestritten:
Die volle Freiheit soll es sein;
Heil! Ihr habt nicht umsonst gelitten!

Bei der bekannten Begabung der Berliner mit satirischem Witz und ihrer Neigung, den Ereignissen eine spaßhafte Seite abzugewinnen, war es natürlich, daß auch nach den blutigen Scenen der Märztage sofort wieder die humoristische Betrachtung der Dinge Platz griff und in der Presse ihren Ausdruck fand, wobei neben der naturgemäß überwiegenden prosaischen auch zum Teil die poetische Form gewählt wurde. Zuerst gewannen die meist im Berliner Dialekt abgefaßten Flugblätter von „Aujust Buddelmeyer“ — pseudonym für Dr. med. Adalbert Cohnfeld aus Pyritz — weite Verbreitung, und die „Buddelmeyer-Zeitung“ blieb, so lange sie von Cohnfeld redigiert wurde, sehr beliebt. Eine weitere Probe damaliger Flugblätter bietet ein an-

geblich in Chemnitz (Kommissionsverlag von G. Erneſti's Buchhandlung, Druck von J. C. F. Pickenhahn u. Sohn) erſchienenes Heftchen unter dem Titel: „Berlin in ſeinem Jlanze". Das erſt am Schluſſe angefügte Motto ſagt: „Laut ſpricht des Lebens Ernſt, doch tiefer dringt ins Herz der bittre Scherz." Dem Titel folgt die Anweiſung zum Singen: „Nach bekannter Melodie". Die einleitenden Strophen hat „der Bänkelſänger" vorzutragen:

„Leutchens, höret im Jedichte
Eene jroße Mordjeſchichte,
Die ſich zujetragen hat
In Berlin, der ſchönen Stadt,
Uf die neue Mode.

Dorten lebt ein jroßer König,
Der bis jetzt in Thaten wenig
Für ſein Volk hervorjebracht,
Doch viel Worte hat jemacht
Uf die neue Mode.

Als das Volk von ihm bejehret,
Daß er nun nicht länger wehret,
Was der Papa einſt verſprach,
Rümpft' er ſeine Naſ' und ſprach
Uf die neue Mode:

„Daß ich mir nich ärgern werde,
Es bringt keene Macht der Erde
Zwiſchen meine Leut' und mir
Ein beſchriebnes Blatt Papier
Uf die neue Mode.

Der Bänkelſänger erzählt darauf, was in den Februar- und Märztagen in Paris geſchehen, wie die Bewegung auch Deutſchland ergriff:

Und da ſelbſt das Metternichel
Fortgejagt der deutſche Michel,
Rief der Preuß: „Nu man friſch druf,
Friedrich Wilhelm, wache uf,
Uf die neue Mode!"

Janz Berlin ſpitzt ſeine Ohren,
Daß keen Wörtchen jeht verloren
Von der wunderſchönen Red'
Der redſel'gen Majeſtät
Uf die neue Mode.

Und da ſteht mit ſeiner Krone
König Rex auf dem Balkone,
Fängt 'ne ſchöne Rede an,
Wie er vielmals ſchon gethan
Uf die neue Mode.

Doch das Volk iſt arg betrogen,
Denn es kommt herangezogen
Königliches Militär,
Schießt auf Bürger ohne Wehr
Uf die neue Mode.

Und die biedern Cavall'riſten
Widerſtehn nicht ihren Lüſten,
Springen in die Menſchheit nein,
Hauen mit den Säbeln drein
Uf die neue Mode.

Nun berichtet ein „erſter Sprecher" mit jambiſch-anapäſtiſchen, ein „zweiter Sprecher" mit trochäiſchen Strophen über den vom König und vom Militär geübten „Verrat" und „Brudermord", darauf ertönt „des Volkes Stimme", bis dann „der Bänkelſänger" wieder anhebt:

Nun man luſtig, der Berliner
Jubelt jetzo trotz dem Wiener
Heiſa, Heiſa, Dudeldei,
Alle Noth iſt ja vorbei
Uf die neue Mode.

Unſer König hat verjeben,
Laßt den juten König leben!
Fünfzehnhundert Leut ſind todt,
Aber das hat keine Noth
Uf die neue Mode.

In dieſer Tonart geht es weiter, um den König auch noch als künftigen deutſchen Kaiſer zu feiern:

Unser jutes Preußen werde
Herrin uf die janze Erde,
All das kleene deutsche Pack
Stecken wir in unsern Sack
Uf die neue Mode.

Badisch, bairisch, schwäbisch, reußisch,
Alles wird von nun an preußisch,
Mecklenburg und du auch, Hannover, kommst zuerst mit dran
Uf die neue Mode.

Oesterreich und alle Hessen
Werden eiligst ufgefressen,
Und das andre kleene Zeug
Muß in Friedrich Wilhelms Reich
Uf die neue Mode.

Und och ihr, ihr feinen Sachsen,
Machet man mich keene Faxen,
Euer Ländchen woll'n wir hol'n,
Hab'n die Hälfte schon je —

statt „stohl'n" ist vorsichtigerweise „nommen" gedruckt, offenbar aus zarter Rücksicht sowohl auf den Druckort wie auf den Ort der Verbreitung dieses „feinen" Liedes!

Unter den periodischen Witzblättern zeichnete sich zuerst die von Dr. Arthur Mueller redigirte „Ewige Lampe" durch ihren satirischen Ton aus; sie ging aber, wie andere ähnliche Unternehmungen, mit der siegreich fortschreitenden Reaktion schon 1849 wieder ein. Das einzige zu dauerndem Bestande und steigender Blüte gelangte Witzblatt, das aus dem Frühling des Revolutionsjahres herstammt und das allmählich für die politische Lyrik von größerer Bedeutung geworden, ist der am 7. Mai 1848 als „Organ für und von Bummler" begründete, von den hochbegabten Schlesiern David Kalisch, Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein im Verlage von A. Hofmann redigierte, von dem Berliner Wilhelm Scholz mit Zeichnungen versehene „Kladderadatsch". Am 11. Juni 1848 gab er den Lesern einen „ministeriellen Rebus" auf:

Bei Reaction steht vornean
Justizminister . . . . (Bornemann)
Denk' ich an das ancien régime,
So fall' ich gleich auf Graf . . . . (Arnim)
Nur halbe Sachen, nichts als Flausen
Macht Präsident aus Köln . . . . (Camphausen)
Des Geistes Cultus traf schwer ihn!
Wen anders wohl als . . . . (Graf Schwerin)
Wahrhaftig: ich bedauer's bald,
Daß ich gewählt den . . . . (Auerswald)
Wem war der Waffenausfuhr Plan nütz?
O Kriegsminister, Herr von . . . . (Planitz)
Was thatest du fürs Volk bis dato,
Arbeitsminister Herr von . . . . (Patow)
Vielleicht der einz'ge ganze Mann
Ist noch Minister . . . . (Hansemann)

Auch Wechselgesänge zwischen Revolutionären und Reaktionären wurden vom Publikum in Verse gebracht. Die Konservativen, welche die Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England ersehnten, sangen da nach einer beliebten Polka-Melodie:

„Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen,
Komme doch, komme doch nach Berlin!
Unsre faule Bürgergarde
Will nicht mehr auf Wache ziehn,

Will nicht mehr das Kuhbein tragen,
Will nicht mehr das Pöbel jagen,
Und das Pöbel wird gemein,
Schmeißt den Leuten die Fenster ein."

Darauf parodierten die Volksmänner zur Drehorgel:

„Schlächtermeister, Prinz von Preußen,
Komm doch, komm doch nach Berlin!
Wir woll'n Dir mit Steinen schmeißen
Und die Barrikaden ziehn."

Und so mit Grazie weiter.

Vom politisch-poetischen Volksgeist in Süddeutschland möge die alte Bundesstadt ein paar Proben liefern. Bei der Illumination, die im März 1848 zu Frankfurt am Main aus Anlaß der Eröffnung des Vorparlaments stattfand, wurden, wie Wilhelm Jordan in seinem „Demiurgos" (Zweiter Band, achtes Buch, S. 74 ff.) anführt, u. a. folgende Reime als Transparente zur Schau gestellt:

„Gott sei gedankt, nun darf man wagen
Die deutschen Farben frei zu tragen.
Mit Zuchthaus wurde sonst bedroht
Wer sich geschmückt mit Schwarz-Gold-Roth.
Nun trägt zu seiner eignen Schmach
Die Farben selbst der Bundestag."

„Wort und Gesinnung seien unsre Waffen,
Sie sollen Freiheit, werden Glück uns schaffen."

An einem Wirtshaus war zu lesen:

Die Freiheit und der Aeppelwein
Sind heuer gut geraten;
Drum, freie Brüder, kommt herein:
Hier macht man Demokraten.
Alle Völker sollen leben,
Die vom Freiheitsdrange glühn,
Aus den Gräbern sich erheben
Und dem Lenz entgegenblühn!

Die Freiheit pfeifet nun drauf los,
Der Michel schlägt den Takt,
Und alle Fürsten, klein und groß,
Tanzen sich contract.
Ihr habt uns lang genug gesuchst,
Nun woll'n wir euch kuranzen.
Auf welchem Stammbaum ihr auch wuchst,
Ihr seid für uns nur Wanzen!

Bedeutsam ernste lyrische Echos wurden in Deutschland durch die standrechtliche Erschießung Robert Blums in Wien erweckt. Sensation machte namentlich das Gedicht: „Robert Blum und Windischgrätz":

Dem Verdienste seine Kronen und dem Henker seinen Lohn,
Für den Mann des Volks drei Kugeln — einen Stern dem Fürstensohn!
Dem Gemordeten den Lorbeer von dem deutschen Vaterland
Und dem Mörder einen Orden von des Russenkaisers Hand!

Mit zwei Kugeln in dem Herzen, eine Kugel in dem Haupt,
Fiel er, der mit edlem Muthe an der Freiheit Sieg geglaubt,
Der voran vor allem Volke hoch der Freiheit Banner schwang
Und im Freiheitssturm der Erste auf den Wall der Knechtschaft sprang.

„Für die deutſche Freiheit ſterb' ich! — Vaterland, gedenke mein!"
Ruft er, und die Kugeln ſchlagen ihm in Haupt und Bruſt hinein,
Und ein Streifen edlen Blutes, langſam rinnend in den Sand,
Schmückt die treue Bruſt — der Freiheit purpurrotes Ordensband!

Mit dem Schmuck der roten Wunde wirſt du in das Grab geſenkt,
Und dein Vaterland gelobt dir, daß es deiner ewig denkt,
Legt die friſche Bürgerkrone auf die blut'ge Bahre dir,
Pflanzt an deinem grünen Hügel auf der Freiheit Siegspanier.

Mit Kanonen und Kartätſchen zog der Henker hin vor Wien,
Und die Feuerſchlünde donnern, und des Brandes Fackeln glühn.
Deutſchlands beſtes Blut verrinnet unter frecher Mörderhand,
Und den hocherlauchten Mörder — ſchmückt ein ruſſiſch Ordensband!

Reißt ſie ab, die Ordensbänder, deutſche Männer, reißt ſie ab!
Werft ſie weg, die Stern' und Kreuze, welche Fürſtenhuld euch gab!
Seit man Mord mit Orden lohnet, iſt kein deutſcher Ehrenmann,
Wer noch ſtolz das Henkerzeichen, einen Orden, tragen kann!

Du allein nimm die verdiente Gabe aus des Zaren Hand
Und dazu — den Fluch des Volkes in dem eignen Vaterland!
Schmücke deinen Fürſtenmantel mit dem goldnen Ruſſenſtern!
Heft' es an, das Sklavenzeichen deines hohen gnäd'gen Herrn!

Trag' es einzig und allein nur, daß man dich von weitem kennt
Und bei deinem rechten Namen Rußlands feilen Schergen nennt!
Sei gezeichnet und verfehmet, daß mit Abſcheu und mit Grau'n
Auch die Kinder auf der Straße gleich in dir den Henker ſchau'n!

Preſſ' es recht genau auf's Herz dir — da, wo das Gewiſſen ſchlägt —
Wenn ein Held wie du noch eines in dem leeren Buſen trägt!
Ob dein Ohr vielleicht den Wehruf deines Volks dann überhört
Und ein fernes Todesröcheln dich in deinem Schlaf nicht ſtört?

Wenn in deiner letzten Stunde vor dich hintritt bleich und kalt
Mit der offnen rothen Wunde eine blutige Geſtalt,
Schlinge — daß du ſie nicht ſchauen mögeſt — dann mit matter Hand
Um die ſchon gebrochnen Augen dir dein ruſſiſch Ordensband!

Wenn erzitternd deine Seele vor den Richtſtuhl Gottes tritt,
Nimm dann deinen Ruſſenorden vor den Thron des Ew'gen mit!
Wirf ihn in des Richters Wage, wenn ſie dräuend vor dir winkt!
Leg' ihn in die eine Schale — ob vielleicht ſie niederſinkt!

Wehe! Wehe dir! — Die andre iſt von edlem Blute voll,
Das der offnen rothen Wunde des Gemordeten entquoll!
Hoch empor ſchnellt *deine* Schale! — Dann verzweifle, Henkergeiſt,
Wenn dein Lohn, die ſchwarze Hölle, jauchzend dich willkommen heißt! —

Dem Verdienſte ſeine Kronen — und dem Henker ſeinen Lohn!
Für den Mann des Volks drei Kugeln — einen Stern dem Fürſtenſohn!
Dem Gemordeten den Lorbeer von dem deutſchen Vaterland —
Und dem Mörder einen Orden von des Ruſſenkaiſers Hand!

Aus dem Jahre 1849 möge in der anonymen Lyrik wenigſtens einiger Stimmen über die Aufſtände gedacht ſein, die in Sachſen und Baden für die von der Frankfurter Nationalver-

sammlung beschlossene, von den maßgebenden Fürsten der größeren Bundesstaaten abgelehnte Reichsverfassung erhoben wurden. Mit welchem Humor die akademischen Legionäre des Dresdener Maiaufstandes die Situation auffaßten, zeigt z. B. ein von Leipziger Studenten gesungenes Lied nach der Weise des „Prinz Eugenius der edle Ritter", worin es hieß:

„Friedrich August, Sachsens König,
Der sein Volk liebt gar nicht wenig,
Wollt' einst haben ein Plästr;
Schützen ließ er aufmarschieren
Um sein Volk zu kujonieren
Und die Stadt zu bombardir.

Auf die Communalgarde thät man schießen,
Das mocht diese baß verdrießen
Und sie schrieen: „Revolution!" . . .

Auf diese Weise sei der Aufstand losgebrochen, und der König?

„Schon um sechs Uhr in der Frühe,
Als die Magd gemelkt die Kühe,
Lief der gute König davon;
Er floh auf dem Königsteine,
Wo er sitzt bei gutem Weine
Und bei Cymbal- und Harfenton." . . .

Indessen geht in Dresden die Beruhigungsaktion durch Schützen und Preußen weiter, bis zuletzt als Ergebnis gemeldet wird:

„Dresden thät sich rasch ergeben,
Läßt den guten König leben:
Ach wie ist der König gut!"

Aus der revolutionären Bewegung in Baden heraus ertönt als „Entgegnung auf die königlich preußische Proklamation" ein mit dem Titel „Preußens Bartholomäusnacht" genügend charakterisierter Protest gegen die Berufung Friedrich Wilhelms des Vierten zum deutschen Kaiser:

„Nein wir wollen keinen König, der sein Volk kartätschen ließ,
Wir entrollen unsre Fahne, unbefleckt schwarz, roth und gold,
Nur für Freiheit soll sie wehen und für Gott und Leopold."

Dem preußischen, durch Gottesurteil verworfenen „Menschenschlächter" wird mit nicht unberechtigtem badischem Selbstgefühl der edle Fürst des konstitutionellen Musterlandes entgegengestellt, der sogar bei dem von ihm unverschuldeten Umsturz im Großherzogtum, selbst nach den blutigen Scenen vom Mai und Juni 1849, seinen deutschen Hoch- und Freisinn bewahrte.

Eine herbe Kritik an der ganzen freiheitlichen Bewegung, natürlich zumeist an ihren agitatorischen Auswüchsen, wie sie

insbesondere in Baden in aufdringlicher und widerwärtiger Weise sich breit machten, wird in einem anonymen, als „Nachtrag zu Goethes Faust" sich selbst kennzeichnenden Dialog in Versen dargeboten, der im Jahre 1849 im Verlag von A. Bielefeld in Karlsruhe erschienen ist. Das Schriftchen betitelt sich: „Mephistopheles als Volksmann und Privatlehrer der Wühlologie und Michelhetzerei, in anarchischen Knittelversen". Der dämonische Didaktiker giebt dem Studenten der Hetzwissenschaft Amandus Lumpophilus überaus lehrreichen Unterricht in der Kunst, wie man die Unzufriedenheit der verschiedenen Stände und Schichten des Volkes zu demagogischen Zwecken auszunützen vermag, läßt zum Schlusse die republikanische Schweiz leben und entläßt den belehrten Schüler mit dem Segensspruch: „Vobiscum Hecker dominus!"

So kündigt sich die Reaktion — wie wir schon wiederholt in früheren Kapiteln dieses Buches zu zeigen hatten — auch in politischen Gedichten der Zeit an. Trotzdem aber blieb der Keim des Fortschritts, der sich im poetischen wie im politischen Drängen des unruhvollen Jahrzehnts Bahn gebrochen hatte, unverloren. In der Vorbereitung einer neuen Zeit, eines einigen Deutschlands und seiner verfassungsmäßigen Freiheit liegt der gesunde Kern der Bewegung der Vierziger Jahre, der auch durch alle Auswüchse und Uebertreibungen erregter Leidenschaften nicht verhüllt werden kann. Und daß die politische Lyrik zu dieser segensreichen Entwickelung machtvoll beigetragen und ihr Bestes gerade in diesem Sinne geleistet hat, dürfte sich für eine ruhige historische Betrachtung unwiderleglich aus unserer Uebersicht dieses Zeitraums ergeben. Hierin liegt ihre hohe nationale Bedeutung, der ihr ästhetisches Schwergewicht zwar nicht überall die Wagschale halten kann, aber doch ein weiteres Moment hinzufügt, das uns mit Freude und Erhebung auf die großen geistigen Kämpfe zurückblicken läßt, die uns erringen sollten, was wir jetzt mit Stolz unser Eigen nennen: ein mächtiges, einiges deutsches Reich.

Nachträge und Berichtigungen.

Der erste Versuch, die politische Lyrik eines vielbewegten, der Gegenwart bereits um ein halbes Jahrhundert entrückten Zeitraumes zusammenfassend darzustellen, konnte, wie dem Verfasser wohlbewußt ist, nicht sofort lückenlos und fehlerfrei gelingen. Sollte aber der Abschluß dieses Buches nicht bis ins Ungewisse verzögert werden, so mußte sich der Verfasser daran genügen lassen, die Fülle des ungeheuren Materials gesichtet zu haben und das Wichtigste, Beste, Charakteristischeste daraus seinen Lesern anzubieten, obwohl ihm manches lange gesuchte Gedicht unerreichbar geblieben ist. Mit Dank wird er daher jede Ergänzung und Berichtigung seiner Arbeit aufnehmen, die ihm von kundiger Seite zu teil wird — selbst wenn sie sich nicht im Gewande sachlicher Erörterung, sondern politischer Polemik gibt.

Zum Kapitel über den „freien deutschen Rhein" liefern Ergänzungen die „Klänge aus der Zeit, hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Beckersche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben von H. Funck, Erlangen, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung 1841." Zu den in unserm Buche vorgeführten Dichtern treten hier noch verschiedene Namen, von denen jedoch unsers Wissens keiner größere oder dauernde Bedeutung tung in der politischen Lyrik erlangt hat.

In dem Kapitel über Dingelstedt ist (S. 112) zu berichtigen, daß von dem scherzhaften „Duett zweier deutscher Dichter in einem Pariser Salon" das dem „Lebendigen" infinuierte philiströse „Wohlgeboren" nicht von Dingelstedt, sondern von Herwegh selbst verfaßt ist. Wie uns Hr. Alexander Gottlieb in der Stuttgarter Zeitschrift „Die Neue Zeit" belehrt, verdankt das Gedicht seine Entstehung einem launigen Wettstreit, womit beide Dichter Bérangers „le poëte de cour" nachahmten. Im zweiten Bande der „Gedichte eines Lebendigen" (kleine Ausgabe, Zürich und Winterthur, Verlag des Literarischen Comptoirs. 1843) ist das Gedicht auf S. 54 ff. abgedruckt. Dem genannten sozialdemokratischen Kritiker verdanken wir auch die Berichtigung (zu S. 130), daß Herwegh nicht eines „königlichen Hofkochs", sondern eines „armen Garkochs" Sohn war. Die königliche Amnestie für Herweghs Desertion aus dem Militär sei auch an die Bedingung geknüpft gewesen, daß der Dichter aus der Heimat auswandere. Die S. 132 Z. 26 erwähnte „Züricher Dame", an die sich Herweghs Widmung seiner Gedichte richtete, war Frau Karoline Schulz, die Gattin des deutschen Flüchtlings Wilhelm Schulz und stammte aus Darmstadt.

Von Herweghs „Xenien" im zweiten Bande der „Gedichte eines Lebendigen" ist noch folgendes nachzutragen:

Nicht an den Königen liegt's — die Könige lieben die Freiheit,
Aber die Freiheit liebt leider die Könige nicht.

Bei den Schlesischen Dichtern wäre nach Freytag, Ring, Löwenstein und Künzer (S. 405) noch Karl Weinhold anzureihen, der in Reichenbach geborene Jugendfreund und spätere Biograph des Grafen Strachwitz. Aus Friedrich Vogt's Nekrolog über den trefflichen Germanisten in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" (1902) ist zu ersehen, daß Weinhold in seiner Studentenzeit lyrische Gedichte von zeitgeschichtlicher Färbung verfaßt hat, die in dem von Gustav Freytag herausgegebenen Musenalmanach der Universität Breslau auf das Jahr 1843 gedruckt worden sind.

Zu den Norddeutschen Dichtern wäre (S. 435 Z. 8 v. u.) einzufügen: Von Ernst Curtius, dem großen Altertumsforscher, (geb. zu Lübeck am 2. September 1814, gestorben zu Berlin am 1. Juli 1896) hat sein Sohn Friedrich in dem Lebensbilde seines Vaters (Berlin 1903, bei Jul. Springer) mehrere Zeitgedichte aus dem Jahre 1848 und 49 mitgeteilt, die ihn als aufrichtigen Verehrer der Hohenzollern und namentlich des Prinzen von Preußen zeigen.

In Betreff Gottfried Kinkels (S. 469) ist anzumerken, daß wir trotz der Bedeutung des trefflichen Lyrikers bei dem beschränkten Raume dieses Buches auf die Wiedergabe einiger charakteristischer und denkwürdiger Zeitgedichte verzichten mußten, die aus den Vierziger Jahren stammend, in der Ausgabe von Kinkels Gedichten aus dem Jahr 1850 (Stuttgart, J. G. Cotta) noch nicht enthalten waren und erst später (Zweite Sammlung, 1868) zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind.

Von einem offenbar hochbegabten politischen Dichter G. Günther aus Kurland, von dem im Jahre 1847 ein durch Bilderfülle und Sprachgewalt an Freiligrath erinnerndes Gedicht auf den Tod Daniel O'Connell's in süddeutschen Blättern erschien, ist es uns nicht gelungen, weiteres zu erkunden.

Schließlich bitten wir um Berichtigung folgender Druckfehler:

S. 9 Z. 4 ist das Wort „meisten" zu streichen.

S. 74 Z. 9 und S. 81 Z. 10 v. u. lies: Freidank statt „Freidank" und „Vreidanc."

S. 85 Z. 20 v. u. muß es heißen: „Und trink' auf".

S. 102 ist „Lieder" statt „Leider" zu lesen.

S. 124 Z. 2 lies statt „gegen": „für".

S. 134 Z. 23 v. u. „Dolch" statt „Doch".

S. 138 Z. 13 ist statt „Thal" „Fluß" zu citieren.

S. 169 Z. 18 ist statt „1841" **1840** zu setzen.

S. 193 Z. 2 ist statt „Oestreichs" zu setzen: „Ostreichs"; es ist Rußland gemeint.

S. 292 Z. 21 f. v. u. sind die Worte: „von früh auf mit slavischem Geistesleben vertraut" zu streichen.

S. 326 Z. 1 v. u. lies „Manz" statt: „Mang".

S. 347 S. 3 v. u. ist **9** statt 6 zu setzen.

S. 367 Z. 9 v. u. statt 16. März **15.**

S. 376 Z. 9 statt „christliche" „eiserne".

Gedichtanfänge und Citate.

	Seite
Abdanken — ja, das ist das letzte Hoffen	371
Ach wir armen Narren	71
Ach, zwei Wünsche wünscht' ich immer	348
Adler, Tiroler Adler!	311
Allein, zu groß mir scheinend	428
Allen Mist vom Frankenlande	325
Alles fault und modert und das Land erstickt am Segen	400
Alles Traum nur und Rausch?	339
Alles um des Volkes willen	167
Als eine wahre Satansbrut	323
Als fegte man den Mist	224
Als in den Julitagen	287
Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte	191
Am Strand der Spree, da sitzt Borussia	409
An Deutschlands baldger Theit	352
An zweiundzwanzig Jahre sind's	362
Aergre dich nicht an den Fratzen	330
Arme Sänger, die ihr selber	325
Auersberg, du letzter Ritter	281
Auf dem Wege von Damasco	149
Auf den Hügeln steht er im Morgenrot	211
Auf in den Kampf, ihr deutschen Brüder	413
Auf, ladet eure Büchsen	481
Auf, Schleswig-Holsteins brave Streiter	457
Aufstieg ein Gestirn im Norden, es strahlte warm und hell	265
Aus dürrem Stabe wird das Laub noch brechen	73
Bald fliehen sie, die jetzt uns drohn, die frechen	286
Bald schied ein Denker, bald erstarb ein Dichter	105
Baut nur und fügt die Steine wohl den Steinen	416
Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen	251
Bei Reaction steht vornean	495
Bis der Zukunft Rosen blühen	173
Brause, Gott, mit Sturmesodem	140
Buchdruckerjubelfeste feiern	441
Censur! — Censur! Censur! — und stets Censur!	335
Centralgewalt, Centralgewalt	122
Da füllt er sich den Becher	98
Da habt ihr meines Satzes Probe	107
Da ihr noch die schöne Welt regieret	119
Da kam ein Leben in die Welt	242
Da sitzt er und schwatzt mit lallender Zung'	227
Das Banner Albions auf diesen Höhn?	424
Das Banner laßt des Zollvereins	168
Das Bestehende! und kann doch	458
Das Beten und das Bitten ist erlaubt	82
Das Brutale in der Rede	219
Das du dir rühmst so absonderlich klar am Münchener Himmel	441
Das Elsaß, rot im Schmuck der Purpurtraube	254
Das Fremdjoch knirschend tragen die Sarmaten	344
Das ganze Deutschland soll es sein	328
Das ist das neue Kanaan	323
Das ist der Teutoburger Wald	223
Das ist ein riesig Vorbereiten	279
Das ist Herr Ludwig von Baverland	228
Das ist leicht am offenen Markte	324
Das ist nun schon seit etlichen Jahren	354
Das Rheinthal hat gezittert	479
Das sind deutsche Lüfte noch	365
Das Thor verriegelt, diese Stufen leer	425
Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht	256

	Seite
Das Vaterland soll fest zusammenhalten	169
Das Volk ist aufgestanden	303
Das war ein lustig Ziehen	189
Das war ein März! Mit Veilchenkränzen	444
Daß als ihr euch zur ew'gen Ruh gestreckt	435
Daß die Kirche im Rapporte	325
Daß dir Herwegh also grollet,	285
Daß ich nicht viel Gesumse mache	409
Daß wir so das Fremde lieben!	59
Dein Banner war tiefschwarze Seide	270
Dem Kaiser nicht, dem Menschen galt mein Beten	319
Dem Verdienste seine Kronen	496
Dem Versteckten offne Frage	186
Den Franzen zu verachten	467
Den Fürstenbund seh' ich in Frankfurt am Main	351
Den man tückisch uns verboten	175
Denkt ihr daran, ihr heißgeliebten Brüder	313
Denn ach! so trüb und kalt wie ihn kein Ahnen	418
Denn wer hat so des Vaterlandes Wunden	165
Der deutsche Rhein! — Wie klingt das Wort so mächtig!	24
Der deutschen Einheit fehlen nur zwei Dinge	334
Der du in schwerer Zeit uns beigestanden	178
Der eine kann das Unglück nicht	236
Der Eitelkeit und der Genußsucht Dämon	354
Der Himmel ist blau! Er fällt nicht ein	390
Der in allertrübsten Tagen	172
Der Kaiser soll nicht erblich sein	301
Der König von Preußen, der hat eine Burg	377
Der Lenz, der frohe Lenz erwacht	372
Der neue Geist, durch unsre Dichter	449
Der Ochse brüllt, es grunzt das Schwein	82
Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen	187
Der Sturm im Lande	337
Der Thürmer stößt in sein silbernes Horn	392
Der Wächter, der die Nacht gesungen	118
Des Himmels Gut, der Völker Segen	379
Des Nachtwächters lange Fortschrittsbeine	114
Deserteur? Mit Stolz! Ich habe des Königes Fahne	130
Deutsche Träume — Gott befohlen!	364
Deutschland, Deutschland, o heiliger Name	56
Deutschland, Deutschland über Alles	51
Deutschland erst in sich vereint	53
Deutschland erwacht, und Bayern gab das Zeichen	447
Deutschland erwacht, wenn auch zum fremden Spotte	308
Deutschland ist Hamlet! — Ernst und stumm	195
Deutschland ist noch ein kleines Kind	231
Deutschland, o zerrissen Herz	142
Deutschland träumt. Vor seinen Träumen	408
Deutsche Worte hör' ich wieder	54
Dich, von den Prinzen unsrer Tage	348
Die Apfelsinen, lieb Mütterlein	224
Die deine Fluren einst mit Feuersaaten	477
Die einen sehn alle wie eine Röhre	428
Die ewige Jugend, dein Wiegengut	454
Die Freiheit, die Freiheit! Das ist ein frischer Trank	417
Die Freiheit, die ihr Hymnus preist	320
Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen	247
Die Freiheit und das Himmelreich	342
Die Freiheit und der Aeppelwein	496
Die ganze deutsche Litteratur	58
Die große Glocke von Erfurt	127
Die Kaiserkronen sind erfroren	73
Die Ketten, die mit Frankreich dich verschlungen	345
Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten	207
Die Lerche war's, nicht die Nachtigall	134
Die Maske fiel — noch nicht die Krone	302
Die Molche und die Kraken	466
Die Mosel ist ein deutscher Fluß	20
Die Nachtigall hat für den Aar gesungen	133
Die Papiere feilgeboten	276
Die Poesie umleuchte die Geschichte	139
Die Reden des Professors Dahlmann	300
Die Sage geht, es schläft im Felsenschlosse	399

	Seite
Die Sonnenblume ſchaut zur Sonne auf	396
Die Sterne, die dem Herzen unverloren	478
Die ſtolze Feſte, die vor fremden Waffen	477
Die Weber haben ſchlechte Zeit	491
Die Windsbraut tanzt mit dem Schifflein wild	357
Die Zeit iſt aus, wo Poeſie	322
Die Zwitter und die Zitterer	348
Dies war die Stelle, ſprach ein greiſer Krieger	26
Dieſe kleinen Schelmereien	177
Dieſer Jammer und dieſe Not	323
Dieſes Jahr war nur die Schule	301
Dir fehlt ein n an deines Glückes Sterne	73
Dir klatſcht die Menge, das kann ich nicht	355
Doch Gnade ſoll auf Erden	290
Doch ſtehn als einſam letzte Stützen	107
Drei und dreißig, vier und dreißig	438
Dreihundert Jahre ſind's, da ſprang vom Schlag	246
Drüben liegt Berlin, die Wiege	350
Du biſt nun auferſtanden	365
Du biſt und bleibſt am Ende netto	103
Du Cenſor, du Henker, du Mörder, du Dieb	349
Du deutſches Volk von vierzig Millionen	461
Du drückſt den Kranz auf eines Mannes Stirne	153
Du erkennſt ihn? — Ihn erkennen!? Kann ein Heſſe ſein vergeſſen?	100
Du haſt's gewagt! Der Würfel fiel	492
Du meiner allerſchönſten Töchter eine	344
Du ſankſt! Des Fanatismus Beute	474
Du ſollſt ſie noch, du ſollſt ſie wiederſchauen	169
Du warſt ſo deutſch im Mark und im Geblüte	345
Du wirf mit poetiſchem Donnerkeil	356
Durch die deutſchen Gauen ſchallt es	120
Durch tiefe Nacht ein Brauſen zieht	246
Edelſte Männer, ihr wollt zum Bunde der Deutſchen gehören?	338
Ein großer Teufel iſt ſchon Gog	80
Ein guter Bürger willſt du werden?	113
Ein heiß Gebet, befremdend wohl und neu	135
Ein Jahr lang rangeſt du in bittern Wehen	256
Ein Jubelfeſt von Deutſchland ganz allein	72
Ein Knabe lernte ein Gebet	57
Ein König ſei Original	109
Ein Leib, ein Leib nur für die deutſche Seele	394
Ein Mal der Schmach, um dich und mich zu ſchänden	344
Ein politiſch Lied, ein garſtig Lied	97
Ein Schiff der Moſel auf dem Rhein	193
Eine Bürgerkrone! Ich rettete einen der Bürger!	434
Einheit wollt ihr und wollt nicht ſie mit Einem Sinn?	381
Einſt hat ein beſſ'rer Mann gewagt	146
Emancipiert ſtets fort! Es verwechſelt ſich nur die Methode	120
Empörer wagt ihr uns zu ſchmähen	437
Endlich iſt gelöſt des Bannes Siegel	8
England, du haſt gehämmert und geſchmiedet	352
Entzwei das Tiſchtuch zwiſchen uns und jenen	126
Er ſchmäht der Helden Feſſelklang	297
Er ſpricht zu ſeinem Sohne	458
Er zürnt der Neu'rung Toben	8
Erfreue dich, du ſchwaches Geſchlecht	322
Ergreif' das Schwert, da deine Schuld du geſühnt	363
Erloſchen war des Freiheitsſinnes Flamme	422
Erſchien dir nie in deinem Leben	450
Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen!	143
Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall	42
Es geht ein finſtres Weſen um	308
Es hat der Fürſt vom Inſelreich	253
Es hat in unſern Tagen	64
Es iſt ein König in Thule, der trinkt	227
Es iſt nichts Luſt'gers auf der Welt	77
Es kam die Stunde, der König rief	354
Es klang ein Lied vom Rhein	23
Es lüſtete nicht den Verwaiſten, den Ball in die Lüfte zu ſchlagen	278
Es raſſeln die Räder der flüchtigen Zeit	370
Es ſcholl dein Lied mir in das Ohr	248
Es ſtehen im Vatikan die Büſten der Imperatoren	58
Es war ein ſeltner Lenz, er kam in Wettern	268
Es war einmal ein Frühling	96
Es wird ein Tag ſein, da die Höhen wanken	446

Seite

Fehlt euch, was Gesinnung man nennt, nichts hat es zu sagen 347
Fern von uns, dort überm Meeresarm 380
Festgebannt ans Land der Prose 472
Fluch! wer Aufruhr noch erreget 375
Frankreich pfuscht in deine Sachen 62
Freifrau von Droste-Vischering 405
Freiheit mit den schwarzen Augen 481
Freilich ein Fieber des Volkes, das revolutionäre 434
Friedericus Wilhelmus, lieber König und Herr 378
Friedrich August, Sachsens König 498
Frisch auf, mein Volk, mit Trommelschlag 156
Frisch auf, Tirol, und wag' es frei 307
Frisch auf zur Weise von Marseille 211
Frühling! Frühling! Die Feder wird zur Schwinge 137
Füllt die Gläser bis zum Rande! 87
Fürs Vaterland! Fürs Vaterland! 328

Gallomanen, Anglomanen 458
Ganz taugt euch das Heim'sche selten 472
Gehäufter Zündstoff, lange bedeckt von Moos 409
Gelegt hat sich der starke Wind 240
General von Wrangel, der lustige Held 377
Germania, zu keckem Hadern 340
Gern will ich sein ein Rater 87
Gesprengt sind deiner Burgen Thore 315
Gewahr' ich, Deutschland, wie an deinen Küsten 341
Giftkröte du! Verpeste nicht die Luft 349
Gleich einer Leiche lag auf der Bank 322
Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Zion öffne deine Thore! 160
Glück auf, mein Feldherr! Führe den Streich 282
Gott erhalte, Gott beschütze 285
Gott erhalte unsern Kaiser 284
Gott sei gedankt, nun darf man wagen 496
Groß und fertig, voll und ganz 128
Gründlich ergründen sie drin 120
Gürte mit dem Schwert die Lenden 346

Ha! eure Mauern, eure Wände 67
Habt ihr nicht Könige, die dichten 168
Hallelujah! Hallelujah! 70
Hast du noch Lebensodem 329
Hecker hoch! Dein Name schalle 476
Hell ist der Himmel! Hoch Donner und Strahl! 468
Heran, heran, du deutscher Mann 294
Herr Eisele ward in diesem Jahr 95
Herr Gott im Himmelslichte 31
Herr, in dieser Zeit Gewog 255
Herr Ludewig von Bayerland 228
Herwegh, du eiserne Lerche 233
Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß sehn! 267
Hiemit ich scheid 46
Hier im Ort ist das Gericht 490
Hier ruht nach kurzem Leiern 33
Hier stehe, treuer Wanderstab! 460
Hinweg! die besten Streiter matt 331
Historisch, mathematisch, taktisch 121
Hört ihr es gähren, brausen und stürmen ringsumher? 369
Hört, wie die Trommel schlägt! 69
Horch, Deutschland, auf den Hammerschlag 336
Horch, die Straßen auf u. nieder 293
Hundert Trauerglocken schallen 463
Hussah! Hussah! die Hatz geht los 482

Ja du bist's, der angezündet 374
Ja, in der Waffen Kraft 372
Ja, Sieg, so schreckt's mit blut'gem Hohn 371
Ja wahrlich, sie war schön, die Nacht der Barrikaden 179
Ja zage nicht in deiner Not 424
Ich alter deutscher Kaiser 415
Ich armer Sündenbock verschmachte 94
Ich bin ein Deutscher — dieser Stand 454
Ich bin ein Husar gewesen 76
Ich bin ein Preuße, singt nur einer 77
Ich bin ein Preuße, will als Preuße sterben 405
Ich bin Professor gewesen 85
Ich drückte mich nach Hause in kalter Regennacht 481
Ich grüße dich und weithin hall' es wieder 371
Ich habe nicht umsonst gerungen 98
Ich habe nie nach Gunst gesungen 249
Ich hab's gewagt! Und meine Fehde 139
Ich halt' es mit dem Zopfe 382
Ich laß' nicht die Kindlein wie Pharao 234
Ich mag sie nicht, die Franzen 486
Ich möchte auch einmal von Freiheit singen 432
Ich muß beängstigt wandern 343

	Seite
Ich sah ein Volk von Immen	256
Ich stimme für die Monarchie	81
Ich weiß, was es soll bedeuten	286
Ich wußt', ein König ist ein irrer Stern	150
Jedweder Zeit wird ihre eigne Sendung	116
Jetzt ist mein Herz der Sorgen frei	410
Ihr habt Anno 13 den Michel gewecket	63
Ihr habt euch zu Knechten der Vorwelt gemacht	58
Ihr habt gepredigt nun ein Jahr die neue treue freie Zeit	108
Ihr habt mich aus dem Paradies vertrieben	440
Ihr rüttelt an dem Königspalast	390
Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah	35
Ihr sitzet in Glanz und in Ehre geboren	277
Ihr spielt die Liberalen	66
Ihr wollt mir bauen eine Säule	487
Im düstern Auge keine Thräne	231
Im Garten von Schönbronnen	317
Ich Hochland fiel der erste Schuß	203
Im vor'gen März zu unserm Schrecken	124
In Berlin, der Stadt des Hegel	124
In dem hohen Kölner Dome	337
In dieser Zeit ist's nicht genug, wenn uns ein Lied geraten	434
In Frankfurt sprach man Preußen Hohn	427
In jedem Haus ein Klimperkasten	30
In Kümmernis und Dunkelheit	206
In Rumpf und Glieder jämmerlich zerbrochen	105
Indes die Freiheit ihre Saaten	307
Ist's doch ein Traum gewesen	255
Jüngst riß mich ein verwegner Traum	421
Just das Gegenteil des Lichtes	229
Kaiserstolz und Majestät	330
Kämpfend mit dem Flammenschwerte	474
Kaum hat besiegt die fränkische Habgier der Dichter durch Eintracht	20
Kaum hat das kalte Fieber der Deutschomanie euch verlassen	124
Kaum sind wir aber fort von Haus	74
Kecker Ban, komm nur an!	292
Kein besser Schachbrett als die Welt	202
Kein Lebewohl von unserm Munde	364
Kein offener Hieb in offener Schlacht	213
Kennst du das Land, wo die Kartätschen blühn	351
Kennst du das Land, wo Kuut' und Kantschu blühn	386
Klein Deutschland hier, Großdeutschland dort	124
Komm', flieh ein Land, wo sich die Dichter	109
Komme doch, komme doch, Prinz von Preußen	495
König von Preußen, du mußt sterben	128
Königsszepter, Königsmantel, und du, goldne Königskrone!	399
Köpft selber eure Missethäter	195
Krieg den Adlern! Krieg den Fürsten	474
Land des Rechtes, Land des Lichtes	391
Land meiner Sehnsucht, mein Entzücken	456
Laß uns zu der Deutschen Ehren	418
Laßt die Banner flattern	290
Laßt leben unsern Obermann	199
Leb wohl, mein Weib, sprach Hans ohne Land	238
Leutchens, höret im Jedichte	494
Leute, tretet rings heran	489
Liebäugle nicht mit dem Unverstand	283
Lodre, brodle	299
Mag der Franke den Marseiller singen	436
Man hat die Poesie verklagt	165
Man hat gefragt: ob du es wagen könntest	34
Mein Deutschland, große Dinge sind geschehn	433
Mein Deutschland, strecke die Glieder	161
Mein Deutschland trank sich einen Zopf	234
Mein Herz, ich will dich fragen	429
Mein Lehrer, mein Aristoteles	227
Mein liebes Kind, der Hof, das Haus	360
Mein Vaterland, betrachtend	66
Mich will's bedünken fast gleich einem Schwanke	253
Minen attischen Salzes bebaut man am Hofe zu Potsdam	394
Mir folget, was ich will vergessen	338
Mit den allerschönsten Typen	349
Mit der Allgemeinen Zeitung	60
Mit euren siebzig Stimmen habet	63
Mit Festgeläut, Standarten, Ehrenbogen	170

	Seite
Mit Gott für König und Vaterland	375
Mit mir zerfallen zerrt' ich an den Ketten	317
Mit Sang und Klang, als Reiches Retter	126
Mord und Kartaunen! was soll das bedeuten?	443
Nach Mekka zieht der Araber auf stolperndem Kameele	108
Nachfolger bin ich eines Bessern	297
Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen	226
Neben Hutten soll dein Vater sitzen	195
Nein, nicht denk' ich ungebunden	429
Nein, wir wollen keinen König	498
Nicht an den Königen liegt's	500
Nicht kompetent zu sagen	173
Nicht mehr in Versen u. in Prose	292
Nicht wahr, ihr grollt dem Manne nicht	122
Niemals wehrt sich der Esel	433
Nimm dich in acht, daß wir dich nicht	225
Nimmer kommet Teutschland mehr zum Falle	439
Nimmer zwar tagt es durch euch	394
Noch einen Fluch schlepp' ich herbei	140
Noch fällt mir bei, daß ich den Tageshelden	358
Noch hat der Deutsche eine Hand	155
Noch immer das hölzern pedantische Volk	222
Noch ist die Freiheit nicht verloren	174
Noch ist Preußen nicht verloren	375
Noch ist Teutschland nicht verloren	462
Nomen et omen habet!	120
Nous l'avons eu votre Rhin allemand	351
Nun, alter Fritz, nun ist es Zeit	178
Nun gut, so rutscht denn auf dem Knie	165
Nun heb' ich an zu singen, zu sagen	298
Nun öffnet Thür und Gaden	92
Nun rüstet eure Waffen	413
Nur einer still geblieben war	111
Nur Souveräne sind frei	338
Nur Worte hatten wir bis jetzt	168
O Alfred, neuer Wallenstein	316
O armer Gaul aus edlem Sproß	488
O Bassermann, o Bassermann	176
O Böhmen, fremdes grünes Blatt	296
O der Wandlung! Sonst ein Kerker —	101
O des Schicksals böse Tücke	67
O deutscher Geist! du großer weiter Sack	359
O Deutschland, Deutschland, Vaterland	414
O du Deutschland, edle Fraue	368
O Eichenbaum, o Eichenbaum	421
O Freiheit, Freiheit! Nicht wo Hymnen schallen	133
O glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Toten	198
O hätten die von Fallersleben	484
O Jubelbotschaft, die zu uns gekommen	136
O laß sie träumen den Kaiserwahn	162
O mein Heimatland, o mein Vaterland	480
O Preußenaar, der einst die scharfen Klauen	404
O Ritter, toter Ritter	131
O rolle stolz und frei, zieh deines Wegs gelassen	39
O Schmach und Schimpf, Europa, Dir!	243
O Tag der tiefsten Schmerzen	376
O verrauscht, ihr Freiheitsoden	398
O wer faßt dich ganz, mein Vaterland!	445
O wunderreiche Stadt der Neuhellenen	104
Ob Armut euer Loos auch sei	197
Ob ich einen Kaiser wollte?	176
Ob wir rote, gelbe Kragen	419
Oeffne, bayrische Walkyre	105
Oehlenschläger, Manzoni und List	393
Ordonnanzen! Ordonnanzen!	156
Partei! Partei! hier giebt es keine Mitte	400
Pfui über eine Welt und über Tage	422
Politisch Lied, du Donner	7 f.
(Schluß)	13 ff.
Prinz von Preußen, ritterlich und bieder	379
Räumet weg die fremden Zölle!	29
Reißt die Kreuze aus der Erden!	138
Ritter Georg, dich selber möcht' ich fragen	342
Roule libre et superbe entre tes larges rives	36
Ruft Sturm durch alle Lande weit	387
Russisch werden wir gar bald	88
Sag', wo ist Vetter Michels Vaterland?	96
Sagen Sie, mein grundgelehrter	349

	Seite
Sagt mir, wozu das Patent	393
Sämmtliche Stämme vereint	120
Schlage die Trommel und fürchte dich nicht	225
Schlaf, schlaf, schlaf	420
Schlenderte eines Tags verlassen	103
Schleswig-Holstein, meerumschlungen	430
Schleswig-Holstein, schöne Lande	430
Schmettre, du Lerche von Oesterreich	268
Schön auf deiner Väter Schlosse	109
Schwach sind unsrer Dichter Klagen	72
Schwarz-rot-gold, mit eurem Reich ist's aus	441
Schwarz und weiß aus schwarz-rotgold	124
Schweizerland, ich muß dich fragen	483
Seht, da liegt er auf dem Sopha	118
Seht, da steht der große Hecker	476
Sei getreu dem Glauben deiner Väter	463
Sei mir gegrüßt im Frühlingsblau	294
Sei mir gegrüßt, mein Oesterreich	282
Sei Schleswig-Holsteins eingedenk!	453
Seid einig, Deutsche, stürmen Feindesschaaren	417
Sein oder nichtsein! Das ist hier die Frage	123
Selbst schmiedet sich ein jeder sein Geschick	305
Senkt die Banner! Senkt die Blicke	387
Sie bleichten nicht, als rings in Finsternissen	202
Sie haben ihn da oben	21
Sie haben viel vom freien deutschen Rheine	342
Sie kam heran im wehenden Trauerflor	200
Sie sehen stolz hernieder	166
Sie sollen ihn nicht haben	17
Sie sollen ihn nicht haben, den Preußisch-freien Rhein	438
Siebenunddreißig in Eins	122
Sind nur darum Europas Staaten	75
Singen, Klingen, Schwätzen	340
Sklavenhandel! Weh ich zittre	79
So durch Helvetias Gauen windest	426
So ging es jüngst im Himmel zu	190
So hab' ich es nach langen Jahren	112
So lang ich den deutschen Michel gekannt	240
So mußten wir es denn erleben	97
So standen die Deutschen ehrenhaft	390
So wird es kommen, eh' ihr denkt	202
Soll fortan die Saite schweigen	466
Soll uns keine Hoffnung werden	96
Sonettchen an Amanda	384
Sprich selbst, ob du nicht mit gekrümmtem Rücken	345
Staat und Nation sind ein	458
Stehende Heere müssen wir haben	75
Steine! sie werden fürwahr	441
Stürzet den Mammon, dann werden versinken	438
Suche nicht das Heil im Westen	55
Süßer Frühling, holder Mai	169
's war einer, dem's zu Herzen ging	318
Swer lobt des snecken springen	81
Tapfrer Waidmann, Sohn der Berge	453
Teutsche Jugend, teutsche Jugend	475
Teutsche, reichet euch die Bruderhände	440
Thränen, herzbluttriefende, gießt stromweis	391
Tief im Schoße des Kyffhäusers	245
Tirol! Tirol! Du meine Heimat traut	309
Treue Liebe bis zum Grabe	51
Trommler, schlagt an und führt mich zum Platz	469
Trotz ihrem übermilden Sinn	361
Uebermüt'ge Triumphierer	155
Und Alles um ein Weib? Soll ich es glauben?	135
Und am Ziel der Siegespfade	427
Und brauset der Sturmwind des Krieges heran	22
Und dennoch ist der Teufel echt!	177
Und der König, der von Bayern	491
Und die fürstlichen Versprechen	80
Und dräut der Winter noch so sehr	254
Und du, der freie Sohn der freien Berge	28
Und fragst du noch nach deutschen Straßen	331
Und Herwegh sprach und hob das Glas: Sollen!	169
Und kennen wir nicht die Majestät	280
Und Klio zeichnet Ganganellis Namen	363
Und mag es sein, u. mag es sein	365
Und noch ein Mord! Und wieder eine Woche	126
Und nun ruf' ich in die Zähne	384
Und nun zum letzten Mal hinan	166
Und Preußens Stern sinkt schnelleren Laufs hinab	381
Und schauen auch von Thurm und Thore	435

	Seite
Und seid ihr auch in Jugendfrische	63
Und so wären's vierzig Jahre	157
Und wär' ein Galgen jeder Baum	55
Und warf das Meer des Lebens nicht erst heute	394
Und wenn ich wär' ein Zimmermann	384
Uns Nachbarn käm' es ungelegen	467
Verkühlet sind die römischen Blitze	276
Verlassen und traurig wandelnd	440
Verrat im West und Osten	401
Verschlechtert sich nicht dein Herz und dein Stil	229
Victoria! Auf Mailands Dom	125
Viel Sänger singen weit und breit	389
Vielleicht nach drei Jahrhunderten	168
Vom siamesischen Zwillingspaar	454
Von allen Wünschen dieser Welt	57
Vor zweiundzwanzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrieen	209
Vorwärts ist unser Losungswort	483
Vorwärts! rufen laut die Einen	343
Wach' auf, wach' auf, du deutsches Land	370
Wachet auf! ruft euch die Stimme	244
Wahrlich hier kann wieder gelten	103
Walhalla, Walhalla, was soll denn das sein?	66
Wann hängt einmal in deutschen Hütten	153
Wann will es Frühling werden	417
Warum denn fleht ihr wie die blinden Knaben	405
Was aber das Ende vom Liede war	412
Was ihr nur mit Schmach und Tod	132
Was ist des Deutschen Ehr' und Ruhm?	89
Was ist des Franken Vaterland?	442
Was ist, ihr Herrn, ein deutscher Patriot!	106
Was kommt daher in dunklen Massen	292
Was kommt heran mit kühnem Gange	291
Was liegt an uns? Wir werden kaum	450
Was macht den Dichter? Ein gemeinsam Band	470
Was macht denn Kaiser Ferdinand	491
Was predigt der Pöbel von Volksmajestät	380
Was schmerzlich oft die Seele mir durchwühlte	132
Was sie jeden Tag vollbrachten	61
Was sind Triumphezüge	373
Was soll uns denn der ekle Wortbrei frommen	313
Was thust du, Deutschland, bleicher Prinz der Dänen?	403
Was will das deutsche Vaterland	287
Weh den Eidbrüchigen!	296
Weib, gib mir Deckel, Spieß und Mantel	102
Weil Hoffmann von Fallersleben	420
Welch ein Leben! welch ein Streiten!	69
Welch schöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!	122
Wenn dich die ganze Welt verläßt	346
Wenn du erzählest, deutsche Geschichte	59
Wenn es unsre Fürsten wüßten	65
Wenn ich verachte heimliches Verschwören	274
Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knien	209
Wer konnte sich im Schmerz der Täuschung fassen	333
Wer war auf jenem braunen Roß	108
Wie auch der Würfel fällt	421
Wie bist du doch verachtet	415
Wie doch über Nacht verändern	341
Wie fürnehm bist du nicht geworden	128
Wie gern, Geliebte, möcht' ich sagen	304
Wie goldne Aepfel klingen	485
Wie hat im letzten Märzen	272
Wie heißt das Land, an dessen Kraft	471
Wie in alten Tagen Propheten und Poeten auferstehn	402
Wie ist doch die Zeitung interessant	61
Wie ist's so sonnig doch da drauß	415
Wie könnt' ich dein vergessen	54
Wie sie plaudern rings u. lachen	349
Wie viel man auch verspricht	81
Wir beten auch — unausgesprochen	173
Wir bieten auch aus weiter Ferne	478
Wir bleiben deutsch, so deutsch wie dieser See	368
Wir geben und der König nimmt	81
Wir haben den Aussatz geistiger Art	322
Wir haben lang genug geliebt	138
Wir haben's wahrlich trefflich weit gebracht	68

	Seite
Wir halten an der Farbe ſchwarz-rotgolden	447
Wir hatten gebauet	314
Wir hören von Deutſchland und freier Zeit	401
Wir leben in einem Widerſpruch	322
Wir preußiſchen Huſaren ſind flink bei der Hand	76
Wir ſchlafen ganz wie Brutus ſchlief	230
Wir ſollen hübſch im Paradieſe bleiben	83
Wir träumten lang; laßt uns erwachen	400
Wir träumten von einer Flotte jüngſt	232
Wir von Gottes Gnaden	123
Wir werden nicht als nackte Bettler lungern	473
Wir wollen Deutſche bleiben	288
Wir wollen ihn nicht haben	486. 487
Wir wollen ihn nicht laſſen	21
Wir wollen lieben Gottes Wort	90
Wir wollen mehr als Preußen ſein	487
Wir wollen uns, ächtdeutſch, begeiſtern	385
Wird dir die gute Zeit gewährt	180
Wird er erſcheinen?	174
Wo biſt du, o Volk, das dieſen Namen	301
Wo deine Legion, o Herr	465
Wo hellen Klangs ein Becher klirrt	414
Wo immer die Gefahr ſich drohend naht	447
Wo iſt des deutſchen Vaterland?	324
Wo kann der Dichter froher ſein	62
Wo ſolch ein Feuer noch gedeiht	23
Wofür ſie mutig alle Waffen ſchwangen	273
Wo iſt manch blitzend Gedankenſchwert	356
Wohl netzt' ich heiß mit Thränen meine Pfühle	257
Wohl ſo ziemlich, hab' in alt und jungen Tagen	181
Wohlan, ihr Neunmalweiſen	167
Wohlan! werft um! Reißt ein! Macht euch nur laut!	283
Wollt' ein König mir doch geben Penſion!	87
Wort und Geſinnung ſeien unſre Waffen	496
Zeigt, wie aus Trümmern neubelebt	168
Zeit iſt auch im Lande der Reußen	393
Zu Aßmannshauſen in der Kron'	199
Zu Biebrich hab' ich Steine verſchluckt	30
Zu Frankfurt an dem Main	159
Zu Koburg auf der Veſte	366
Zufriedenheit iſt ein Vergnügen	91
Zum Himmel bete, wer da beten kann	252
Zum Kreuzzug auf, ihr jungen Ritter!	457
Zum Völkerfeſt, auf das wir ziehn	205
Zwanzig Bogen, zwanzig Bogen!	171
Zwar iſt das Beſte von der Welt	81
Zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald	54

Namen- und Sachregister.

Die Namen der politischen Dichter sind durch gesperrten Druck, die Seiten, auf denen Gedichte der betreffenden Dichter oder Landschaften mitgeteilt sind, durch fetten Druck hervorgehoben.

Adel und Junkertum 51, 60, 67 f., 71, 119, 129, 131 f., 147, 155, 166, 223, 349, 352, 385, 410 f., 440, 450, 458 f.
Aegidy, L. K. 367, 369.
Abt, Franz 53.
Albrecht 102.
Allgemeine Zeitung 13, 19, 60, 107, 110, 143, 215, 221, 224, 298, 420, 444.
Allgem. Ztg., Kasseler 102.
Altenhöfer, Aug. Jos. 444 f.
Amerika 70 f., 202, 418, 454, 461.
Ancillon, Friedrich 227.
Antisemitismus 322.
Aristophanes-Aufführungen 225.
Arminius 60, 143, 192, 223, 401, 422.
— -Denkmal 11, 223, 328, 487.
Arndt, Ernst Moritz 3, 4, 5, 11, 19, 20, 22 f., 56, 136 f., 173, 240, 287, 327—332, 367, 442, 479.
Auerbach, Berthold 359.
Auersperg, Graf s. Grün, Anastasius.
Auerswald 126, 329, 426, 495.
Augsburg 67.
Ausländerei 6, 58 f., 458, 472.
Auswanderer 49, 70 f., 88, 279, 418, 454, 461.
Ausweisungen 84, 88, 360.

Bach, Dr. 369.
Baden 158, 173, 237, 324, 445, 450, 474—478, 498.
Bandel, Bildhauer 488.
Barbarossa 224, 243, 245 f., 330, 332, 368, 391, 399, 415, 434, 442.
Bartholomäusnacht 201 f., 302, 498.
Bassermann 159, 176, 299.
Batthyany, Graf 301.
Bau, Gefecht bei 436.
Bäuerle 280.
Bauernfeld, Ed. von 326.
Baumgartner 480.
Bavaria, Schwanthalers 105.
Bayern 104 ff., 228 f., 349, 439—451.
Bayr, August 289 f.
Bayrischer Landbote 20.
Bechstein, Ludwig 417 f.
Beck, Karl 142, 275—280, 287, 398.
Becker, Nikolaus 17—42, 222, 327, 396, 455, 500.
Beckerath 299.
Belagerungszustand 96.
Bellmann, E. G. 431.
Béranger 2, 5, 8, 64, 102, 137 f., 500.
Berlin 11, 61, 108 f., 124, 148 f., 205 f., 211 f., 350, 354, 368 ff., 403, 417, 423, 487, 492 ff.
— s. auch Märzrevolution.
Beseler 299, 447.
Beumer, J. P. 379.
Biebricher Steine 30, 342.
Binzer, Karl von 5, 314.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 223, 233.
Bismarck 9, 78, 255.
Bittkow, Theophil 369.
Blum, Robert 122, 162, 180, 210 f., 288, 412, 426, 463, 471 f., 496 f.
Bluntschli 130.
„Blutgericht", Das 490.
Böckh 290.
Bodelschwingh, Minister von 175.
Böhmen 160, 263, 295—306.
Böneke, Eduard 369 f.
Börne, Ludwig 127, 142, 398.
Bornemann 199, 495.
Bothmer, Max Graf von 447 f.
Böttger, Adolf 411 f.
Brachvogel, Emil 369, 370.
Brandenburg, Minister Graf 179, 377.
Braß, August 369, 370 f.
Braunschweig 427.
Brennglas s. Glaßbrenner.
Breslau 44, 79, 84, 94, 396.
Bretschneider, Generalsuperintendent 428.

Brockhaus 115.
Brunner, Sebastian **320—326.**
Bube, Adolf **417.**
Buchdrucker-Jubiläum s. Gutenberg-Jubiläum.
Bückeburg 224.
Buddelmeyer, Anjust s. Cohnfeld A.
Bundestag 5, 15, 45, 56, 60, 62 f., 65, 71 f., 101, 103, 117, 173, 217, 421.
Bunsen, Karl Josias **10**, 90, 158.
Bureaukratie 68 f., 70 f., 74, 78, 350, 453.
Bürger, Joh. Gottfried 474.
Bürgerwehr 208, 287 f. 306, 337.
Burns, Robert 5, 183, 197, 199.
Burschenschaft 5, 7, 169, 173, 240, 472, 491.
Butziger, Gustav **88.**
Byron 5, 352, 360.

Campe 45, 46, 52, 53, 78 f., 215.
Camphausen, 495.
Candidus, Karl **479.**
Cederstolpe, Theodor von 379.
Censur 15 f., 25, 32, 51, 58, 64, 73, 78 ff., 82, 90, 92, 118, 166, 171 f., 195, 199, 226, 274, 287, 289 f., 317 f., 335, 349, 350, 386, 393, 429, 456.
Censurfreiheit für 20 Bogen 171 f., 276.
Centralgewalt 122.
Chamisso, Adalbert von 102, 186, 318.
Charivari, Wiener 293.
Charleswang, A. Z. s. Langenschwarz.
Chemnitz, Matthäus Friedrich **430** bis **432.**
China 62, 72 f., 349.
Christian VII. von Dänemark 432.
Christian VIII. von Dänemark 11, 252, 440.
Christine, Königin von Spanien 153.
Cohnfeld, Adalbert 493.
Conservative 282, 285, 318, 372—382, 423, 427 ff., 465 f., 477, 484.
Constant, W. s. Wurzbach.
Constitution 2, 15, 63 f., 82 f., 89, 103, 107, 157 f., 170 f., 173, 226, 333, 494.
Cornelius, Wilhelm **29**, 475.
— Peter von 223, 228 f.
Cotta 61, 110, 115.
Curtius, Ernst 501.

Dahlmann 90, 102, 123, 164, 299, 300.
Dänemark 208, 246, 252 f., 338, 341, 346, 347, 364, 366 f., 377, 431—438, 440, 448, 479.
Dante 225, 247, 250.
Deeg, Joh. Gg. **445** f.
Deinhardstein, Ludwig 289.
Demagogenriecherei 28, 51, 59, 80, **136.**
Demonstrationssucht 11.
Denkmalwut 421.
Deppen Otto von s. Straß.
Destouches, Ulrich von **20** f.
Deutscher Bund 7, 56, 62 f., 64, 80, 173, 260 f., 458.
Deutsches Museum **164.**
Deutschkatholizismus 405, 428, 471.
Dichterpensionen 87, 185 f., 249 ff.
Dingelstedt, Franz 12, **26** f., **99** —128, 135 f., 159, 163, 287, 398, 500.
— Gedichte an und über ihn **133,** 226, 229 f.
Dittmar, Luise **478** f.
Dohm, Ernst 495.
Dom (Dombaufest) s. Kölner Dom.
Donau-Zeitung 267.
Donian A. 369.
Dresdener Aufstand 409, 411, 412, 498.
Drobisch, Theodor 408 f.
Droste-Hülshoff, Annette Freiin von **464** f.
Droste-Vischering 60, 405.
Duckwitz 176.
Duller, Eduard 315, 383, 471.
Duncker, Polizeirat 90, 489.
Duncker, A. 379.
Düsseldorfer Karneval 175.

Echtermeyer 163.
Eck, Gottlieb 369.
Eckernförde, Gefecht bei 366 f.
Ehrenlegion 65.
Eichhorn, Minister 78 ff., 94.
Einheitsbestrebungen in Liedern und Gedichten 142, 145, 147, 154, 176, 251, 276, 279, 334, 368, 372, 394, 399, 415, 417, 439 f., 441, 445, **447,** 456, 470.
Eisele, Friedrich 369.
Eisele-Beisele 95, 372.
Eisenbahnen 276, 412, 420, 421.
Elsaß-Lothringen **35,** 227, 254, 341, 344—346, 365, 431, 443, 467, **478** f.
Endrulat, Bernhard **364—367.**
England 5, 65, 90, 107, 183 f., **200,** 203, 243, 256, 346, 352 f., 381, **424,** 433, 473, 501.
Engländer, Hermann 285.
Erfurter Parlament 127.
Erk, Ludwig 49.
Ernst, Friedrich 448.
Ernst, Herzog von Sachsen-Koburg 366 f., 423.
Ernst August von Hannover 65.

Etzel, Anton von 379.
„Eulenspiegel" 460.
„Europa", Kühne's 433.
Ewald 102.
„Ewige Lampe" 495.
Eylert, Friedrich **374** f.

Falkenstein, Minister von 360 f.
Februarrevolution, Pariser 203 f., 473, 494.
Fecht, Karl Gustav **477** f.
Ferdinand, Kaiser 284, 294, 318, 371, 491.
Fetzer, Karl August 452, **458** f.
Findel, J. G. **449**.
Fliegende Blätter 95, 372, 476.
Florencourt, Franz Chasset von **427**.
Flotte, deutsche 143 ff., 161, 176, 226, 232 f., 308, 353, 362, 364, 424, 442, 454.
Foglár, Ludwig 316.
Follen, Karl 169, 472.
Follen, Ludwig 5, 169, 174, **472**.
Fontane, Theodor **382**, 405.
Förster, Ernst **416** f.
Franken **439—451**.
Frankfurt 103, 479, 496.
Frankfurter Parlament, s. Nationalversammlung.
— Bundestag, s. Bundestag.
Frankl, Ludwig August **291** f.
Frankreich 5, 10, 17—43, 62, 65 f., 183, 193, 203, 205, 220 ff., 226, 244, 253 f., 342, 371, 410, 424, 433, 436, 455, 467, 468, 473, 479, 483, 486.
Franz I., Kaiser von Oesterreich 121, 284.
Franz Joseph, Kaiser 284, 286, 319.
Franzosenfreunde 28 f., 221, 325, 371, 458, 477.
Freidank 74, 81.
Freie Blätter 350.
Freiheitslieder und -gedichte 92, 133, 134, 138, 156, 166, 174, 198, 206, 292, 342, 369, 371, 415, 417, 432, 446, 468, 481.
Freiligrath, Ferd. 6, 7, 12, 15, 19, **39—41**, 87, **97** f., 140, 152 f., 163, **182—214**, 217, 223, 232, 287, 308, 368, 398, 400, 466 f., 468, 471, 501.
Freimüthiger, Wiener 303.
Freischärler 158, 237, 473, 475, 481.
Frey, Justus **305** f.
Freytag, Gustav **401** f., 500.
Friedensmarseillaise 36—42.
Friedländer, G. 368 f., 492.
Friedrich der Große 3, 147, 178 f., 190 f., 358, 380, 404, 422, 450.
Friedrich August von Sachsen 498.
Friedrich Wilhelm III. von Preußen 10, 146, 157, 297, 354, 458 f.
Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 11, 18, 46, 56, 67, 84, 87, 90, 136, 145—152, 168, 172, 185, 191, 207, 222, 224 f., 226, 229, 264, 290, 329, 330, 381, 382, 460, 461, 471.
— Gedichte an oder über ihn: 10, 33, 108, 109, 146 f., 150 ff., 156, 170 f., 227, 234 ff., 249 ff., 265 f., 283 f., 297, 302 f., 333 f., 363, 373, 374, 380, 399 f., 409, 444 f., 450, 458 f., 489, 492 f., 494, 498.
Fröbel, Julius 484.
Fußenecker, J. G. 448.

Gäde, Heinrich 369.
Gagern, Friedrich Frhr. v. 126.
— Heinrich Frhr. v., 122, 159, 299, 300, 425, 473 f.
Gallomanie s. Franzosenfreunde.
Gaudy, Lt. von **379**.
Geibel, Emanuel 7, 12, 87, 154, 163, 186, 217, **242—259**, 275, 288, 465.
Geißel, Wiener 318.
Geltch, Joh. Friedr. **312—314**.
Gentz, Friedrich 113, 298.
Georg, König von Hannover 107.
Gerhard, Friedr. 369.
Gerhardt, Oberstlt. v. **375**.
Gerlach 460, 487.
Germanistik 4 f., 50, 58 f.
Gervinus, G. G. 14, 102.
Gilm, Hermann von **306—309**.
Giusti 6.
Glaßbrenner, Adolf **347—352**.
Gneisenau 190, 381, 465.
Goltdammer, Theodor 379.
Görgey, General 280.
Görres, Joseph von 428, 442.
Goethe 2, 3, 97, 124, 127, 225, 238, 241, 379, 438.
Göttinger Sieben 14, 65, 102, 107.
Gottschall, Rudolf 28 f., 171, 356, **396—401**.
Grieben, Hermann 18, **363** f.
Griechen 6, 58, 104, 228, 398, 472.
Grillparzer, Franz **280—285**.
Grimm, Jakob u. Wilhelm 4, 60, 65 f., 84, 102, 229, 487.
Groß von Trockau, Anselm Frhr. 450.
Großdeutschtum 117, 124 f., 272, 442, 447, 454 f.
Grün, Anastasius 7 f., **18** ff., 137, **263—272**, 287, 291, 306, 316, 321, 398, 408.

Grün, Gedichte über Grüns „Apostasie“ **14** f., 109, 135 f., 267, 281, **324** ff.
Grün, Karl **470**.
Grundrechte 12, 120.
Grunow, Wilh. 369.
Gruppe, O. F. **338** f.
Guizot 204, 473.
Günther, G. 501.
Gustav Adolf 428 f.
Gutenberg-Jubiläum 9, 72, 408, 441.
Gutzkow, Karl 11, 15, 154, 398, 408.

Hackenschmidt, Christian **478**.
Hallesche Jahrbücher 163.
Halm, Friedrich **319**.
Haltaus, Karl Friedrich 408.
Hamburg 224, 429.
Hamburger Brand 11, 72, 79, 168, 224, 424, 441, 464 f.
Hamburger literarische und kritische Blätter 433.
Hamlet 123, 195 f., 403.
Hannover **44** ff., 65, 84, 92, 102, 103, 107 f., 173, 224, **423**, 486.
Hansa 143 f., 246 f.
Hansemann, Minister 495.
Härdtl, Joseph 285.
Harmer, K. 450.
Harring, Harro **437** f.
Hartmann, Moritz 122, 279 f., **295**—**302**.
Haschka, Lorenz Leopold 284.
Hassenpflug 102, 110, 486 f.
Haydn, Joseph 20, 53.
Hebbel, Friedrich 430, **432**—**434**.
Hecker, Friedrich 88, 122, 123, 128, 158, 414, 473 f., 475 f., 499.
Hegel 4, 31, 124, 225, 325, 403, 459.
Heiliger Rock von Trier 11, 90, 405, 428, 487.
Heine Heinrich 6, 12, 15, **80** f., 112, 114 f., 149, 157, 163, 184, **215**—**241**, 286, 287, 302, 304, 321, 322, 398, 429, 464.
Heinrich LXXII. von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf 64 f.
Heinrichs, Emilie 436.
Heinsius, Julius 369.
Heinzelmann, Karl **375**.
Helfert, Jos. Alex. Frhr. v. 285, 289, 292, 293, 295, 491.
Helgoland 52, 424.
Hemans, Felicia 183.
Hendel, Georg 443.
Hengstenberg 31, 223, 359, 393, 460.
Hermannsdenkmal s. Arminius-Denkmal.
Herwegh, Georg 6, 7, 12, 13, 15, **23**, 99, **112** f., **129**—**162**, 163, 165, 169, 184, 186, 266, 287, 296, 364, 381, 389, 398, 426, 434, 452, 460, 465, 484, **500**.
— Gedichte an u. über ihn: 168, 189 f., 233—238, 247 ff., 285, 342, 354, 412, 466 f.
Hesekiel, George **376**—**378**.
Hesse, Gustav 369.
Hessen 30, **99** ff., 110, 342, 394, **424**—**426**, **471**—**474**, 486 f., 491.
Heyden, Friedrich von **332**—**336**.
Heyse, Paul 6, 364, **367** f.
Hinckeldey 405.
Hirschfeld, General von 378.
Hofberichte 61.
Hofer Volksblatt für Stadt und Land 443.
Hofferichter, Theodor 405.
Hoffmann von Fallersleben 3, 6, 7, 12, 15, 20, **29** f., 42, **44**—**98**, 99, 103, 106, 117, 133, 163, 165, 175, 177, 217, 232 f., 287, 341, 349, **484**,
— Gedichte über und an ihn: 98, 185. 364, 399, 420.
Hoffmann, C. O. 369.
Hohenstaufen 3, 392 f., 462.
Hohenzollern 218 f., 226.
Holland 72, 90, 226, 485.
Hood, Thomas 183, 197.
Hopf, Albert 369, **371** f.
Horn, Uffo **304** f.
Hornfeck 449.
Hosemann, Theodor 350, 351.
Hugo, Viktor 6, 183, 243, 325.
Humanismus 58.
Humorist, Der 317.
Hutten 3, 46, 73, 139, 140, 142, 153, 168, 195, 201, 274, 290, 471.

Jacoby 108, 149.
Jagdrecht 195, 450.
Jahn 173, 223, 240.
Idstedt, Schlacht bei 435.
Jeitteles, Andreas Ludwig s. Frey, Justus.
Jellacic, Ban 209 f., 291, 292, 293, 303, 320, 401.
Jesuiten 102, 262, 306 f., 308, 309 ff., 323, 363, 473, 482 f.
Inkompetenzerklärung des Bundestags 65, 103, 107, 173.
Johann, Erzherzog von Oesterreich s. Reichsverweser.
Johann, Prinz von Sachsen 200.
Johr, Hermann 369.
Jordan, Sylvester 99—102, 133, 195.

Jordan, Wilhelm 7, 12, 122, 176, **353—362**, 369, 496.
Joseph II. 291, 294, 297.
Italien 5 f., 203, 284, 468.
Italienischer Feldzug von 1848 125, 160, 286.
Itzehoer Nachrichten 431.
Itzstein, Adam v. 87 f., 173, 445.
Julirevolution 287, 292, 467.
Junges Deutschland 15 f. 215, 220, 436.
Junghegelianer 24, 42, 174, 220 f.
Juristen 59 ff.

Kaiserfrage 12, 128, 154, 176, 206, 245 f., 272, 283, 330, 299 ff., 342, 351, 362, 403, 427, 444 f., 474.
Kalisch, David 495.
Kammerlocher, Wilh. 448.
Kapper, Siegfried **292—294**.
Karlsbader Beschlüsse 64, 191.
Kaulbach, C. L. 448.
Keck, Karl Heinrich 437.
Keller, Gottfried 12, **479—483**.
Kerner, Justinus 452, **453** f.
Kerner, Theobald **454**.
Kinkel, Gottfr. 42, 395, 448, **469**, 501.
Kladderadatsch 404, 495.
Kleindeutschtum 117, 124, 127, 447.
Kleinstaaterei 57, 64, 120, 122, 142, 224, 230, 240, 415, 458.
Kleist, Ewald v. 3.
Kleist, Heinrich v. 3, 177.
Klopstock 3, 56, 221, 312, 445.
Köhler, Ludwig 418.
Köln 142, 210 f., 470, 479.
Kölner Dom 11, 24, 32, 57, 64, 159, 161, 162, 170 f., 222, 226, 336, 337 f., 355 f., 399, 416, 455, 464 f., 471.
Kölnische Zeitung 18, 20, 189.
Komponisten von „Deutschland, Deutschland über Alles" 53.
— des Becker'schen Rheinliedes 20.
— von „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" 431.
— der Wacht am Rhein 42, 43.
Königsberg 28, 149, 353, 354, 396.
Körner, Theodor 3, 5, 17, 86, 139.
Kosmopolitismus 6, 15, 28 f., 34, 36—42, 78, 193, 220 ff. 317.
Kossak, Ernst 350.
Kossuth 298.
Kreutzer, Konradin 20, 53.
Kreuzzeitung 376.
Kugler, Franz 367.
Kühne, Gustav 142, 275, 433.
Künzer, Gustav **405**.
Küstner, Intendant 290.
Ladenberg, Minister von 94, 378.
Lachner, Franz 53.
Lamartine, Alphonse de 17, 19, 35, **36—42**.
Lamberg 126.
Langenschwarz, Maximilian **84**. **478**.
Lasker, Jgn. Jul. 369.
Latour 126.
Laube, Heinrich 15, 122.
Leipzig 200 f.
Le Juge, Hugo 369.
Lenau, Nikolaus 109, 264, 270 f., **272—275**, 316, 398.
Lengerke, Cäsar von **429**.
Lentner, Jos. Friedrich 447.
Leon, Diego 152 f., 187 f.
Lepel, Bernhard von **363**.
„Leuchtkugeln" 448.
Lichnowsky, Fürst 122, 126, 329, 426.
Liégeard 53.
List, Friedrich 143, 460 f.
Liszt, Franz 237, 241, 393.
Logau, Friedrich von 3, 47.
„Lokomotive", Die 379.
Louis Philipp 28, 61, 64, 204, 473.
Lövinson, Moriz 369.
Löwe, Feodor **424—426**.
Löwenstein, Rudolf **404** f., 495.
Luck, Fr. 379.
Ludwig I. von Bayern **10** f., 18, 33, 168, **439** f.
— Gedichte an und über ihn 66, 104 ff. 228 f., 349, 428 f., 441, 491.
Ludwig, Otto **414—416**.
Luftschiffahrt 74.
Luther, Martin 47, 50, 66, 105, 141, 142, 192, 228, 248, 274, 358, 422, 428, 436.
Lutterott, von 311.
Lynar, Otto Fürst zu **336**.

Maiaufstand s. Dresdener Aufstand.
Mailand, Eroberung von 125, 160, 292, 303.
Majlath, Johann Graf 289.
Mainz 173, 207.
Malmö, Waffenstillstand von 123, 432 f.
Mankiewitz 369.
Mannheim 301, 475, 476.
Manteuffel, Otto von 177, 378.
Manzoni 393.
Marggraff, Hermann 3, 33, **343** bis **347**, 488.
— Rudolf **347**.
Marschner, Heinrich 20.
Marseillaise 211, 436.
— Arbeiter-Marseillaise 162.

Marseillaise, Deutsche 375, 413, 485.
— Friedens-Marseillaise 36—42.
— Schleswig-Holsteinische 436 f.
Märzrevolution 11 f., 15 f., 93, 96, 117, 124, 152, 158, 175, 183, 203—211, 240, 255, 368 ff., 386 ff., 409, 444, 461, 492 ff.
— s. auch Berlin.
Maßmann, H. F. 223, 228 f., **336—338**.
Mathy, Karl 159, 299.
Matzerath, C. 18, 19.
Mäurer, German **472** f.
Mautner, Eduard **315** f.
Mayer, Karl 232.
Mayer, J. G. 369.
Mecklenburg 84, **427—429**.
Meinhold, Wilh. **380**.
Meißner, Alfred **302—304**.
Mendelsohn-Bartholdy, Felix 290.
Menzel, Wolfgang 60, 235.
Merckel, W. von 379.
Methfessel, A. 20, 370.
Metternich 34, 110, 260, 285, 289, 320, 401, 473, 491, 494.
Michel, Peter Alfred **449** f.
Mieroslawski 478.
Militarismus 7, 74 ff., 166, 222, 287 f., 453, 481 f.
Minkwitz, Johannes **409** f.
Minding, Julius **372**.
Mohl, Robert und Moriz 122, 300.
Moll, F. E. 379.
Mommsen, Theodor 139, 155, **434**.
Mommsen, Tycho 434.
Monarchie 81 f., 204.
Monike, Edmund 369.
Morgenblatt, Stuttgarter 152, 267, 337, 347, 454, 462, 485.
Mosel 20.
Mosen, Julius **407** f.
Mücke, Lehrer 369, **372**.
Müller, Arthur 495.
Müller von der Werra, Friedrich Konrad 423.
Müller, Wilhelmine 369.
Müller von Königswinter, Wolfgang **468**.
Münch-Bellinghausen, s. Halm, Friedr.
München 104, 398, 440, 441.
Mundt, Theodor 15, 332.
Musset, Alfred de **35** f. 42.

Nadler, Karl Christ. Gottfried **476**.
Nante 372.
Napoleon I 6, 7, 19, 35, 110, 153, 188, 220, 223, 243, 358, 422, 472.
Napoleon III 346.
Nationalversammlung 12, 16, 92, 95, 117, 119 f., 122 127, 158 f., 161, 175 f., 212, 229 ff., 264, 299 f., 305 f., 361, 403, 425 f., 427, 442, **454**.
— s. auch Parlamentsmitglieder.
Nettler **419**.
Neuberth, Jul. 369.
Neubraunfels 49.
Neue Rheinische Zeitung 213 f.
Neuhof, Leberecht 369.
Neukomm 210, 211.
Neumann C. 369.
Neumünster 479.
Nicol, Günther 423.
Niedersachsen **423—427**.
Niendorf, Martin Anton 369.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 151, 157, 158.
Nitschner, J. F. 112, 125.
Nordmann, Johannes **315** f.
Novalis 54.
Nürnberg, J. 369.

Obert, Franz 312, **314** f.
O'Connell, Daniel 501.
Oehlenschläger 393.
Oktoberaufstand in Wien 94 f., 263, 282, 303, 318, 401, 410 f., 417, 491.
— s. auch Wien.
Oldenburg 341.
Olmütz 95, 210.
Oos, Gefecht bei 450.
Ordensunwesen 61, 70, 82, 107, 119, 135, 393, 443, 497.
Orientalische Frage 17, 243 f.
Orleans, Herzog von 348.
Ortlepp, Ernst **420—423**.
Oesterreich 57 f., 109 f., 117, 121, 125, 159, 160, 162, **260—326**, 401, 474.
Oesterreichisches Parlament 283.
Ostmarken 487.
Oetker, Friedrich 111, **424**.
Otto König von Griechenland 228.
Otto, Luise 412.

Paoli, Betty **320**.
Paris 110, 114, 204 f., 208, 287, 292.
Parität 66 f.
Parlament, Frankfurter s. Nationalversammlung.
Parlamentsmitglieder (Frankfurter) 122, 176, 264, 268, 295, 300, 305, 311, 329, 353, 442, 462, 465.
Partei 153 f., 188, 384 f., 400, 426.
Particularismus, preußischer 77 f., 124.
— süddeutscher 452.
Passau 106.
Paßzwang 51, 60, 74, 166.

Paul, Aug. 369.
Paulskirche s. Parlament, Frankfurter.
Paulus, Prof. 229.
Pfalz 213, 470.
Pfau, Ludwig 452, **460—462**.
Pfizer, Gustav 61, 232, 452, **454** f.
Pfizer, Paul Achaz 455.
Philistertum 29 f., 45, 69, 74 f., 91, 112, 290, 372
Philologie 58 ff., 350.
Phiſemer, Benno 285.
Pichler, Adolf von **309—311**.
Pilat 298.
Platen 3, 142, 146, 275, 296, 297, 332, 439, 445.
Polen 6, 7, 8, 80, 87, 146, 154 f., 157, 160, 180, 192, 194, 205, 208, 296 f., 303, 317, 361, 374, 378, 408, 467, 468.
Politiſche Lyrik 1 f., 5, 12 f., 15 f., 165, 166 f., 434, 457, 475.
Polizei 48, 51, 57, 78 ff., 88, 96, 175, 260, 361, 405.
Prantner, Karl 295.
Prechtler, Otto **294**.
Preßfreiheit, s. Cenſur.
Preußen 2, 4, 7, 57, 75—78, 83, 107, 117, 121, 123 f., 128, 140, 157 f., 159, 167, 177 ff., 191 f., 218 ff., 225, 346 f., 350, 373 ff., 327—382, 404, 405, 409, 427, 442, 494 f.
Preußenhaß 222, 452, 458, 461.
Preußiſcher Landtag 157, 349 f., 393, 394.
Prinz von Preußen, s. Wilhelm I.
Proteſtantismus 140, 219, 244 f., 358, 419, 428, 484.
Prutz, Robert 3, 12, **24** ff., 93, 99, 136, 157, **168—181**, 221, 232, 287, 355, 484.
Pückler-Muskau, Fürſt 129, 131 f., 189, 237.
Püttmann, Herm. 458, 490.

Radetzky 112, 117, 125, 280, 282 f., 286.
Radowitz 121, 487.
Ranke, Ernſt **418** f.
Rapp, Gg. **454**.
Raſtatt 301, 477.
Raumer 4, 223.
Reber, Balthaſar 340, **483** f.
Reder, Friedrich 405.
Redwitz, Oskar Frhr. v. 450 f.
Reichert, Hans Otto von **446** f.
Reichsverweſer 12, 120 f., 123, 125, 126 f., 159 ff., 208, 238 f., 268 ff., 425, 427, 453.
Rellſtab, Ludwig **379**.
Republik, deutſche 74, 81 f., 154, 158, 159, 205 ff., 208, 218, 304, 370 f., 387, 427, 474 ff.
Reuß 57, 64 f.
Revolutionslieder und -gedichte 138, 155, 179, 182, 185, 200—214, 303, 370 f., 387, 402 ff., 409 ff. 413, 434, 474 ff., 492 ff., 498.
Rhein 8, 10, 11, 16, **17—43**, 54, 64, 114, 138, 158, 134, 164, 170, 193 f. 226, 327, 402, 426 f, 479.
Rheinlande 220, **464—474**.
Rheinlieder **17—43**, 164, 337, 412, 426, 438, 441, 443, **485** f., 500.
Ring, Max **402—404**.
Ringler, Alexander 448.
Rochow, von 90.
Rodenberg, Julius 111, 424.
Röhr, Generalſuperintendent 428.
Roller, Emil 448.
Rollett, Hermann **286—288**, 438, 449.
Rom 32, 140 f., 146, 147, 162, 363, 487 f.
Ronge, Johannes 320, 358 f., **405** f.
Rösler 122, 448.
Rothſchild 238, 276 f.
Rückert 3, 108, 172, 229, 439.
Ruge, Arnold 78, 163, 220 f., 287, 296, **338**, 352, 458.
Rumpelmaier, Joh., s. Nordmann, Joh.
Rußland 29, 62, 88, 109, 151, 156 f., 192, 193 f., 195, 199, 256, 279, 351, 385, 386, 400, 434, 496 f.

Sachſen 200 f., **407—414**, 442, 498.
Sächſiſche Vaterlandsblätter 85, 470, 489.
Sallet, Friedrich von **383—386**.
Salon, Der 99, 102.
Salzpetition 394.
Sanders, Daniel 352.
Saphir, Moritz Gottlieb 317.
Savigny, v. 59, 90.
Schanz, Julius **412** ff.
Schaper, von 19.
Scharnhorſt 190, 381.
Schelling 223, 228 f., 359, 442.
Schenkendorf 3, 5, 11, 174, 218.
Scherenberg, Chriſt. Friedr. 382.
Scherr, Johannes 142, 154, 452, 459 f.
Schiementz, C. A. 369.
Schiller 3, 118, 119, 124, 130, 139, 140, 195, 279, 473, 474.
Schirmer, Adolf **429**.
Schleſien 93, **383—406**.

Schlesische Webernot 11, 90, 195, 231 f., 489, 490 f.
Schleswig-Holstein 11, 252 ff., 256 f., 338, 346, 364—367, 377, 394, 424, **430—438**, 447 f., 453, 458.
Schmeller, Johann Andreas **441**.
Schmid, Herm. 448.
Schmidt, Gustav Ad., s. Gruppe.
Schnauffer, Carl Heinr. 369, **475**.
Schneckenburger, Max **42** f.
Schneider, J. J. **484**.
Schnelle, S. 85.
Schnezler, August **474** f.
Schöler, Alb. Julius 379.
Scholz, Wilhelm 350, 351, 495.
Schön, H. Th. von 396 ff.
Schönlein Lukas 148, 158.
Schubart 3, 195.
Schults, Adolf **490** f.
Schumann, Robert 20.
Schurz, Karl 395.
Schuselka, Franz 174.
Schützenwesen 308.
Schwab, Gustav 232, 408, 452, **458**.
Schwaben **130** ff., 223, 230, 232, 234—236, 442, **452—463**.
Schwanthaler 105.
Schwarzrotgold 95, 117, 124, 138, 206, 240, 288, 294, 370, 441, 447, 451, 491, 496.
Schweiz 132, 173, 200, 203 f., 226, 468, 472, **479—484**.
Scott, Walter 183.
Seeblätter 475.
Seeger, Ludwig 12, **31** f., 449, 452, **455—458**.
Seidel, Heinrich Alexander 427—429.
Seidl, Joh. Gabriel 285, **317** f.
Senn, Johann **311**.
Sepp, Joh. Nepomuk **441—443**.
Shakespeare 123, 195 f.
Siebenbürgen 262, **312—315**.
Silberstein, August **294**.
Simrock, Karl 29, 47, **467**.
Simson, Präsident 127 f.
Slawen 6, 260 f., 288, 293 f., 295 f., 303.
Smets, Wilhelm **465** f.
Soldatenlieder 76 f., 131, 376 f., 379, 380.
Solger, Reinhold **352** f.
Sommer, Andr. 369.
Sophokles-Medaille 290.
Sozialistisches 162, 184, 197, 211 f., 219, 231 f., 245, 276 ff., 386, 461, 490 f.
Spanien 152, 187 f., 192, 242.
Spiller von Hauenschild, Richard Georg s. Waldau, Max.
Stahl 359, 460.
Staufer, Berthold s. Fetzer, Carl Aug.
Stein, Frhr. von 190, 381.
Steinäcker 378.
Stengel, Gg. 450.
Stieglitz, Charlotte 427.
Stieglitz, Heinrich **426** f.
Stirner, Max 352.
Stöber, August **35**, 478.
Stöber, Ludw. Ad. 478.
Storm, Theodor 139, 430, **434—436**.
Strachwitz, Moriz Graf von 7, **389—392**.
Straß, K. Fr. Heinrich **430**.
Straßburg 337, 344—346, 365, 424, 443, 479, 485.
Strauß, Viktor von 423 f.
Strodtmann, Adolf Heinrich **436** f.
Struve, G. v. 158, 444, 476.
Sundzoll 246 f.

Tagespresse 61 f.
Tauchnitz 90.
Teutoburger Wald 223, 419, 487.
Texas 49, 88.
Thadden-Triglaff, von 351.
Thiers 17, 19, 22, 148.
Thiersch, Bernhard 405, 416.
— Friedrich **416**, 443.
Thile 460, 487.
Thomas, Louis 369.
Thun, Graf Leo 315 f.
Thüringer Dichter **414—423**.
Tieck, Ludwig 172, 290, **378**.
Tieffenbach, Eduard **381** f.
Tirol 262, **306—312**.
Titelunwesen 71, 82, 107, 119.
Trautmann, F. 448.
Treitschke, Heinrich von 72, 88, 100, 221, 373, 438, 486.
Trier 207.
— s. auch heiliger Rock.
Trierische Zeitung 19 f.
Tschech, Bürgermeister 11, 489.
Tschechen 6, 263, 302, 468.
Tscherkessen 6, 111, 194.
Türkei 192, 243 f.

Uhland, Ludwig 3, 172, 367, 393, 452, 489.
Uhlich, Pastor 419, 428.
Ulrich, Titus **386—388**.
Ultramontanismus 104, 140 ff., 306 ff., 312, 320 ff., 440.
Ungarn 205, 214, 241, 261, **273**, 275, 280, 286, 303, 304, 312, 434, 468

Universität 291 f.
Usteri 89.

Van Aken 466.
Varnhagen von Ense 148.
Vaterlandslieder 51—56 313, 328 f., 365, 491 f., 414, 445 f., 456 f., 462, 471.
Venedey 122, 161, 176, 302.
Verdun, Vertrag von 340 f.
Verfassung s. Constitution.
Verlagsrecht 359.
Vischer, Fr. Th. 60, 122.
Vlamen 55.
Vogl, Joh. Nep. 292, 317.
Vogt, Karl 300.
Voigt, Bernh. Friedr. 113.
Volksblatt für Stadt u. Land 427.
Volkshymne, österreichische 284 f.
— preußische 372.
— schweizer 479 f.
Volksvertretung 82, 83, 380.
Vorwärts, Volkstaschenbuch f. d. J. 1844 173.
Voß, Joh. Heinrich 334.
Vossische Zeitung 374.

Wachensturm in Frankfurt a. M. 100.
Wackernagel, Wilhelm 165, **389** bis **343**.
Wagner, Richard **410** f.
Waitz 299, 300.
Waldau, Max 12, **392—395**.
Waldbrühl, Wilh. 448.
Waldeck 426.
Walhalla 11, 64, 66 f., 105 f., 228, 398, 416, 428 f.
Walther von der Vogelweide 3, 44. 47, 91.
Weber, Carl Maria von 86.
Weber Beda 311 f.
Webernot, Schlesische 11, 90, 195, 231 f., 489, 490 f.
Wechselrecht 120.
Weinhold, Karl 389, 500.
Weinholz, A. 369.
Welcker 95, 159, 161, 173.
Weyl, Josef, **318**.
Wickede, Fr. von 379.
Wien 61, 95, 109, 125, 209 f., 212, 262, 291—295, 303 f., 316, 371, 423, 473, 474.
— s. auch Oktoberaufstand.
Wienbarg, Ludolf **436**.
Wihl, Ludwig **466** f.
Wilhelm I. 21, 190, 208, 299, 362, 376 f, 379, 395, 495 f.
Wilhelm, König von Württemberg 130.
Windischgrätz, Fürst Alfred 95, 160, 299, 315 f., 318, 320, 496 f.
Winkelried, Arnold 423, 434, 436.
Wirth, Joh. Gg. Aug. 122, 130, 414.
Wolff, Adolf 369, 372, 492.
Wrangel 179, 377, 378.
Wullenweber 247.
Wurm, Christian 122, **443** f.
Württemberg 130, **452—463**.
Württemberg, Alexander Graf von **462**.
Wurzbach, Constantin 317.

Yvetôt, König von 64.

Zapf, Ludw. 448.
Zedlitz, J. Chr. Freiherr von 280, **285—286**, 289, 297 f.
Zeise, Heinrich 436.
Zeitungen s. Tagespresse.
Zeitung für die elegante Welt 275.
Zerboni di Sposetti, Julius von 285.
Zeughausturm 203, 208.
Zeune, August 229.
Zillerthaler, Vertreibung der 309 ff.
Zimmermann, Wilh. **462** f.
Zolling, Theophil 148.
Zwangsohn, Jakob s. Langenschwarz.
Zollschranken 24, 29, 51.
Zollverein 51, 64, 168, 222, 412, 420, 421, 452, 456, 486.

J. f. Lehmanns Verlag München, Heustrasse 20.

Der Kampf um das Deutschtum

betitelt sich ein neues, im Auftrage des Alldeutschen Verbandes herausgegebenes Werk, das in 20 Heften, die auch einzeln käuflich sind, zur Ausgabe gelangt.

Im „Kampfe um das Deutschtum" schildern bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschtums auf der ganzen Erde. Die geschichtliche, volkswirtschaftliche und politische Entwicklung jedes Landes kommt in anziehender Weise zur Darstellung.

Zum ersten Male wird hier in zusammenfassender Weise über alle deutschen Siedelungen auf der ganzen Erde berichtet und Mittel und Wege angegeben, deren diese Glieder unseres Volkes bedürfen zu gedeihlichem Fortbestande und kraftvoller Weiterentwickelung.

1. **Die Weltstellung des Deutschtums** von Fritz Bley . . Mk. —.80
2. **Deutsch-nationales Vereinswesen.** Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls von Dr. G. Schultheiß . . Mk. 1.20
3. **Die preußischen Ostmarken** von Christ. Petzet. Mit Sprachenkarte . . . . . Mk. 1.20

*4. **Schleswig-Holstein** von Pfarrer Jakobsen. Mit Karte.
5. **Elsass-Lothringen** von Reichsgerichtsrat Dr. Petersen. Mit Karte. Mk. 2.40
6. **Böhmen, Mähren und Schlesien** von Reichsratsabgeordnetem Karl Türk. Mit einer Sprachenkarte . . . . . Mk. 1.20
7. **Tirol** von H. Nabert . . . . . Mk. 2.—
8. **Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien** von Reichsratsabgeordnetem Prof. Hofmann von Wellenhof . . . . . Mk. 1.40
9. **Deutschtum und Magyarisierung in Ungarn** von Dr. G. Schultheiß. Mit einer Sprachenkarte. . . . . Mk. 1.40
10. **Schweiz** von Prof. Dr. Hunziker. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.20
11. **Niederlande und die alldeutsche Bewegung** v. Fritz Bley. Mk. 1.20
*12. **Rußland** von F. v. Löwenthal.
13. **Chile** von Dr. Johannes Unold. . . . . Mk. 1.20
*14. **Brasilien und die La Plata-Staaten** von Kolonialdirektor a. D. Sellin
15. **Mittel-Amerika, Mexiko, Bolivien und Peru** von Dr. W. Wintzer. Mk. 1.40
*16. **Nord-Amerika** von Prof. Dr. Goebel.
17. **Süd-Afrika — niederdeutsch** von Fritz Bley . . . . Mk. 1.—
*18. **Asien** von Dr. Neubaur.
19. **Australien** von Dr. Emil Jung . . . . . Mk. 1.40

Der Preis der Hefte beträgt je nach Umfang **Mk. 1.—** bis **Mk. 2.40.**

Abnehmer der ganzen Reihe erhalten diese zu einem um ca. 20 v. H. billigeren Vorzugspreise.

Die mit * bezeichneten Nummern sind bis jetzt noch nicht erschienen.